

22



Die christliche Kirche

17

Grundriss der christlichen Kirche

von

Katholische Kirche

von

von

von

von

von

von

von

von

von

von

von

B e l e n c h t u n g

der

V o r u r t h e i l e

wider die

K a t h o l i s c h e K i r c h e .

Von einem protestantischen Laien Dürichs.

Audiat et altera pars!

E r s t e r B a n d .

Erste Abtheilung.

Dritte, umgearbeitete, nochmals vermehrte und verbesserte Auflage.

Luzern, 1843.

Druck und Verlag von Gebrüdern Käber.

Augsburg,

in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Glaubens = Einheit

als

Grundlehre des Christenthums,

in Bezug

auf ältere und neuere Häresien.

Von

einem protestantischen Laien Zürichs.

Luzern, 1843.

Druck und Verlag von Gebrüdern Näber.

Augsburg,

in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Gründungs des Christenthums

in der

und ihre neue Form

von

dem christlichen Glauben

Anteile des

und die Wirkung von Christen

in der

in der

Vorwort zur ersten Auflage.

Indem der Verfasser sich durch Rücksichten höherer Art gedrungen fühlt, über den vorliegenden Gegenstand sein Urtheil öffentlich auszusprechen, macht er — mit der Denkungsart seiner protestantischen Brüder sattham bekannt — auf manch bitteres Urtheil sich gefaßt, und erklärt daher in Kürze, zur Richtschnur der berufenen sowohl als der unberufenen Critiker, die Absicht, welche dieser Schrift zum Grunde liegt.

Weit entfernt von der Anmaßung, etwas sehr Wichtiges oder Vollständiges geliefert zu haben, und nur wenig bewandert in den, zu gründlicher Bearbeitung dieses Stoffs erforderlichen Wissenschaften, glaubt er dennoch seine, durch vieljährige, unbefangene Prüfung erworbenen Ansichten für erheblich genug halten zu dürfen und zu sollen, um sie auch andern Wißbegierigen mitzutheilen. Anregung zu eigenen eifrigen Forschungen und zu ernstem Selbstdenken der Leser ist es demnach hauptsächlich, was der Verfasser durch Verbreitung dieser Bruchstücke bezweckt; und die Erreichung solcher Absicht wagt er um so eher zu hoffen, als unser jetziges Zeitalter immer empfänglicher für diese Angelegenheit zu werden scheint.

Wenn von tiefgelehrten, ausgezeichneten Protestanten schon in frühern Zeiten die Behauptung aufgestellt ward,

daß nur unwesentliche — allmählig eingeschlichene — Mißbräuche die kirchliche Scheidewand bilden, und daß alle streitigen Punkte leicht ausgeglichen werden könnten (S. Melanchtons Brief an Franz den Ersten, die Gegenrede von Hugo Grotius an Rivet, die Augsburger Confession von 1530, und das so ausführliche, als gründliche Gutachten der Universität Helmstädt, von Fabritius und Calixt), wem sollte dann nicht die Beseitigung dieser Spaltung, die Herstellung jener segenvollen Einheit als höchst wünschenswerth erscheinen! wer sollte nicht freudig zur Erreichung dieses wohlthätigen Zweckes mitwirken, wenn er bedenkt, daß die ehrwürdigsten Lehrer des Urchristenthums die Spaltung als die schwerste aller menschlichen Pflichtverletzungen, die Einheit aber als das erste aller evangelischen Geseze erklärten?

Der Verfasser gedenkt indessen, bei seiner Arbeit so zu Werke zu gehen, daß er zuvorderst die Einheit und Uebereinstimmung der Glaubenslehre, als unerläßliche Hauptgrundlage aller christlichen Gottesverehrung, darstellen, und die unbedingte Verwerflichkeit jeder Spaltung zeigen, dann die, durch vorübergehende Häresien älterer Zeiten bewirkten, kirchlichen Störungen erwähnen, hauptsächlich aber die im sechszehnten Jahrhundert ausgebrochene Kirchentrennung in ihrem Ursprung, Fortgang und ihren Folgen näher zergliedern, und schließlich einige der erheblicheren Abweichungspunkte zwischen den verschiedenen Confessionen, sowohl in Gegenständen der kirchlichen Disciplin, als besonders auch im Dogma von der Eucharistie, in ihr klares Licht setzen wird.

Bei den vorhabenden Erörterungen wird er sich einer deutlichen, allgemein verständlichen Schreibart nach Möglichkeit befleißigen, und über einzelne, aus fremden Sprachen

dennoch einfließende, Ausdrücke, am Schlusse dieser Schrift die nöthigen Erläuterungen nachtragen.

Redlich und bescheiden genug, um für jede angemessene Belehrung Dank zu wissen, wird er hingegen über die Angriffe leidenschaftlicher Streitsucht, — welche so oft und gern zu lästern, aber so selten und ungern zu prüfen pflegt —, im Bewußtsein reiner Gesinnungen sich ruhig hinwegsetzen.

Den Vorwurf des Plagiats gänzlich von sich abzulehnen, kommt ihm gar nicht zu Sinne; er erklärt vielmehr ausdrücklich, daß die Werke mancher, ältern und neuern Schriftsteller über diesen Gegenstand ihm bei seiner Arbeit zum Leitfaden dienten, und wohl auch, — insoweit derselbe wesentlich dem Gebiet der Geschichte angehört —, dienen mußten.

Die Anonymität kann keiner Entschuldigung bedürfen, da der Name nichts zur Sache selbst beiträgt, und weder Werth noch Unwerth derselben bestimmt; waren doch auch die ersten Herolde unsrer hochgefeierten Reformation, — wie jedem Freund der kirchengeschichtlichen Litteratur bekannt sein muß —, der Anonymität und Pseudonymität nichts weniger als abhold.

Was dann die Freimüthigkeit betrifft, so nimmt der Verfasser lediglich das große Vorrecht des Protestantismus in Anspruch, und stützt sich dießfalls auf das Ansehen sowohl eines berühmten Kanzelredners und Kirchenvorstehers, als auch eines ausgezeichneten theologischen Schriftstellers der reformirten Schweiz. Erstere erklärt in öffentlicher Rede, „daß alles Bestreben der Reformatoren einzig dahin gerichtet war, allen Christen ihre natürliche Freiheit zu denken und zu reden wiederherzustellen, und daß dieselben nur menschliche, — dem Irrthum und Fehler unterworfenen —, Mei-

nungen, keineswegs aber feste Gesetze und Vorschriften zu geben je beabsichtigten, daher sie auch nur als Elementarlehrer betrachtet sein wollten, und sich selbst gar kein Bedenken machten, ihre Lehre bisweilen aufzugeben und zurückzunehmen.“ Lekturer behauptet, „daß der unsterbliche Zwingli bloß die Bahn gebrochen, und der Welt ein, nur angefangenes Werk hinterlassen habe, welches immerfort umgestaltet und vervollkommenet werden soll; daher auch er und seine Mitarbeiter niemals die Zürcherische Kirche eine reformirte geheißen haben, daß dieselbe vielmehr eine forthin zu reformirende und ihrem Princip nach perfectible, unvollkommene Kirche sei, und daß überhaupt in der Stabilität (Beständigkeit, Stätigkeit) die wahre Pest, in der Mobilität (Wandelbarkeit, Veränderlichkeit) hingegen das eigentliche Leben unsrer Kirche bestehe.“

Comit dürfte dann wohl auch die freimüthige Forschung des Verfassers, in den Augen seiner Glaubensgenossen, als hinlänglich gerechtfertigt erscheinen.

Möge nun der protestantische Leser mit Unbefangenheit diese Schrift prüfen, etwelche Erweiterung seiner Kenntnisse daraus schöpfen, und — von manchem frühern Vorurtheil befreit — seine bisher vielfach und arg mißkannten, andersdenkenden Brüder, als Kinder Eines Vaters, als seine ältern Geschwister achten und liebge winnen lernen! Möge auch dieses Scharflein etwas dazu beitragen, um uns jenem ersehnten, — von dem Welt-erlöser selbst verheißenen, und daher unausbleiblichen — Zeitpunkt näher zu bringen, welcher der beglückten Menschheit den hehren Anblick Einer Heerde und Eines Hirten darbieten wird!

Philalethes.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ermutigt durch den ausgezeichneten Beifall, dessen sich die erste Auflage dieser Schrift zu erfreuen hatte, entschloß sich der Verfasser zu einer gründlichen und sorgfältigen Umarbeitung des Ganzen, mittelst welcher sich dasselbe nun, sowohl an Umfang als an innerm Gehalt, merklich von der frühern Ausgabe unterscheidet. Die vielen, und meistens nicht unwesentlichen, Zusätze sind das Ergebnis seitheriger, so unverdrossener als gewissenhafter Forschungen; und, hatte bereits der mangelhafte Erstlingsversuch allgemeinen Anklang gefunden, so dürfte wohl in der That die gegenwärtige Arbeit weit eher noch auf die Befriedigung der Leser Anspruch machen, — was jedoch hauptsächlich ihrem selbstgefühlten Geistesbedürfnis und rühmlichen Wahrheitstriebe, keineswegs aber dem eignen Verdienste des Verfassers zugeschrieben werden soll.

Indessen darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß eine seiner Hauptabsichten bei Veröffentlichung der ersten Arbeit nicht erreicht ward. Vergebens hatte er nämlich durch alle angemessenen, ihm zu Gebote stehenden Mittel Belehrung und Zurechtweisung auf wissenschaftlichem Wege hervorzurufen sich bemüht. Gestützt auf das große Vorrecht des Protestantismus, — auf Glaubens- und Gewissensfreiheit —, war der schlichte Late bereit, als ebenbürtiger, gleichberechtigter Kämpfe selbst mit gewandten Fachmännern in die Schranken zu treten; — ja er

hielt Letztere auch wirklich für berufen und verpflichtet, ihm Rede zu stehen. Allein die beabsichtigten Controversen unterblieben; — sei es, daß ein hohes Selbstgefühl den starken, überlegnen Geistern nicht gestatten wollte, sich zu dem naseweisen Autodidacten herabzulassen, indem sie dessen schriftstellerisches Erzeugniß keiner Beachtung werth hielten —, oder daß sie durch ein wohlbedächtliches Stillschweigen die unwillkommene Schrift eher zu beseitigen dachten. Der letzte Anschlag zeigte sich indessen bald als verfehlt. Die Schrift, einem längst und immer tiefer empfundenen Bedürfnisse belegend, zudem — ungeachtet so vieler Aufforderungen — dennoch unwiderlegt und unangefochten geblieben, brach sich schnelle und weite Bahn, selbst bis in die entlegnen Länder deutscher Zunge. Günstige Urtheile in vielen der angesehensten Zeitschriften, eine angekündigte Uebersetzung in die französische Sprache, und ehrenvolle Meldung in den *Annali delle sc. relig.* trugen wohl auch zu stärkerer Verbreitung das Ihrige bei, — und so war die erste, obgleich ungewöhnlich starke, Auflage in Bälde vergriffen.

Unter solchen Umständen sind nun allerdings lernbegierige Leser zu der Erwartung berechtigt, daß der Verfasser manches, was früherhin nur schüchtern angedeutet ward, mit entschiedener Zuversicht durchzuführen, sich zur freudigen Genugthuung rechnen werde.

Die Anonymität betreffend, laßt er solche ganz füglich fortbestehen, — wie sie dann auch bisher, seines Wissens, noch von keiner Seite war gerügt worden. Er selbst, von jeher jener Selbstsucht abhold, welche, durch den Aushängeschild des Namens, das Urtheil der Leser zum Voraus zu bestechen, und ihrer Unbefangenheit gewissermaßen einen moralischen Zwang anzulegen scheint, kann auch jetzt noch so wenig als früher einsehen, daß

der Name hier zur Sache das Mindeste beitragen, und für ihren Werth oder Unwerth irgendwelches Gewicht haben sollte.

Offnen Sinnes für jede Belehrung, wird er die redliche Absicht auch in seinem Gegner willig erkennen und ehren; nur soll die Polemik innert den Schranken wissenschaftlichen Anstandes sich bewegen. Immer stärker und häufiger ertönt leider in unsrer Zeit die Klage über den Recensentenunfug, welcher, — statt die Streitsache selbst gründlich zu erörtern —, bald zu arglistigen Verdrehungen und Winkelzügen, bald zu gehässigen Persönlichkeiten seine Zuflucht nimmt, und, den Gegner nur niederzuschimpfen und niederzuspotten, sich nicht entblödet. Wer immer mit dem Verfasser der vorliegenden Schrift die Fehde zu beginnen, sich versucht fühlen mag, dessen Angriff wird er getrosteten Muthes erwarten, verlangt aber mit Glimpf und Fug, daß derselbe vorher die Schrift vollständig und unbefangen lese, dann jede Rüge gehörig articulire, und ja nicht vergesse, daß auf dem Gebiet der Geschichte keine Tücke frommt, sondern nackt und rein jede Thatsache ausgemittelt werden kann und soll; bloßer Verdächtigung unsrer Absicht aber, und hämischer Lästung, — der Lieblingswaffe gewisser Leute —, geben wir zum Voraus gewonnenes Spiel.

Zu dieser Verwahrung sehen wir uns veranlaßt durch eine, unlängst über die Hallersche Geschichte der Bern. Kirchenref. in der N. Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz erschienene Critik, oder vielmehr barsche Abfertigung, worin auch nicht Eine der geschichtlichen, in der bekritelten Schrift angeführten, Thatsachen auch nur im mindesten berichtigt oder entkräftet, dagegen aber die muthmaßliche Absicht des Verfassers auf's unbühelichste verdächtigt, seine Persönlichkeit verunglimpft,

und mit vornehmer Anmaßung lediglich der Stab gebrochen wird, über eine Schrift, welche, bei der unbefangenen Lesewelt, den entschiedensten Beifall fand. Hohles Wortgepräng, Klügelei, gewagte Undichtungen, oder Schimpf- und Luftstiche sind doch wahrlich noch keine Kritik; und, wer mit solchen Waffen zu Felde zieht, bereitet nur seine eigene Schmach. Dergleichen Splitterrichtern rufen wir mit Lessing zu: „Wer in die literarischen Kritiken Persönlichkeiten einmischet, hört auf, Kunstrichter zu sein, und wird das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann: Klatscher, Unschwärzer, Basquillant.“ Auch Dr. Strauß, Verfasser der Lebensgeschichte Jesu (— in den Augen mancher theologischen Recensenten doch wohl eine vollgültige Autorität —) hält die „Verdächtigung des moralischen und religiösen Charakters des Gegners für die elendeste Waffe unmächtiger Angriffe“; und nach der Darmst. Allg. Kirchenzeitung „bringt derjenige, welcher seinen Gegner mit Schmähungen angreift, sich selbst in den Verdacht, daß die Sache, für welche er streitet und eifert, auf schwachen Füßen stehe.“ Mögen sich unsere kampflustigen Widersacher diese Winke zur Richtschnur dienen lassen! —

Was die Schilderung der Hauptreformatoren betrifft, so leisteten wir dem Verlangen der Schw. Evang. Kirch. Z. Genüge, welche die Veröffentlichung solcher Biographien als sehr wünschenswerth erklärt hatte, und darunter doch wohl nur gründliche, der Wahrheit gemäße Darstellungen, keineswegs aber bloß romantische Dichtungen verstehen konnte. War nun von den bisherigen Biographen fast ausschließlich für Glanz und Nimbus Bedacht genommen, und dagegen jeder Schatten mit ängstlicher Sorgfalt vermieden worden, so mußte hier freilich manche wesentliche Lücke ergänzt, und

dadurch die geschichtliche Wahrheit wieder in ihr unverkimmtes Recht eingesetzt werden. Diese Schilderung sowohl, als diejenige der Reformationsgeschichte selbst, schöpften wir übrigens aus den bewährtesten Urkunden, und gelangten auf diese Weise dann allerdings zu manchen, theils unerwarteten, theils wohl auch unerwünschten Entdeckungen. Wir fanden dadurch die Meinung einiger Historiker der protestantischen Schweiz bestätigt, daß nämlich „die kirchengeschichtlichen Quellen und Urkunden noch ungemein viel bisher Unbenutztes enthalten, das — hervorgezogen und bearbeitet — die einzelnen Epochen des Reformationszeitalters gleichsam in ein neues Licht setzen, manches Dunkle aufhellen, und ungemein viel zur Vervollständigung einer Geschichte beitragen würde, welche ihresgleichen nicht an Wichtigkeit und Interesse hat“.

Die Darstellung der schweizerischen Reformationsgeschichte gründet sich hauptsächlich auf die Werke Egid. Tschudis, — geb. 1505, gest. 1572 —, welche zwar ebenfalls auch unsern Gegnern zum Leitfaden dienten, jedoch so, daß sie sich meistens auf jene Citate beschränkten, welche ihrer eignen vorgefaßten Meinung zusagten, die ihnen unbeliebigen Stellen hingegen schlechtweg beseitigten, oder verwarfen. Neuere Scribenten konnten wir nur selten benutzen, da sie gewöhnlich mit Zusammenstopplungen sich begnügten, und zu sehr der leidenschaftlichen Einseitigkeit sich hingaben, wie wir, am Schlusse der Zwinglischen Biographie, näher zu zeigen den Anlaß finden. Ganz auffallend bewährt sich auch hier der Erfahrungssatz, daß an der Quelle selbst jedes Wasser am reinsten fließt, in seinem fernern Laufe aber mit fremdartigen Bestandtheilen immer mehr sich vermengt, und dadurch von seiner ursprünglichen Klarheit ungemein viel verliert

Unsere Vorliebe für Tschudi wird indessen bei Geschichtskundigen wohl keiner Rechtfertigung bedürfen; — verehrt und bewundert doch selbst Joh. v. Müller in ihm „den gelehrtesten und vorsichtigsten, den weit vorzüglichsten aller älteren und neueren Geschichtschreiber der Schweiz, den Redlichen, welchen die Parteilungen seiner Zeitgenossen zu keinem ungebührlichen Worte zu verleiten, — um kein Haar breit von der Wahrheit abzulenken vermochten.“ Glarean, Guilliman, Stumpf, Bullinger und andere Chronographen jener Zeit lobten seinen „alten Biedersinn, seine Stärke in der Alterthumskunde, seine durchdringende Urtheilskraft“, und benutzten daher auch gar häufig seine Chronik. Eben so läßt Hottinger seinen großen Verdiensten volle Gerechtigkeit wiederfahren, und rühmt „den unermüdeten Fleiß, mit welchem er die vielen — zum Theil nachher eingeäscherten — Bibliotheken und Archive sich zu Nutz machte.“ Iselin nannte ihn „das Orakel seiner Zeit.“ Füssli preist ihn als „den verehrungswürdigen Vater der eidgenössischen Geschichtschreibung.“ G. C. Haller in s. unschätzbaren Bibl. der Schw. Gesch. heißt ihn nur „den großen, den unsterblichen Tschudi, den Großvater der Schweizergeschichte“, und erhebt ungemein seine „Bescheidenheit, Genauigkeit und Unparteilichkeit.“ Und in der That sind die Jahrbücher seiner Nation voll von Tschudis rühmlichen Berrichtungen; selbst der giftigste Zahn des Neides und der Mißgunst wagte sich nie an den Charakter dieses Edeln; ja noch jetzt, nach einem Zeitraum von mehr als dritthalbhundert Jahren seit Tschudis Heimgang zu seinen Vätern, sind seine hinterlassenen Werke die Schiedrichter, deren Ausspruch die Gelehrten beider Theile ihre Streitsachen mit Ehrfurcht unterwerfen, wenn durch den Geist der Parteilichkeit

andrer gleichzeitiger oder späterer Schriftsteller, die That-
sachen nicht selten verworren und zweifelhaft gemacht
werden. (Wie sehr ist daher nicht zu bedauern, daß die
so eifrigen und edelmüthigen Anstrengungen Joh. v. Mül-
lers, für die von ihm im J. 1772 angekündigte Heraus-
gabe „der berühmten Eshudischen Chronik, als des Fun-
damentaltwerks der Schweizergeschichte“ an der übertrie-
benen Aengstlichkeit der damaligen Zürcher Regierung
gescheitert waren!) Auch die Glaubwürdigkeit der
andern, von uns angeführten Gewährsmänner dürfte
wohl ebenfalls nicht so leicht angefochten werden; und
zudem waren wir bemüht, solche, betreffenden Ortes,
gehörig in's Licht zu setzen.

Dem Wahlspruch jenes alten Historikers getreu,
hielten wir es übrigens für unerläßliche Pflicht, mit
ebenderselben Unparteilichkeit das Verwerfliche zu
rügen, wie dem Verdienst das gebührende Lob zu
zollen.

Wer dann, Anstoß an der, hin und wieder vorherr-
schenden, rücksichtslosen Entschiedenheit unsrer Schreibart
zu nehmen, geneigt wäre, der möge wohl erwägen, daß
wir einerseits jene tollkühnen Ausschweifungen des In-
differentismus und der Trivolität zu bekämpfen haben,
welche, in unsern Tagen kecker als je, ihre eherne Stirne,
selbst unter dem Schutze christlicher Regierungen, zur
Schau zu tragen, und mit Lästerei christlicher Religions-
gebräuche ein höchst frevelhaftes, ruchloses Spiel zu trei-
ben sich vermessen; — und daß wir anderseits zugleich
derbe Zurechtweisung jenen, so einbildischen als unwis-
senden, protestantischen Zeloten schuldig sind, welche je
länger je dreister, in Rede und Schrift, von Kanzel
und Katheder, in politischen Flugblättern, wie in Kir-
chenzeitungen, den Katholizismus nicht nur zu verdäch-

tigen und anzuseinden, sondern gar oft aufs Ungereimteste zu verlästern, und so das Urtheil der leichtgläubigen Menge irre zu leiten, nicht müde werden. Duldet der Protestantismus die Uebergriffe der Rationalisten, Fata-
listen, Latitudinarien, Naturalisten, Pantheisten, und wie alle diese bunten Spielarten noch weiter heißen mögen, — ja muß er sie, seiner eignen Grundlage und Wesenheit zufolge, dulden; so nehmen hintwiederum auch wir als Rigoristen ebendasselbe unbestreitbare Recht, ganz consequenter Weise, in Anspruch, und werden uns in dessen Ausübung durch keinerlei Anschläge noch Vorspiegelungen irre machen lassen.

Und nun in ernster Zeit noch ein ernstes Wort an unsre protestantischen Brüder, in den nahen und fernen Gauen deutscher Zunge!

Ueberall sehen wir der Sterblichen regen Forschgeist vorwärts streben in dem manigfaltigen Gebiete des menschlichen Wissens. So will es das allgewaltige Verhängniß; heilig ist sein Gebot; Gehorsam unsre Pflicht. Heran rückt, gemessenen, aber unaufhaltbaren Schrittes, die Zeit — schon vor mehreren Jahrzehnten von des menschenkundigen Savaters scharfem Seherblick mit Zuversicht verkündigt — wo, des endlosen Jagens und Haschens nach weltbürgerlicher Behaglichkeit müde, der Geist all seine Kräfte jener höhern Erkenntniß zuwenden wird, welche — zu lange schon unbeachtet, oder gar verschmäht — alle andern Wissenschaften doch so unendlich weit überstrahlt. Mag er auch anfänglich auf Irrwege gerathen, und in Labyrinth sich vertiefen; dieselbe höhere unsichtbare Macht wird dem redlichen Bestreben schützend zur Seite stehen, welche die Anschläge des frevelnden Uebermuths zu Schanden macht. Jene stolzen Kämpfen des Vernunftglaubens, welche in neuerer Zeit, als Herolde einer

allgemeinen Welterleuchtung, mit wahrhaft betäubendem Jubel begrüßt wurden, — was ist ihr Loos? Schon ist ihr hoch gehobener Arm gelähmt; schon beugen sie ihren Nacken. Bald werden auch ihre Namen der Vergessenheit anheimfallen, und ihr System, gleich einem täuschenden Lustgebilde, spurlos vorübergehen. So läßt die Vorsehung aus dem Uebermaße des Uebels selbst auch das Heilmittel hervorkeimen; und in jenem Staate, wo unlängst noch das hehre Christenthum zur trostlosen Mythe herabgewürdigt ward, sehen wir, nach kurzem Kampfe, bereits wieder das geschichtliche Element im Studium der Theologie, neuen Boden und festere Grundlage gewinnen.

In solch tiefbewegter, wirrenvoller Zeit wird jeder Besonnene freudiges Gehör einer Stimme leihen, welche ihn auf den lichten Pfad ruhiger, gründlicher Prüfung leitet, und gegen die tückischen Mächte des Irrwahns und Unglaubens ihn warnend schützt.

Auch das Ländchen unsrer Heimat scheint diesem rühmlichen Aufschwunge nicht fremd zu bleiben; dem Bestreben für die Vervollkommnung seiner äußern Lage und Verhältnisse wird es die Sorge für das Eine, was Noth thut, nicht ferner hintansetzen. Was es muthvoll begann, auch beharrlich zu vollenden, — ist nun seine, des Zieles würdige Aufgabe. Betroffen über die Schrecknisse der jüngsten Zeit, dürfte es aber den Grund derselben wohl überall eher zu suchen geneigt sein, als da, wo er wirklich zu finden ist, nämlich: in der folgerichtigen Anwendung und Entwicklung der, vom Protestantismus selbst gebotnen und gewährleisteten, unbeschränkten Glaubensfreiheit. — Was jetzt geschah, erscheint dem Geschichtsfundigen nur als Nachäffung jener kirchlichen Störungen, welche schon in den frühesten Zeiten nicht selten Statt fanden, immer jedoch durch kirchen-

rechtliche Autorität beseitigt wurden; durch solche Störungen kann und wird auch das große und unbestreitbare Vorrecht des Protestantismus fernerhin sich geltend zu machen, nicht ermangeln. Noch unlängst behauptete ja ein angesehener Theolog der reformirten Schweiz, daß nur im wandelbaren Fortschritte das kirchliche Leben gedeihen könne! Und welches Zeitalter hat je solch tolle Ausgeburten des Vernunftglaubens, der verwegensten Selbstvergötterung zu Tage gefördert, wie die ersten Decennien unsers erleuchteten Jahrhunderts? War es nicht ein f. g. Theolog und Professor der Dogmatik am Zürcherischen Gymnasium, welcher in neuerer Zeit, — von seinen geistlichen und weltlichen Obern ungeahndet —, das, dem Protestanten nicht weniger als dem Katholiken heilige, geschichtliche Christenthum als einen „frommen Betrug“ zu schildern, die neutestamentlichen Wunder als „baare Fabeln“ zu erklären, und auf solche Weise einen wahren theologischen Synismus zur Schau zu stellen, nicht erröthete? Und wer könnte wohl die Muthmaßung sehr gewagt finden, daß auch jüngere Theologen nur auf günstigere Verhältnisse warten, um rationalistischen Ansichten allgemeinem Eingang zu verschaffen, welche sie bereits in Rede und Schrift verständlich genug anzudeuten, kein Bedenken trugen?

Mögen dann die in dieser Schrift entwickelten Wahrheiten, — gültig für Völkerschaften und Jahrhunderte, nicht bloß für einzelne Individuen und wandelbare Zeitformen —, offenen Augen und Herzen zum freundlichen Leitstern dienen, und möge der hier gestreute Same ein empfängliches Erdreich finden, so ist des Verfassers geringer Arbeit die schönste Vergeltung zu Theil geworden.

Zürich, im Februar 1839.

Philalethes.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche dieser Arbeit des Verfassers, in der Nähe und Ferne, zu Theil ward, bestätigte die, von ihm früherhin mit Zuversicht ausgesprochne Erwartung, daß unser tiefbewegtes Zeitalter, müde des steten Haschens und Ringens nach den Scheingütern einer vergänglichen Gegenwart und äußerer Behaglichkeit, raschen Schrittes seine Forschungen und Bestrebungen jenem höhern Ziele zuwenden werde, welches, die endlose Zukunft umfassend, das Eine bildet, was jedem Erdepilger wahrhaft Noth thut.

Die höchst bedeutsamen Erscheinungen der neueren und neuesten Zeit, im Gebiete der theologischen Wissenschaft, war der Verfasser unverrückten Blickes zu verfolgen bemüht, und machte sich deren gewissenhafteste Prüfung zur ernstesten Aufgabe; auch verschafften die dadurch gewonnenen Resultate, dieser dritten Auflage einen erheblichen Zuwachs; und hatte schon die frühere — ungleich mangelhaftere — Arbeit des Verfassers sich eines, mehr als gewöhnlichen Beifalles zu erfreuen, so dürfte wohl auch die gegenwärtige, reichhaltigere, eine nicht weniger ermunternde und belohnende Aufnahme finden.

Wöchte nur eine Hauptabsicht des Verfassers diesmal nicht unerreicht bleiben! — Vergeblich hatte er bisher — und doch wohl ohne sich einer dreisten Unbescheidenheit oder Selbstüberschätzung schuldig zu machen — zu der Erwartung sich berechtigt gehalten, daß irgend ein tüch-

tiger Mann vom Fache es der Mühe werth erachten werde, mit dem schwächer gerüsteten Autodidakten in die Schranken zu treten. Nachdem nun einmal die Schrift durch zwei — und zwar sehr beträchtliche — Auflagen zu stark verbreitet war, um füglich von den Gegnern ignoriert, oder durch vornehmeres Achselzucken beseitigt zu werden, da lag es doch wohl nicht nur in der Befugniß, sondern vielmehr noch in der Pflicht redlicher, protestantischer Zionswächter, eine Zurechtweisung oder Widerlegung derselben — wenigstens zu versuchen. Der Verfasser ließ es auch wahrlich an mehrfachen und dringenden, öffentlichen Aufforderungen nicht ermangeln. Für unverdientes Lob wie für ungerechten Tadel gleich unzugänglich, behielt und behält er forthin für jede wohlmeinende Belehrung offnes Ohr und dankbares Gemüth; auf dem, von ihm nicht ohne Vorbedacht gewählten, Standpunkt der Geschichte, — wo keine Arglist noch Lücke frommt, wo jede Thatfache rein und klar ausgemittelt werden kann und soll —, wird er gerne jedem unbefangenen Widersacher Rede stehen; leidenschaftlicher Verdächtigung aber und hämischer Lästerei, — den Lieblingswaffen gewisser „starken Geister“ —, giebt er das Spiel zum voraus gewonnen.

Kühn schwingt, in neuester Zeit, der sich selbst vergötternde Vernunftglaube die Fahne des Aufruhrs gegen alle bürgerliche und kirchliche Ordnung, und läßt kein noch so schnödes Mittel unversucht, um den alterthümlichen Offenbarungsglauben der Vernichtung preiszugeben. Wahrlich, kaum wird eine spätere Generation es glauben können, daß in einem Zeitalter, welches mit Aufklärung und Toleranz sich brüstet, Reformirte es waren, welche — obschon mit den eigentlichen Lehrsätzen und Disziplinpunkten der katholischen Kirche, begreiflicher Weise

ganz unbekannt —, nur von blindem Haß und Groß angetrieben, sich zu Schiedrichtern in kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken aufzuwerfen, das Monopol der Intelligenz in Anspruch zu nehmen und ihre älteren Brüder zu bevormunden sich anmaßen; — und dieß alles, während gerade sie über jede Einmischung der Katholiken in Sachen der reformierten Confession, als eine nicht nur höchst unbefugte und vermessne, sondern widersinnige und empörende Rechtsverletzung sich entrüsten würden.

Bereits wird Strauß als zaghafter Feigling von einem Bruno Bauer, Feuerbach, Arnold Ruge und Andren, — Kraftgenies mit glutheißen Köpfen und eiskalten Herzen —, überflügelt. Wann vor einigen Jahrzehenden der große Jenaische Philosoph Fichte in den prophetischen Ruf ausbrach: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsre Religion“, so machen sich nun am rationalistischen Horizonte, als flimmernde Meteore, die erwähnten Herolde einer allgemeinen Welterleuchtung bemerkbar, von denen die Einen über das — dem Protestanten wie dem Katholiken gleich heilige — historische Christenthum schonungslos das Todesurtheil sprechen, die Andren aber das ganze Christenthum schlechthin als Lüge und Albernheit erklären. —

Und doch, — vernehmst und beherziget, protestantische Brüder, die so furchtbare als unumstößliche Wahrheit! — und doch sind diese vertwegnen Klüglinge eure ebenbürtigen Glaubensbrüder, welche nur das große Vorrecht des Protestantismus: „freie Forschung, — unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit“, ganz folgerichtiger Weise als ihr Palladium geltend machen, und diesem Grundsatz, mit voller Ueberzeugung, in Schrift und Rede huldigen. — Wie wollet, wie könnet ihr ihnen ein Recht streitig machen, welches

ihr selbst in Anspruch nehmt, und das die Hauptgrundlage all eures religiösen Glaubens bildet? Ihr öffnet die Thüre, damit jeder frei hinausgehen möge; aber wenn er davon Gebrauch zu machen in seinem Gewissen sich gedrungen fühlt, so tadelt und lästert ihr ihn, als einen Meineidigen und Ungetreuen. Welch ein Widerspruch!

Mögen dann immerhin die angesehensten Wortführer des strenggläubigen Protestantismus in lauten Klageruf über den Verfall ihres morschen Lehrgebäudes ausbrechen; wo ist das Ganze, welches man — allen Parteien gegenüber — das wirkliche und ächte System des Protestantismus nennen könnte? Wo soll man es suchen? In der heil. Schrift? Um in dieser zu finden, was Gott geoffenbaret hat, braucht man doch wahrlich nicht Protestant zu sein, und wer will die heil. Schrift in einer andern Absicht lesen, als um zu finden, was in ihr aufbewahrt ist. Oder in den symbolischen Büchern unsrer Confession? Aber diesen wird ja keine allgemein bindende Autorität zugestanden; nicht zu gedenken der vielen Widersprüche in der so verschiedenartigen Masse dieser Schriften. Oder in den dogmatischen Lehrbüchern unsrer Theologen? Man zeige uns auch nur ein einziges Werk an, welches ein allgemein gültiges, protestantisches Lehrsystem enthielte. — Ja es darf und soll, und es kann nicht von uns verhehlt werden: in dem eigentlichen, wesentlich bedingenden Prinzip des Protestantismus, so wie es schon von unsren Reformatoren aufgefaßt wurde, liegt nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst eine gewisse Nothwendigkeit des beständigen Fortschreitens, und somit auch einer beständigen Aenderung für die Theologie. Und hatte wohl Rousseau schon seiner Zeit Unrecht, als er — in seinen lettres de la montagne — behauptete: „Die

protestantischen Geistlichen wissen nicht mehr, weder was sie wollen, noch was sie sagen. Fragt man sie: ob Jesus Christus Gott ist? so wagen sie nicht zu antworten. Fragt man sie: welche Geheimnisse sie annehmen? so wagen sie nicht zu antworten. Man weiß weder, was sie glauben, noch was sie nicht glauben; ja man weiß nicht einmal, was sie zu glauben scheinen. Die einzige Weise ihren Glauben zu erhalten, ist die, denjenigen der Andern anzugreifen.„ Und in der That, wer vermöchte es in Abrede zu stellen, daß bei all dieser noch so grellen Meinungsverschiedenheit, doch die meisten protestantischen Theologen in Einem Punkte ganz wunderbar übereinstimmen, — in der Abneigung nämlich und dem Groll gegen den Katholizismus! — Von solchen Leuten gilt, was schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ein berühmter Schriftsteller der lateinischen Kirche, Tertullian, Aeltester von Karthago, sagte: „Sie hassen, was sie nicht kennen, und hassen es nur, weil sie es nicht kennen. Was ist aber ungerechter als, dasjenige zu hassen, was man nicht kennt. Ihr wollt nicht kennen lernen, was ihr hasset; als wißtet ihr im voraus, daß ihr es nicht hassen könntet, wenn ihr es besser kennen lerntet.“

Doch getrost! Aus dem Uebermasse des Unheils selbst wird und muß auch — die Weltgeschichte bürgt uns für diese trostvolle Wahrheit — zugleich das Heilmittel hervorgehen. Auch im tobenden Sturme der Elemente herrscht, ruhig und sicher, der ewigen Harmonie verborgne Allgewalt. Gerade durch jene tollkühnen Ausschweifungen der Neologen, Illuminaten, Nihilisten, Rationalisten, Fatalisten, Indifferentisten, — und wie jene bunten Spielarten der, aller göttlichen Offenbarung Hohn sprechenden, Freigeister weiter heißen mö-

gen —, werden alle Rechtlichen aus dem Schlummer aufgeschreckt und zum ernstesten Nachdenken gebracht; sie suchen Trost und Beruhigung da, wo sie allein zu finden sind, — nicht im Studium einer modernen Wissenschaft, welche, uneinig mit sich selbst und ein Spielball endloser Polemik, im steten Wechsel des Perfektibilismus ihr Gedeihen sucht und jede feste Grundlage verschmähzt, — sondern im gläubigen Festhalten an jener abgeschlossenen, alterthümlichen Lehre, deren heilsame Kraft, seit ihrer Offenbarung durch den göttlichen Welterlöser, sich achtzehn Jahrhunderte hindurch nie verläugnete, und an welcher auch forthin, wie bisher, alle feindseligen Angriffe des Irrwahns und Unglaubens, — gleich dem Wogenaufruhr am unentwegbaren Meeresfelsen —, ohnmächtig zerschellen werden.

Hauptsächlich ist es, in neuester Zeit, das freisinnige, opulente, in den wichtigsten weltbürgerlichen Beziehungen so mächtig hervorragende Albion, welches die hoffnungsvollen Blicke und die regste Theilnahme jedes wahren Menschenfreundes im höchsten Grade fesseln muß. In dem weltberühmten Orford und seinen ersten Lehrern Newman, Keble, Pusey erblickt ein großer Theil des gebildeten Brittanniens seinen freundlichen Leitstern, und bereits haben drei Vierteltheile des brittischen Klerus ihrem Lehrsysteme beigepflichtet. Auch Norddeutschland, namentlich das besonnene Preußen, öffnet Sinn und Herz dem gründlichen, unbefangnen Wahrheitsstudium, und immer größere Regsamkeit scheint daselbst im religiösen Gebiete einzutreten, da es sich um nichts Geringeres, als um die Wiederausöhnung der protestantischen mit der katholischen Kirche, in vollem Ernste handelt.

Und welche Hindernisse sollten diesem heilsamen Beginnen entgegenzutreten vermögen? Der geistreiche Eng-

lische Theolog Thorndyke, das Orakel seiner gelehrten Zeitgenossen, sagt: „Sobald die Protestanten eingestehen müssen — was noch keiner von ihnen je in Abrede gestellt hat — daß man in der katholischen Kirche selig werden kann, und von jeher selig werden konnte, so ergiebt sich hieraus auch ganz unwidersprechlich, daß sich keine Kirche von der katholischen trennen konnte, ohne sich, schon dadurch allein, vor Gott als schismatisch darzustellen.“

„Eben so bestimmt und unumwunden erklärten die berühmten Helmstädter Theologen in ihrem, an den Hof von Braunschweig abgegebenen, in mehrere Sprachen übersetzten, „Gutachten“: daß „alle Grundlehren der Religion auch in der katholischen Kirche bestehen, so daß man auch in ihr den rechten Glauben haben, christlich leben und selig sterben könne,“ — und daß“ die den Katholiken beigemessenen Irrthümer entweder bei ihren besten Theologen sich gar nicht vorfinden, oder doch auf bloße Wortstreitigkeiten hinauslaufen.“

So möge nun die vorliegende Schrift, mit redlichem Wahrheitseifer verfaßt, auch in ebender selben Gemüthsstimmung, mit offenem Sinne aufgenommen und geprüft werden! Dann kann auch der Erfolg nicht zweifelhaft sein; die feindseligen, nur durch Erziehung und Gewohnheit, gleichsam instinktmäßig fortgeerbten Vorurtheile werden schwinden, und von solch arger Verblendung befreit, dürfte wohl mancher unbefangene Leser jenem merkwürdigen Geständnisse Melanchtons beizupflichten sich gedrungen fühlen. Dieser, durch seine wissenschaftliche Bildung sowohl als auch durch seine gelassene und friedfertige Gemüthsart unter allen Reformatoren ausgezeichnete, über den bedrohlichen Ausgang des Geschäfts ängstlich besorgte, Freund und Lieblingschüler Luthers, war es, welcher — von seiner liebenden und geliebten Mutter

über die Tröstungen der Religion befragt —, noch auf dem Sterbebette erklärte: „Die neue Religion hat den meisten Schein, die alte aber die meiste Sicherheit für sich; in jener ist besser zu leben, in dieser läßt sich leichter sterben.“

Zürich, Ende April 1843.

Philalethes.

Einheit der Christlichen Glaubenslehre.

Ubi unitas, ibi perfectio.

St. Bernh.

Auf der Einheit beruht die Vollkommenheit.

Um die hohe Wichtigkeit und Unerläßlichkeit dieses Grundgesetzes anschaulicher zu machen, gehen wir auf die Stiftung des Christenthums zurück, und vernehmen sowohl die Willensmeinung des Gottmenschen selbst, als auch die Aussprüche und Zeugnisse seiner Apostel und ihrer Nachfolger, in den ersten Jahrhunderten der Kirche. Wir werden dadurch volle Gewißheit erlangen, daß Jesus Christus der Menschheit ein göttliches Gesetz brachte, und daß seine heilige Absicht war, alle Völkerschaften durch das Licht der Offenbarung in eine einzige Verbrüderung zu vereinigen. Eine Aufgabe, unerreichbar zwar für jeden sterblichen Gesetzgeber, aber würdig des, von Gott gesandten Welterlösers!

Deutlich erkennen wir diesen Hauptzweck der Offenbarung, nämlich die Berufung aller Völker der Erde und Vereinigung derselben zu einem Körper und einer Lehre, aus Jesu eigensten Verkündigungen. S. Matth. XXIV, 14. und vorzüglich nach seiner Auferstehung; Matth. XXVIII, 19. Act. I, 8.

Nirgends aber findet sich dieser Gedanke so herrlich entfaltet und durchgeführt, wie in jener traulichen Herzensergießung, in jenem hohepriesterlichen Gebet Jesu, welches uns der Jünger, „den er lieb hatte“, als unvergängliches Denkmal seiner göttlichen Huld und Weisheit aufbewahrte. (Joh. XVII.)

Eben war er im Begriff, vom irdischen Schauplatz seiner segenvollen Wirksamkeit abzutreten, als er noch seine Aposteljünger zum endlichen Abschied um sich versammelte. In anschaulichen

Sinnbildern führt er ihnen ihr gegenseitiges Verhältniß zu Gemüthe; er giebt ihnen, durch die Fußwaschung, das eindringende Beispiel der Demuth und Bescheidenheit; er stiftet jenes, ewig merkwürdige Gedächtnißmahl, bereitet sie auf die nahe Trennung vor, und verheißt ihnen, als trostvollen Beistand und Ersatz, den Geist der Wahrheit; er ermahnt sie, durch die lehrreiche Gleichnißrede vom Weinstocke, zur standhaften Anhänglichkeit an seine Lehre; er erklärt die Schüler und Jünger nun zu seinen erwählten Freunden, scharft ihnen gemeinschaftliche Liebe, als erstes Pflichtgebot, ein, und beruhigt sie, durch die feierliche Zusicherung der Erhörung ihrer Gebete. Dann richtet er Hände und Augen gen Himmel empor, und beginnt jenes salbungsvolle Gebet, welches, — wie einst im traulichen Kreise seiner geliebten und liebenden Freunde —, so auch jetzt noch und immer, die tiefste Rührung in jedem fühlenden Herzen hervorbringen muß. Der Gottmensch spricht von seiner nahen Verklärung, und schließt seinen letzten Unterricht hienieden, mit der feierlichen Aufforderung zur Einheit in Glauben und Liebe.

Heiliger Vater, — so fleht er aus tiefbewegter Brust zur Himmelshöhe empor —, erhalte, die du mir gegeben hast, in deinem Namen, daß sie Eins seien, gleich wie wir Eins sind. Auch für alle, die durch ihre Lehre an mich glauben werden, bitte ich, daß sie alle Eins seien, wie du in mir und ich in dir, daß auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesendet habest. Die von dir mir verliehene Herrlichkeit habe ich auch ihnen mitgetheilt, daß sie Eins seien, wie wir Eins sind, ich in ihnen und du in mir, auf daß, — so wiederholt der Welterlöser mit bedeutungsvollem Nachdruck —, sie vollkommen Eins seien, und die Welt daraus erkenne, daß du mich gesendet habest, und daß du sie liebest, wie du mich liebest. Ja, ich will, gerechter Vater, daß auch sie bei mir seien und meine Herrlichkeit sehen.

Wer kann diese Abschiedsrede Jesu lesen, ohne ihre hohe Bedeutung seinem Sinn und Herzen tief einzuprägen!? Der einzige Gegenstand seines letzten Gebetes, und der Zweck seines Opfertodes, war also: daß alle Menschen durch Einheit im Glauben verbunden sein sollen. Diese unzertrennliche Einheit seiner Kinder sollte die Welt von seiner göttlichen Gen-

bung überzeugen, — der Christlich einträchtige Brudersinn sollte die Ungläubigen gewinnen und die Ausbreitung des Glaubens beschleunigen. Dieß ist im V. 21 und 23 ganz klar ausgesprochen. Gäbe es wohl einen eindringendern Befehl für die Menschheit, als diesen Wunsch —, diese innigste Bitte, — dieß heilige Vermächtniß des Erlösers! Und wenn er vollends selbst erklärt, daß aller Erfolg, aller Ruhm seiner Sendung, nur von diesem Geist der Einheit abhänge, wer sollte da noch Ohr und Herz seiner Stimme verschließen können?!

In welcher Wonne und Entzückung mußten wohl die Apostel, bei Anhörung dieses Gebetes, versunken sein! welch tiefe Wirkung mußte ein solcher Ausdruck des Gefühls und der Wahrheit in ihnen hervorgebracht haben! Wie oft mögen sie an diese letzte Abschiedsrede zurückgedacht, dieselbe jeder neuen, durch ihren heiligen Eifer gestifteten Kirche, als Denkmal der Göttlichkeit Jesu verkündigt, und wie oft diese Abschiedsworte ihren Gläubigen, zur Warnung vor jedem Zwiespalt, eingeschärft haben!

Daß dieses Gebet Jesu auch wirklich das Loosungswort ihres evangelischen Eifers war, daß sie die Glaubenseinheit, als Hauptgrundsaß des Christenthums, verkündigten, ersehen wir aus zahlreichen Beweisstellen der heiligen Schrift, vorzüglich Röm. XII, 4. 5. 16. XV, 6. XVI, 17. 1 Cor. I, 10. XII, 12. 13. XIV, 33. 2 Cor. XIII, 11. Ephes. II, 16 — 22. IV, 1 — 6, 13 — 15. Phil. I, 27. II, 2. Tit. III, 10, 11. 2 Joh. 10. u. s. w.

Nächst der heiligen Schrift, entnehmen wir auch aus der Ueberlieferung der ersten Jahrhunderte die unläugbarsten Beweise, daß die Urchristen über das Dogma der Glaubenseinheit die lebhaftesten, deutlichsten Begriffe hatten, indem sie nicht nur aus den Schriften des Neuen Testaments diese Lehre schöpften, sondern überdieß noch den unschätzbaren Vortheil genossen, dieselbe aus dem Mund der Apostel selbst sowohl, als ihrer ersten Gehülfen zu vernehmen, welchen die Nachwelt den schönen Namen „apostolischer Männer“ beilegte, und deren ehrwürdige Stimmen auch wir nun hören werden.

Die älteste Urkunde aus jener Zeit sind wohl die Briefe des heiligen Clemens, welche von den Vätern beinahe denjenigen der Apostel gleichgeachtet werden; er begleitete, wie Titus und Timotheus, den heiligen Paulus auf seinen Reisen und gieng mit ihm

nach Rom, wo er im Jahr 89 dem heiligen Petrus als Bischof nachfolgte. Aus Veranlassung eines in Corinth, wie zur Zeit Pauli, sich erhobenen Streites, schrieb er an die dortigen Gläubigen einen trefflichen Brief (c. 14. N. 46.), welcher in allen Kirchen des Orients, lange Zeit hindurch, zugleich mit den canonischen Büchern vorgelesen ward. Er beklagt darin die, unter ihnen ausgebrochene „gottlose und abscheuliche“ Spaltung, ermahnt sie, zu ihrer vorigen Frömmigkeit zurückzukehren, und macht sein ganzes Ansehen, als apostolischer Oberhirt, zu Herstellung der Einheit geltend. „Warum“, so schreibt er, „ist Trennung unter euch? Haben wir nicht einen Gott, einen Christus, einen Geist der Gnade, einen Beruf in Christus? Seid ihr so weit in der Thorheit gekommen, daß ihr die Glieder auseinander reißet und gegen den eigenen Leib wüthet?“

Hermas, Schüler des Apostels Paulus, sagt: „Die Kirche hat nur Einen Leib, Einen Verstand, Einen Sinn, Einen Glauben und Eine Liebe.“

Ignaz (jugenannt Theophorus — Gottesträger —, Schüler des Evangelisten Johannes), welcher den Erlöser nach seiner Auferstehung selbst gesehen zu haben bezeugt (*ego vero et post resurrectionem in carne eum vidi*, schreibt er, *epist. ad Smyrænos* S. II. p. m. 5.), und nach dem Tode des heiligen Evodius, Bischofs von Antiochien, das dortige Hirtenamt während vierzig Jahren verwaltete, dann aber im Jahr 107 zu Rom, auf ein Nachtgebot des Kaisers Trajan, von wilden Thieren zerrissen ward, schrieb mehrere Briefe an die Gemeinden von Smyrna, Ephesus u. a., welche als die kostbarsten Denkmale des Glaubens und der Disciplin der ersten Kirche betrachtet werden, und worin er die Gläubigen vor jeder Spaltung, als vor dem größten Unheil, warnt.

Polykarp (Bischof von Smyrna, Schüler des heiligen Johannes, und Lehrer des Irenäus), welcher in einem Alter von neunzig Jahren noch die Reise gen Rom unternommen hatte, um sich mit dem Papst Anicet über Gegenstände der Kirchenzucht zu besprechen, und dann im Jahr 166 in seinem hundertsten Lebensjahre zu Smyrna den Martertod litt, drückt in seinem Brief an die Philippiner, seinen vollen Abscheu gegen alle Sektirer aus.

Iustin, welcher, — nachdem er in allen Büchern der gelehrten Heiden die wahre Weisheit umsonst gesucht, und sie endlich in den

heiligen Schriften der Christen gefunden hatte —, im Jahr 167 zu Rom, unter der Regierung des Kaisers Mark Aurel, als Märtyrer starb, verfaßte zu Gunsten der Christen zwei Schutzschriften, deren eine er dem Kaiser Antonin dem Philosophen, und die andere dem römischen Senat überreichte, in welchen beiden er, sowie in seinem Gespräch mit dem Juden Trypho, die Kirche als eine Einzige, unauflösbare Gemeinde darstellt.

Irenäus, geb. im Jahr 120, gest. als Märtyrer im Jahr 203, Schüler Polycarpus, zuletzt Bischof in Lyon, sagt in seinem gründlichen Werk über die Häresien B. 1. K. 3.: „Keine Reform kann so vortheilhaft sein, als das Uebel der Spaltung verderblich ist.“ Und ebenderselbe B. 4. K. 33.: „Gott wird diejenigen, welche Spaltungen herbeiführen, als grausame Menschen verurtheilen, die keine Liebe für ihn haben, nur ihren eignen Vortheil, nicht die Einheit der Kirche, beabsichtigen, den glorreichen Leib Jesu Christi auflösen, zerreißen und, soviel an ihnen liegt, vernichten, von Frieden zwar immer sprechen, aber Krieg und Entzweiung stiften“ u. s. w. An einer andern Stelle: „Mögen die Sprachen auf der Erde auch noch so verschieden sein, so ist doch überall der Inhalt der Ueberlieferung nur einer und derselbe. Und weder die Kirchen, welche in Germanien gestiftet sind, glauben oder lehren anders, noch die in Spanien oder Gallien, oder die im Orient, oder in Aegypten und Sydien, oder die, welche mitten auf der Erde liegen.“

Dionys, Bischof in Alexandrien im Jahr 252, schrieb an Novatus: „Wenn es dich im Ernst schmerzt, diesen Irrweg eingeschlagen zu haben, so beweiße es durch schnelle Rückkehr; lieber alle Leiden ertragen, als sich von der Kirche Gottes trennen; wenn man, durch Hinopferung seines Lebens, die Kirche vor Spaltungen rettet, so stirbt man als ruhmvoller Märtyrer für die ganze Kirche.“

Cyprian, das große Kirchenlicht des dritten Jahrhunderts, der im Jahr 258, unter Valerians Regierung, als Märtyrer gestorbene Bischof von Carthago, hat uns ein eignes Buch „über die Einheit der Kirche“ hinterlassen, worin er unter anderm sagt: „Ein Gott ist und Ein Christus, und nur Eine Kirche desselben, und Ein Glaube, und Ein Volk, durch das Band der Eintracht zu Einem

festen Leibe verbunden. Diese Einheit darf nicht zerrissen, noch dieser Eine Leib zertheilt werden. — Der kann Gott nicht zum Vater haben, der nicht die Kirche zur Mutter hat. — Außer der Kirche kann niemand Heil erlangen. Bilden sich denn die Schismatiker ein, daß Jesus Christus in ihren Versammlungen sei? Sie, die sich außer seiner Kirche versammeln! Sie mögen wissen, daß — wenn sie auch mit Verlust ihres Lebens den Namen Jesu bekennen — dennoch mit den Strömen ihres Bluts der Flecken des Schisma nicht vertilgt werden könnte.“ In f. 46. Br. an Korn. schreibt er: „Dahin, Bruder, arbeiten wir vor allem aus, und müssen dahin arbeiten, daß wir die von dem Herrn und durch die Apostel uns Nachfolgern übergebene Einigkeit, so viel als möglich, zu erhalten trachten.“ (Dieser Glaubensheld, von welchem im Verfolg noch oft die Rede sein wird, war in Carthago von heidnischen, sehr begüterten Eltern geboren, und von Tasti- — einem Aeltesten der dortigen Gemeinde —, zum Christenthum bekehrt, dann bald nachher selbst auch zum Aeltesten, und hierauf zum Bischof erwählt worden. Die Briefe, welche er während seiner, unter Kaiser Dezius erlittenen Verfolgung, an seine Gemeinde schrieb, nebst andern verschiedenen, von ihm verfaßten Abhandlungen, sind für die Geschichte der christlichen Kirche von höchstem Werth.) (Selbst unser große Historiker Joh. von Müller gesteht in seinen Werken VII. 280.: „Cyprians Briefe gefallen mir außerordentlich; die Schreibart ist klar; überall Weisheit und Würde. Es wird mir einleuchtend, daß zur Stiftung eines Instituts, wie die Kirche, solche Strenge, solche Hierarchie sein mußte.“)

Hilarius, Bischof von Poitiers, gest. im Jahr 367, eifriger Vertheidiger des Christenthums gegen die Arianer, schrieb zwölf Bücher de trinitate, das Buch de synodis u. a. m. und spricht sich ebenfalls aufs kräftigste für die Einheit aus.

Optatus, Bischof zu Mileve in Numidien, sehr berühmt durch seine 7 Bücher über die Trennung der Donatisten, beweist im 1. B. 21. Kap., daß das Vaster des Schisma weit schlimmer sei, als Brudermord und Abgötterei. „Rain“, sagt er, „ward nicht mit dem Tode bestraft, und die Niniviten erhielten von Gott Zeit zur Buße. Sobald aber Cora, Dathan und Abiron anfangen, Spaltungen unterm Volk anzuzetteln, öffnete die Erde ihren Rachen, und verschlang sie nebst ihren Mitschuldigen.“ Im 1. B.

gegen Parm. schreibt er: „Jesus Christus ist der Bräutigam einer einzigen Kirche, wie er es im hohen Liede selbst sagt. Indem er nur eine einzige Kirche lobt, verwirft er die andern alle, welche bei den Häretikern sind. Denn diese andern Vereine sind zwar wohl wie Kirchen angesehen, sind es aber in Wirklichkeit nicht.“

Johannes, Erzbischof von Constantinopel, wegen seiner ausgezeichneten Beredsamkeit Chrysostomus genannt, gest. im Jahr 407, sagt: „Durch nichts wird Gottes Zorn so sehr gereizt, wie durch die Spaltungen in seiner Kirche. Hätten wir auch des Guten in zahlloser Menge gethan, so geht für uns dennoch alles Verdienst verloren, wenn wir die Gemeinschaft der Kirche aufgelöst, und den Leib Jesu Christi zerrissen haben. Wir wissen, daß nur bei der Kirche allein Heil ist, und daß, außer der katholischen Kirche und ihrem Glauben, niemand an Christus Theil haben, noch seines Heiles gewiß sein kann.“

Augustinus, Bischof zu Hippo in Afrika, der gelehrteste aus allen Kirchenvätern der lateinischen Sprache, gest. im Jahr 430 in seinem 76. Lebensjahr, schreibt: „Das grausame Laster, das vorzüglich wilde Verbrechen des Schisma übertrifft weit alle übrigen Laster an Schändlichkeit. Jeder, der auf dieser Welt einen Menschen von der Kirche trennt, ist dadurch überwiesen, ein Mörder und ein Kind des Satans zu sein. Außer unserer Kirche, dem Leibe Christi, wird niemand vom heiligen Geiste belebt; in der Kirche ist aber derjenige nicht, der durch böse, verkehrte Lehren von ihrer Einheit sich scheidet. Wer also immer von dieser unserer Kirche getrennt ist, wenn er auch ein noch so löbliches Leben zu führen scheint, so hat er doch des einzigen Lasters wegen, weil er von der Einheit Christi sich trennt, das Leben nicht; sondern der Zorn, die Rache, das Mißfallen, die Ungnade Gottes bleibt über ihm. Wohl heißen die Donatisten jene, welche sie taufen, von der Wunde der Abgötterei, aber sie schlagen ihnen dagegen eine noch schmerzlichere Wunde, jene des Schisma. Zu Zeiten mähte zwar der Herr durch seine Sense die Abgötterer; die Abtrünnigen aber verschlang die Erde lebend in ihren Abgrund. Außer dem Schooß der Kirche, nachdem du die Bande der Liebe und Einigkeit zerrissen, hast du nichts, als ewige Strafe zu erwarten, selbst dann noch, wenn du für den Namen Jesu deinen Körper den Flammen überantwortet hättest.“

Lactantius, gest. im Jahr 318, wegen seiner Beredsamkeit der „christliche Cicero“ genannt, sagt in s. Inst. div.: „Unsere Kirche ist der Tempel Gottes; wer nicht da hineingeht, oder wer sie wieder verläßt, ist fern von der Hoffnung des Lebens und des ewigen Heils.“

Mit welch glühender Liebe sprachen all diese Kirchenväter von der Einheit! wie eifrig waren sie bedacht, auch ihrer leifesten Verletzung entgegen zu arbeiten! und welch schreckliches Verbrechen war in ihren Augen das Schisma! Noch würden sich viele Beispiele hiefür, aus den Schriftstellern der fünf ersten christlichen Jahrhunderte, aus Tertullian (dem Lehrer Cyprians), aus Origenes, Clemens von Alexandrien, Hilarius, Eusebius, Ambrosius u. a. anführen lassen, sowie aus den Entscheidungen der Provinzial-Concilien zu Elvir im Jahr 305, Arles 314, Saragossa 381, Carthago 398, Turin 399, Toledo 400; ferner aus jenen der vier ersten allgemeinen Concilien von Nizäa im Jahr 325, Constantinopel 381, Ephesus 431 und von Calzedon im Jahr 451. —

Wenn wir uns hier auf die Aussprüche mehrerer der angesehensten Kirchenväter berufen, so können wir nicht unbemerkt lassen, daß auch Rud. Swalter — Zwingli's Schwiegervater und Amtsnachfolger, — einer der vorzüglichsten Gönner und Beförderer der Reformation —, in s. Apol. pro Zwinglio p. 5 und 7 der Unsträflichkeit, dem frommen, redlichen Sinn, der gründlichen Gelehrsamkeit, der gewissenhaftesten Wahrheitstreue und übrigen rühmlichen, ausgezeichneten Eigenschaften eines Athanasius, Hieronymus, Augustinus, Origenes und Fulgentius die höchsten Lobsprüche ertheilt, auch überhaupt mit Ehrfurcht und Bewunderung von der Redlichkeit und dem Pflichteifer der älteren Kirchenväter für die Erhaltung der christlichen Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit spricht.

Wir sehen demnach die Einheit, als Hauptgrundlage der christlichen Glaubenslehre, in dem klar ausgesprochenen Willen des Stifters selbst, dem eindringenden Unterricht seiner Apostel, und den unverwerflichen Zeugnissen ihrer heldenmüthigen Nachfolger, in den ehrwürdigsten Urkunden des Alterthums, fest begründet. Vernehmen wir nun auch noch einige bekräftigende Aussprüche neuerer Zeiten, selbst protestantischer Confes-

sionen, welche den Werth und die Nothwendigkeit dieser Einheit ebenfalls auf's nachdrucksamste behaupten.

So sagt z. B. die Augsburger Confession Art. 7: „Wir lehren, daß die Eine, heilige Kirche ewig bestehen wird. Zur wahren Einheit der Kirche gehört Anschließung an die Lehre des Evangeliums und an die Verwaltung der Sacramente, nach dem Ausspruch des heil. Paulus: Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller.“

Gallicanische Conf. Art. 16.: „Wir glauben, daß Alle die Einheit der Kirche bewahren sollen; jeder, der davon abweicht, widersteht der Ordnung Gottes.“

Schottische Conf.: „Wir glauben beständig, daß die Kirche nur Eine sei. Wir verwerfen vollständig die Gotteslästerung derjenigen, welche behaupten, jeder Mensch könne selig werden, wenn er nur nach Billigkeit und Gerechtigkeit lebe, er möge übrigens zu was immer für einer Religion sich bekennen.“

Belgische Conf.: „Wir glauben und bekennen Eine einzige katholische Kirche; wer sich von dieser wahren Kirche trennt, empört sich offenbar gegen den Befehl Gottes.“

Böhmische Conf. Art. 8.: „Wir haben gehört, daß Alle die Einheit der Kirche beobachten sollen, daß niemand Sekten stiften und Empörungen anzetteln soll.“

Helvetische Conf. von 1566. Cap. 11.: „Wir nehmen an, bewahren und glauben mit reinem Herzen, und bekennen frei und heiter über die Menschwerdung Christi die Sprüche, Symbole und Bekenntnisse der vortrefflichen vier alten Haupt-Concilien zu Nizäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon, sammt dem Symbolo der Bekenntniß des heil. Athanasius, und aller andrer, die mit diesem gleiche Bekenntnisse des wahren Glaubens gethan. Und also behalten wir, aufrecht und ganz lauter, den reinen, unverfälschten, wahren, und katholischen oder allgemeinen, uralten, heiligen, christlichen Glauben, und wissen gründlich wohl, daß in den vorbenannten Symbolen nichts begriffen noch bekannt ist, das dem Wort Gottes nicht allerdings gemäß und genugsam sei, den wahren Glauben zu erklären.“

Ebendasselbst Art. 12.: „Alle, welche die Versammlungen der Gläubigen, wie sie seit den Zeiten der Apostel von jeher gehalten wurden, verachten und sich von ihnen trennen, sind auch

Verächter der wahren Religion, und sollen von den Hirten und frommen Gerichtspersonen bemüßigt werden, in ihrer Trennung nicht hartnäckig zu beharren.“

Cap. 17.: „Die Kirch wird katholisch, d. i. allgemein genannt, darum daß sy sich zu allen theilen der welt, auch zu allen zeiten erstreckt, und nit verschloßen wirt in einiche ort oder zeiten. Die heilig Kirch irret nit, diemyl sy besteht auf dem felsen christo und auf dem fundament der propheten und apostel. Die Gemeinsame mit dieser rechten, waaren Kirch Christi haltend wir so hoch, daß wir lehrend, daß alle die sich von ihr absondernd, vor Gott kein Leben habend, und darum lehrend wir, daß, die leben und heyl werden wöllind, in der rechten Kirch Christi blyben müßind.“

Cap. 18.: „Eodann die großen allgemeinen Synodi oder Concilia gehalten wurdend nach dem apostolischen Byspiel, zu Heil und nit zum Verderben der Kirchen, habend wir ab inen kein mißfallen noch abscheuchen.“

Diese Stellen aus der helvetischen Confession stimmen gänzlich überein mit der, schon im Jahr 1545 durch den Druck bekannt gemachten Confess. orthod. Tigur. Eccles. ministr. contra Lutherum, wo es im Tr. 2. p. 51, 54 und 55 heißt:

„Wir pflichten jenem Glauben und Bekenntniß bei, welche die heiligen Diener Gottes und der Kirche, und zwar zuerst in Nizäa, nachher aber auch auf der Synode zu Constantinopel, nach dem Wort Gottes, gegen Arius und Macedonius, christlich und rechtgläubig ausgesprochen haben; und da das Symbol des Kirchenraths zu Nizäa in demjenigen von Constantinopel sich bestätigt findet, so bekennen wir uns, mit der katholischen Kirche, auch zu diesem mit Mund und Herzen.“

„Auch diejenigen Symbole oder Glaubensartikel, welche in andern Synoden der Gläubigen verfaßt und angenommen wurden und von jenen ersten ältesten her stammen, zumal die Symbole und Beschlüsse der 5ten und 6ten Synode von Constantinopel, — der 1sten, 4ten und 6ten von Toledo —, anerkennen wir als ächt christlich und rechtgläubig, indem wir auch nach denselben glauben und unterrichten.“

„Alle andern, mit jenen älteren übereinstimmenden und gleichförmigen Symbole, wenn sie auch nur von einzelnen Die-

nern der Kirche — nicht von allgemeinen Synoden — verfaßt und angenommen sind, wie z. B. das Glaubensbekenntniß von Irenäus, Tertullian, Cyrill, Hieronymus und andern Kirchenvätern, welche der christlichen, rechtgläubigen Lehre zugethan sind, anerkennen wir ebenfalls, und halten sie für ganz unverwerflich. Darum so glauben und lehren wir in Zürich auf solche Weise, wie vor uns schon Athanasius und Damasus geglaubt und gelehrt haben.“ (Das Athanasische Symbolum erklärt ganz bestimmt: „Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht unverändert und ungeschmälert (inviolatam) hält, der wird ohne Zweifel ewiglich zu Grunde gehen“ (peribit). Dieses Glaubensbekenntniß wurde für so ächt christkatholisch gehalten, daß dasselbe nicht bloß von der römisch-, sondern auch von der griechisch-katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag sein symbolisches Ansehen behalten hat, und selbst noch — wie wir nun gesehen haben — von den reformirten christlichen Kirchen als christ-katholisch anerkannt worden ist.

Wir bemerken ferner, daß in den Synodal-Eiden einiger reformirter Staaten der Schweiz (S. auch die Zürcherische Predikantenordnung von 1532) die Candidaten angelobten: „gemäß dieser Evangelisch Eidsgenössischen Confession zu lehren und zu predigen“ !! Nach dem Baselschen Glaubensbekenntniß vom Jahr 1536 hingegen soll der Sinn der heil. Schrift, als einziger regulæ fidei, von „fähigen Geistlichen“ erklärt und erläutert werden.

In Bern geloben, seit 1824, die zum Predigtamt befördert werden, „das Wort Gottes, besonders das Evangelium Jesu, nach dem Inhalt der heiligen Schrift unverfälscht zu lehren und zu predigen, und sich in ihrem Lehrvortrag nach den Grundsätzen des evangelisch-reformirten Lehrbegriffs, welche in der helvetischen Confession enthalten sind, zu richten.“ In Schaffhausen schwört der Candidat für das Predigtamt bei Aufnahme in die Synode, „daß er gemäß der heiligen Schrift und der helvetischen Confession lehren wolle.“ (Archiv des Kirchenrechts, 1837. V. 3, 4. und Schw. Evang. K.=B. 1837. No. 16.) In neuerer Zeit sind dann freilich dießfalls, hin und wieder, wesentliche Aenderungen eingetreten. So z. B. behauptet der Staatsrath des schweizerischen Kantons Waadt, „daß eine Confession an

sich selbst schon mit dem Prinzip des Protestantismus (freier Forschung) streite, daß die helvetische Confession insbesondere mit dem Geiste des Evangeliums selbst (wegen der Lehre von der ewigen Verdammniß) in offenem Widerspruch stehe, und als eine Fahne des Methodismus dem Volke höchst verhaßt sei.“ Die N. Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz v. 1840 sagt ganz unverholen: „Eine Schande ist doch wohl die herrschende Unbekanntschaft mit der helvetischen Confession. Tausend gute, reformirte Christen haben keine Ahnung von deren Existenz. Viele reden davon und dagegen, ohne sie zu kennen. Geistliche selbst sind vielleicht damit nicht recht bekannt. Wir wenigstens kennen solche, die als Diener der reformirten Kirche ordinirt waren, ohne nur einmal ihren ursprünglichen Lehrbegriff recht gekannt zu haben. Das Ansehen freilich und die Geltung dieser Bekenntnisschrift war verschieden in den verschiedenen Ländern. In der Schweiz mußten früher die Geistlichen darauf schwören. In neuerer Zeit aber hat die ausdrückliche Verpflichtung auf dieses Symbol aufgehört. In Zürich ist es seit 1803, — in Genf schon seit 1705, — in Waadt seit wenigen Jahren, abgeschafft.“ Die Halle'sche Allg. Litt.-Ztg. berichtet hingegen — Dec. 1839 — „daß die Verpflichtung der Zürcherischen Predigamtscandidaten auf die Confess. helvet. im J. 1803 sei abgeschafft, zugleich aber die Verpflichtungsformel eingeführt worden, das Wort Gottes und Evangelium nach den „Grundsätzen der reformirten Kirche“, gemäß den göttlichen Schriften, besonders des Neuen Testaments, ungefälscht zu lehren und zu predigen.“ Der Zürcherische Theologe Schultheß, traurigen Andenkens, verhorrescirt jeden vorgeschriebenen Lehrbegriff als unprotestantisch, unevangelisch, dem Sinne und Geist der helvetischen Reformation zuwiderlaufend; „Glaubensfreiheit, in jede beliebige, äußere Kirche, oder auch gar keine, zu treten“, ist sein Wahlspruch. „Wo nur immer das Wort Gottes gelehrt und gehört wird, es sei gleich in der Türkei oder auch in der Hölle, da ist die Kirche Gottes“, so lautet der erbauliche Ausspruch dieses Kraftgenies. In Norddeutschland werden die Candidaten des protestantischen Ministeriums verpflichtet, zu lehren und zu predigen „mit möglichst gewissenhafter Berücksichtigung der heiligen Schrift“; wodurch also — wie die Berlin. Allg. Kirch.-Z. mit Recht beifügt — aller Willkür Thor und Thüre geöffnet werden. Paalzow sagt, in f. Synesius,

oder historisch-philosophischen Versuch über Katholizismus und Protestantismus: „Mit dem Protestantismus, der einzig und allein die Bibel als Richtschnur seines Glaubens betrachten will, und von welcher er behauptet, daß kein Mensch sie untrüglich auslegen vermöge, sondern jeder nur in ihr zu forschen — die Wahrheit zu suchen — verpflichtet sei, stehen symbolische Bücher in auffallendstem Widerspruch.“

Im Katechismus der, von Zwingli reformirten Zürcherischen Kirche lautet der IX. Artikel: „Ich glaube in Eine, heilige, katholische, christliche Kirche.“ Dieser Artikel stimmt demnach, in Wort und Geist, zwischen der katholischen und reformirten Confession vollkommen überein. Die Erläuterung im Katechismus giebt vier Gründe für die Katholizität oder Allgemeinheit dieser, von ihr geglaubten und anerkannten Kirche an: 1) weil sie von Anfang der Welt (?) bis an den jüngsten Tag bestehe, 2) weil sie durch die ganze Welt (?) sich erstrecke, 3) weil alle jetzigen und künftigen Gläubigen derselben angehören, und weil alle Gläubigen nur immer eine Lehre hatten und noch haben, nämlich die, von den Aposteln mündlich gepredigte und schriftlich hinterlassene. (Es kann daher nicht befremden, wenn, auf den, im siebenzehnten Jahrhundert in Zürich gedruckten Bibeln, die Ueberschrift: „Bibel der reformirten Katholiken“ zu lesen war.)

Auch M. Luther behielt das, von der ersten allgemeinen Kirchenversammlung in Nizäa im J. 325 aufgestellte, Glaubensbekenntniß bei; und eben so die reformirte Kirche Englands, in deren Liturgie der Glaube an die „Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“ ganz klar ausgesprochen wird.

Selbst Calvin, Institut. L. V., erklärt: „Sich von der Kirche entfernen, ist soviel als Jesu abschwören; man soll sich also sehr vor solch einer verbrecherischen Trennung hüten. Es läßt sich keine grausamere Frevelthat denken, als: durch einen gotteslästerlichen Verrath das Bündniß aufzulösen, welches der einige Gottessohn mit den Menschen zu schließen sich würdigte.“ An einer andern Stelle sagt er ganz unverholen: „Wir nehmen sehr gern die alten Synoden von Nizäa, Constantinopel, Ephesus, Calcedon und andere dergleichen an, welche sich zur Ausrottung der Irrthümer versammelt hatten; wir verehren sie als heilig, in allem, was auf Dogmen Bezug hat.“ Ja, er nennt sogar jene

Zeiten, in welche die besagten vier ersten Concilien fielen, „das goldene Zeitalter des Christenthums.“ Im 1. B. seiner Instit. sagt er, „daß die Religion, während der ersten fünfhundert Jahre, in der Reinheit der wahren Lehre geblüht habe.“ Im 4. B. sagt er, noch auffallender: „Es unterliegt keinem Zweifel und keinem Streit, daß von Jesu bis auf die Zeiten der heiligen Lehrer, mit Einschluß des heiligen Augustinus (d. i. bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts), sich nichts in der Lehre verändert habe.“

Auch Melancthon, Peter Martyr, Du Plessis u. a. m., sowie vor ihnen noch Joh. Huf, trugen die nämliche Lehre vor. Belege aus protestantischen Schriftstellern Englands, welche das Schisma als das größte Unglück für die Kirche erklären, enthält die hist. eccl. de Collier, 2r Bd. S. 899, 900.

Jacob der I., als Oberhaupt der englischen Kirche, und sein Theolog Casaubonus, sagen in ihrer Antwort an den Cardinal Du Perron: „daß alle jene kein Heil zu hoffen haben, welche sich von der katholischen Kirche abtrennen, oder aus der Gemeinschaft dieser Kirche abtreten.“ Vorzüglich merkwürdig sind auch die Aeußerungen des gelehrten Pearson (geb. 1613, gest. 1686) über diesen Gegenstand, in seinem großen Commentar über das Symb. Apostol., und Sam. Parkers, Bischof von Orford, in Religion and loyalty 1684.

Wir haben nun die ernsten Stimmen der apostolischen Ueberlieferung, der ältesten Concilien und der ehrwürdigen Kirchenväter vernommen; wir haben die Urtheile der aufgeklärtesten Männer der protestantischen Kirche, der berühmtesten Theologen, und aller in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz bekannt gemachten Glaubensbekenntnisse damit in auffallendem Einklang gefunden. Wohl mußte das Dogma der Einheit stark und überzeugend sein, da es selbst in den Schooß des Schisma eindrang, — selbst von den Abtrünnigen erkannt und gefühlt ward. Einheit in der Kirche und im Glauben, ist und bleibt demnach unter allen evangelischen Gesetzen das vorzüglichste, — Spaltung und Trennung unter allen menschlichen, eigenmächtigen Pflichtverletzungen die verwerflichste.

Wenn nun von dem göttlichen Stifter des Christenthums die Einheit als Hauptersforderniß und Grundlage seiner Glaubens-

lehre aufgestellt, jede Spaltung aber als Widerstand und Empörung gegen seinen heiligen Willen erklärt ward, so geht schon daraus auch die Gewißheit hervor, daß er uns irgend ein Mittel, zur Erhaltung und Behauptung dieser Einheit, müsse verliehen haben. Hiesür bürgen uns Gottes Allmacht, Weisheit und Liebe, welche niemals täuschten noch täuschen konnten. — Unmöglich kann jeder Sterbliche, durch das Licht einer unmittelbaren Offenbarung, einzeln erleuchtet — inspirirt — werden, sonst würden freilich nie die Bande der Einheit unter uns sich auflösen. Unmöglich konnte es auch die Absicht Jesu sein, daß seine Lehre von jedem Einzelnen nach Gutdünken ausgelegt werden möge. Verschiedenheit im Glauben, Mannigfaltigkeit in der kirchlichen Regierungsform war, — wie wir bereits gesehen haben —, dem Zweck seiner Sendung auf Erde ganz zuwider. Es läßt sich wohl kein anderes Hülfsmittel denken, als: das Ansehen einer obersten Autorität, welcher das Recht zustehe, zu entscheiden, was geoffenbaret sei, und deren Aussprüchen alle Menschen ihr Urtheil unterwerfen müssen. Wenn, schon nach dem natürlichen Gang der Dinge, kein, zu gemeinsamem Zwecke gebildeter Menschenverein, ohne einen Mittelpunkt bestehen kann, welcher das Ganze zusammenhält und die Einheit bewahrt; wenn schon jeder sterbliche Gesetzgeber, für den Fortbestand und die richtige Befolgung seiner Anordnungen, den vorsichtigsten Bedacht nimmt, — wie sollte dann die göttliche Weisheit und Liebe diese Haupt Sorge außer Acht gelassen haben? Unmöglich läßt sich annehmen, — wie der berühmte Oberhofprediger, Dr. Thieremin, in seiner Lehre vom göttlichen Reiche richtig bemerkt —, daß Jesus Christus alle Jahrhunderte hindurch seine Kirche einem bedeutenden Irrthume sollte preisgegeben haben. (Ein anderer, angesehener, protestantischer Theologe, Professor Dr. Stäudlin, erklärt sich dießfalls auf eben so entschiedne Weise. „Wenn man“, sind seine Worte, „von einem supernaturalistischen Grundsatz ausgeht, d. h. wenn man annimmt, daß Gott sich den Menschen geoffenbart habe, so muß man nothwendig auch voraussetzen, daß die Gottheit, welche dem Menschen diese Offenbarung ertheilte, auch dafür werde gesorgt haben, daß der Sinn derselben nicht der Willkür einer subjectiven Beurtheilung anheimgestellt und überlassen werde. Dieses nicht annehmen, wäre die höchste Inconsequenz.“ Nein,

diesen Mittel- und Vereinigungspunkt in der christlichen Kirche hat Jesus Christus selbst, so klar und bestimmt angeordnet, daß es in der That kaum sich begreifen läßt, wie es Menschen geben konnte, welche allem Scharfsinne aufboten, um dasjenige dunkel zu machen und zu verwirren, was so hell und deutlich vor Augen lag. Wir werden übrigens bei unserer Untersuchung ganz die strengste Ordnung befolgen; und sowie bei den ältesten Profanschriststellern, um über den richtigen Sinn ihrer Schriften sich Gewißheit zu verschaffen, ihre mitlebende, oder bald nachgefolgte Generation zu Rath gezogen wird, eben so werden auch wir die Urtheile und Zeugnisse jener ehrwürdigen Kirchenväter vernehmen, welche entweder selbst noch mit den Aposteln lebten, oder zunächst auf sie folgten. Wir werden daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß sie jene Anordnung Christi in dem nämlichen Sinne verstanden, in welchem sie seither immer, und auch jetzt noch, von der katholischen Kirche verstanden wird, und daß schon die Urfunden der besondern und allgemeinen Concilien, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, diesen Sinn klar ausgesprochen hatten.

Ehe wir jedoch diesen Gegenstand näher zergliedern und dieß Mittel zum unverleßlichen Fortbestand der Einheit in der Glaubenslehre gründlich prüfen, müssen wir uns vorerst noch mit der Ansicht vertraut machen, daß von einer Vervollkommnung der christlichen Religion keine Rede sein könne noch dürfe. Diese Religion haben wir nämlich durchaus als ein abgeschlossenes Ganzes, als etwas Vollständiges, als eine eigentlich göttliche Sache zu betrachten und zu behandeln. Stammt sie unmittelbar von Gott her, so kann bei ihr kein Vervollkommnungsprozeß stattfinden; es darf ihr nichts gegeben, noch genommen, sie kann nicht verändert, noch verbessert werden. Dieß ist nur das Loos menschlicher Einrichtungen. Der Mensch, kurzichtig in seinem Urtheil und beschränkt in seinen Kenntnissen, findet immer zu ändern — zu verbessern; dadurch weist er sich selbst zurecht, und beschuldigt sich der Mangelhaftigkeit seiner Einsichten. Der berühmte Vinc. von Lerin sagt trefflich in f. Commonit. C. 22.: „Nicht genug kann man beklagen den Unsinn gewisser Menschen, die Gottlosigkeit ihres verblendeten Gemüths, und ihre Begierde nach Irrthum, daß sie nicht zufrieden sind mit jener, von Alters her einmal übergebenen und erhaltenen Glaubensregel, sondern täg-

sich auf Neues finnen, und immer Lust haben, an der Religion zu ändern, hinzuzufügen und wegzunehmen; gerade als ob sie keine himmlische Lehre, sondern eine bloß irdische Einrichtung wäre, welche nicht anders kann vervollkommenet werden, als durch eine stete Verbesserung, die im Grund das Merkmal eines steten Tadel's an sich trägt.“ Auf Gott leidet das, was wir beim Perfectioniren uns zu denken pflegen, nimmermehr Anwendung. Er ist die Allwissenheit, die höchste Weisheit; seinem Blick liegt — menschlich gesprochen — von Ewigkeit her Alles offen dar; bei ihm ist nur Gegenwart; bei ihm findet keine Veränderung, ja nicht einmal ein Schatten von Wechsel Statt. Er, das Ideal aller Vollkommenheit, erkennt Alles, schon von Ewigkeit her, auf's vollkommenste; nie kann er etwas zu ändern, zu bessern haben; dieß widerspräche den, ihm wesentlich zukommenden Eigenschaften, seiner Allmacht, Weisheit, Unveränderlichkeit, seiner absoluten Vollkommenheit, — kurz — dem Begriff, welchen die Vernunft sich von Gott zu machen genöthigt ist. Was also bei einer göttlichen Religion einmal wahr ist, muß auch immer wahr gewesen sein und wahr bleiben. Wem könnte je die Befugniß zustehen, bei einer, von Gott unmittelbar verliehenen Religion irgend etwas zu ändern? Wer wird solchen Unsinn, solche Lasterung behaupten? Wer kann und wird Gott die Kraft, oder den Willen absprechen, den Menschen zu geben, was das Beste ist?! Diese Religion nun enthält theils Lehren, welche allerdings durch die Vernunft erkennbar sind, welche sie aber durch ihre Autorität bekräftigt und in's unzweideutigste Licht stellt, — theils dann aber auch solche, welche der Vernunft nicht zugänglich sind, ihr ein Geheimniß bleiben, von ihr auf Treue und Glauben müssen angenommen werden. In jenen erstern zu vervollkommenen, wäre Unsinn; in letztern es zu wollen, wäre nicht nur tollkühn und vermessen, sondern auch unmöglich, eben weil es der Vernunft unzugängliche Lehren sind, folglich ihr hierbei kein anderer Wirkungskreis angewiesen ist, als: sie auf gültiges Zeugniß anzunehmen. Hüten wir uns in Glaubenssachen vor einem vorwitzigen Grübeln, und erklühnen wir uns nicht, etwas ergründen zu wollen, das schon seiner Natur nach unergründlich ist. Oder, wer vermag, bei den Geheimnißlehren unserer heiligen Religion, den innern Zusammenhang derselben zu begreifen? Mit Recht sagte der große Kir-

chenlehrer Augustin: „Um Gott zu ergründen, müßte man selbst Gott sein.“ Das Forschen muß einem demuthsvollen Glauben weichen. So wenig als des Leibes Auge in die Sonne zu blicken vermag, eben so wenig kann des Geistes Auge in die göttlichen Geheimnisse eindringen. „Man kann nicht einwenden“, bemerkt sehr treffend Bretschneider in s. Handb. d. Dogmatik, „daß der Glaube an Geheimnisse ein blinder sei, denn ein blinder Glaube beruht auf keinen Gründen. Der Glaube an Religionsgeheimnisse hingegen beruht auf der, hinlänglich zu begründenden Ueberzeugung von der Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung. Das Uebervernünftige ist von dem Unvernünftigen himmelweit verschieden.“ Merkwürdig ist in dieser Hinsicht auch das Geständniß des berühmten Marheineke in s. Symbolik: „Der Glaube des Katholiken ist deswegen, weil er die Gefangennehmung der Vernunft fordert, nicht unvernünftig, sondern wird durch die vernünftigsten Gründe gerechtfertigt. Er ist die gläubige, unter göttlicher Autorität stehende, Vernunft.“

Betrachten wir unsre christliche Religion, als positive, göttliche Offenbarung, als von Gott gegeben, als göttliche Thatsache, so muß sich unser Forschen nothwendig darauf beschränken, die Zeugnisse und alle dazu gehörigen Umstände zu erwägen, um uns der historischen Gewißheit zu versichern, und des Heils wegen zu beruhigen. Alsdann aber tritt, der Natur der Sache gemäß, die unerlässliche Pflicht ein: das Gegebene nach dem Willen des göttlichen Gebers zu benutzen, durch gläubige Annahme und gewissenhafte Befolgung unser ewiges Heil zu wirken. Keineswegs sollen wir das geoffenbarte Wort des Herrn vor den Richterstuhl der Vernunft ziehen wollen. Das Kind soll nicht über den Vater, nicht der Lehrling über den Meister, der Schüler über den Lehrer, das Geschöpf über den Schöpfer die Prüfung sich anmaßen. Was der Allweise, Allgütige, von Ewigkeit her, zum Heil der Menschheit angeordnet hat, soll weder der Landbauer und der Laie, noch selbst auch der Prediger und Gelehrte, einer Kritik seiner prüfenden Vernunft unterwerfen wollen. Was Gott selbst, durch Jesum Christum und die Apostel, uns verliehen hat, laßt uns mit Anbetung aufnehmen, mit gläubigem Vertrauen bewahren. Laßt uns die Aussprüche der Kirche in Glaubenssachen als göttliche Aussprüche verehren,

in der Ueberzeugung, daß derselben dabei ausdrücklich von Jesu Christo der Beistand des heiligen Geistes verheißen ist. — „Die Religionswahrheiten“, sagt Dr. Stäudlin in f. Beitr. zur Rel.- und Sittenlehre, „können niemals fortschreiten, nie verändert werden, kein männliches Alter erreichen, denn sie haben kein jugendliches Alter gehabt, sind sich völlig gleich geblieben, und völlig in und durch sich vollendet. — Wer von Perfectibilität der Grundlehren einer geoffenbarten Religion sprechen kann, der versteht durchaus den Charakter der Offenbarung.“

Und wie entschieden spricht sich der Gottmensch selbst, der unmittelbar göttliche Urheber dieser Religion, wider das Bervollkommnungssystem aus!

Als er von den Apostelnchied, um aufzufahren zu seinem Vater und ihrem Vater, zu seinem Gott und ihrem Gott, gab er ihnen seinen feierlichen, letzten Auftrag, mit den Worten: „Geht hin, unterrichtet alle Völker, taufet sie, und lehret sie Alles thun, was ich euch befohlen habe.“ Hier ist nicht vom Prüfen, Aendern, oder Bessern, nur vom Beobachten und Befolgen, die Rede. Ganz deutlich wird hier die Lehre als etwas Geschlossenes vorausgesetzt, und lediglich die Verkündung derselben den Aposteln aufgetragen. Da ist von keinerlei Recht, nur von allgemeiner Verpflichtung die Rede, nämlich seine Lehre zu halten, — welches also die gläubige Annahme schon voraussetzt. Daher erklärt auch Jesus stets, daß in ihm die vollständige Kenntniß Gottes und seines heiligen Willens auf Erde erschienen und kundgemacht worden sei. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt er bei Joh. XIV, 6. Ich bin in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, bei Joh. XVIII, 37. Wer an mich glaubt, findet das ewige Leben; XI, 25. Ich bin das Licht der Welt, der Quell, welcher allen Durst löscht, das Brod des Lebens, welches allen Hunger sättigt; VIII, 12; IV, 14; VI, 35. Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, welcher mich gesendet hat; wer mich sieht, sieht den, welcher mich gesendet hat; XII, 44. Ich und der Vater sind Eins; Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich; X, 30; XVI, 6. Ich habe vollendet das Werk, welches du mir aufgetragen, mitgetheilt die Lehren, welche du, o Vater! mir übergeben hast; XVII, 4 und 8. Ueberall dringt Jesus, und zwar bei Verlust der Selig-

keit — (S. Marc. XVI, 16.), auf gläubige, unbedingte Annahme dessen, dem er Zeugniß gegeben; überall weist er hin auf die Geschlossenheit, Unveränderlichkeit seiner Lehre, und auf die Verpflichtung zu treuer Beharrung in derselben.

Wer will dann noch vervollkommen, was schon Christus als vollkommen der Menschheit vom Himmel brachte! Wer will sich ihm gegenüberstellen, und sagen: ich bin der verbesserte Weg, die verbesserte Wahrheit —, ich habe eine richtigere Bahn zum ewigen Leben entdeckt! Wer Jesum als wahren Sohn Gottes, als Gott von Ewigkeit erkennt, wird vor solch' frevelhafter Lästerung zurückbeben. —

Vernehmen wir nun auch die Zeugnisse der Apostel hierüber. — Act. XX, 27. sagt Paulus, in seiner berühmten Abschiedsrede, an die Aeltesten der Gemeinde zu Ephesus, „daß er ihnen nicht das Mindeste vorenthalten, sondern sie mit der vollständigen Heilsanstalt Gottes bekannt gemacht habe.“ Gal. I. 6 — 12. tadelt er gar sehr, daß die Galater solchen Lehrern Gehör gegeben haben, welche das, von ihm verkündigte Evangelium haben verbessern wollen, und fügt die ernstesten Worte bei: „Wenn selbst ein Engel vom Himmel eine andere Lehre euch vorträge, als diejenige, welche ich euch beibrachte, so müsse ihn Verwerfung treffen.“ Er giebt zugleich den Grund hiefür an, weil nämlich seine Lehre keine menschliche Erfindung, sondern von Gott gegeben sei, folglich von keinem Recht die Rede sein dürfe, sie nach Willkür und Eigendünkel zu behandeln, sondern lediglich von der Pflicht, sie mit gläubiger Demuth anzunehmen und gewissenhaft zu benutzen. So lautet der Urtheilsspruch des großen Weltapostels über die objective Perfectibilität unserer Religion; und im 9. B. bekräftigt er für sich nochmals, was er vorher im Namen all' seiner Amtsgenossen erklärt hatte; ja er machte schon, im Eingang zu dieser Rüge, ausdrücklich darauf aufmerksam, daß er unmittelbar von Gott das Apostelamt erhalten habe, und daher schlechterdings niemand an seiner verkündigten Lehre eine Aenderung oder Verbesserung sich erlauben dürfe. Col. II, 7. ermuntert er die Gläubigen, festzuhalten an dem, ihnen ertheilten Unterricht. 1 Tim., VI, 20. und 2 Tim. I, 14. beschwört er seinen Timotheus, „den bei ihm hinterlegten, ihm anvertrauten Glauben in seiner Gemeinde treu zu bewahren“,

und warnt ihn zugleich vor jeder Verbindung mit Afterweisen, um nicht — wie so viele Andere — vom Glauben abgelenkt zu werden. 1 Cor. XVI, 13. fordert er die Gläubigen auf, nicht etwa zu prüfen und zu grübeln, sondern festzustehen im Glauben; und Hebr. XIII, 9. ermahnt er seine Christen, sich ja durch keine neue, fremde Lehre irre machen zu lassen; denn — fügt er hinzu — „Jesu Lehre unterliegt keiner Veränderung; er war gestern und ist heut der nämliche, und bleibt es in Ewigkeit.“

Petrus in seinem 1. Br. I, 25. heißt die, den Christen verkündigte Lehre des Herrn „ewig und unabänderlich“; eben so bestimmt drückt sich Johannes im 1 Br. II, 24. aus. Ueberall spricht die heilige Schrift vom Glauben, nur im Gegensatz von Selbstdenken und Selbstforschen. Die mit dieser Ansicht im Widerspruch scheinende Stelle bei Joh. V, 39. bezieht sich auf die Schriften des alten Bundes, und spricht — genauer betrachtet — vielmehr für, als wider das Obige. Denn, abgesehen davon, daß jene Worte eher in der bestimmten, als in der befehlenden Redeart zu verstehen sein mögen, und auch von den angesehensten Gelehrten so ausgelegt werden, enthielten sie, selbst auch im letztern Fall, gar kein allgemeines Gebot, in den heiligen Schriften zu forschen, sondern sie bezögen sich auf einen einzelnen, deutlich angegebenen, Umstand. Jesus sagt nämlich, eben diese Schriften geben Zeugniß von mir, sie bezeichnen mich ausdrücklich als euern wahren Messias, und doch wollt ihr nicht zu mir kommen, doch wollt ihr mir nicht glauben. Das Forschen in den Schriften des alten Bundes (denn von den andern konnte damals keine Rede sein) sollte also die Juden zu Jesus hinleiten, um ihn als den wahren, von den Propheten verkündigten Messias zu erkennen, und seine Wunder sollten den Glauben an ihn, als den Sohn Gottes, befestigen.

Der, in obigen Paulinischen Stellen ausgesprochene Zweck der Lehre Jesu stimmt auch zudem überein mit dem Hauptcharakter einer allgemeinen Religion, welche ein Gemeingut, — nicht bloß der Gebildeten und Gelehrten —, sondern aller Menschen sein soll. Der weit größte Theil der Menschen kann, wegen Berufsgeschäften, Mangel an Bildung u. s. w. sich nicht mit angestregten Studien in so erhabenen, göttlichen Dingen beschäftigen; jeder aber kann sie bereitwillig anhören, gläubigdemüthig an-

nehmen, und gewissenhaft befolgen. Autorität in der ewigen Heilsangelegenheit ist also das tauglichste Mittel, bei einer Religion, welche ein Gemeingut Aller ist, den praktischen Zweck für Alle zu erreichen. Ohnehin ist Autorität der menschlichen Natur sehr zusagend; jeder Mensch folgt derselben, mehr oder weniger, in jedem Verhältniß, oft unwillkürlich, ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein, und findet darin Beruhigung; ja alle Entwicklung und Ausbildung der Menschheit geschieht unläugbar am Lenkseile der Autorität, und diejenigen, welche sie im Prinzip am meisten verwerfen, sind ihr in der Praxis nicht selten am meisten zugethan. Die Elemente aller Wissenschaft und aller Kenntnisse erlangt der Mensch in seiner Jugend aus der Hand der Autorität, und sein, später gewonnener, freier Standpunkt reicht nicht hin, alles Erfahrene und in sich Aufgenommene bis in's Einzelne wieder zu sichten und durch eigene Kritik festzustellen. Wenn unlängst noch, in der protestantischen Schweiz auf Verwerfung alles Autoritätsglaubens gedrungen ward, so konnte dabei wahrlich nur eine auffallende Begriffsverwirrung zu Grunde liegen; ein anderer, als der Autoritätsglaube, ist gar nicht denkbar, da jedes Fürwahrhalten entweder auf eigener Meinung und Wissen, oder aber auf Glauben beruht. Die Bibel selbst, die einzige Glaubensrichtschnur der Protestanten, gründet sich schon wieder auf Autorität, nämlich derjenigen Menschen, welchen die Gottheit ihren Willen offenbarte, welche denselben in Schrift verfaßten, und diese Schrift uns unverfälscht überlieferten; somit stützt sich der Glaube aller christlichen Confessionen im Grunde auf Autorität. Wenn nun der Mensch, in jedem seiner Alltagsverhältnisse, durch Rücksichten der Autorität geleitet wird, um wie viel mehr muß eine solche in göttlichen Dingen, welche das ewige Seelenheil betreffen, erwünscht sein, da die Bestimmungen der menschlichen Vernunft, wegen ihrer Beschränktheit, nur schwankend und unsicher sein können. Auch ist die Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen und zukünftigen Leben, durch die katholische Lehre in volle Harmonie gebracht. Den Grund zu dem Gebäude unsrer Bestimmung, — nämlich die Erkenntniß der Wahrheit —, hat Jesus Christus, welcher die Wahrheit selbst ist, gelegt, indem er dieselbe an seine Kirche zur Bewahrung und Verklärung übergab, und ihr seinen immerwährenden Beistand verhieß. Nun steht der Grund fest und sicher;

welches keineswegs der Fall wäre, wenn erst der beschränkte, kurz-sichtige Mensch, durch seinen Forschungsgeist, den Grund zum Gebäude seiner ewigen Bestimmung noch legen müßte. Ob solch einer Aufgabe würde wohl bei den Meisten ihre ganze Lebenszeit verstreichen; mitten im Forschen und Prüfen könnten sie vor den Richterstuhl der Ewigkeit gerufen werden, ehe sie noch mit sich selbst über die Wahrheit, als Richtschnur ihrer sittlichen Ausbildung, einig geworden wären.

Wenn nun, nach dem bisher Gesagten, von einer Vervollkommenung unsrer christlichen Religion keine Rede sein darf und kann, so ergiebt sich hieraus noch ganz und gar nicht der Schluß, daß Freiheit und Fortschritt im Christenthum unzulässig seien. Auch hierüber werden wir uns noch deutlicher erklären, und alsdann das, vom Welterlöser angeordnete Mittel zum Fortbestand der Glaubenseinheit, näher in's Auge fassen.

Freiheit — von den Banden der Finsterniß, d. i. der Unwissenheit in göttlichen Dingen (nach 1 Petr. II, 9. Jac. I, 25. II, 12. Gal. IV, 31. V, 13.), Freiheit — von der Knechtschaft der Sünde (nach Röm. VI, 18. VIII, 21.), diese Freiheit verdanken wir Christo allerdings. Vergl. Joh. VIII, 32. Wo aber die heiligen Urkunden von Freiheit sprechen, warnen sie zugleich auch vor ihrem Mißbrauch. S. 1 Petr. II, 16., vorzüglich Gal. V, 13. Eph. IV, 14. Die christliche Freiheit, weit entfernt, zur Ungebundenheit und Willkür zu berechtigen, legt uns vielmehr einen Herrn und Meister, einen Dienst, ein Joch auf, aber zu unserm eignen Besten, wie solches dem beschränkten Geschöpf frommt und zusagt. In welch furchtbarer Verblendung ist der Mensch befangen, welcher keinen Herrn als sein stolzes Ich anerkennt, und seine individuelle Vernunft als oberste Gebieterin aufzustellen sich erklüht! Spricht nicht des Christenthums göttlicher Stifter selbst zu seinen Anhängern von Joch, von Bürde? S. Matth. XI, 28 — 30. Befreit von der Dienstbarkeit der Sünde, sind wir Knechte der Gerechtigkeit geworden — Röm. VI, 18., — Knechte Christi — 1 Cor. VII, 22. Die heilige Schrift selbst heißt uns „alle Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam gegen Christum“, nach 2 Cor. X, 5.; eben hierdurch gelangt die Vernunft aus der Finsterniß zu Christi wunderbarem Licht, nach 1 Petr. II, 9.; und für diesen Gehorsam ist Christus, in seiner Verherr-

lichung, uns die Quelle ewiger Erlösung, nach Hebr. V, 9. Wahrlich, Gehorsam gegen Gottes Gebote ist keine Sklaverei; nur unbedingte Annahme des Evangeliums, als eines göttlichen, positiven Geschenke, ist unsere Pflicht, — und unser Gewissen ist daran gebunden, wenn nicht die Drohung bei Lucas XII, 47. an uns sich erfüllen soll. Treffend sagte daher schon ein Heide: Gott gehorsamen ist Freiheit. (Neo parere libertas est.)

Mit der Einheit, dem unverleßbaren Hauptcharakter der Religion Jesu, im stärksten Widerspruch, steht jenes, von dem Protestantismus in Anspruch genommene, Privatrecht einer beliebigen, willkürlichen Auslegung und Würdigung der göttlichen Lehre, die Erhebung individueller Begriffe und Ansichten zum Gesetz der Wahrheit, die Bildung eigener Glaubenssätze. Sener spiritus privatus stellt durch seine Handlungen den Grundsatz auf, daß der Zweck der Erscheinung Jesu auf Erde vielmehr gewesen sei: Verschiedenheit im Glauben, und folglich Verschiedenheit in der Regierungsform seiner Kirche zu stiften. Daß die Ausübung jenes Privatrechtes nur Streit, Widerspruch und unbegrenzte Sektenvermehrung erzeugen müsse, bekrunden Geschichte und Erfahrung nur zu sehr. Dieser Geist, welcher eine, von Gott gegebene Lehre, vor seinen Richterstuhl zu ziehen sich anmaßt, ist ein Geist des Eigendünkels, der Tollkühnheit, des Uebermuths; diesem aber widersteht Gott; und Jesus dankt seinem Vater, daß er seine Offenbarung denen, welche sich weise und klug dünken, verborgen, dagegen aber den Ungelehrten bekannt gemacht habe. S. Matth. XI, 25. 1 Cor. I, 27. Auch Paulus tadelt sehr diesen Geist der Vermessenheit, 1 Cor. I, 18 — 29. und warnt nachdrucksam seinen Timotheus dagegen im 2 Br. II, 14 — 19. Eine, für jeden, welcher bloß die Autorität seiner Vernunft will gelten lassen, wohl zu beherzigende Verhaltensregel, giebt er in dieser Beziehung seinem Titus III, 10. Ueberall spricht der große Weltapostel nur von „Bewahrung des hinterlegten, kostbaren Gutes“, der göttlichen Lehre, nirgends aber von einer Befugniß, dasselbe nach Gutdünken zu behandeln; und jene Herolde der evangelischen Freiheit, welche über die, durch Christum geoffenbarte, göttliche Lehre zu richten sich erdreissen, wird einst des ewigen Richters Ausspruch treffen: Ihr habt nicht mir, sondern nur euch selbst geglaubt, daher kann ich euch nicht als die Meinigen erkennen.

(Möchte sich dieses der große Senaische Philosoph, Fichte, gemerkt haben, ehe er das prophetische Wort sprach: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsere Religion!“ Auch wird wohl das, neuerlich von Feuerbach über das historische Christenthum ausgesprochene Todesurtheil, — sowie das Manifest des hocheleuchteten Bruno Bauer, welcher das ganze Christenthum schlechtweg als „Lüge und Uebernheit“ erklärt —, in naher Zukunft, nur noch als ein Denkmal menschlicher Verblendung und Tollkühnheit, mit Abscheu und Entrüstung vernommen werden.)

Wer Christo nachfolgen will, muß sich selbst verläugnen. Dieß kann nicht von einer, bloß moralischen Selbstverläugnung zu verstehen sein. Bei einer Religion, welche geheimnißvolle, der menschlichen Vernunft zum Theil unzugängliche Lehren enthält, giebt es ja auch eine intellectuelle Selbstverläugnung, welche sich, — so schwer es ihr auch fallen mag —, der Autorität unterwerfen, und Lehren als wahr anerkennen soll, deren innerer Zusammenhang die menschliche Fassungskraft übersteigt. Klar und bestimmt äußert sich hierüber der scharfsinnige Bayle: „Die Vernunft ist ein Prinzip der Zerstörung, und nicht des Aufbausens; sie kann nur Zweifel erwecken und sich von der rechten auf die linke Seite wenden, um einen Streit ewig dauernd zu machen, um den Menschen seine Finsterniß, seine Schwäche und die Nothwendigkeit einer Offenbarung erkennen zu lassen. Es giebt nichts Unsinnigeres, als gegen Thatsachen zu raisonniren, und ein Tribunal der Philosophie, welches über die christliche Religion urtheilen will, ist unrechtmäßig und unbefugt.“

Aus Obigem erhellt wohl schon deutlich genug die Unzulänglichkeit und Unzulässigkeit der Privatvernunft, in Sachen des Glaubens. Entweder gestalten wir uns die Religion selbst, aus unsrer Vernunft, oder wir erhalten sie aus göttlicher Offenbarung. Zwischen diesen beiden ist keine Mittelreligion denkbar; Rationalismus ist das Grab alles Offenbarungsglaubens. In erstem Fall müssen wir uns einzig an unsre Vernunft halten, und jede andre Autorität verwerfen, in letztem aber, rein und unbedingt der Autorität des göttlichen Gebers huldigen. Wer, neben dem Prinzip seiner Privatvernunft, zugleich noch etwas göttlich Geoffenbartes glauben will, hört schon auf, ein wahrer, conse-

quenter Rationalist zu sein, indem er einer göttlichen Offenbarung etwas, und nicht alles, glauben will. Vergeblich sucht er, mit zwei einander widersprechenden Grundsätzen sich auszusöhnen. Wir stimmen daher allen gelehrten Wortführern des Rationalismus unter den Protestanten selbst, und Rousseau in *s. Lettres de la mont.* bei: Entweder reiner Rationalist, der sich allein an seine Vernunft hält, oder reiner Offenbarungsgläubiger, der sich der, in seiner Kirche sprechenden Autorität unterwirft. Alles Uebrige läuft auf Verwirrung in den Grundsätzen, auf Inconsequenz und Widersprüche hinaus. In solche Verwirrung gerieth auch Luther, wie wir in der Folge satksam uns überzeugen werden. Weit entfernt vom Rationalismus, hieng er vielmehr noch zwölf bis fünfzehn Jahre, nach Beginn seiner Reform, der Kirche eifrigst an, und hieß die Vernunft hin und wieder, in seiner Kraftsprache, sogar „eine Hure des Satans“. In andern Stellen schreibt er: „Auf Erden ist unter allen Gefährlichkeiten kein gefährlicher Ding, als eine hochreiche, sinnige Vernunft, sonderlich wann sie in die geistlichen Dinge fällt. — Sie steckt in großer Thorheit und Blindheit, wenn sie göttliche Dinge beurtheilen will; sie ist eine Erzfeindin des Glaubens, die Quelle aller Abgötterei und Ketzerei; sie ist Gottes Feindin, Ursprung und Quelle aller Sünden, falsch mit ihrem Dünkel; daher darf sie im Reich Gottes nicht regieren, sondern sie ist im Zaum zu halten mit dem Worte Gottes. Groß vonnöthen ist es, daß man tödte und gefangen nehme allen menschlichen Verstand und Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens“; u. s. w. In seiner Widerlegung der Erasmisschen Schrift *De libero arbitrio* heißt es: „Niemand ist geschickter, Gottes Wort zu begreifen, als die, so an der Vernunft verzagen. Ich weiß, daß sie (die Vernunft) nichts als blind, ungeschickt, närrisch Ding vorbringt, besonders wenn sie in göttlichen Dingen handeln und am klügsten sein will; sie ist eine kluge Närrin, eine Spötterin, naseweis und schwachhaft. Wenn sie auf's höchste kommt, so kann sie von Gott nicht anders urtheilen, als daß er etwa ein Göze, wie die Fortuna der Heiden, sei, der schlafe, und es dem Menschen anheimstelle, selig oder verdammt zu werden. Denn gleichwie sie, die Vernunft selbst, blind ist, und schläft und schnarchet, fühlt und empfindet nicht, wie Gott wirkt oder regiert; also urtheilt sie auch von Gott nach ihrem Sinne, als habe er keine Kraft oder Weisheit, wodurch er

von Ewigkeit die Seinen erwählt. Dahin kommt man, wenn man Gott und Gottes Werke nach menschlicher Vernunft will abmessen.“ Während er aber die Bibel als Autorität aufstellte, machte ihm seine Privatvernunft schon wieder Spuck, indem er keinen andern Sinn in der Bibel annahm, als den, welchen seine eigene Vernunft hineinzulegen für gut fand; und nicht wenig erschraß er dann auch, sobald andre seiner Mitapostel sich in Auslegung der Bibel des nämlichen Rechts bedienten, und auf diese Weise zu ganz andern Resultaten gelangten. In der That trat auch Zwingli auf dem Felde der Privatvernunft noch kühner hervor, indem er „die Bibel, das klare Gotteswort, durch sich selbst und den Privatgeist eines jeden Einzelnen erklärt, als die einzige und oberste Glaubensregel“ aufstellte. (Wenn aber der Privatgeist des Einen die Bibel so, des Andern hingegen sie anders erklärt, welcher von Beiden bestimmt dann die oberste und einzige Glaubensregel?) Zugleich verwarf er das Geheimniß der Eucharistie, weil er solches mit seiner Privatvernunft nicht begreifen konnte; wobei es freilich auffallen muß, daß er nicht, aus der nämlichen Ursache, zugleich auch die andern, — doch gewiß eben so unbegreiflichen —, Geheimnisse, wie z. B. des menschgewordenen Gottes, eines in der Person dreifachen, aber in der Wesenheit einfachen Gottes, u. a. m. ebenfalls verwarf. In der Disputation von 1523 sagt er: „Der Geist Gottes fließt so reichlich aus der Bibel, und spaziert so lustig in ihr, daß ein jeder fleißiger Leser von dem heiligen Geist unterwiesen wird, bis er auf die Wahrheit kommt.“ Nun forschten aber die großen Kirchenlehrer Basilius, Hieronymus, Augustinus, Chrysostomus ihr ganzes Leben hindurch in der Bibel, und gelangten zu einem ganz andern Sinne, als Zwingli. Auch Luther und seine Partei ließen sich wohl nicht nachreden, daß Zwingli sie in Forschung und Verständniß der Bibel übertroffen habe. Also reicht die einseitige Forschung nicht hin, — wie Zwingli wähnt —, da sie ja zu ganz verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Resultaten führt, sondern es muß ein untrüglicher Führer und Leitfaden anderwärts gesucht werden. Das Baselsche Glaubensbekenntniß vom J. 1536 enthält die hochweise Vorschrift, „daß die heilige Schrift nur durch sich selbst, nach der Regel des Glaubens und der Liebe, erklärt und ausgelegt werden soll.“ Demungeachtet giebt ebendasselbe Glaubensbekenntniß selbst wieder eine Ausle-

gang, indem es verordnet, „daß in den Versammlungen der Gläubigen, der Sinn und die Geheimnisse der heiligen Schrift von fähigen Geistlichen, d. h. solchen, die diesem Bekenntniß beipflichten, erklärt und erläutert werden soll“; wodurch somit die Diener des göttlichen Worts zu Herren desselben erhoben werden. Soll aber die heilige Schrift nach der Regel des Glaubens und der Liebe erklärt werden, so muß doch wohl dieser Glaube und die Regel desselben älter als die Schrift, und etwas von ihr Verschiednes sein; worin anders und eher könnte sie bestehen, als in dem ununterbrochnen und gleichförmigen Zeugnisse aller Jahrhunderte? (Mit welchem Ernste übrigens das Reformationsgeschäft auch in Basel betrieben ward, geht schon aus dem geschichtlichen Umstand hervor, daß ein dortiger Bürger gegen ein Rathszglied sich äußerte: „Ihr Herren habt ob dieser Sache nun drei Jahre lang gerathschlagt und kein Ende finden können, da immer Zwietracht unter euch gewesen; jezt wollen wir in Einer Stunde es ausmachen, damit fürder dieser Sache wegen kein Span mehr sei.“) Zu nämlicher Zeit und im gleichen Sinne spricht sich das Genfersche Glaubensbekenntniß im 18. Art. dahin aus: „Das richtige Kennzeichen, um die wahre Kirche Jesu Christi von der falschen zu unterscheiden, besteht darin, daß das Evangelium rein und treu gepredigt, verkündigt, angehört und befolgt werde.“ Diese Erklärung sagt eigentlich nicht mehr und nicht weniger, als: das richtige Kennzeichen ist das richtige Kennzeichen; und die Schwierigkeit wird dadurch nicht gelöst, indem es sich darum handelt, zu bestimmen, an welchem Merkmal man erkennen könne, daß das Evangelium rein und treu verkündigt werde. Uebrigens führe man uns auch nur eine Einzige Schriftstelle, als Beweis für jene Behauptung an, daß jeder Einzelne zum alleinigen Richter über den Sinn der heiligen Schrift befugt sei. Vermöge dieses Grundsatzes war jeder Protestant, mit der Bibel in der Hand, sogleich für unfehlbar und untrüglich erklärt, weit mehr noch als vorher der Papst und die um ihn versammelten Bischöfe, indem diese die Schrift keineswegs nach ihren Privatmeinungen, sondern durchaus bloß nach dem Zeugnisse der Vorzeit, und nach der beständig gleichen Lehre der Kirche erklärten. Daher stritten schon die ersten Reformatoren so gewaltig über den Sinn der Bibel, welche doch, nach ihrer eigenen Behauptung, sich selbst auslegte. Und so ward dieser protestantische Grund-

sah der Keim zu einer allgemeinen, fortdauernden und unheilbaren Verwirrung, erzeugte eine Unzahl von Sekten und Meinungen, und machte das Christenthum, welches die Wohnung des Friedens und das Band der Eintracht sein soll, zu einem ewigen Zankapfel unter seinen Freunden, und zu einem Gegenstande des Spottes und des Mergernisses für seine Feinde. Protestantische Regierungen befahlen, „das Evangelium frei, öffentlich und unverholen zu predigen“, als ob solches nicht früher schon geschehen wäre, oder als ob diese Regierungen das Evangelium besser verstünden, als die Bischöfe und Priester. Unter der freien Predigt des Evangeliums verstund man indessen die Erklärung der heiligen Schrift, nach der Lehrmeinung von Luther und Zwingli. Damit war jedoch der Sache nicht geholfen, indem — wie der protestantische Ruchat selbst sagt — sich die Prädicanten nunmehr öffentlich auf der Kanzel gegenseitig bekämpften, jeder das reine Gotteswort zu predigen behauptete, und die Andern des Gegentheils beschuldigte. Endlich erfolgten die Edikte, gemäß welchen in Religionsfachen jedermann sich der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen hatte. Die Bibel, nach der willkürlichen Auslegung eines Jeden, ward zur ausschließlichen Glaubensregel erklärt, die Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes verworfen, dagegen aber, — nach einer seltsamen Logik —, die weltliche Obrigkeit mit, weit mehr als päpstlicher, Machtvollkommenheit ausgerüstet, und zum obersten Richter in Religionsfachen erhoben; während kurz vorher die Bibel als einziges Gesetz war aufgestellt und jeder Macht der Erde, ja der allgemeinen Kirche und allen Vätern des christlichen Alterthums, das Recht der Schriftauslegung war abgesprochen worden. Auf dem Basler Concil von 1536 gelobten indessen die Reformatoren der Obrigkeit Gehorsam, „solang ihre Gebote nicht demjenigen widersprechen, um dessen willen sie ihrer Obrigkeit Ehre und Gehorsam erweisen.“ Bei solch' anscheinender Unterwerfung behielten sie also dennoch sich selbst das Recht des Entscheides vor, ob dieß oder jenes obrigkeitliche Gebot dem Gesetz und Worte Gottes gemäß sei oder nicht, und gehorchten folglich nur, insofern die Meinung der Obrigkeit mit ihrer eignen übereinstimmte. Nun entstanden jene vielen Sekten, welche alle gleichmäßig den Geist Gottes zu besitzen vorgaben, und sich dennoch gegenseitig mit der bittersten Feindseligkeit verfolgten. So mußte der Streit nothwendiger Weise

endlos werden, und indem jeder Christ an seinen Privatgeist verwiesen ward, blieb er lediglich der Ungewißheit und dem Irrthum preisgegeben. (Wo Advokaten, ohne Richter, gegen einander streiten, und jeder das Gesetz nach Willkür auslegt, ist wohl kein Entscheid je denkbar.) Diese Verwirrung stieg auf einen, noch bedauerlichern Grad dadurch, daß ein Theil der Reformatoren solche Bücher der heiligen Schrift, die ihrem Privatgeist eben nicht zusagten, — den Brief des heiligen Jakob, denjenigen an die Hebräer, die Apokalypse —, verwarfen. Alles nothwendige Folgen der Glaubensfreiheit, dieses großen Vorrechts des Protestantismus! Im grellsten Widerspruch mit der proklamirten Freiheit der Schriftauslegung, erschienen nun aber auch jene Verfolgungsdekrete, welche die Zerstörung der Bilder und Altäre geboten, die Messe aufhoben, und alle ungehorsamen, d. h. der alten Religion und ihrer Uezeugung treu bleibenden Priester, mit dem Kerker bedrohten. Die Wiedertäufer, welche man durch den bloßen Buchstaben der Schrift und durch die Privatauslegung derselben nicht hinlänglich zu widerlegen vermochte, wurden hin und wieder sogar mit dem Tode bestraft. Solche Gewaltthaten, — der hochgepriesenen Glaubens- und Gewissensfreiheit freilich wenig angemessen —, waren eben unerläßlich zu Begründung des Reformationswerks. Auf dem Felde der Privatvernunft machte übrigens der schweizerische Reformator solch' erstaunenswerthe Fortschritte, daß er in seinem Schwanengesang, — der kurz vor seinem Tode an den König Franz I. von Frankreich eingesandten Exposit. fid. christ. —, das Christenthum als kein nothwendiges Erforderniß zur Erlangung der Seligkeit erklärte, und demzufolge auch den heidnischen Halbgöttern, Herkules, Theseus u. s. w. Plätze im Himmel, neben dem Weltheiland, angewiesen hatte.

Wenn Calvin und Zwingli nur das Geheimniß der Eucharistie, als mit ihrer Vernunft unverträglich, beseitigt hatten, so benahmen sich dagegen die Sozinianer consequenter, indem sie geradezu alle Geheimnisse verwarfen. Bald mährzten dann die Deisten noch gänzlich aus, was jene übriggelassen hatten, indem sie die Wunder, als den unveränderlichen Naturgesetzen widerstreitend, läugneten. Unter diesen Naturgesetzen hatten sie nämlich eine feste, unbewegliche, mechanische Norm sich vorgestellt, nach welcher sich alles in der Natur, wie in dem Mechanismus einer Uhr, bewegen müsse;

während wir Christen unter den Naturgesetzen nichts andres, als den gesetzgebenden Gott selbst, oder den, in der geschaffenen Natur ausgesprochenen, Willen Gottes verstehen, der in seinem Eigenthume schaltet, wie er es, zu Erlangung seines Zieles, nach seiner Weisheit für gut erachtet, und worin wir ihm doch wohl nicht in den Weg treten werden.

Und so kam es dann, daß allmählig auch das Ansehen der Bibel selbst immer mehr herabgewürdigt ward, und ein großer Theil der protestantischen Gelehrten neuerer Zeit, in ihr nur noch ein Buch erkennt, morin die Mythen, Figuren, Räthsel u. s. w. der alten Völker aufgezeichnet seien, und wo wir ihre Denkungsart, in ihrer verblühten Sprache, noch wahrnehmen. (Als den eigentlichen Vater dessen, was jetzt in unsrer Zeit Rationalismus heißt, glauben wir Semlern bezeichnen zu müssen, wenn gleich der arme Mann selbst, an seinem Treiben irre geworden, mit gebrochnem Herzen über das, was er aus seiner Saat entstehen sah, aus der Welt gieng.) Sobald der Grundsatz der Privatvernunft herrschend wird, so muß daraus nothwendig ein unbegrenztes Chaos von Meinungen entstehen; denn die Vernunft des Menschen entwickelt sich auf höchst ungleiche Weise, und gestaltet sich, selbst bei Einzelnen, von Zeit zu Zeit wieder ganz anders. Bis zu welcher schwindelnder Höhe sich aber die Herrschaft dieses Vernunftglaubens, d. h. der eigentlichen Selbstvergötterung, in den jüngstverflossenen Decennien verstiegen habe, werden wir im Verfolge sehen, wann von dem gegenwärtigen Zustand des Protestantismus die Rede sein wird.

Vernehmen wir hierüber noch die Aussprüche einiger angesehenen, protestantischer Theologen. So sagt z. B. Prof. Dr. Krug in s. philos. Gutachten in Sachen des Rational. und Supernat.: „Für diejenigen, welche eine Offenbarung annehmen, kann es nur ein consequentes System geben, nämlich das römisch-katholische; die Consequenz, deren sich protestantische Supernaturalisten (Offenbarungsgläubige) rühmen, ist gar keine, ist vielmehr die größte Inconsequenz; denn die heil. Schrift, auf welche man sich immer beruft, ist kein untrüglicher Wegweiser zum Heil, weil sie so manigfaltiger Auslegungen fähig ist, daß nicht nur die verschiedenen christlichen Kirchen und Religionsparteien, sondern auch die einzelnen Schriftgelehrten, selbst die supernaturalistischen, über den Sinn

derselben nicht einig sind, und auch zuverlässig nie darüber einig sein werden.“ In gleichem Sinne äußert sich Dr. Fr. Fischer, in s. Dogmatik der evang. prot. Kirche. „Auf keine andre Weise“, sind seine Worte, „kann die Achtung irgend eines materialen Grundsatzes des religiösen Glaubens rechtmäßig festgehalten werden, als vermittelt eines Symbols. Ohne ein solches haben wir gar keinen rechtlichen Grund, unsern rationalistischen Gegnern die Verbreitung, auch der bedenklichsten Resultate ihrer Bibelforschung auf Kanzeln und Lehrstühlen, zu verbieten, selbst wenn unsre Kirche und Religion darüber zu Grunde gehen würde. Berufen wir uns auf das Recht der Wahrheit, auf historisch exegetische oder philosophische Wahrheit; vergebliche Mühe, denn eben darauf berufen auch sie sich. Wehe uns, wehe der christlichen Kirche, wenn es nur darauf ankäme, wer Recht zu haben glaubte, um nun gleich rechtliche Handlungen darauf zu gründen. Da könnte es sich nur fragen, welche Meinungen zufällig diejenigen der kirchlichen Behörden wären; und es ist ja bekannt, daß selbst entschiedne Rationalisten den Consistorialpräsidentenstuhl einnehmen können, und gar nicht abgeneigt wären, das, was wir als christliche Wahrheit erkennen, im öffentlichen Vortrage zu verbieten. So hat z. B. unlängst noch die *vénérable compagnie* der Genfer Geistlichkeit verboten, über die Lehren von der Verbindung der göttlichen Natur mit der Person Christi, von der Erbsünde, von den Gnadenwirkungen und von der Gnadenwahl, — also über die Grundlage und den Hauptinhalt des althergebrachten und noch immer herrschenden Glaubens ihres Volkes, in öffentlichen Vorträgen sich zu erklären (*d'établir une opinion*). Wie könnten, wenigstens die moralischen Grundsätze unsrer Religion, vor öffentlicher, willkürlicher Mißhandlung rechtlich sichergestellt werden, ohne Symbol? Wenn unlängst in einer der Hauptstädte Mitteldeutschlands ein junger, neologischer Prediger es wagte, das strenge Urtheil seiner Zuhörer über das Laster der Unkeuschheit und namentlich des Ehebruchs, in öffentlichem Vortrage milder zu stimmen; wie sollte man einem solchen — nicht nur moralisch-, sondern staatsgefährlichen Menschen, kirchenrechtlich beikommen können? Er würde auf die Geschichte der Ehebrecherin vor Christus sich stützen und auf sein exegetisches Recht trügen; man müßte sich darauf beschränken, ihm andre Beweisstellen einer abweichenden

Ansicht gegen seine vermeintliche Beweisstelle entgegenzuhalten. Ein Recht, den Glauben und das Gewissen unsres Volkes vor öffentlichen Mergernissen sicher zu stellen, haben unsre kirchlichen Behörden nur dann, wann die heiligsten Grundsätze unsrer Religion in einer bestimmt ausgesprochenen Form von der Kirche aufgestellt und allgemein anerkannt sind, — also nur durch's Symbol.“

„Die Bibel“, sagt der berühmte Sächsl. Hofprediger v. Ammon, „ist kein System und kein Canon des Glaubens, wie unsre Kirche seiner bedarf, wenn die Glaubenseinheit, welche die Seele der Kirche ist, begründet werden soll. Diese Einheit bestand schon vor der Sammlung unsrer heil. Bücher Neuen Bundes; sie ist — nachdem diese veranstaltet und authorisirt worden war — von unzähligen Parteien, mit der Bibel in der Hand, wieder gefährdet und zerrissen worden.“

„Wo der Grundsatz gilt, daß Jeder seine Religion für sich bilden könne, da ist kein Element zu irgend einer Vereinigung, geschweige zu einer Kirche. Ohne kirchliche Bekenntnisschriften, welche neben der heil. Schrift bestehen, ist eine Kirche kaum denkbar. Die Missionarien würden wohl bei den heidnischen Völkern wenig ausrichten, wenn sie damit anfangen: Wir bringen Euch das Recht, in der heil. Schrift zu forschen, und alle menschliche Autorität in Glaubenssachen zu verwerfen.“ (Theol. Litt. = Bl. zur N. Kirch. = 3tg.)

„Das Wesen der protestantischen Kirche besteht in der Freiheit aller ihrer Mitglieder insbesondre, in dem Rechte des unbeschränkten Schriftgebrauches für einen Jeden. Die Freiheit der Schriftforschung hat die Reformation in's Dasein gerufen, den Protestantismus begründet; ihre Beschränkung oder Aufhebung wäre der Untergang der evangelischen Kirche.“ (Consistorialr. Dr. Schulz.)

Sehr tröstig bemerkt v. Langsdorf in s. Blößen der prot. Theol.: „So unwidersprechlich der prot. Kirche die Glaubensfreiheit zusteht, so beschränkt ist dieselbe dennoch im wirklichen Leben. Zwar haben die Protestanten keinen Papst, aber — was vielleicht noch schlimmer ist — sie haben Päpste. Protestantische Consistorien und Synoden vertreten hinlänglich die Stelle eines Papstes. jene Freiheit, sagen sie, darf nicht mißbraucht werden; Beleuchtung I. Thl. erstes Heft.

die Kirche, sagen sie, schreibt uns nicht, wie bei den Katholiken, den Glauben vor, wir dictiren ihn der Kirche; nicht, wie wir ihn für gut halten, sondern wie er in der heil. Schrift, die wir in Sachen der Religion als die einzige Erkenntnißquelle betrachten, deutlich ausgesprochen ist. Und nun muß die Kirche eines solchen Landes hören, was ihr dictirt wird. Hiernach muß dann auch gelehrt und gepredigt werden. Dem einzelnen protestantischen Prediger wird keineswegs ein, seiner Vernunft angemessener, freier Gebrauch der Schrift gestattet. Wer sie, wie ich es gethan, als Prediger gebrauchen wollte, würde seines Amtes entsetzt, und hienit belehrt werden, was protestantische Freiheit sei.“

Superintend. Dr. Geßler sagt: „Eine Kirche fordert, ihrem Wesen und ihrer Richtung gemäß, als unerläßliche Bedingung, Einheit sämmtlicher Mitglieder im Lehren und Bekennen. Diese Einheit aber kann ohne eine höchste, kirchliche Social-Autorität nicht bestehen. Darum verleitete die dunkle Ahnung von ihrer Nothwendigkeit, in der Folge protestantische Lehrer, daß sie den weltlichen Fürsten, jedem in seinem Gebiete, nicht etwa nur die, ihnen ohnehin wesentlich zukommenden Souveränitätsrechte circa sacra, sondern sogar Ober-Episcopalrechte einräumten und zuerkannten.“

In eben diesem Sinne schreibt auch die Veri. Ev. Kirch.-Z. von Dr. Prof. Hengstenberg: „Unstreitig gehört Einheit in der Lehre zu den wesentlichen Merkmalen einer äußern Kirche; dieser Satz kann nur dann bestritten werden, wann man die äußere Kirche überhaupt verwirft; denn was bleibt, wenn man die Einheit in der Lehre wegnimmt, übrig, als ein zusammengelaufener Haufe, in welchem eine, alle Gemeinschaft aufhebende Willkür herrscht? Freiheit des Geistes und des Glaubens war bei Luther die allgemeine Bedingung einer christlichen Kirche. Sein eignes Glaubensbekenntniß sollte daher auch keineswegs eine Richtschnur für alle künftigen Geschlechter sein, und mit der fortschreitenden Verstandesbildung traten in der Folge immer einzelne unter den Religionslehrern hervor, die von seinem provisorischen — von den Protestanten jener Zeit angenommenen — Glaubensbekenntnisse mehr oder weniger abwichen. Was der Protestant, als solcher, zu glauben habe, war nie bestimmt. Die Kirche existirt noch nicht; sie ist erst noch im Werden. Die Glaubenslehre von Luther und

Calvin kann auf keine Weise als Prüfstein der Wahrheit angenommen werden.“ (Von Langsdorf.)

Die Augsburger Confession befindet sich, besonders was die Lehren von der Rechtfertigung und Dreieinigkeit betrifft, in offenem Streite gegen das Wort Gottes, ja in dem schärfsten Gegensatz gegen die allgemeinsten, klaren Wahrheiten des Wortes; sie ist daher auch, von den aufgeklärtesten Theologen unsers Zeitalters, lange schon als ganz unbrauchbar erklärt worden. (Der Obige.)

Hengstenberg, dieser starke Eiferer für das Lutherthum, sagt in s. Schrift über die biblischen Weissagungen: die Tradition entscheide, ob eine Stelle messianisch sei oder nicht. Er hat hiemit einen ganz katholischen Grundsatz in's Lutherthum eingeschwärzt. Also die Tradition, besonders die exegetische, welche die Reformatoren so sehr verwarfen, soll in der protestantischen Kirche entscheiden? Nein, Hengstenberg ist nach diesem Grundsatz ein Katholik, und kein Protestant. Die Zeloten verdammen auch die Reformatoren, besonders den edeln Melancthon, und zwar dadurch, daß sie immer und immer wiederholen, man dürfe nicht an den Symbolen ändern und davon nicht abweichen. Wer hat dann aber an der Augsb. Confession mehr geändert und gefeilt, als eben Melancthon? „Aber durch ihr starres Festhalten am Buchstaben der symbolischen Bücher, geben die Hengstenbergianer zu erkennen, daß sie die Verfasser derselben für untrüglich halten, und verwickeln sich hiemit in die größten Widersprüche, indem sie den Reformatoren Untrüglichkeit zuschreiben, da doch diese selbst gestehen, daß sie häufig geirrt haben.“ (Hauvenski.)

Sehr heftig äußert sich Thieß im homilet. liturg. Corr.-Blatt von 1830. „Ich rufe in Jesu Christi Namen“, sind seine Worte, „daß dieser rationalistische Protestantismus verflucht sei, bis zum tiefsten Abgrund der Hölle, denn Satanas kann in Ewigkeit kein seelentödtendes Gift bereiten, als diesen sogenannten Glaubens sogenannter Christen.“

„In unsrer Kirche giebt es weder einen einzelnen Menschen, noch eine gültige Form, unter welcher Mehrere zusammentreten könnten, um eine Glaubensnorm vorzuschreiben.“ (Schleiermacher.)

„Wenn irgend jemand, was die Bibel betrifft, im Geiste des Protestantismus handelt, so ist es der Rationalist.“ (Sittig.)

„Wahrlich, wenn nicht andre Waffen und Waffenführer, als der Rationalismus und seine Gesellen herbeigeschafft werden, so ist es für den tiefer Schauenden wohl nicht zweifelhaft, daß das Papstthum über kurz oder lang den äußern Sieg davon trägt.“ (Darmst. allg. Kirch.=Ztg.)

Und ist es nicht in der That der Katholizismus, welcher, auf die wirksamste Weise, das göttliche Christenthum gegen den gefährlichen Andrang des theoretischen und praktischen Heidenthums schützt? Ist der Rationalismus etwas andres, als das eigentliche Heidenthum, das nur bald roher, bald feiner, dort materieller, hier subtiler und geistiger, aber dem Prinzip und der Folgerungsweise nach überall eines und ebendasselbe ist? Die Heiden sahen als Religion an, was ihnen vernünftig schien, wie der abstrakteste Rationalist unsrer Zeit ebenfalls. Bei den Heiden gieng der Rationalismus in's Seltsame, Abentheuerliche, ja in's Ungeheure aus, — da er hingegen in der neuesten Zeit mehr der Aufklärung und dem Zeitgeschmack anbequemt, mehr verfeinert und systematisch geordnet erscheint. Dieser Rationalismus zerstört den Christusglauben, indem er denselben in ein bloßes Meinungsspiel verwandelt; alles, was bisher den Offenbarungsgläubigen als wahr, recht und gut galt, macht er schwankend und zweideutig, und führt in das Gebiet der Religion, des Rechts und der Sittlichkeit eine beklagenswerthe Störung ein. Diesem gefährlichen Rationalismus wird durch den Grundsatz und durch die Beharrlichkeit des Katholizismus, und durch das ganze Lehrgebäude der katholischen Kirche, mächtiger Widerstand geleistet, wie die Gegner selbst erkennen und eingestehen. Wo immer und so lange der Katholizismus seine Geltung behauptet, und in seinen Einschreitungen nicht feindselig oder arglistig gehindert wird, da kann der Rationalismus, — das neue, verkleisterte Heidenthum —, keine wesentlichen Fortschritte machen. Der Katholizismus stellt sich wenigstens doch entschlossen zur Wehre und streitet wider ihn aus allen Kräften, während ihm so manche nichtkatholische Confession, entweder aus Schwachheit und geheimem Einverständnis, oder aus feiger Verrätherei, gleichsam ohne Schwertstreich, das göttliche Glaubensgebiet zu überlassen scheint.

Sehr leicht wäre übrigens wahrlich für uns die Aufgabe, durch eine Menge, angesehenen prot. Theologen neuerer Zeit entthener, Beweisstellen unsre oben aufgestellte Behauptung zu erhärten;

ihre Aussprüche stimmen dahin überein, daß, ohne Autorität, für die Mehrzahl der Menschen keine Religion denkbar sei, — daß es immer Symbole werden müssen, so lange der gemeine Mann nicht auf eignen Füßen stehen könne, was er wohl hienieden niemals lernen werde, — daß jede menschliche Lehrvorschrift zwar ein Uebel sei, jedoch ein nothwendiges Uebel, um größeres zu verhüten, — daß man entweder auf Glaubenseinheit und Glaubensreinheit verzichten, oder etwas — Papstthum — anerkennen müsse, — daß alles kirchliche Leben da einer völligen Auflösung nahe sei, wo das Symbolische für die Glieder Kraft und Bedeutung verloren habe und eben deswegen jeder kirchliche Verein sein Symbol haben müsse, — daß der Weg der Untersuchung durch die Bibel, zwar der Grund der Reformation, aber dabei doch für den großen Haufen unmöglich und lächerlich sei, — daß in der protestantischen Kirche, nachdem sie einmal den Grundsatz der freien Forschung und Prüfung in Glaubenssachen angenommen, die Erklärung und Beurtheilung der heil. Schriften ihren Gliedern freigegeben habe, nothwendig und unvermeidlich Zwiespalt in Glaubenssachen herrschen müsse, — daß in dem ursprünglichen Prinzip des Protestantismus, so wie es schon von den Reformatoren aufgefaßt ward, nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst eine gewisse Nothwendigkeit des beständigen Fortschreitens, und somit auch eine beständige Aenderung für die Theologie liege, — daß eine Kirche ohne Glaubensnorm, ohne Glaubenseinheit nichts anderes, als eine Gemeinschaft der Uneinigen, ein Unding ohne Gleichen sei, — daß Einheit der Lehre mit Freiheit des Glaubens schlechterdings unverträglich sei, und daher keine andre Wahl, als: treues Festhalten an protestantischer Lehr- und Glaubensfreiheit, oder Rückkehr zum Prinzip des Katholizismus übrig bleibe. „Ist es wahr“, sagt Alberti in f. Theobald, „daß keine Glaubenseinheit in der protestantischen Kirche herrsche und herrschen dürfe, so laßt uns nur immerhin an's Grab der Reformatoren treten und klagend ausrufen: Ein Reich, so es mit sich selbst uneinig wird, das wird wüste; so laßt uns nur immerhin der katholischen Kirche, als der stärkern, weil sie die Glaubenseinheit sich bewahrt, zinsbar werden.“ Und ganz unverholen erklärt Wieland in f. Verm. Auff. Th. 1.: „Wollen wir uns einem unfehlbaren Richter in

Glaubenssachen unterwerfen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr; dann bleibt uns nichts übrig, als geraden Weges uns mit der katholischen Kirche ausöhnen zu lassen.“ In gleichem Sinne spricht auch Tieftrunk sich aus. „Bauet man“, so heißt es in s. Censur des protest. Lehrbegriffs, „das Religionsystem auf die Idee der göttlichen Offenbarung, so will ich den sehen, der mir das Papstthum wegvernünfteln soll.“

Indessen war auch bereits schon von den großen Weltweisen des Alterthums, die Ausschließung der Vernunft von aller Einmischung in Religionsangelegenheiten, aufs strengste eingeschärft worden, indem sie die unbedingte, jedem Forschen entsagende Befolgung der, von den Voreltern ererbten Religionsgebräuche in der That als eine der wesentlichsten Pflichten jedes guten Bürgers betrachteten.

„Wenn von der Religion die Rede ist“, schreibt Cicero in L. 3. de nat. Deor., „so folge ich den Oberpriestern Coruncanus, Scipio, Scävola, nicht aber dem Zeno, noch dem Cleanthes oder dem Chrysippus; von diesen, als Philosophen, muß ich die Gründe der Religion vernehmen; unsern Vorfahren aber soll ich — auch ohne Angabe der Gründe — Glauben schenken.“ Ein anderer heidnischer Philosoph, Cäcilius, äußert sich in gleichem Sinne. Ja, Cicero war vom Rationalismus unsrer Zeit so weit entfernt, daß, obgleich er die Wissenschaft der Auguren als bloße Täuschung erkannte, wir ihn dennoch jeden, der den Volksglauben an diesen religiösen Gebrauch bekämpfen oder stören würde, als der strengsten Bestrafung würdig erklären sehen. (de Divinat.)

Noch haben wir uns über Fortschritt im Christenthum näher zu erklären, und berufen uns dabei auf Col. I, 9 — 12. und 2 Petr. III, 18., wo die Apostel ihre Gläubigen ganz angelegentlich zum Wachsthum in der Erkenntniß Gottes und seiner Gnade ermuntern. Es giebt also einen Fortschritt der Religion in der Kirche Gottes, d. h. Fortschritt in der Erkenntniß derselben und besserer Anwendung aufs Leben, damit sie immer mehr Sache des Verstandes, des Herzens und des thätigen Lebens werde; nur darf die Lehre selbst nicht darunter leiden, nicht verändert werden, da sie etwas von Gott Gegebenes, — folglich von menschlicher Willkür Unabhängiges —, ist. Gott will die Menschen nicht unthätig wissen; sie sollen seine Gaben anerkennen und schätzen;

er läßt bei seinen Geschenken immer den Menschen etwas zu thun übrig, ohne jene selbst ihrer Willkür preiszugeben. Dieß thut er in der geistigen, wie in der sinnlichen Welt. Das Gedeihen der Feldfrüchte hängt von ihm ab; er ist's, der Sonnenschein, Regen, Fruchtbarkeit verleiht; dennoch soll und darf der Ackermann nicht müßig seine Hände in den Schooß legen. Der Erzieher hängt zwar von den Fähigkeiten seines Zöglings ab, welche er nicht zu ändern vermag; aber doch hat jener, in Betreff der Entwicklung und Richtung derselben, immer seinen angewiesenen Wirkungskreis. Allerdings hat Gott uns seine Heilsanstalten geoffenbart, aber die Menschen sollen angeleitet werden, diese Lehren in Anwendung zu bringen; die Ueberzeugung von derselben Aechtheit, Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit soll immer fester in ihnen wurzeln. Die Auswahl der zweckmäßigsten, heilsamsten Mittel zu diesem Behuf ist größtentheils den Menschen selbst anheimgestellt, wobei jedoch die Hauptsache, nebst der wesentlichen, von Christo angeordneten, Form unverletzt bleiben muß, welche er auch für immer sicher gestellt hat, so zwar, daß — nach seiner Verheißung — „selbst die Pforten der Hölle nichts wider die, seine Lehre bewahrende Kirche vermögen werden, und er bis zum Ende aller Tage bei ihr bleiben wird.“ In solchen, auf die Religion gerichteten, Bemühungen der Menschen ist Fortschritt möglich und wünschenswerth, indem dieselben in ihren eigenen Arbeiten immer bessern dürfen und sollen. Man muß also wohl unterscheiden, zwischen allmählicher Entwicklung, Erweiterung derselben Sache, und ihrer Vervollkommenung in objectivem Sinne. Wenn an heiterm Winterabend sich anfänglich nur der eine und andere Stern zeigt, dann immer mehrere zum Vorschein kommen, und endlich das ganze, sternbesäete Firmament unserm staunenden Auge sich darstellt, so waren doch auch die, später gesehenen Sterne schon früher zugegen; die Pracht des Sternenhimmels hat sich allmählig entwickelt, sie war aber, — obschon unserm Blick verborgen —, dennoch schon eher vorhanden.

Daß man in Hinsicht auf Religion mit dem Zeitgeiste fortschreiten, daß man den Glauben den Forderungen der Zeit gemäß vervollkommen solle, — ein Grundsatz, welchem von protestantischer Seite mit vieler Ostentation gehuldigt wird —, ist für das göttliche Christenthum um so gefährlicher, je mehr er, unter

dem trügerischen Vorwand einer lobenswürdigen Fortbildung im Gebiete des Glaubens, sein widerchristliches Bestreben zu verhüllen sucht. Und wer sollte auch in der That von den Zauberworten: intellectuelle Fortschreitung, Civilisation, Vervollkommenung, nicht mächtig sich angezogen fühlen? Allein dennoch sind sie nur trügerische Sirenenstimmen, geeignet, die Christenheit in den Wirbel des Rationalismus hineinzulocken. Oder was hat man unter „Zeit“ andres zu verstehen, als das Wechseln, das Aufeinanderfolgen der Dinge? Was ist „Zeitgeist“ andres als die Wandelbarkeit, die unbeständige Willkür menschlicher Ansichten, d. h. einzelner, tonangebender Menschen in einem bestimmten, vorübergehenden Zeitpunkt? Heißt: die Religion dem Zeitgeiste anpassen und demselben gemäß modificiren, etwas andres, als: das Göttliche, folglich Unübertreffbare, objectiv Vollkommene dem launigten Zufalle menschlicher Willkür unterordnen und preisgeben? Wird nicht dadurch die christlich = geoffenbarte Religion zu einem bloßen Meinungs-spiele herabgewürdigt, und der positive Theil des Christenthums immer mehr im Verfolge der Zeit ausgemergt, so daß zuletzt vom apostolischen Christenthum nichts übrig bleibt, als sogenannte Vernunftreligion und frostige Moral, — wie uns dann auch die neuere, dem Antriebe des Zeitgeistes dienstbare, Religionsculturgeschichte so manches unerbauliche Beispiel hievon darbietet.

Schreiten wir nun zur nähern Beleuchtung jenes, vom Gottmenschen zur Erhaltung der Glaubenseinheit angeordneten Mittels! Da belehrt uns die heil. Schrift, daß der auferstandene Erlöser, nachdem er die, für seine Lehren nun empfänglicher gewordenen, Jünger über Manches aufgeklärt und zu Aposteln ausgerüstet, sie auf einen Berg in Galiläa beschied, und dort jene denkwürdigen, von Matth. XXVIII. uns aufbewahrten, Abschiedsworte an sie gerichtet hatte: „Mir ist alle Gewalt über Himmel und Erde verliehen. Gehet hin, unterrichtet alle Völker, taufet sie in dem Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe; ich bin und bleibe mit euch bis an der Welt Ende.“ Vom heiligen Geiste angetrieben, eilen jetzt jene verachteten, ungelehrten Fischer und Zöllner, die Schüler des Gekreuzigten, mit bloßem Wanderstab, von Land zu Land, um das Panier des Kreuzes aufzurichten und das allgemeine Sittenverderbniß zu bekämpfen. Der

herrlichste Erfolg krönt ihr Werk. Die Hauptstadt der Welt, der Sitz aller Laster und Gräuelt, wird zur Hauptstadt der Christenheit, und Tausende sammeln sich zum Kampfe, unter der Fahne des Gekreuzigten. Immer freudiger erprobten die Jünger des göttlichen Meisters wirksamen Beistand. Allein nicht nur den Aposteln selbst, sondern auch all ihren rechtmäßigen Nachfolgern, mußte jene Verheißung gelten; denn unmöglich kann dem Welterlöser die Absicht zugeschrieben werden, seine Kirche nur bei Lebzeiten der Apostel zu beschützen, um sie nachher jedem Zufalle preiszugeben. Den Nachfolgern der Apostel also galt jene glänzende Verheißung: „Gehet hin in alle Welt! predigt! ich selbst bin und bleibe bei euch; der Geist der Wahrheit wird euch alle Wahrheit erkennen lehren; wer euch hört, hört mich; wer aber euch verachtet, verachtet auch mich selbst. Wahrlich, es wird Sodoma und Gomorrha am Tag des Gerichts erträglicher ergehen, als einer solchen Stadt, die eure Belehrungen verwirft. (Matth. X, 15.) Der Tröster, der heilige Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, wird euch alles lehren und euch alles dessen erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Mit dieser Verheißung war dann also, vom Stifter des Christenthums selbst, das immerdar fortlebende und untrügliche Lehramt in seiner Kirche eingesetzt worden. So lange er auf Erde weilte, war er immer das Haupt seiner Gläubigen, und wenn er ihnen sein Gesetz verkündigte, überließ er es nie ihrer eignen Erklärung und Auslegung. Er allein war, sowie der Verkündiger, also auch der einzige gültige Ausleger des Gesetzes. Ehe er dann die Welt verließ und zum Vater gieng, traf er in seiner ersten, noch kleinen Kirche die nämliche Ordnung und Einrichtung. Mit den bedeutungsvollen, zu seinen zwölf Auserwählten gesprochenen Worten: „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich nun euch. Gehet hin; prediget das Evangelium. Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich selbst“, hatte er sein Ansehen, seine Gewalt und sein Lehramt, auf die Apostel und ihre Nachfolger übertragen.

Zum Haupt dieses Lehrkörpers hatte Jesus den Petrus auserkoren. An des Jordans freundlichen Gestaden war es, wo der Gottmensch, Heil und Segen verbreitend, dem Simon Bar Jona, dessen Namen er in einen symbolischen, geheimnißvollen

umwandelte, die Obergewalt, den Vorrang des Ansehens und der Gewalt (*primatum honoris et jurisdictionis*) übertrug. Die Beweise hiefür liefert uns sowohl die heilige Schrift selbst, als auch die älteste, apostolische Tradition.

Matthäus, Markus und Lukas, wenn sie die zwölf Jünger des Herrn anführen, Matth. X, 2 — 12.; Mark. III, 16 — 19.; Luk. VI, 14 — 16. Act. I, 13. nennen Petrus immer an der Spitze der übrigen. Bei Matthäus heißt es ausdrücklich: *πρῶτος, Σίμων ὁ λεγόμενος Πέτρος*. Dieß spricht um so eher den Vorrang aus, da bei den andern nicht weiter beigefügt wird: der zweite u. s. w. Die übrigen Apostelnamen werden bei den Evangelisten in verschiedener Ordnung angeführt, ohne Zweifel, weil sie im Rang einander gleich stunden, folglich hieran nichts gelegen sein konnte, während das Primat Petri von Christus selbst war angeordnet worden, und demnach auch beobachtet werden mußte.

Ferner ist bei der Stelle Matth. XVI, 18 — 19. der wichtige Zusammenhang mit den zunächst vorhergehenden Versen nicht außer Acht zu lassen, indem sich klar daraus ergibt, daß Jesus Christus den Petrus auf die bestimmteste Weise vor den übrigen, — auch zugegen gewesenen —, Jüngern auszeichnete. Die so bedeutsame Namensveränderung Simons, deren wir so eben erwähnten, erklärte der Erlöser selbst bei Matth. XVI. Als er nämlich in der Gegend von Cäsarea Philippi seine Jünger fragte: Für wen halten die Leute mich, des Menschen Sohn? sprachen sie: „Einige sagen, du seiest Johannes der Täufer; andere, du seiest Elias; noch andere, du seiest Jeremias, oder einer aus den Propheten.“ Da sprach der Herr: Für wen haltet aber ihr mich? Freudig erwiedert ihm Simon Petrus: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Hierauf spricht zu ihm der Herr: Selig bist du Simon, Sohn des Jonas; denn nicht Fleisch und Blut haben dir dieß geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Ich aber sage dir: du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Der Ausdruck im 18. V. *καὶ ἡ ἐγὼ λέγω* — „aber ich hinwiederum sage auch dir“ — ist Kistemakern, und selbst Rosenmüllern, Zellern und andern protestantischen Exegeten, mit Recht als sehr erheblich vorgekommen. Entweder hat der Erlöser dem Petrus Etwas, oder er hat ihm Nichts zugesichert; im

letztern Fall ist der Beisatz „du bist Πέτρος (Fels), und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen“ sehr müßig und unpassend; im erstern Fall kann die Stelle nicht anders angenommen und gedeutet werden, als daß der Erlöser Petrum und seine Nachfolger zu Oberhirten der Kirche eingesetzt habe. Jede andere Deutung könnte nur durch eine exegetische Folter erzwungen werden. Die frühern Sophistereien über die verschiedenen Lesarten von Πέτρος und Πέτρα verlieren allen Gehalt, durch den Umstand, daß Christus nicht Griechisch, sondern Syrisch sprach, und sich hier des Wortes Kephas — Fels — bediente, welches keine Verschiedenheit der Lesart zuläßt. (Vergl. Joh. 1, 42.) Wo hat Christus je zu irgend einem andern Jünger so gesprochen? Wohl haben sich Henhöfer, Bretschneider und andre ihres Gelichters ganz gewaltige Mühe gegeben, dieser klaren Stelle einen andern Sinn, durch mancherlei Klügeleien, unterzuschieben, allein sie wurden durch den gelehrten, protestantischen Michaeli selbst zurechtgewiesen. Merkwürdig genug gesteht auch der, — den Katholiken übrigens gar nicht gewogene —, Marheineke in seiner Symbolik: „Christus vertraute dem Petrus ausdrücklich eine höhere Gewalt, als den übrigen Jüngern, und die Aufsicht über die Kirche; er erhob ihn zum sichtbaren Oberhaupt derselben, mit aller dazu gehörigen Autorität, Gerichtsbarkeit und Unterordnung der übrigen unter ihn.“

Auch nach der Himmelfahrt Christi, sehen wir Petrum fortwährend als Haupt des Apostelvereins handeln. Dies geht klar aus Act. I, 13 — 15.; II, 14.; III, 6 und 12., IV, 8.; V, 15; IX, 32.; X, 5. u. folg.; XV, 7 — 12. hervor. Immer führte er in den Versammlungen der Jünger und ersten Christen das Wort, und legte die entstandenen Streitigkeiten bei. Vergl. Act. XV, 7. Viele Kranke wandten sich an ihn vorzugsweise, um geheilt zu werden. In der That war auch Petrus der erste, den Glauben an die Gottheit Christi zu bekennen; der erste aus den Aposteln, welchem der auferstandene Heiland erschien, und der erste Zeuge hiervon vor dem Volk; der erste, wenn die Zahl der Apostel zu ergänzen war; der erste, welcher den Glauben durch ein Wunderwerk bekräftigte; der erste, welcher die Juden bekehrte und sie aufzunehmen bereit war.

Aber auch die älteste Tradition liefert uns die unverwerf-

lichsten Beweise für die Uebertragung der kirchlichen Obergewalt an Petrum. Jene ehrwürdigen Väter, die Glaubenshelden, die Uchristen, — zum Theil selbst Schüler der Apostel, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums —, jene im Dienst des Herrn ergrauten Männer, welchen der Nachklang des apostolischen Unterrichts noch in den Ohren erkönte, bestätigen solches.

Einstimmig bezeugen die Schriften der Kirchenväter, daß der heilige Petrus, — nachdem er eine Zeit lang das Patriarchat von Antiochien, der Hauptstadt des Orients, verwaltet, und seinen Jünger und Gefährten Markus nach Alexandrien geschickt hatte, um das Patriarchat von Afrika zu gründen —, seinen eignen Stuhl endlich zu Rom, in der Hauptstadt der Welt, aufgerichtet habe; daß seine Nachfolger auf demselben, einer wie der andere, die Macht des Oberhirten ausübten, und als solche von allen Christen, — die bekannten Schismatiker ausgenommen —, von den Zeiten der Apostel an, stets anerkannt wurden. Der heilige Paulus, nachdem er auf eine wunderbare Weise war bekehrt und zum Apostolat war erhoben worden, hielt es für nothwendig, gen Jerusalem zu gehen, um Petrum zu besuchen, und blieb bei ihm fünfzehn Tage. (Gal. I, 18.) Der heil. Ignatius, der unmittelbare Nachfolger Petri auf dem Stuhle von Antiochien, schrieb seinen berühmtesten Brief, an die Kirche, welche „den Vorsitz führt im Lande der Römer.“ Um dieselbe Zeit wurden die, in der Kirche von Corinth entstandenen Streitigkeiten nach Rom berichtet, und Papst Clemens, — dessen Name im Buche des Lebens steht — (Phil. IV, 3.), Begleiter des heiligen Paulus —, ertheilte darauf eine kraftvolle, apostolische Antwort, wie wir schon früher erwähnten. (Diese Berufung einer griechischen Kirche an die römische in den Apostelzeiten erscheint in der That als eine höchst merkwürdige Thatsache.) Im zweiten Jahrhundert nennt der, auch bei den Protestanten selbst in großem Ansehen stehende, heilige Irenäus, die Kirche von Rom, — mit Hinweisung auf die, von ihr bewahrte Ueberlieferung der Apostel —, „die größte und älteste Kirche, deren Stiftung durch die heiligen Petrus und Paulus allgemein anerkannt, und mit welcher, wegen ihres mächtigen Vorranges, jede andere Kirche übereinzustimmen verbunden sei.“ Tertullian nennt Petrum den „Felsen der Kirche, auf welchen diese gebaut sei.“ An mehreren Stellen, wo

von dem Bischöfe in Rom die Rede ist, heißt er ihn „den heiligen Papst, den apostolischen Prälaten, Hohenpriester“ u. s. w. Nach dem Zeugniß von Eusebius (Hist. eccl. V, 24.) hatte, schon in jener frühesten Zeit, Papst Victor, in Ausübung seiner Obergewalt, die Bischöfe Aftens, weil sie in der Feier der Ostern und anderer beweglichen Feste abwichen, mit der Excommunication bedroht, von welch' strenger Maßregel er nur durch den heiligen Irenäus noch zurückgehalten ward. Im dritten Jahrhundert hören wir Origenes und Cyprian die Versicherung wiederholen, daß die Kirche auf Petrus gegründet sei, daß er „seinen Stuhl in Rom aufgerichtet“ habe, daß Rom die „Mutterkirche“ und die „Wurzel der Katholizität“ sei. Im Anfang des vierten Jahrhunderts hören wir den gelehrten, griechischen Geschichtschreiber Eusebius, den Grund des Vorrangs der römischen Päpste, welchen er von dem heiligen Petrus herleitet, in klaren Worten aussprechen, und wir sehen den heiligen Athanasius an den Bischof von Rom appelliren, welchen Stuhl er „die Mutter und das Haupt aller andern Kirchen“ nennt. Selbst der heidnische Geschichtschreiber Ammian, welcher um dieselbe Zeit blühte, giebt der Obergewalt des römischen Papstes Zeugniß. Ambrosius, einer der ausgezeichnetsten lateinischen Kirchenlehrer, dessen Aufrichtigkeit in Behandlung der heiligen Schriften, und gewissenhafte Sorgfalt in Ausweichung zweifelhafter Dogmen noch von Niemand in Abrede gestellt worden, erklärt Petrum als „Fürst, Haupt, Mund des apostolischen Collegiums“. An einer andern Stelle sagt er: „In der römischen Kirche ist immer der Vorrang des apostolischen Stuhls gewesen; das Primat erhielt nicht Andreas, sondern Petrus, welchen Christus auserkoren hatte, um durch Einsetzung dieses Haupt's jede Veranlassung zu Uneinigkeit und Spaltung abzuwenden.“ Cyprian, welcher nach dem Urtheil des großen Erasmus, alle übrigen Lehrer Afrika's, ja selbst den Hieronymus, an Beredsamkeit übertraf, fragt: „Wer den Stuhl Petri verläßt, auf welchen die Kirche gegründet ist, darf derselbe noch glauben, der Kirche Jesu Christi anzugehören? Wir Bischöfe, die wir der Kirche vorstehen, müssen besonders fest auf dieser Einheit bestehen, und sie verfechten, damit wir zeigen, der Episcopat sei nur Einer und untheilbar. Die Kirche, ob sie gleich sich weit verbreitet, ist doch nur eine Einzige; es giebt der Sonnenstrahlen viele, und

dennoch ist das Licht nur Eines; groß ist die Zahl der Aeste, aber der Stamm ist nur Einer, fest gegründet auf der Wurzel. Eben so hat auch die Kirche nur Ein Haupt, nur Einen Ursprung. Ähnliche Beweisstellen für die päpstliche Suprematie finden sich auch bei den übrigen Kirchenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte häufig vor. Wie indessen gewisse Reiche ihre Benennung von der Hauptstadt, in welcher die Regierung ihren Sitz hatte, erhielten, z. B. das Ninivitische, Babilonische, Römische Reich, so erhielt auch die christliche, allgemeine Kirche die Benennung der „Römisch-katholischen“, indem das Haupt der Kirche seinen Sitz in Rom aufgeschlagen hatte.

Wenn hin und wieder, vorzüglich in neuerer Zeit, von Protestanten und Pseudokatholiken, mit großem Aufwand von Scharfsinn und Tücke, ein Unterschied zwischen „römisch-katholischer“ und „nicht römisch-katholischer“ Confession aufgestellt und geltend gemacht werden will, so liegt dabei handgreiflich das Machiavelistische Divide et impera zu Grunde. Denn „römisch“ hat ganz offenbar in katholischem Sinne die doppelte Bedeutung, einerseits daß die römische Kirche die einzige apostolische Stiftung ist, welche sich einer ununterbrochenen, rechtmäßigen Nachfolge zu erfreuen hat, — und anderseits wird durch dieses Prädicat die Vereinigung mit dem Mittelpunkt der Einheit, durch den Nachfolger Petri bezeichnet, welchem der Heiland, unter dem morgenländischen Sinnbilde der Schlüssel, die oberste Leitung seiner sichtbaren Kirche (welche in der heil. Schrift so oft mit einer „Stadt auf dem Berge“, einem „auf den Leuchter gestellten Licht“ u. s. w. verglichen wird, folglich auch äußerlich erkennbar sein soll) übertragen hat. Sollte unsre Kirchengemeinschaft sich die „Evangelische Kirche“, zum Unterschied von der katholischen, nennen, so würde dieser letztern dadurch das Prädicat „evangelisch“ abgesprochen; dann aber würde die katholische Kirche überhaupt nicht als christliche anerkannt, denn als solche existirt sie entweder gar nicht, oder ihr wesentlicher Inhalt muß das Evangelium sein. Die apostolische Kirche kann wahrlich nicht nöthig haben, sich erst „evangelisch“ zu nennen, weil sie dieß ihrem Wesen nach ist, und sie nennt sich nicht so, weil diese Benennung die Möglichkeit voraussetzen würde, daß sie auch anders als evangelisch sein könnte.

Den wahren Primat und die kirchliche Obergewalt des Papstes

anerkannte feierlich schon das erste öcumenische Concil von Nicäa im Jahr 325, Can. 6., dasjenige von Constantinopel im Jahr 381, Can. 2., von Ephesus im J. 431, Aft. 1. 2. 4., von Calcedon im J. 451, Aft. 2. 3. 4. 5. und 16. u. s. w., welchen vier alten Hauptconcilien, wie wir oben schon bereits gesehen haben, auch die Helvetische Confession gänzlich beipflichtet. Ein Umstand, der von unsern protestantischen Brüdern wohl beherzigt zu werden verdient!

Selbst angesehene, protestantische Schriftsteller der neuern Zeit haben sich zu dieser Ansicht bekannt. Der gelehrte Engländer Pearson schreibt: daß von den Alten Niemand gezweifelt habe, die römische Kirche sei von Petrus gegründet worden, und die Päpste seien Petri Nachfolger. (Vergl. chronolog. Untersuchung über die alten römischen Bischöfe, Utrecht 1740. Guil. Cave hist. eccl. Basil., 1742. Is. Newton observat. in Apocal., Blandellus de primata u. a. protestantische Schriftsteller. Auch der protestantische Theologe Baratier hat, durch Zeugnisse des ganzen christlichen Alterthums, die geschichtliche Thatsache, daß Petrus als erster Papst in Rom regierte, außer allen Zweifel gesetzt. Ueber Petri Primat, dessen Aufenthalt in Rom und Gründung der ersten christlichen Kirche giebt die Liturg. Sacra von Marzohl und Schneller, Luzern 1840. 4. Thl. 2. Hft. S. 612, 630 und 631, ebenfalls genauen und vollständigen Aufschluß.) Der so aufrichtige, als geistvolle und gelehrte Grotius in s. Annotat. in nov. Test. ad Joh. XXI, 15. nennt Petrum „Principem Apostolorum“. In der, gegen das Papstthum so ungemein feindselig gesinnte Luther gestund in einem, wider Sylvester de Prière geschriebenen Buch: „Die ganze Welt bekennt, daß die Obergewalt des Papsts aus jener Stelle bei Matth. XVI, 18 — 19. bewiesen werden kann.“

Allein nicht bloß mit vorzüglichem Ansehen, sondern auch mit eigentlicher Macht und Gewalt, ward Petrus als kirchliches Oberhaupt von Christo ausgerüstet. Beweise hiefür liefert uns theils das Neue Testament, theils das Zeugniß der ersten christlichen Jahrhunderte.

Inhaltschwer sind ganz besonders die bei Matth. XVI, 19. beigefügten Worte: „Ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben; was du auf Erde binden wirst, soll auch in den Himmeln gebunden sein, — und was du lösen wirst auf Erde, soll auch gelöst sein in den Himmeln.“ Daß Christus

diese Gewalt nicht der Kirche, sondern Petro übertrug, erhellt klar aus dem Zusammenhang dieser Stelle. Nachdem er erklärt hatte, „selbst die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen“, fügt er ganz unmittelbar hinzu: „Und ich gebe dir (Petrus, nicht ihr — der Kirche) die Schlüssel des Himmelreichs.“ Die Wichtigkeit dieser, von dem Welterlöser an Petrus, unter dem morgenländischen Sinnbild der Schlüssel übergebenen, obersten Gewalt in seiner Kirche, geht also hauptsächlich aus der Verbindung des 18. und 19. V. mit den frühern 16. und 17. hervor, in welchen die Ursache und der Beweggrund sich ausgesprochen finden. Noch deutlicher und bestimmter wird diese Vollmacht in einer andern Stelle der heiligen Schrift anschaulich gemacht. Der Jünger, „welchen Jesus lieb hatte“, und dem wir die Ergänzungen zu den drei ersten Evangelien verdanken, hat sie uns aufbewahrt, XXI, 15 — 18. Nachdem nämlich Jesus durch seine Gotteskraft siegreich Grab und Tod überwunden hatte, und seinen Jüngern bereits öfters als Lebensfürst erschienen war, zeigte er sich auch eines Morgens mehrern derselben, — unter welchen Petrus sich befand. Diesen fragte er nun zu drei verschiedenen Malen, ob er ihn mehr liebe, als die andern Apostel, und gab ihm dann jedesmal den Auftrag, seine Lämmer sowohl, als auch seine Schafe zu weiden, welchen jene zu folgen gewöhnt sind. Warum nun die dreimalige Aufforderung Christi an Petrum, die Schafe, d. h. die an Jesum Gläubigen, zu weiden, zu leiten und zu regieren? Warum redete Jesus ausschließlich Petrum an, da doch auch andere Jünger zugegen waren? Auch die Stellen bei Lukas V, 10. und XXII, 32. dürfen hier nicht unbeachtet bleiben. Bemerkenswerth ist ferner der wesentliche Unterschied zwischen Joh. XX und XXI. Dort sendet Christus, im Allgemeinen, alle Apostel — mit Einschluß des Petrus — wie ihn selbst der Vater sandte; hier aber wird dem Petrus, der ihn am meisten liebte, einzeln sein besonderer Antheil angewiesen. Die ersten und gründlichsten Schriftausleger, welche nicht nur hohe Wissenschaften und ausgebreitete Sprachkenntniß, sondern auch ein reiches Maafß des Geistes Gottes besaßen (wie z. B. der heilige Hieronymus — der vornehmste Theolog der lateinischen Kirche) fanden in dieser Stelle den primatum jurisdictionis ganz klar und bestimmt ausgesprochen. Optatus spricht bündig und klar von der Schlüs-

selgewalt des römischen Stuhls, heißt Petrum das Haupt aller Apostel, und jede Widerseßlichkeit gegen den Stuhl Petri eine gotteschänderische Unmaßung. „Jedermann weiß“, sagt er, daß in der Stadt Rom dem Petrus zuerst der bischöfliche Stuhl verliehen worden, auf welchem er, als das Haupt aller Apostel, gesessen, auf welchem Einen Stuhl die Einheit von Allen erhalten werden soll. Petrus ist es, zu welchem der Herr gesagt: dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches u. s. w.“ (Merkwürdige Texterklärung aus dem Munde eines Urchristen!) Noch mehrere Beweisstellen hiefür finden sich in Marheineke's, Doctors und Professors der Theologie, trefflich ausgearbeiteter Schrift: Zeugnisse aus allen christlichen Jahrhunderten, für die Gewalt der Kirche und ihres Oberhauptes; Frankfurt 1816. (In seiner Symbolik 321 giebt er ganz unumwunden zu, daß sämtliche Kirchenväter die oben angeführten Schriftstellen von dem Primat des Petrus verstanden haben.) Auch der berühmte protestantische Theolog Pfaff, de orig. juris eccl., gesteht, „daß die ältesten Väter alle vom Dasein eines obersten Bischofs in der Kirche überzeugt waren.“

Und wie viele andere, angesehene, protestantische Schriftsteller der neuern Zeit äußern sich in gleichem Sinne! Wir führen hier nur wenige Beweisstellen aus Eichhorn, Oken, Ammon, Reinhard und Herder an: „Billig stehe einer Religion Ein Oberhaupt vor, damit Einheit und Friede bleibe; denn eine Religion, mit besondern Oberhäuptern in jedem Lande, wird bald nach den Staatszwecken umgewandelt werden, und nichts weiter als eine Staatsanstalt, wie jede andere, sein, und wird wohl gar zu einer Finanz- oder Gängelanstalt werden, folglich keine Gottesanstalt sein.“ „Jede Gesellschaft, auch die äußere Kirche, muß organisiert, und wie Glieder eines Leibes, unter einem Haupte verbunden sein, wenn sie nicht zerfallen, und in einzelne Gemeinden sich auflösen soll.“ „Einer muß den Uebrigen nothwendig, um Spaltungen und Streitigkeiten zu vermeiden, vorgesezt sein.“ „Wenn sich jede Gesellschaftsverfassung, auch die kirchliche, ihrer Natur nach, zur Centralisirung der Kräfte neiget, so läßt sich von der Weisheit des Gottmenschen erwarten, daß er bei der Stiftung seiner Kirche hierauf Bedacht genommen habe.“ „Jesus wählte Petrum zum Oberhaupt seiner Kirche.“ „Es wäre eine große Thorheit, wenn man läugnen wollte, daß Petrus die Kirche

in Rom errichtet, und mit seinem Blute verherrlicht hat. Will man dieß läugnen, so wirft man alle historische Glaubwürdigkeit über den Haufen.“ „Was ist der Papst“? fragt Joh. v. Müller; — man sagt, er ist nur ein Bischof! Eben so wie die Kaiserin Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, der König von Frankreich nur ein Graf von Paris, und der Held v. Rossbach nur ein Graf von Zollern ist. Man weiß, welcher Papst Carl den Großen zum ersten Kaiser gekrönt; wer aber hat den ersten Papst gemacht? Ein Bischof war der Papst, und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Calife aller Königreiche und Fürstenthümer. Weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht, vor welcher in siebzehnhundert Jahren von dem Hause Cäsars bis auf den Namen Habsburg viele Nationen und all ihre Helden vorübergegangen. Das ist der Papst!“

Eben so günstige Urtheile über den Primat finden sich auch in Marheineke, Voigt, und in Wolfsg. Menzels deutscher Litteratur. Neander in s. Kirchengesch. Bd. 1. erklärt es als Hyperkritik, die, durch die übereinstimmenden Nachrichten des kirchlichen Alterthums bewährte, Ueberlieferung, daß Petrus zu Rom gewesen, in Zweifel zu ziehen. Döderlein in s. Inst. theol. chr. sagt: „Ich würde keineswegs anstehen, auf den römischen Bischof die Ehre und den Namen des Hauptes der abendländischen, ja der ganzen Kirche zu übertragen und ihn wegen seines besondern Vorzuges (propter principalitatem potentiorum) als den Ersten unter den Bischöfen zu begrüßen.“ Zu den entschiedensten Vertheidigern des päpstlichen Primats ist auch Planck zu rechnen, welcher als „ächter, protestantischer Gottesgelehrter, als treuer Verehrer Luthers, als unvergeßlicher Geschichtschreiber der Reformation und als ein Muster historischer Unparteilichkeit“ in den angesehensten, theologischen Zeitschriften belobt wird.

Eine ganz andere Ansicht von der Bedeutung dieser Schlüsselgewalt findet sich freilich in dem Baselschen Glaubensbekenntniß vom J. 1536 ausgesprochen. Nach Art. 16 desselben bestünde nämlich diese Schlüsselgewalt lediglich in der „Befugniß, das Wort Gottes zu predigen“. Daß sich aber damals Jedermann diese

Befugniß anmaßte, und nach protestantischen Grundsätzen auch anmaßen durfte, ist bekannt genug. In Deutschland fand das nämliche Unwesen statt. Nach dem Handb. der Brandenb. Gesch. II, 146. fanden sich, bei der im J. 1541 veranstalteten Kirchenvisitation, viele Prädicanten vor, welche eigentlich nur Schmiede, Maurer, Schneider, Weißgerber und andere Handwerker waren. Auch Luther selbst ordinirte Buchdruckergefelln, und sandte sie hin und wieder an Orte, welche Prediger verlangten, um seine Predigten vorzulesen.

Sollte jedoch nicht auch schon die gesunde Vernunft hinreichen, um uns von dem göttlichen Ursprung des Primats in der katholischen Kirche zu überzeugen! Alles, was bloß irdisch und menschlich ist, unterliegt der Vergänglichkeit, dem Wechsel; blühende Reiche, mächtige Staaten, Thronen und Städte sind in Wälder und Sümpfe umgestaltet; die so geheißnen Wunder der Welt sind verschwunden: nichts Menschliches hat hienieden bleibende Dauer. Wäre das Papstthum eine bloß menschliche Einrichtung, so würde es wahrlich längst schon dasselbe Schicksal erlitten haben. Hier findet seine volle Anwendung, was einst Gamaliel im hohen Rath zu Jerusalem — (Act. V, 38.) — sprach: „Ist dieß Werk von Menschen, so wird es sich selbst zerstören; ist es aber von Gott, so vermag Niemand es zu zernichten.“

Während achtzehn Jahrhunderten haben nun Petri Nachfolger, ununterbrochen, den Primat über die ganze Kirche, — auch in den bewegtesten Zeiten —, ausgeübt, ohne daß selbst die kühnsten Angriffe ihrer Widersacher ihr Ansehen zu schwächen vermochten. (Wir erinnern hier an den Heldenmuth der beiden Pius, unter der französischen Republik und dem Kaiserthum Napoleons, während beinahe alle weltlichen Potentaten Europa's ihren Nacken beugten.) Die oberhirtliche Gewalt gieng von einem Bischof auf den andern über, und nie war die Reihenfolge der römischen Päpste unterbrochen worden. Genau weiß man die Zahl und die Namen der, aufeinander gefolgten römischen Bischöfe, von Petrus an bis auf den jetzt regierenden Papst, anzugeben. Von Rom aus verbreitete sich der christliche Glaube über das ganze Abendland, und alle Kirchen desselben haben die römische zu ihrer Mutterkirche; von Rom aus, wo Petrus, — als von Christo selbst über die ganze Kirche bestelltes Oberhaupt —, erster Bischof war, wurden in die

verschiedenen Gegenden des Abendlandes, zu welchem unser Vaterland und bereits ganz Europa gehört, die Bischöfe gesendet. In dieser Hinsicht ist die römisch-katholische Kirche allerdings die Apostolische, da sie selbst ihren Ursprung und ihre Lehre von den Aposteln, sowie die Hirten derselben ihre Gewalt und Sendung von den Nachfolgern der Apostel erhielten. Wahrlich, manche ältere, achtungswürdige, protestantische Gelehrte, ein Grotius, Pfaff, Molanus u. a., hatten von der päpstlichen Hierarchie noch ganz andere, richtigere Begriffe, als unsere Neologen Eschirner, Krug, Studer, der dreiste Schultheß u. a. m. Nur das wahre Göttliche bleibt, und bleibt sich gleich. Wunderbare, ehrwürdige, von dem Gottmenschen selbst gestiftete und gegründete, Nachfolge seiner sichtbaren Stellvertreter! Thronen und Reiche gehen unter, Völker verschwinden, blühende Länder verwandeln sich in öde Steppen, Feinde verschwören sich in Menge gegen diese hehre Anstalt; dennoch besteht sie fort, rechtfertigt gerade dadurch ihren göttlichen Ursprung, und beweist die Wahrheit jener Verheißung, „daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen.“

Wohl mag manchen Päpsten, welche auf Petri Stuhl saßen, ein, eben nicht erbaulicher Lebenswandel zur Last gefallen sein. Allein der Apostelchor blieb dennoch heilig und ehrwürdig, ob sich gleich ein schändlicher Verräther unter den Zwölfen befand; so bleibt auch die merkwürdige Nachfolge von Petrus bis auf Gregor XVI. dennoch heilig und unverletzt, wenn gleich Einzelne aus ihnen, durch ihr Privatleben, niemals durch die Lehre der Kirche, welche sie immer festhielten (man nenne uns auch nur Eine päpstliche Verordnung, in Betreff der Glaubens- und Sittenlehre, welche widerrufen, oder nicht von der ganzen Kirche anerkannt wurde!), Anstoß gaben. Durch die päpstliche Würde wird keineswegs die menschliche Freiheit aufgehoben, allein jene Autorität ist von dem persönlichen, sittlichen Werth des Inhabers so wenig abhängig, als bei weltlichen Regenten, und so wenig, als die Wahrheit der Lehre; ja es beweist vielmehr gerade diese stete, oberhirtliche Nachfolge, eben durch ihren unentwegten Fortbestand, selbst in solchen Zeiten, wo der Nachen Petri vom Wogenaufruhr verschlungen zu werden drohte, daß hier nicht menschliches, sondern göttliches Walten zum Grunde liege.

Richtig bemerkt der parteilose Herder in s. Ideen zur Gesch. der Philos. der Menschheit: „Eine lange Reihe von Namen müßte hier stehen, wenn auch nur die vorzüglichsten, würdigen und großen Päpste genannt werden sollten; der Weichlinge sind auf dem römischen Stuhl weit weniger, als auf den Thronen weltlicher Regenten; und bei manchen derselben sind ihre Fehler nur deswegen auffallender, weil sie Fehler der Päpste sind. — Früher äußerte Rom seine gesetzgebende Klugheit dadurch, daß es auf Freiheit der Kirche, auf Reinheit der Lehre, auf Rechtgläubigkeit und Katholizismus drang, auf welchen die Kirche gebaut werden mußte. In die erste Spaltung der Juden- und Heidenchristen ist wahrscheinlich von Rom aus beigelegt worden. — Nie hat Rom vor Häretikern sich gebückt. — Und wer war in Rom an der Spitze seines heiligen Collegiums dieser Eine? Niemals ein wimmerndes Kind, dem man etwa an seiner Wiege den Eid der Treue schwur und damit allen Phantasien seines Lebens Huldigung und Unterwerfung gelobte; nie ein spielender Knabe, bei dem man sich durch Begünstigung seiner Jugendthorheiten einzuschmeicheln suchte, um nachher der Liebling seiner Laune zu werden. Ein Mann oder Greis ward erwählt, der meistens in Geschäften der Kirche schon geübt, das Feld kannte, auf welchem er Arbeiter bestellen sollte. — Manche Päpste erlagen der Bürde; andre rechtservfahrene, staatskluge, kühne und standhafte Männer verrichteten in wenig Jahren mehr, als schwache Regierungen in einem halben Jahrhundert zu Stande brachten.“

Protestantische Feinde der Päpste mögen übrigens von ihren eigenen, berühmten Geschichtsforschern, einem Johann von Müller, Plank, Raumer u. A. lernen, den Päpsten, nach dem Geiste des jedesmaligen Zeitalters, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie werden dadurch zur Ueberzeugung gelangen, daß der Dynastie des Apostelfürsten keine irdische Regentenreihe an Beispielen der Heiligkeit, der Geistesgröße, der Gelehrsamkeit und der wohlthätigen Wirksamkeit gleichkommt. Mehreres kann doch wohl ein billig denkender Mann, er mag nun jetzt leben, oder zur Zeit der Reformation gelebt haben, von der päpstlichen Reihenfolge nicht verlangen. — Und mit welcher ausgezeichneten Achtung schrieb der große Leibniz immer von den Päpsten seiner Zeit, von Innocenz XI. und XII.; wodurch er nicht nur seinen Einsichten,

sondern auch seinem Herzen Ehre machte. Auch Joh. v. Müllers schöne Abhandlung von den „Reisen der Päpste“, und Hurters „Lebensbeschreibung Papst Innocenz III.“, von mehreren der vorzüglichsten, theologischen Zeitschriften als ein gediegenes Meisterwerk gepriesen, verdienen hier rühmliche Erwähnung.

Sehr richtig bemerkt ein neuerer, angesehener Schriftsteller: „Nach vielen Lästerschriften der Protestanten sollte man glauben, daß im Mittelalter das ganze Christenbolk in der äußersten Stupidität gelebt, daß tausend Jahre hindurch der Papst und die Clerisei gar nichts andres zur Absicht gehabt, ja ganz planmäßig darauf hingearbeitet haben, die Vernunft der Menschen zu verfinstern, ihr Gewissen zu unterjochen, und in dieser Dunkelheit ihre Beutel zu leeren. Männer, die vor sechs-, acht-, zwölfhundert Jahren in ganz andern Verhältnissen, National- und Zeitbegriffen lebten, beurtheilen sie nach denjenigen, die unser Zeitalter für die richtigern hält; nach diesen brechen sie den Stab über sie, und machen auf diese Art die ehrwürdige Kirchengeschichte zu einer Narren- und Beutelschneider-Chronik. (Mit Eckel und Abscheu gedenken wir hier eines Bernerschen „Fuchsen [ir]-religiösen Federkampfes, Leipzig 1824.“) Unfällige Mißbräuche und Uebertreibungen, die sich etwa vorfinden, schreiben sie immer planmäßiger Bosheit zu, da sie sich doch meistens von selbst geben, und in der Schwäche oder Leidenschaft der Menschen ihren Ursprung haben. Wie könnte es je einem billigen Mann in den Sinn kommen, verdamnende, oder auch nur verächtliche Gestinnungen gegen eine Kirche zu hegen oder auszusprechen, zu welcher sich die große Mehrzahl der Christenheit bekennt, welcher ein Sadolet, Erasmus, Salesius, Pascal, Fenelon, Bossuet und Millionen edler Menschen, von ganzem Herzen zugethan waren, und noch sind.“

Wie oben schon bemerkt, stellte kein Katholik je in Abrede, daß keineswegs Engel, sondern Menschen, auf dem päpstlichen Stuhl saßen, ja daß einige unter ihnen den päpstlichen Stuhl, durch ihren Wandel, verunziert haben. Was soll jedoch dieß beweisen? Ist es nicht der allerschlechteste Schluß, den man vom Mißbrauch eines Amtes auf das Amt selbst zu dessen Nachtheil macht? Vernunft und Ehrlichkeit unterscheiden immer die Person vom Amte, den Mißbrauch der Gewalt von der Gewalt selbst; sie legen Verdienste und Mißverdienste der Päpste auf die Waagschale. Selbst Gregor VII.

und Leo X., vor Andern die Zielscheibe von Zwingli's Lästerpfeilen, werden von neuern protestantischen Schriftstellern als große, verdienstvolle Männer gepriesen. Auch Innocenz III. (von obenerwähntem Fuchs und ähnlichen Scriblern als ein wahres Ungeheuer geschildert) erscheint im Briefe Johann v. Müllers an Gleim vom J. 1782, sowie in Fr. Hurters berühmtem, so eben erwähnten Werke: „Leben Innocenz III.“, als ein höchst ausgezeichnet, trefflicher Mann. Ueberhaupt ist nicht selten die abgeschmackte Herabsetzung der Vergehungen mancher Päpste bis in's Hundertsfache übertrieben, zum Theil mit den offenbarsten, greßten Lügen ausgeschmückt, und aus den unveröhnlichsten, ja tollen Feinden der Päpste, einem Platina, Arnold von Brescia, aus einigen damaligen Schriften zur Zeit der Gibellinen und Welfen, aus den Wiclettischen Abentheuern, aus Luthers „Papstthum, vom Teufel gestiftet“ u. s. w. zusammengestoppelt. Offenbare Unwahrheit und arge Verläumdung ist es immerhin, — wie der gelehrte und berühmte Bellarmin, dieser zweite Erasmus, gründlich beweist —, daß einige Päpste auch im Glauben geirrt haben, oder daß etwa die richtige Nachfolge der römischen Päpste durch ein Weib, das zu solchem Stuhl gelangt wäre, unterbrochen worden sei; — welche Märchen auch von Flor. Raimund, Serarius, Pavinius und selbst angesehenen Protestanten (S. Götting. Anz. 1808 und Milners Ziel und Ende religiöser Controversen, 1828, S. 345) auf's bündigste widerlegt wurden. Uebrigens ist es ja ganz und gar nicht katholische Glaubenslehre, daß alle Päpste Heilige gewesen oder seien, und daß das Amt auch seine Verwalter heilig mache. Sollte aber Gott nicht auch durch die Fehler der Päpste seinen Zweck erreichen können? Und liegt nicht gerade in jenen temporären, aber folgelosen Verwirrungen und Erschütterungen der katholischen Kirche, zugleich der schlagendste Beweis für ihren unwandelbaren Fortbestand? Ist's nicht geschichtliche Wahrheit, daß die, bei weitem größere Zahl der Päpste, Männer von tiefer Gelehrsamkeit, gründlicher Wissenschaft, großer Geistesstärke und ausgezeichnet moralischem Charakter waren, unter welchen auch viele, durch Heiligkeit und Unsträfflichkeit des Lebens, den apostolischen Stuhl verherrlichten?! Und haben auch einigemal Päpste, in der Eigenschaft als weltliche Fürsten, sich nicht besser als Andere zu benehmen gewußt, so ist dieß wohl der einzige Vorwurf,

den man ihnen gerechter Weise machen kann; alles Uebrige ist Verläumdung.

Sehr treffend bemerkt hierüber der /geniale Werner in seinen „Geistesfunken“, mit der ihm eigenthümlichen Sprachstärke: „Ja, wir Katholiken läugnen es keineswegs, viele unsrer Kirchenvorsteher waren schlecht, waren nichtswürdig; viele unsrer Kirchenoberhäupter waren gottlos. Aber nie hat irgend ein Papst gegen irgend ein Dogma etwas gelehrt; nie hat irgend ein Papst irgend einen Glaubenssatz angegriffen; nie ist von irgend einem Papste eine Kezerei oder Irrlehre ausgegangen; das können die Feinde der Kirche und des katholischen Christenthums nicht auffinden, in der ganzen Geschichte der christlichen Kirche; wenn sie es könnten, sie thäten es gewiß und sicherlich. — Immer waren die Päpste Wächter der Dogmen; immer haben sie die katholische Glaubenslehre rein und unverfälscht erhalten und bewahrt. — Und was hat der Herr mit den gottlosen Kirchenvorstehern gethan? Zerschmettert hat er sie und zertrümmert hat er ihre schlechten Werke, und vernichtet ihr gottloses Thun und Treiben, wie er immer noch allen Stolz und Hoffärtigen widersteht und widerstehen wird. — Und das eben beweiset die Göttlichkeit der Kirche, das beweiset gerade, daß Gott der Herr mit seiner heiligen Kirche ist, durch alle Zeiten, weil er bei der Schlechtheit und Gottlosigkeit vieler ihrer Vorsteher und Oberhäupter, dennoch immer aus jeglichem Kampfe, aus allen Drangsalen und Verfolgungen, sieg- und glorreich sie herausgeführt, und herrlich und groß erhalten hat.“

Zu Väterungen wider die Oberhäupter der katholischen Kirche zeigte sich übrigens von jeher große Neigung bei den protestantischen Schriftstellern. Wie heftig ward von ihnen auch gegen Leo X. losgezogen, und dann jede Verläumdung auf's leichtfertigste weiter verbreitet! Aus Roszoe's Leben und Reg. Leo X., B. III. S. 482, wissen wir zum Beispiel, daß eine in Bale's satyrischem Werke: Triumphwagen der Päpste, enthaltene, atheistische Aeußerung Leo's gegen den Cardinal Bembo, von wenigstens 3 — 400 Schriftstellern, auf das bloße Wort jenes Satyrikers hin, war nachgeschrieben worden, — welche Verläumdung indessen triftig von Bayle in s. Dict. zurückgewiesen ward. Und dieß geschah, während über Leo's untadelhaften, sittlichen Wandel, die glaubwürdigsten Zeugnisse in Menge vorhanden waren, und man doch

wohl nicht annehmen konnte, daß so viele Schriftsteller, die von ihm reden, dadurch, daß sie ihm Tugenden beilegten, an welche Niemand glaubte, sich vor der Welt hätten verächtlich machen, und bei ihm selbst den Verdacht erregen wollen, daß sie seiner nur spotteten.

Selbst der erste Reformator Luther in seinem „Unterricht auf etlich Artikel, 1519“ kann sich des Ausspruchs nicht enthalten: „Daß die Kirche für allen andren geehrt sei, ist kein Zweifel, denn daselbst St. Peter und Paul, 46 Päpste und viel Hunderttausend Martyrer ihr Blut vergossen, die Hölle und Welt überwunden, daß man wohl begreifen mag, wie gar einen besondern Augenblick Gott auf diese Kirche habe.“ Dann fährt er fort: „Ob es nun leider zu Rom also steht, das wohl besser taugt, so ist doch diese und keine Ursach so groß noch werden mag, daß man sich von derselben Kirche reißen oder scheiden soll. Ja, je übler es dort zugeht, je mehr man zulaufen und anhangen soll, denn durch Abreißen oder Verachten es nicht besser wird. Ja, um gar keinerlei Sünd oder Uebel, die man gedenken oder nennen mag, soll man die Lieb trennen und die geistlich Einigkeit theilen. Der Einigkeit sollen wir Acht nehmen, und bei Leib nicht widerstreben päpstlichen Geboten. Siehe, nun hoff' ich, es sei offenbar, daß ich der römischen Kirche nichts nehmen will, wie mich meine lieben Freund schelten. Dem heiligen, römischen Stuhl soll man in allen Dingen folgen.“

Eben dieser Herold der evangelischen Freiheit sagt T. IV. Jen. S. 320. a. noch im Jahr 1528 (folglich eilf Jahre nach seinem Abfall von der katholischen Kirche!): „Wir bekennen, daß bei dem Papstthum viel christliches Gut, ja alles christliche Gut sei, und auch daselbst herkommen sei an uns; wir bekennen, daß im Papstthum sei die rechte heilige Schrift, rechte Tauf, rechtes Sacrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünden, rechtes Predigtamt, rechter Katechismus. Ich sage, daß unter dem Papst die rechte Christenheit ist, ja der rechte Ausbund der Christenheit und vieler frommer, großer Heiligen.“

Und im T. VII. Jen. S. 169. b. 1538 (also ein und zwanzig volle Jahre nach Beginn seiner Reformation!) sagt ebenderseibe: „Wahr ist's, im Papstthum ist das wahre Wort Gottes, Apostelamt, und daß wir die heilige Schrift, Taufe, Sa-

Erament und Predigtstuhl von ihnen genommen haben; was wüßten wir sonst davon? Darum muß auch der Glaube, christliche Kirche und der heilige Geist bei ihnen sein.“ In seiner Abhandlung über die Privatmesse gesteht er ganz unumwunden, „daß die katholische Kirche die wahre Kirche, die Stütze und Säule der Wahrheit, der sehr heilige Ort sei.“ „Wo man“, so fährt er fort, „die wahren Reliquien der Heiligen findet, da war und ist ohne allen Zweifel auch jetzt noch die wahre, heilige Kirche Jesu Christi, da findet man alles, was derselbe gestiftet. In dieser Kirche erhält Gott auf wunderbare Art die Taufe, Nachlassung der Sünden, das Altarssakrament, Amt und Ordination der Kirchenhirten, die letzte, trostvolle Hülfsleistung in der Sterbstunde“ u. s. w.

Wenn es ihm indessen Ernst war mit diesem Geständniß, warum lenkte er nicht ein? warum kehrte er nicht zur Kirche zurück? Wenn es ihm aber nicht Ernst war, in welchem Licht kommt dann dieser neue Glaubensheld zum Vorschein? —

Auch Daille, der berühmte Prediger von Charenton, und Anton de Dominis von Spalatro, in seinem Werk über die Kirchen-Republik, 1616, halten der römischen Suprematie die größten Lobsprüche. Nicht weniger hatten die Doktoren der reformirten Kirche Englands, immer die vortheilhafteste Meinung von jener Mutterkirche. Dieß sehen wir aus Maimburgs Geschichte des Calvinismus, 2. Bd., aus den Schriften von Baro, Tooker, dessen Vertheidigers Lowel, Bunny, Potter, und hauptsächlich des berühmten Thorndyke in Epil. p. 146. . . . All diese gelehrten Männer hatten dieselbe Ansicht und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ohne eine höchste Autorität, in der christlichen Kirche, eben so wenig als in irgend einem politischen Staate, Friede und Ordnung bestehen könne.

Und wahrlich oft genug schon fanden protestantische Theologen sich bewogen, die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit eines ähnlichen Primats anzuerkennen, und Klagen zu äußern, daß in ihrer Kirche nicht solch eine Anstalt vorhanden sei. Vergl. „Journal für die protestantische Kirche und ihre Geistlichkeit, Leipzig 1809“, und „das heilige Abendmahl, eine dogmengeschichtliche Untersuchung“. So schrieb z. B. Capito, geb. 1487, gest. 1541, (Kirchenlehrer in Straßburg und Hosprediger des Erzbischofs zu Mainz, einer der gelehrtesten Anhänger des Reformationswerks und

Hausſcheins vertrauteſter Freund): „Ich erkenne das große Unrecht, welches wir der Kirche zuſügten, daß wir ſo voreilig und unbedachtſam das Anſehen des Papſtes verworfen haben; das Volk iſt nun ganz zügellos, und verachtet alle Auctorität u. ſ. w.“ Auch Melancthon, dieſer thätigſte Beförderer der Kirchentrennung und wohl der ſcharfſinnigſte, flügte unter ſeinen Mitarbeitern, konnte ſich der nämlichen Klagen nicht enthalten. Durch eine, eigens von ihm verfaßte, Schrift hatte er zwar früherhin zu beweifen geſucht, „daß der Papſt der Antichriſt ſei“; als er aber die Bitterkeiten, Spaltungen und Irrthümer der vorgeblichen Reformatoren, mit denen er in Verbindung ſtand, und die gänzliche Unmöglichkeit ſah, dieſen Uebeln ein Ziel zu ſetzen, ohne zu dem alten System zurückzukehren, ſchrieb er an Franz I., König von Frankreich: „Wir erkennen vor allen Dingen, daß eine kirchliche Regierung etwas Heiliges und Heilſames iſt; nämlich, daß es gewiſſe Biſchöfe geben müſſe, um die Hirten der verſchiedenen Kirche zu regieren, und daß der römische Papſt über allen Biſchöfen ſein müſſe. Denn die Kirche bedarf Führer, um die, zum Prieſterſtande Berufenen zu prüfen und zu weihen, und über ihre Lehre zu wachen, ſo daß, wenn es keine Biſchöfe gäbe, man deren machen müßte.“ In Præf. Corp. Doctr. klagt er darüber, „daß man ſich, ſtatt des leichtern päpſtlichen Jochs, nunmehr ein eiſernes aufgehäſet habe, nämlich dasjenige der Politiker, oder der Weltlichen, die ſich eine ſchrecklichere Gewalt angemacht hätten, als der Papſt.“ Und in einem ſeiner Briefe, — da er nicht durch Luthern gehindert war, ſeine Meinung frei heraus zu ſagen —, heißt es: „Es findet kein Streit Statt über die Superiorität des Papſtes und die Auctorität der Biſchöfe, und ſowohl der Papſt als die Biſchöfe mögen dieſe Auctorität gar wohl behalten; die Monarchie des Papſtes würde auch viel dazu beitragen, um die Eintracht in der Lehre unter den verſchiedenen Nationen zu erhalten. In Anſehung der Oberherrſchaft des Papſtes würde man alſo leicht mit einander übereinkommen, wenn man nur wegen der übrigen Punkte in Richtigkeit wäre.“ Luther ſelbſt, in ſeinen Briefen an Leo, erkennt ſogar ſeine Stimme, als Gottes Stimme (*vocem tuam vocem Christi in te præſidentis et loquentis agnoscam*). Und an einer andern Stelle ſagt er: „Ich danke dem Herrn Jeſus Chriſtus, daß er durch ein Wunder eine Einige Kirche auf Erde erhält, ſo daß ſie ſich niemals, durch irgend ein Dekret, vom wahren Glauben entfernt.“ Calvin

erklärt: „Gott hat den Sitz seines Cultus im Mittelpunkt der Erde aufgerichtet, und ihm einen einigen Vorsteher vorgesetzt, auf den alle sehen sollen, damit sie um so besser in der Einheit erhalten würden.“ Auch Hugo Grotius, einer der ehrwürdigsten Namen des siebzehnten Jahrhunderts, — neben dem Israeliten Spinoza wohl der größte Mann, den Holland je hervorbrachte —, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, als freisinniger Theolog, als Rechtsgelehrter, Kenner des Alterthums und Dichter, — so wie noch andere angesehene, protestantische Schriftsteller, haben sich auf's entschiedenste für den päpstlichen Primat, als das einzige Mittel, die Streitigkeiten zu endigen und den Glauben festzustellen, ausgesprochen. Der große Puffendorf, obgleich sehr eifriger Protestant, zeigt in seinem Buche de monarch. pontif. rom., daß die unter den Protestanten eingerissenen Religionszänkereien von dem Mangel an einem kirchlichen Oberhaupte herrührten, und daß weder eine aristokratische Verfassung, noch eine demokratische, sondern allein die monarchische für die Kirche tauglich sei. Auch Pustkuchen in seiner merkwürdigen Schrift: Wiederherstellung des ächten Protestantismus, Hamburg 1827, erklärt: „Wenn es der Zweck Jesu war, all seine, in der ganzen Welt zerstreuten Verehrer in Eine Gottesfamilie zu versammeln, so folgt daraus, daß diese Gesellschaft, insofern sie sichtbar ist, auch ein sichtbares Oberhaupt haben müsse; denn ein sichtbarer Körper (Staat) ohne ein sichtbares Haupt, wäre nur ein halber, nicht ein ganzer Körper. Zu ihrem größten Nachtheil, entbehrte die protestantische Kirche bis jetzt diese, für jede äußere Gesellschaft von Menschen so höchst nothwendige Bedingung. Daher jene vielen Spaltungen und Streitigkeiten, welche gleich von ihrem ersten Ursprung an in derselben überhand nahmen, und ihr den nahen Untergang drohten. — . . . Die älteste Kirche hatte ganz ohne Ausnahme die bischöfliche Verfassung, welche sie bis in die apostolische Zeit zurückführt.“ Auch die Darmst. Allg. K.-Z. schreibt: „Es läßt sich nicht läugnen, es wäre sehr zu wünschen, daß in der protestantischen Kirche einmal eine feste Ordnung eingeführt würde; denn wie die Sachen jetzt stehen, hält jeder Pastor sich für gänzlich frei und ungebunden; die Unordnung nimmt immer mehr überhand und man stößt alles von sich, was von einer rechtmäßigen Autorität ausgeht.“ Und in einem der neuern protestanti-

schen Schriftsteller, dem Baron Selenberg, Hofrath und Prof. der Rechte an der Univ. Gießen und Göttingen, finden wir nachstehende, ernste Ansicht desselben Gegenstandes: „Es ist Recht, daß es eine Regierungsverfassung unter den Christen gebe, und es ist Recht, daß ein Oberhaupt vorhanden sei, das an der Spitze derselben stehe; und kein Andern kann zu diesem Amt geeigneter sein, als der Statthalter Jesu Christi, der Repräsentant des heiligen Petrus, durch eine ununterbrochne Nachfolge.“ Meth. jurispr. 4. de libert. eccl. Germ.

Unter den größten Männern, deren der Protestantismus sich rühmen darf, hat aber wohl keiner die Wahrheit dieser Maxime schärfer herausgehoben, als Leibniz, in seinem System der Theologie, wo er sagt: „Um sich einen bessern Begriff von der Gewalt der Hierarchie machen zu können, muß man wissen, daß jeder Staat, oder jede Republik, also auch der kirchliche Staat, als ein gesellschaftlicher Körper, oder eine einzige, moralische Person zu betrachten sei. Nun aber liegt es in der Natur einer Person, sei es nun eine natürliche oder moralische, daß sie einen gewissen Willen habe; damit man nämlich wissen könne, was sie wolle. Da also der höchste und beste Gott auf Erde eine sichtbare Kirche, als die auf dem Berge erbaute, heilige Stadt, seine unbefleckte Braut, und die Auslegerin seines Willens, gegründet hat, deren Einheit er so dringend anordnete, und die Er überdies allen, die nicht Heiden und Publikanen gleichgestellt sein wollen, zu hören befiehlt; so folgt daraus, daß er auch eine Vorschrift geben mußte, wodurch der Wille der Kirche, der Dolmetscher des göttlichen Willens, könne erkannt werden; und diese ersah man schon an den Aposteln, welche den Körper der Kirche vorstellten. Diese nämlich sprachen da, wo sie in dem, zu Jerusalem vereinten Rathe, ihren Richterspruch kund machten: es gefiel dem heiligen Geist und uns (Act. XV, 28.); und dieses, der Kirche verliehene Privilegium des Beistandes des heiligen Geistes, hat mit dem Tode der Apostel nicht aufgehört, sondern muß bis zum Ende der Welt fortbestehen, und ist auch in dem ganzen Körper der Kirche durch die Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, fortgepflanzt worden. Weil es aber nicht möglich ist, daß allezeit, oder oft, ein Kirchenrath gehalten werde, und dennoch die Person der Kirche allezeit leben und fortbestehen muß, damit ihr Wille erkannt werden

könne, so war es eine nothwendige Folge, die selbst durch das göttliche Recht, und jene merkwürdigen Worte Christi zu Petrus (Joh. XXI, 15–17.) angedeutet, und in der Kirche geglaubt worden ist, daß einer unter den Aposteln, und ein Nachfolger desselben unter den Bischöfen, mit größrer Gewalt ausgerüstet wurde, damit durch ihn, als den sichtbaren Mittelpunkt der Einheit, der Körper der Kirche verbunden, dem gemeinsamen Bedürfniß gesteuert, ein Kirchenrath nöthigenfalls zusammenberufen und geleitet, in der Zwischenzeit aber alle Sorge angewendet werden könne, um jeden Schaden von der Gemeinschaft der Gläubigen zu entfernen. Da nun, nach der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums, der Apostel Petrus in Rom, der Hauptstadt der Welt, die Kirche regiert, den Martertod gelitten, und sich einen Nachfolger bestimmt, auch niemals ein andrer Bischof sich dieß Recht angemast hat, so gestehen wir dem römischen Bischof, unter allen billig den Vorrang zu. Daher muß wenigstens dieß als sicher angenommen werden, daß in allem, was bis auf einen allgemeinen Kirchenrath nicht kann verschoben werden, oder keinen allgemeinen Kirchenrath erheischt, der Erste der Bischöfe, der Papst, mittlerweile dieselbe Gewalt ausübe, welche der ganzen Kirche zusteht, und daß ihm alle Gläubigen vollkommenen Gehorsam schuldig seien.“ Und an einer andern Stelle: „Die Ansicht der Alten ist, daß die allgemeine Kirche einer Republik gleiche, unter dem Papste, als geistlichen Stellvertreter Gottes; — und daß dem römischen Papste der Primat, nicht nur der Ordnung, sondern der Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche zukomme, das haben die Alten niemals geläugnet.“ Beherzigungswerth sind dann die Schlußworte des großen Mannes: „Und dieß soll man thun (nämlich dem Papste, als dem einzigen, sichtbaren Stellvertreter Gottes auf Erde, sich unterwerfen) aus Liebe der Kirchen-Einheit, und damit wir Gott in denen, die er gesandt hat, gehorsamen. Denn wir müssen lieber alles, auch selbst mit unserm größten Schaden ertragen, als uns von der Kirche losreißen, und eine Kirchenspaltung verursachen!“

So beurtheilen selbst die angesehensten, protestantischen Theologen und Gelehrten, den Werth und das Ansehen der katholischen Mutterkirche, und des damit vereinigten Papstthums, während dieses von so vielen unserer Zeitgenossen so sehr mißkannt, — ja so häufig

verunglimpft wird. Und was kann, was soll dieß etwa zur Erbauung protestantischer Zuhörer beitragen, wenn so oft, von ihren Kanzeln und Cathedern, in bitterem Ton wider das Papstthum losgezogen und gefaselt wird? Waren nicht auch unsere eignen Vorältern, während fünfzehn Jahrhunderten, ebenderseiben römischen Glaubenslehre zugethan? Werden dann auch von katholischen Predigern, in gottesdienstlicher Versammlung, die so vielfachen Blößen unsrer Reformatoren aufgedeckt? Wozu soll es dienen, und wie läßt es sich mit Anstand und Redlichkeit vereinbaren, wenn ein protestantischer Redner wider Männer lästert und salbadert, die für ihn und für sie gar nicht vorhanden sind, die übrigens in der Reihe anerkannter, souveräner Fürsten stehen, und deren Stellung — als Haupt einer, auf dem ganzen, weiten Erdenrund verbreiteten, christlichen Kirche — auch dem Nichtkatholiken Ehrfurcht einflößen sollte? —?! Mit Recht findet es daher Henke höchst albern, wenn Theologen, welche ihr eignes Urtheil nicht für untrüglich halten, noch halten können und dürfen, — die protestantischen —, sich eines nämlichen Sekten- und Parteigeistes schuldig machen, als wenn sie sich wirklich für unfehlbar hielten.

Wir haben nun bisher gesehen, daß die Einheit der christlichen Glaubenslehre, von ihrem göttlichen Urheber selbst, als unverlegbare Grundbestimmung angeordnet und eingeschränkt wurde, — daß die Apostel und ihre Nachfolger dieser Vorschrift auf's gewissenhafteste anhiengen, — daß die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit dieser Einheit, und somit auch die Verderblichkeit jeder Spaltung, überall anerkannt wurde, — daß ferner das Christenthum, als ein Geschenk der Gottheit, als geoffenbarte Lehre, als ein geschlossnes, vollkommes Ganzes, keiner Verbesserung von Seite des menschlichen, beschränkten Verstandes unterliegen könne, — daß Freiheit und Fortschritte in der Lehre des Christenthums allerdings, jedoch nur der Wesenheit dieser Lehre unbeschadet, Platz greifen dürfen und sollen, die Geheimnißlehren der Religion aber — ihrer Natur nach — unergründlich bleiben müssen, folglich die unbedingt gläubige Annahme der geoffenbarten Lehre, unsre heilige Pflicht sei, — daß ferner die göttliche Weisheit und Liebe, zugleich für das nothwendige Mittel zur Erhaltung und zum Fortbestand der Glaubenseinheit Bedacht genommen

habe, und daß endlich dieß Mittel, laut klarem Zeugniß der heiligen Schrift sowohl, als der ältesten Lehrer und Kirchenväter in der, von Jesu Christo selbst seinen Aposteln, — dem Haupt derselben, — und ihren Nachfolgern, verliehenen Macht und Gewalt bestehe.

Dieß führt uns nun zur nähern Erörterung der Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche und ihrer Entscheidungen, eines Glaubenssatzes, welcher von den protestantischen Idioten so heftig angefeindet, — so höhnisch gelästert wird, dennoch aber mit der Vernunft, der heiligen Schrift, und der Idee der christlichen Kirche in vollem Einklang steht. —

Zuvorderst müssen wir hier bemerken, daß die Eigenschaft der Infallibilität (Unfehlbarkeit) keineswegs dem Papst, für seine einzelne Person, zugeschrieben wird. Die Behauptung, daß der Katholik die Päpste selbst für Untrügliche halte, welche niemals irren können, beruht auf Unverstand und Unwahrheit. Von dieser Lehre weiß die katholische Kirche nichts. Der Katholik schreibt selbst der ganzen Kirche, — zu welcher, als einem geistigen Körper, doch vorzüglich das Oberhaupt gehört —, nur eine Untrüglichkeit in der Glaubens- und Sittenlehre zu, weil sie, nach Christi Verheißung, von seinem heiligen Geist dabei geleitet wird, keineswegs aber in Geschichtssachen, welche mit der Offenbarung nicht nothwendig verbunden sind. Selbst die Gesamtkirche — das Oberhaupt mit eingeschlossen — kann keine neue Dogmen schaffen, welche nicht in der Schrift und Tradition, im apostolischen Alterthum, ihren Grund hätten, weil sie keine neue Offenbarungen erhält. Um so weniger gilt dieses, in den Augen des Katholiken, von dem Oberhaupt allein; und selbst der gemeinste Katholik würde den Kopf schütteln, wenn man ihm sagte: er halte den Papst für befugt, zu entscheiden, was der Christ glauben müsse, um selig zu werden, — was er ausspreche, sei wahr, — was er gebiete, sei recht. Es zeugt daher in der That von grober Unwissenheit, oder Mangel an redlicher Gesinnung, wenn die R. Kirch. Z. für die reformirte Schweiz behauptet, die richtige Auslegung der heil. Schrift stehe bei den Katholiken dem, die Stelle der Kirche vertretenden Papste zu, dessen Aussprüche, — sobald er als Papst, und nicht als Fürst oder Privatperson spreche, selbst wenn es ganz neue Glaubens-

lehren seien, als göttliche Wahrheit gelten! — Der Papst, als Privatmann, kann in seinen Anordnungen, Einrichtungen und Beschlüssen irren, wie jeder andre schwache Sterbliche; hat ja doch auch er seinen Beichtvater, woraus klar hervorgeht, daß er als sündigen Menschen sich bekenne, und nicht auf persönliche Fehlerlosigkeit Anspruch mache. Der Papst ohne die Kirche ist Nichts, aber die Kirche ohne den Papst ist ebenfalls nichts; beide sind von einander unzertrennlich; Haupt ohne Körper ist, wie Körper ohne Haupt, d. i. leblos. Die katholische Kirche erkennt, in der Person ihres Oberhaupt's, den sichtbaren Denker und Aufseher der ganzen Glaubensanstalt, verbunden und vereinigt mit den übrigen Bischöfen, ohne welche Verbindung er nichts, nach eigner, bloßer Willkür, als Glaubenslehre vorschreiben kann. Er ist das sichtbare Oberhaupt der allgemeinen Kirche, von Christo eingesetzt zur Erhaltung der Glaubenseinheit, zur Entscheidung der Streitigkeiten, über welche er nebst den übrigen Bischöfen erkennt. Da Christus nicht selbst mehr auf Erde wandelt, mußte er einen Stellvertreter anordnen, welcher für unverfälschte Reinheit seiner Lehre Sorge trüge; dieß nun geschieht, durch den Nachfolger Petri auf dem römischen Stuhl, in Mitte der übrigen Bischöfe, welchen der Geist der Wahrheit zugesichert ist. (Zu den Zeiten des Ignatius, im ersten Jahrhundert, glaubten — wie selbst Lessing in f. theol. Nachlasse bemerkt — die Christen bloß den Worten ihrer Bischöfe, und es war nicht erlaubt, schriftliche Beweise von ihnen zu fordern; die Bischöfe selbst wurden von ihnen so hoch in Ehren gehalten, wie die Apostel.)

Vernehmen wir hierüber noch einen ganz unverwerflichen Zeugen. *S. Biogr. univers. T. I. p. 259.* Papst Adrian VI., früher Lehrer Karls V., gest. 1523, schrieb, bevor er, 1522, den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, *disp. in libr. IV. magistri sentent.*, worin er sagt: „daß der Papst, für sich allein und ohne die Kirche, auch in Sachen, welche den Glauben betreffen, irren könne.“ Diese Schrift ließ er, nachdem er schon Papst geworden war, ohne die Stelle zu ändern, zum zweitenmal auflegen.

Die Lehre der Kirche gehört ausschließlich den Nachfolgern der Apostel: den Bischöfen. Diese können zu der Offenbarung nichts hinzufügen, auch nichts davon wegnehmen; sie

sind nicht die Herren, nur Ausleger derselben. Solch ein untrüglicher Ausleger und Richter ist, zur einstimmigen Annahme und Befolgung der, in der heiligen Schrift enthaltenen Lehrrsätze, — bei der Unwissenheit der Einen und dem Stolz der Andern —, durchaus unerlässlich. Dieser Dolmetsch nun, ist der lehrende Körper der Kirche. Jeder Bischof ist zu einem doctrinellen Ausspruch in seinem Sprengel befugt, in wie viel höherm Grad also der Papst, und besondere, oder allgemeine Synoden! Die allgemeine Zustimmung der zerstreuten Bischöfe, drückt all diesen Entscheidungen das Siegel der Unfehlbarkeit auf. Der Gesamtheit der Bischöfe, welchen in der Person ihrer Vorgänger, der Apostel, jene glänzende Verheißung gegolten hatte: „Gehet hin in alle Welt, lehret die Völker; wer euch höret, höret mich selbst; ich bin und bleibe bei euch; der Geist der Wahrheit wird euch alle Wahrheit erkennen lehren; wie mich der Vater gesendet hat, also sende ich euch;“ dieser Gesamtheit der Bischöfe, welche, — laut des Weltapostels Ausspruch —, „der heilige Geist gesetzt hat, die Kirche Gottes zu leiten und zu regieren“, kann allein das Recht zustehen, die heilige Schrift und die Ueberlieferung, — das geschriebene und das ungeschriebene Gotteswort —, zu lehren und zu erklären. Nur sie hat dieß Recht immer ausgeübt; keine andern Diener der Kirche, von welchem Rang, Würde und Gelehrsamkeit sie auch immer sein mochten, hatten je Anspruch darauf gemacht; wohl wurden sie mitunter zu Rath gezogen und mochten da ihre Meinungen mit dem ganzen Gewicht ihrer Kenntnisse und Beredsamkeit vertheidigen, aber stets war ihre Pflicht, sich der Entscheidung ehrfurchtsvoll zu unterwerfen. So will es Jesus Christus, welcher in seiner Kirche nicht Stolz und Starrsinn duldet, weder bei Reichen und Mächtigen, noch bei Gelehrten.

Sehr schön bemerkt hierüber der treffliche Fenelon: „Ohne eine sichtbare Autorität, welche spricht und entscheidet, um alle Geister, durch eine gleiche Erklärung der heiligen Schriften, zu vereinigen, würde dieß göttliche Buch nur dazu dienen können, unsre eitle Neugierde, Anmaßung, Hartnäckigkeit und Hadersucht zu nähren. Was wäre eine Republik, die zwar geschriebene Gesetze hätte, wo aber jeder einzelne Bürger das Auslegungsrecht sich anmaßte? Das Gesetzbuch, statt die Bürger zu vereinigen, müßte zum Spielball eitler Spitzfindigkeiten aller Bürger werden. Und

Jesus Christus, dieser göttliche Gesetzgeber der Kirche, sollte sie dieser Verwirrung preisgegeben haben, die doch wahrlich selbst der kurzichtigste Mensch vorausgesehen und ihr vorgebeugt hätte?!"

Die bischöfliche Gesamtheit also hat zu entscheiden: was geoffenbaret sei oder nicht, d. h. was mit der heil. Schrift und Tradition übereinstimme, oder mit ihnen im Widerspruch stehe, oder was in einer von beiden allein enthalten sei. Weiter erstreckt sich ihre Gewalt nicht; sie kann immer nur den alten Glauben vortragen, nie einen neuen einführen; nie kann und darf an die Offenbarung die Feile der Verbesserung gelegt werden, da sie durch Jesus Christum in ihrer vollendeten Vollkommenheit zu uns gelangte, und seine, von ihm erleuchteten Schüler dieselbe treulich ihren Nachfolgern — sowohl mündlich als schriftlich — überlieferten. Diese, den Aposteln und ihren Nachfolgern verheißene Gabe der Unfehlbarkeit, betrifft übrigens keinen von ihnen persönlich und einzeln, — da der Gottmensch keinem derselben ewig beistehen kann —, sondern sie ist dem Verein aller Nachfolger der Apostel gemeinschaftlich zuerkannt; nur ihrer gemeinschaftlichen Entscheidung gebührt Unterwürfigkeit.

Drohen schädliche Lehren Gefahr, so hat das Oberhaupt aller Bischöfe, vom Mittelpunkt der Einheit aus, zu wachen und einzuschreiten. Ohne den Irrthum überhand nehmen zu lassen und abzuwarten, bis die Bischöfe in ein Concilium zusammentreten können, hat der Oberhirt dem Uebel sogleich Schranken zu setzen und ihm, vor der ganzen Welt Augen, die immer unverfälschte und ununterbrochene Tradition des heil. Stuhls entgegen zu halten. Diese Schutzwehr gegen Irrlehren hat also die katholische Kirche, sowohl in der päpstlichen Autorität, als in jener der Particular- oder Provinzial-, und hauptsächlich auch der allgemeinen, oder ökumenischen Concilien. Sobald alle Bischöfe — den Papst an ihrer Spitze — den Beschluß eines Bischofs, oder Particular-Conciliums, oder auch des Papsts, annehmen und gutheißten, so wird er dadurch zum Beschluß der allgemeinen Kirche; und die allgemeine Uebereinstimmung drückt ihm das Siegel des unfehlbaren Glaubensartikels auf. Ein Concilium, wenn auch noch so wenig zahlreich, wird dann ökumenisch, — und folglich in seiner Lehre unfehlbar —, wenn seine Entscheidungen allgemein angenommen werden. Dieß bestätigt auch Bossuet (ein leuchtender

Stern seines Jahrhunderts, welcher noch über die kommenden, fernen Geschlechter die Strahlen seines Lichts verbreiten wird, wenn längst unsre aufgeblasnen Neologen vergessen sein werden) in seiner Antwort an Leibniz 1778. II. Bd. 22 Br. Die Bestimmung des heil. Stuhls, oder vielmehr seine Bestätigung, verbunden mit der Einstimmung der allgemeinen Kirche, drückt einem Conciliarbeschlusse das letzte, bekräftigende Siegel auf, wodurch er als canonisch erklärt wird. Alles übrige, was man noch in Bezug auf den Papst sagen könnte, ist keine Glaubenssache, noch auch erforderlich; denn es ist schon genug, daß die Kirche ein allgemein anerkanntes Mittel besitzt, um solche Fragen zu entscheiden, welche eine Spaltung unter den Gläubigen herbeizuführen geeignet wären. Wer indessen über die dogmatischen Entschiede der Päpste, aus frühern Zeiten, sich gründliche Auskunft und Belehrung zu verschaffen wünscht, den verweisen wir auf das Werk Bellarmins (des durch wahre Frömmigkeit, Milde und Bescheidenheit rühmlichst ausgezeichneten, als Verfasser des werthvollen opus controversiarum, und als eifriger Beförderer wichtiger kirchlicher Reformen unter Clemens VII. und Paul V. allgemein geachteten, Cardinal-Erzbischofs von Capua) de rom. pont. L. IV. C. 1 — 8. wo, von Petrus angefangen, vierzig Päpste — in manchen Lästerschriften, zu verschiedenen Zeiten, der Verbreitung grober Irrlehren beschuldigt —, durch die schlagendsten Beweise gegen solch' falsche Anklagen in Schutz genommen und auf's vollständigste gerechtfertigt wurden.

Auch angesehene, protestantische Gelehrte und Schriftsteller sind über den Nutzen und die Nothwendigkeit dieser Anstalt einverstanden. Der große Leibniz in einem Brief an die Herzogin von Braunschweig vom 2. Juli 1694 sagt: „Nichts mag auf Erde ehrwürdiger sein, als die Entscheidung eines wahrhaft allgemeinen Conciliums.“ Daß die allgemeinen Synoden, durch göttliche Leitung, in Glaubenspunkten vom Irrthum frei seien, äußerte Leibniz schon früher, und in seinen irenischen Verhandlungen mit Bossuet und Molanus findet sich das Eingeständniß der kirchlichen Untrüglichkeit klar und bündig ausgesprochen, indem er selbst die Unfehlbarkeit der zerstreuten Kirche — auch außer dem Fall einer allgemeinen Synode — anerkannte. Einer der berühmtesten Lehrer der reformirten Kirche Englands, Bull, Bischof von St. David, erklärt sich in seiner Vertheidigung des Glaubens von

Nicäa, Borr. No. 2. p. 2, wie folgt: „In diesem Concilium wurde einer der vorzüglichsten Artikel der christlichen Religion — die Gottheit Christi — behandelt. Wenn man nun glauben möchte, daß die Hirten der Kirche sich, in einem Grundartikel des Glaubens, hätten irren und die Gläubigen berücken können, wie ließe sich da noch das Wort Jesu Christi in Schutz nehmen, welcher den Aposteln und ihren Nachfolgern seinen ewigen Beistand zugesichert hat? Diese Verheißung würde folglich nicht wahr sein, weil die Apostel nicht so lange leben konnten, wären nicht unter der Person der Apostel auch ihre Nachfolger verstanden.“ So erkannte dieser gelehrte Theolog die Unfehlbarkeit des Conciliums von Nicäa, und stützte seine Meinung auf den festesten aller Grundpfeiler, auf die Verheißung Jesu Christi, dessen Wort ewig bestehen wird.

Auch Luther sah die Unmöglichkeit ein, die Glaubenseinheit, ohne eine oberste Kirchengewalt, aufrecht zu erhalten; er schreibt (gegen Zwingli und Oekolampad): „Wenn die Welt noch länger bestehen soll, so erkläre ich, daß, bei den vielartigen Auslegungen, welche man uns über die heilige Schrift giebt, kein andres Mittel übrig bleibt, um die Einheit des Glaubens zu erhalten, als: die Beschlüsse der Concilien anzunehmen, und uns unter den Schutz ihres Ansehens zu flüchten.“ (Die alten Symbole, — das apostolische, Nicäische und Athanasische —, verdeutschte auch Luther selbst, und sagte in s. Vorrede, daß er es gethan habe, um zu zeigen, daß er es mit der alten, christlichen Kirche halte.) Hinwieder sagt dann aber auch ebenderfelbe, hochehrleuchtete Mann, bei einer andern Gelegenheit (T. III. 338. Sena 1556.): „Wenn sich der Fall begäbe, daß ein Concilium die Communion unter beiden Gestalten zuließe, so wollten wir alsdann erst, zu Verachtung dieses Conciliums und seines Gebotes, allein eine, oder gar keine, mit nichten aber beide Gestalten gebrauchen, und alle diejenigen verfluchen, welche, aus Gewalt des Conciliums und seines Gebotes, beide gebrauchen würden. Wir werden nicht aufhören, wider sie zu lehren und zu handeln, weil wir wissen, daß es ihnen wehe thut. — Weiter sage ich, wenn's geschähe, daß ein, zwei, hundert, tausend und noch mehr Concilien beschlössen, daß Geistliche mögen in Ehestand treten, so wollte ich eher durch die Finger sehen und Gottes Gnade vertrauen, dem, der sein Leben lang eine, zwei oder drei H... hätte,

als dem, der ein ehrlich Weib nähme nach eines solchen Conciliums Beschluß. Ich wollte an Gottes Statt gebieten, daß Niemand aus Macht eines solchen Beschlusses, bei Verlust seiner Seligkeit, ein Weib nehme.“ (Welcher Wahnsinn!)

Hinwieder schreibt Zwingli — Opp. II, 89 —: „Mit welcher Stirne getraut ihr euch, ohne das Ansehen und die Gutheißung der Kirche, Neuerungen vorzunehmen! In all solchen Gegenständen soll die Autorität der allgemeinen Kirche zu Rath gezogen werden. Nach dem Gutachten derselben, und nicht nach eines jeden vermessennem und muthwilligem Eigendünkel, sollen alle, die Religion betreffenden Sachen geschlichtet werden. Denn die Beurtheilung über die Schrift steht weder mir noch dir, sondern allein der Kirche zu.“

Wer ist übrigens in der Kirchengeschichte auch nur ein wenig bewandert, und sollte nicht wissen, daß ein, vom Papste, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, angeordnetes und geleitetes allgemeines Concilium es war, welches die Evangelien und die Sendschreiben der Apostel sammelte, prüfte, ihre Authenticität beurtheilte, und diese Urkunden als reine, unverfälschte Lehre Christi und seiner Jünger erklärte, in welcher Eigenschaft sie, obshon katholisches Erbgut, auch jetzt noch von uns Protestanten anerkannt und verehrt werden.

Die Confessio helvetica Cap. XI. spricht sich ebenfalls — wie wir schon oben angeführt haben — ganz klar und deutlich für die Annahme der vier alten Haupt-Concilien — nämlich von Nizäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon, sowie des Symbols von Athanasius u. A. aus.

Prüfen wir nun auch die Art, auf welche die Autorität des Papsts sowohl, als der Concilien, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ausgeübt wurde.

Wie schon Christus verheißten hat, bei seinen Jüngern und ihren rechtmäßigen Nachfolgern zu sein und zu bleiben, alle Tage bis an das Weltende; — wie er ihnen versprochen, den heiligen Geist, den Beistand, den Geist der Wahrheit zu senden, daß er in Sachen seiner Offenbarung ihnen nöthige Erinnerung, Unterricht und Aufschluß gebe; — wie schon der heilige Paulus die Kirche Gottes einen Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit nannte, — so finden wir solche Grundsätze und Ansichten auch nachhin ausgesprochen, und bei den Urchristen in Anwendung gebracht. Im

Namen und unter geglaubtem Beistand des heiligen Geistes, gaben die Apostel zu Jerusalem den ersten, feierlichen Glaubensbescheid. Nach diesem Muster benahmen sich alle spätern Concilien; sie ertheilten ihre Bescheide, als Aussprüche des heiligen Geistes, sie verlangten Unterwürfigkeit, und ließen eine Berufung an irgend eine andre Autorität nicht zu.

Eine der ältesten Urkunden aus jener Zeit, sind die Briefe des heil. Clemens, dessen wir schon oben erwähnten. Es hatte sich nämlich, wie zur Zeit Pauli, in Corinth ein heftiger Streit erhoben; ein Theil der Gläubigen lehnte sich gegen tadellose, eifrige Priester auf, und wollte sie sogar absetzen. Fortunat verließ sogleich Corinth, und eilte nach Rom, um diese Gährung zu berichten. Eben war Clemens damals Bischof zu Rom. Also schon beim ersten Anschein einer Trennung, eilte der hochbetagte Gefährte Pauli, der ehrwürdige Fortunat, nach Rom, und setzte sich den Gefahren und Mühseligkeiten einer weiten Reise aus, um das Ansehen und die Gewalt des Nachfolgers Petri in Anspruch zu nehmen.

Im ersten Jahrhundert lebte noch der größte Theil der Apostelschüler; auch noch im zweiten Jahrhundert gab es deren viele, sowie andre, welche von ihnen unterrichtet waren. Die Lehrstimme der Apostel lebte bei jedem Gemüth noch in frischem Andenken; es haben ihre Kanzeln — wie Tertullian sich ausdrückt — gleichsam noch gesprochen. Alle Kirchen haben auch, schon von den Zeiten ihrer ersten Gründung an, getrachtet, sich gegenseitig zu verbinden und zu unterstützen, besonders zu Bekämpfung der Irrlehren. So wurden schon im zweiten Jahrhundert, als Verfälscher des Glaubens, verurtheilt: Saturnin, Basilides, Valentinus, Carpocrates, Cerdon, Marcion. Als die Verfolgungen sich legten, und die Kirchen unter sanften, menschlichen Kaisern freier athmeten, traten schon Concilien zusammen. Eusebius, der erste Kirchengeschichtschreiber unter Constantin dem Großen (welcher ihm auch die Benützung der Reichsarchive, zum Behuf seines Werks gestattete), hist. eccl. L. 2. C. 25, sagt: daß sich, sogleich beim Ausbruch einer Irrlehre, alle Bischöfe vereinigen, um den ersten, glimmenden Funken noch bei seiner Entstehung auszulöschen. So ward im Jahr 255 Novatian verdammt, so im J. 262 Paul, der tyrannische, stolze, schwelgerische Bischof von Samosata. Also schon in den ersten Jahrhunderten entschieden die Bischöfe über alle

kirchlichen Controversen, und die Gläubigen huldigten ihrem Ausspruch; der ältesten Kirche Gebrauch und Uebung beweist also, daß die Lehre der Infallibilität schon damals allgemein angenommen war. Auch die, aus jenem Zeitalter auf uns gekommenen Urkunden der Kirchenväter bestätigen diese Wahrheit. S. die Briefe des heil. Ignaz an die Philadelphier, Smyrner, Trallier, Magneer und Ephefer; Cyprian von Carthago im 33. Br.; Irenäus über die Häresien L. IV. C. 43 u. 45, und Tertullian (dessen, im J. 192 verfaßte Apologie, in Rücksicht auf Vortrag und Inhalt, eines der merkwürdigsten Denkmäler des christlichen Alterthums bleibt), de præscr. C. 21.

Mit der Thronbesteigung Kaiser Constantin des Großen traten günstigere Verhältnisse ein; dieser bekannte sich, im J. 324, selbst zum Christenthum, und mit ihm gelangte auch die Religion auf den Thron.

Unter seiner Regierung fand — im J. 325 — das erste Concilium, zu Nicäa in Bithynien, Statt, wo 318 Patriarchen, Metropolitnen und Bischöfe, aus Asien, Afrika und Europa beisammen waren, nebst einer großen Zahl von Doctoren in ihrem Gefolge; an ihrer Spitze befand sich, als Stellvertreter des Kirchenoberhaupts Sylvester, der berühmte Bischof von Cordua, Hosius. Constantin erschien dabei in vollem Glanz seiner kaiserlichen Majestät. Die nähern Umstände dieses folgereichen Ereignisses erzählen uns Eusebius, Sozomenes, Theodorotus, Nicephorus. S. auch Maimburg, Geschichte des Arianismus, 1r Bd. Mit besonnener Ruhe und Klugheit gieng die ganze Handlung von Statten; in der Versammlung befanden sich noch viele, unter der Verfolgung von Maxentius, Galerius und Licinius verstümmelte Bekenner des Glaubens anwesend, mit Narben der Wunden bedeckt, welche Constantin ehrfurchtsvoll küßte. Den Beschluß der Beurtheilung des Arius empfing der Kaiser mit tiefster Verehrung, als einen Ausspruch des Himmels. Er erließ zwei Umlaufschreiben, das eine an alle Kirchen überhaupt, und das andere an jene von Alexandrien, wo die Irrlehre entsprungen war; er erklärt darin: „Alles, was in den Concilien der Bischöfe entschieden wird, soll man als Willen Gottes betrachten; damit die Spaltung beendigt werde, versammelte ich, durch Gottes Fügung, in Nicäa eine so große Anzahl Bischöfe. Die Entscheidung dieser 300 Bischöfe

ist nichts andres, als der Ausspruch des ewigen Sohnes Gottes. Der heilige Geist hat den Willen Gottes durch diese großen Männer geoffenbaret, welche von ihm erleuchtet waren.“ *E. Fleury, Hist. eccl. T. I. p. 159.*

Ueberhaupt war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums jede Einmischung weltlicher Gewalthaber in die Angelegenheiten der Kirche, als dem ursprünglichen Machtgebot des göttlichen Gesetzgebers zuwiderlaufend betrachtet und von den geistlichen Führern mit muthvoller Entschiedenheit zurückgewiesen worden. So hat uns *Athanasius — Opp. I. 480 —* einen Brief des erwähnten Bischofs *Hosius* an Kaiser *Constantin den Großen* aufbewahrt, worin er ihm freimüthig erklärt: „Dir hat Gott die Herrschaft gegeben; uns hat er die Angelegenheiten der Kirche anvertraut, und sowie der, welcher mit neidischem Blicke deine Herrschaft bestreitet, der göttlichen Anordnung zuwiderhandelt, so hüte auch du dich, daß du dich nicht, indem du in die kirchlichen Angelegenheiten dich mischest, eines großen Verbrechens schuldig machest.“ Bei gleichem Anlasse, als nämlich *Constantin* sich auf die Seite der *Urianer* hinneigte, schrieb ihm *Athanasius*: „Man kann sich im Christenthume nichts Abentheuerlicheres (*monstruosius*) denken, als daß ein König kirchliche Streitigkeiten durch sein Urtheil schlichten wolle. Er nennt dieses den, von *Daniel* geweissagten, Gräuel der Verwüstung, und sagt, daß *Constantius* eben das thue, was der *Filius perditionis* thun werde, dessen Vorläufer *Constantius* sei.“ Dem Kaiser *Valentinian* schrieb *Ambrosius — Ep. 21. —*: „Wann hast du je gehört, gnädigster Kaiser, daß in Glaubenssachen sich Laien ein Urtheil über die Geistlichen angemacht haben?“ Auch *Theodorich*, König der *Gothen*, erklärte — wie *Cassiodor L. 2. C. 27.* berichtet — jedes Urtheil der weltlichen Regenten über kirchliche Gegenstände als unrechtmäßig; und als in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den Rechten der Hierarchie Gefahr von Seite des osmanischen Kaisers drohte, schrieb der Abt *Maximus* in *Constantinopel* ihm und dem Senate: „Es ist Sache der Priester, über die, der katholischen Kirche heilsamen Glaubenssätze, Untersuchungen anzustellen und gültige Beschlüsse zu fassen; der Kaiser aber kann keineswegs den Priestern beigezählt werden.“

Im Jahr 381 fand das zweite ökumenische Concil, zu *Constantinopel*, unter Papst *Damasus* und Kaiser *Theodosius I.*

Statt, wo Macedonius und Eudorius; — im Jahr 431 das dritte, zu Ephesus, unter Cyrill von Alexandrien, als Stellvertreter Papst Celestins I., und Kaiser Theodosius dem Jüngern, wo die verächtigten, auch in unsern Zeiten wieder aufgewärmten, Irrlehren des Pelagius und Nestorius; — dann im Jahr 451 das vierte, zu Calzedon, unter Papst Leo dem Großen und Kaiser Martian, wo jene des Eutyches verworfen wurden.

Von den übrigen, ökumenischen oder General-Concilien wollen wir hier nur die, allgemein als solche anerkannten anführen, welche in der, auf Befehl Papst Sixtus V. in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom aufgestellten, Gallerie bezeichnet sind.

Zu Constantinopel II. i. J. 553 unter Papst Vigilius u. Kaiser Justinian.
Ebendasselbst III. „ 680 „ Agathos „ Constantin dem Bärtigen.

Zu Nicäa II. „ 787 „ Adrian „ Constantin, Sohn der Irene.

Zu Constantinopel IV. „ 869 „ Adrian II. „ Basilius.

Im Lateran III. „ 1179 „ Alexander III. „ Friedrich I.

Ebendasselbst IV. „ 1215 „ Innocent III. „ Friedrich II.

Zu Lyon „ 1245 „ Innocent IV. „ Ebendemsf.

Ebendasselbst II. „ 1274 „ Gregor X.

Zu Vienne in Frankr. „ 1311 „ Clemens V.

Zu Florenz „ 1439 „ Eugen IV.

Im Lateran V. „ 1512-1517 u. P. Julius II. und Leo X.

Zu Trient „ 1545-1563 „ Paul III., Julius III.,
Marcel II., Paul IV. und Pius V.

Als gleich anfänglich schon die Conciliarbeschlüsse manigfaltige Auslegung erlitten, vereinigten sich zu ihrer Verfechtung die aufgeklärtesten Lehrer. Ueberhaupt haben alle Nationen sich den Aussprüchen des ersten General-Conciliums von Nicäa unterworfen. Das, von der ganzen Kirche schon angenommene, Symbolum von Nicäa ward auf der zweiten ökumenischen Kirchenversammlung zu Constantinopel, zum zweitenmal feierlich kundgemacht, und erhielt dort noch mehrere, durch die Irrlehren des Macedonius veranlasste Zusätze. So ward dann diese, ursprünglich in Nicäa festgesetzte, Glaubensformel seit dem sechsten Jahrhundert in allen Kirchen Griechenlands, auf Befehl des Patriarchen von Constantinopel, Timotheus, öffentlich gebetet, auf Beschluß des

Concilium zu Toledo vom J. 589, in allen Kirchen Spaniens, nach der Form der orientalischen Kirchen gesungen, zu Ende des achten Jahrhunderts auch in allen Kirchen Galliens und Deutschlands, endlich, auf Anordnung Benedicts VIII. um das Jahr 1014, in allen Kirchen Italiens eingeführt. Selbst zur Zeit der Reformation ward dieß Glaubenssymbol beibehalten, und wird noch heutzutage, beinahe in allen protestantischen Gemeinden, als gültig betrachtet; ein Umstand, welchen freilich unsre anmaßenden Zeloten und Splitterrichter ganz zu übersehen pflegen.

Mit unbegrenzter Verehrung spricht von den Vätern in Nizäa, auch Athanasius, welcher seinen Patriarchen Alexander dahin begleitete, und durch seine Gelehrsamkeit sowohl, als Redekunst so großes Aufsehen erregte; dann Cyrillus von Alexandrien, Hilarius, Basilius (der christliche Demosthenes, wegen seiner ausgezeichneten Ueberlegenheit „der Große“ genannt) und Hieronimus. Gregor I. erklärt, „daß er die Beschlüsse der vier ersten General-Concilien so annehme und in Ehren halte, wie die vier Bücher des heiligen Evangeliums.“ Augustinus, dieser große Kirchenlehrer, dessen, in wahrhaft classischem Geist, mit der Würde eines alten Römers geschriebenes Werk *de civitate dei*, — planlos zwar auf den ersten Anblick, aber ungemein reichhaltig an geschichtlichen Nachrichten aus dem Alterthum, und an scharfsinniger Auflösung verwickelter Streitfragen —, selbst von neuern aufgeklärten, protestantischen Schriftstellern, als ein Meisterwerk gründlicher Gelehrsamkeit und Beredsamkeit geschätzt wird, dieser erleuchtete Kirchenvater nennt das Concilium von Nizäa „das allgemeine Welt-Concilium, dessen Entscheidungen mit den Geboten des Himmels gleiches Ansehen haben.“ Ambrosius, nach der Mitte des vierten Jahrhunderts, durch die allgemeine Volksstimme, zum Erzbisthum in Mailand berufen, dessen gegen die Tirannei Kaiser Theodosius des Großen und des jungen Valentinians bewiesenen, Heldenmuth die Geschichte nicht genug erheben kann, sagt: „Ich nehme den Beschluß von Nizäa an, und weder Schmach noch Tod werden je mich davon trennen können.“

So urtheilten jene frommen und weisen Männer, über das heilige, unverlehbare Ansehen der, auf Erhaltung der Kirchen-Einheit ab Zweckenden Conciliar-Beschlüsse.

Mögen dann immerhin unsere protestantischen Controversisten

ausrufen: „Laßt Andre auf Kirchenväter und Päpste, auf Uebersetzungen und Concilien bauen, so viel sie wollen: bleiben wir aber, wie wir sind, erbaut auf die Grundveste der Apostel und Propheten, wo da ist der große Eckstein, Er selbst, Jesus Christus;“ — so haben sie damit doch nur eine leere Declamation ausgesprochen. — Behaupten oder versuchen dann die Väter, Päpste und Concilien etwa, die Religion auf irgend eine andere Grundveste zu erbauen, als auf die, den Aposteln und Propheten von Gott gemachte Offenbarung? Es kann sich da lediglich nur um die Fragen handeln: Erstens, ob diese Offenbarung nicht durch das ungeschriebene, sowohl als das geschriebene Wort Gottes, sei gegeben und fortgepflanzt worden? Zweitens, ob Christus dieses Wort nicht seinen Aposteln und ihren Nachfolgern, bis an's Ende der Welt, zur Bewahrung und Verkündung anvertraut habe? und drittens, ob es, abgesehen von diesem Auftrage, sich mit dem gesunden Verstande vereinbaren lasse, daß jeder Protestant, — er sei nun gelehrt, halbgelehrt oder ungelehrt —, sich überzeugen könne, er für seine einzelne Person (denn zufolge seines Grundprinzips kann er nicht auf die Meinung anderer Protestanten bauen) verstehe die Schriften besser, als alle Lehrer und Bischöfe der Kirche, von den Zeiten des Urchristenthums bis auf den heutigen Tag? — Letzteres Princip muß nämlich jeder consequente Protestant einräumen, wenn er behauptet, daß seine Privatauslegung der Bibel, die einzige Richtschnur seines Glaubens sei; und in der That sah sich auch der, durch seine patristischen Forschungen berühmte, J. Claude zu dem Geständniß gegen Bossuet — in der bekannten Conferenz — genöthigt, „daß, nach der protestantischen Regel, auch jeder Handwerker und Landmann glauben dürfe und müsse, er könne die Schrift besser verstehen, als alle alten und neuen Väter und Lehrer der Kirche zusammen.“ Gestehen wir doch vielmehr ganz unverholen, daß unser Volk — in der Regel — der biblischen Auslegung seiner Lehrer folgt, weil es die Hilfsmittel nicht besitzt, welche zu einer selbstständigen Schriftforschung unerläßlich sind. Somit wird schon der weitgrößte Theil der Gemeinde an seine Lehrer als seine Glaubensvermittler angewiesen. Weiß auch das Volk für jeden Artikel gewisse Schriftstellen anzuführen, so irrt es doch sehr, wenn es seine Lehre aus der Schrift selbst geschöpft zu haben meint. Wenn nun die Lehrer selbst auf keine Autorität Anspruch machen können,

da sie nicht einmal der Kirche, von welcher sie aufgestellt werden, wahre Autorität beilegen; wenn sie für die Göttlichkeit ihrer individuellen Schriftauslegung, auch keine andre genügende Bürgschaft haben, — ist es da nicht die ungeheurste aller Anmaßungen, gleichwohl zu sagen, daß sie Gottes Wort verkünden? Es ist wahrlich ein furchtbares Bewußtsein, einer Gemeinde gegenüber, als Autorität factisch dazustehen, und sich geltend zu machen, während man sich dieselbe grundsätzlich abzusprechen genöthigt ist. Dazu kommt nun noch, daß ebenfalls wieder weit die meisten Prediger nicht einmal selbst unmittelbar aus der heil. Schrift schöpfen; denn daß sie jedesmal über einen biblischen Text predigen und es nicht versäumen, mancherlei Schriftstellen im Verlauf ihres Vortrags anzuführen, stempelt diesen doch wahrlich noch nicht zum reinen Worte Gottes; es kommt nicht darauf an, daß sie einzelne Aussprüche Jesu Christi wiederholen, sondern daß sie dessen Lehre und Sinn verkünden. Bei einem Theile der protestantischen Prediger ist nun aber Christus durch Wegscheider und Gesenius, bei einem andern durch Bretschneider und Köhr, bei noch andern durch Paulus in Heidelberg, bei abermal Andern durch Schleiermacher und Hegel, bei sehr wenigen in der neuern Zeit durch Luther, Zwingli, Calvin u. s. w. vermittelt worden. So gelangt dann die Christuslehre zu denjenigen, welche sie unmittelbar dem Volke einprägen, schon in solch vielfach vermitteltem Zustande, daß es doch wahrlich zu den auffallendsten Illusionen unsrer Zeit gehört, wenn behauptet wird, daß der Protestant einzig durch die heilige Schrift in seinem Verhältniß zu Gott und Christus vermittelt werde.

Einer höchst unseligen Verblendung bedurfte es daher in der That, um jener früher geherrschten, kirchlichen Einheit sich feindlich gegenüber zu stellen, und ein kirchliches Schisma beharrlich zu unternehmen, welches, — wie schon Cyprian und Augustin behaupten —, selbst durch keine, in den Schooß der Mutterkirche eingedrungene, Verderbnisse je gerechtfertigt werden kann! Duldete nicht Moses Millionen seines Volks, welche wider Gott murrten? Duldete nicht Aron eine Menge Juden, welche sich einen Götzen zur Anbetung aufstellten, — David den Saul, — Isaias so viele der größten Verbrecher? Duldete nicht der Gottmensch selbst einen Judas? — Das Recht der Trennung behielt allein

Jesus Christus, welcher nie sich trügen kann, auf die Zeit der großen Ernte — des letzten Gerichts — sich vor, bis wohin Spreu mit Weizen, Stroh mit Korn beisammen bleiben soll!

Einer der berühmtesten, englischen Gottesgelehrten, South, Serm. Vol. V. London 1717, bemerkt richtig: „Das Verderbniß in der Kirche hat bei weitem nicht jenen zerstörenden Einfluß, welchen hingegen Spaltungen und Trennungen haben. Wohl kann man einen Hals heilen, wenn er in Eiterung übergegangen, — nicht aber, wenn er abgeschnitten ist. Bei Trennungen wird der geistige und der gesellschaftliche Körper zugleich aufgelöst.“

Sa, hört es, protestantische Brüder! wer Spaltung herbeiführt, spricht dadurch die Absicht aus, den, für die Göttlichkeit der Sendung Jesu wesentlichsten, Beweis zu zerstören, den er, noch im Augenblick seines Abschieds von der Erde, auf's tiefste einzuprägen, innigst bemüht war. Wer Spaltung herbeiführt, stemmt sich des Welterlösers entschiedenstem Willen, all seinen Plänen feindselig entgegen; mit tollkühner Empörung ruft er: die Menschen sollen unter einander nicht Eins sein, damit die Welt erkenne, daß Jesus Christus nicht vom Vater gesendet sei! — Sähe doch der Schismatiker hinab, in den Abgrund der Zerstörung, welchen eine Kirchenspaltung öffnet, wahrlich er würde zurückbeben! Geblendet von menschlichen Leidenschaften, hingeworfen von Streitsucht, Parteigeist und falschem Ehrgeiz, der mit eisernem Arme den Bethörten, bei seiner vorgefaßten Meinung festhält, irregeleitet durch die kläglichsten Täuschungen, sieht der Elende nicht ein, daß seine Waffen gegen den Gottmenschen selbst, gegen die ihm so theure Heilsanstalt, gegen seinen innigsten Herzenswunsch, gegen das heiligste seiner Gesetze, gerichtet sind.

Die Geschichte lehrt uns indessen, daß die Kirche, schon in den ältesten Zeiten, solche Anfechtungen oft zu bestehen hatte, dieselben jedoch, mittelst der von dem Stifter des Christenthums angeordneten Obergewalt, immer glorreich besiegte.

Die Erscheinung solcher Widersacher war von Christo selbst, auch von Petro und Paulo, geweissagt worden. S. 2 Petr. II, 1. und III, 3. 1 Joh. IV, 1 — 3. 1 Cor. XI, 18. u. s. w. Lukas, in der Einleitung zu seinem Evangelium, erwähnt solcher, die bereits zu der Apostel Zeiten auftraten. Johannes schrieb sein Evangelium wider Ebion, Cerint und andre Schismatiker, zu

Trajan's und Nerva's Zeiten. Dieß bezeugt Irenäus, Schüler des Polykarp, welcher selbst ein Jünger Johannis des Evangelisten war. Auch Cyrill von Alexandrien schrieb hiervon, und nähere Meldung der Häretiker finden wir bei Augustinus, Philaster, Epiphanius und Primasius (einem Jünger des Augustinus), welche im 2. bis 4. Jahrhundert der christlichen Kirche lebten. Der ehrsüchtige Montanus, von heidnischen Eltern geboren, ein stolzer, schwermüthiger Mann, welcher, kurz bevor er Unruhen in der Kirche erregte, unter die Gläubigen aufgenommen ward, hatte, unter Mark Aurel im J. 131, die Kühnheit, sich für den von Jesu Christo verheißnen Tröster — Paracletus — auszugeben. Durch Strenge der Sitten und den, Ehrfurcht gebietenden Ton seiner Weissagungen wußte er zu täuschen und zu verführen. Nun versammelten sich die Bischöfe Asiens, zu wiederholten Malen in Hierapolis, erklärten, nach langer und schonender Erörterung, seine Weissagungen, sowie diejenigen der Priscilla und Maximilla (welche sich beide von ihren Männern getrennt hatten, um den Schwärmereien dieses Betrügers anzuhängen), für falsch, verdammten ihre Irrlehren, und schlossen sie von der Gemeinschaft der Kirche aus.

In jedem Jahrhundert war die Kirche, mehr oder weniger, von solchen Häresen heimgesucht worden. Im ersten finden wir nämlich — wie schon erwähnt — Ebion und Cerinth, dann Simon Magus und Philetus; im zweiten, um nur die bekanntern anzuführen, die Gnostiker und Marcioniten; Basilides, welcher Christo die Göttlichkeit absprach, — Carpocrates, der Christum für einen bloßen Menschen hielt, — die Gordionaner, welche die Auferstehung, — die Mlogianer, welche die Gottheit Christi läugneten; im dritten die Novatianer und Samosatenser; im vierten die Arrianer, Donatisten, Eustatianer, Seleucianer u. A.; im fünften die Manichäer, Pelagianer, Nestorianer, Eutychianer; im sechsten die Jacobiten, Tritheisten und Akephaler u. s. w. Von diesen läugneten und bestritten, einige die Menschwerdung Christi, andere die Dreifaltigkeit, manche die göttliche Mutterchaft der heiligen Jungfrau und die Vereinigung des Worts mit der menschlichen Natur; mehrere stellten das Prädestinationsystem auf; einige verfochten die Polygamie, andre bestritten den freien Willen, viele unternahmen Aenderungen im Sakrament des Altars, manche verwarfen das

Purgatorium, noch andre die letzte Delung. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts stund Mahomet auf, dessen Koran alle Ordnung der christlichen Kirche verspottete und der Sinnlichkeit huldigte. Im eilften Jahrhundert stellte Berengar die figürliche Bedeutung auf, hat aber späterhin seine Irrlehre selbst wieder, — wie wir im Verfolg sehen werden, — abgeschworen. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts waren in Frankreich die Waldenser, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in England die Wiclefiten, und in Deutschland die Lollarden, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Böhmen die Hussiten aufgetreten. Auch die zügellosesten Ausschweifungen des Privaturtheils, die tollsten Schwärmereien, wenn nur irgendwo eine große Menschenzahl sich ihnen hingeeben hatte, mußten allerdings zu wichtigen Ereignissen sich gestalten; und unter den hier aufgezählten, wenn auch noch so unsinnigen Systemen, ist kaum eines, das nicht mehrere Jahrhunderte hindurch etwelche Geltung behauptet hätte (merken sich dieses unsre neuern Theologen, welche auf einen dreihundertjährigen Bestand des Protestantismus sich so Vieles zu Gute thun!); dennoch wurden sie durch die oberste Kirchengewalt wieder beseitigt. Schon der heilige Augustinus zählte neunzig verschiedene Häresen, d. h. eben so viele vorgebliche Reformationen, die sich von der Zeit Christi bis zu der seinigen, also in etwa vier Jahrhunderten, erhoben hatten. Eben so viele weitere entstunden, von jenem Zeitpunkt an bis auf Luther. Zwischen seinem Abfall von der katholischen Kirche und dem Jahr 1595, also auf einen Zeitraum von achtzig Jahren, zählen Staphilus, Hosius und einige spätere Schriftsteller, nicht weniger als zweihundert und siebenzig neue Sekten, deren Lehrsätze, zum Theil auch heutzutage noch, unsre Glutköpfe — Rationalisten, Naturalisten, Latitudinarien u. s. w. — in Bewegung setzen.

Und wahrlich, wer mit der Geschichte jener älteren Häresen, auch nur einigermaßen, bekannt ist, kann in den Ausgeburten des Lutheranismus, Calvinismus und Zwinglianismus, nur eine Wiederholung und Nachäffung jener alten Irrlehren der Doketen, Marcioniten, Novatianer u. s. w. erblicken, welche auch Jahrhunderte hindurch, von der speculativen Menschenvernunft, auf's hartnäckigste theils angegriffen, theils vertheidigt worden waren. Oder, wer ist in der Geschichte des Urchristenthums bewandert, und muß nicht schon in dem Unholden Simon Magus, — jenem berüchtigten Haupte der Gnostiker —,

auch den großen Stammvater der Calvinisten, und in den Skeptikern von Capernaum, wo zuerst der Protestantismus seine Kräfte gegen die lebendigen Worte des Weltheilandes versucht hatte, die würdigen Vorbilder unsrer Hausschein, Buzer und Zwingli erkennen! wer nicht in dem Pyrrhonismus von Capernaum und dem Schisma der Protestanten, das Verhältniß der Mutter zur Tochter, der Wurzel zur Frucht erblicken! —

Alſ' diese Unsechtungen und Drangsale dienten indessen nur dazu, das Ansehen der Kirche immer mehr zu befestigen, und die Wahrheit jener göttlichen Verheißungen bei Matth. XXVIII, 20. und Joh. XIV, 26. ins hellste Licht zu setzen; nie war die reine, wahre Lehre des Christenthums untergegangen; in keinem Jahrhundert, — so finster man sich dasselbe auch nur immer denken mag —, erlosch das Licht der Wahrheit, und konnte, nach dem ganzen Plan der Gottheit, nicht erlöschen. Leere Hypothese ist es, ja sogar eine unverantwortliche Verdrehung des einzig wahren Gesichtspunktes und der Geschichte, eine auffallende Schmähung der Kirche, und eine indirekte Lästerung des heiligen Geistes, wenn man behauptet, daß der wahre christliche Glaube jemals im Wesentlichen ausgeartet und ganz in Vergessenheit gekommen sei. Dieß hatte, bis zum Ausbruch der kirchlichen Trennung, kein frommer und weiser Mann in Deutschland zu behaupten gewagt; alle Beschwerden, Klagen, Wünsche der Deutschen giengen bloß auf eine Reinigung, Verbesserung. Leere Hypothese ist es, und eine sehr verwegne Verdrehung der Wahrheit, die einem absichtlichen Betrug ganz ähnlich steht, wenn man rationellen Lesern vorspiegeln will, das Hauptergebniß der Reformation sei die Wiederherstellung des allein wahren und vollständigen Christenthums gewesen. Was an Luthern zu loben war, wird auch von Katholiken nicht mißkannt. Insofern er den Wunsch der deutschen Nation nach Reform der Kirche so laut und energisch aussprach, erschien sein Beginnen, wenigstens in seinen Anfängen, allerdings als löblich, und er würde als ein Herold seiner Zeit, auch von den Katholiken, gepriesen zu werden verdienen, wenn er sich im Gleichgewicht zu halten und den Schiffbruch des Glaubens und der Kirchenstörung zu vermeiden gewußt hätte.

Während übrigens, von Zeit zu Zeit, in einzelnen Weltgegenden, die Häresie Wurzel faßte, breitete sich dagegen in andern

das Christenthum immer weiter aus; so z. B. im zweiten Jahrhundert durch Gallien, Deutschland, Britannien, Afrika, Indien; im dritten wurden die Belgischen Provinzen und Arabien bekehrt; im vierten folgten unermessliche Fortschritte in dem römischen Reich, in Armenien und Iberien; im fünften wurden die Grenzen der katholischen Kirche beträchtlich erweitert, durch die Bekehrung der Franken, mit ihrem Könige Chlodwig, der Schotten und der Ir-
länder; im sechsten durch Unterdrückung des Arianismus in Spanien und Italien; im siebenten, als durch die blutigen Einfälle der Muhamedaner die fruchtbarsten, civilisirtesten Theile von Asien und Afrika überschwemmt wurden, breitete dagegen die Kirche ihre Wurzeln weit in die nördlichen Gegenden aus, — die ganze Heptarchie von England wurde christlich, und verbreitete den sanften Geist ihrer Lehre im Abendlande; im achten ward Hessen, Thüringen und Sachsen der katholischen Kirche einverleibt; im neunten wurden die Bewohner von Holstein und die Slaven, Mähren und Böhmen für das Christenthum gewonnen; im zehnten bekehrte Adalbert die Polen, Sigfried die Schweden, Bruno die Völker von Klein-Rußland; im elften ward, durch den zweiten Abfall der griechischen Kirche, ein großer Ast von dem apostolischen Baume losgerissen, und einige verdorrte Zweige fielen ab, in den neuen Manichäern, welche den Weg von Bulgarien nach Frankreich gefunden hatten, und in den Anhängern Berengars; aber zu gleicher Zeit erhielt der Baum frische Kräfte und neues Wachsthum, durch die Bekehrung der Ungarn, der Normänner und Dänen, welche früher England, Frankreich und die beiden Sizilien verwüstet hatten; im zwölften Jahrhundert, als der Muhamedismus nochmals das Christenthum zu überwältigen drohte, vermehrte sich das Wachsthum der Kirche durch die Bekehrung der Norweger und Liefländer; auch Curland und selbst Island wurden dem apostolischen Stamme eingepfropft; im dreizehnten ward Spanien größtentheils dem Joche des Muhamedismus entrisen und der katholischen Kirche wieder gewonnen; im vierzehnten machte das Christenthum seine vorzüglichsten Eroberungen in Lithauen, wo Fürst und Volk den Glauben annahmen, und in der großen Tartarei, wo das Erzbisthum Cambalu und sechs Bisthümer errichtet wurden, und der Missionär Odorich mit eigner Hand zwanzigtausend Neubefehrte taufte; im fünfzehnten wurden die canarischen Inseln und große Länderstriche

in Afrika und Asien, wo nur immer die Portugiesen sich niederließen, der Kirche einverleibt. Im sechszehnten Jahrhundert wurden die, durch den aus Norden eingebrochenen Sturm verursachten Verluste reichlich der Kirche ersetzt, durch unzählige Befehrungen, in den neuen Welten im Osten und Westen. Man rechnet, daß der heilige Franz Xaverius, aus der Gesellschaft Jesu, — der Apostel der Indianer genannt —, allein den Glauben in zweiundfünfzig Königreichen, oder unabhängigen Staaten, gepredigt, und in Indien und Japan eine weit größere Zahl von Gläubigen aus dem Heidenthum der katholischen Kirche gewonnen und zugeführt hat, als zu nämlicher Zeit in Deutschland, durch jene betrübte Spaltung und Irrlehre, sich von derselben getrennt hatten; andre ausgezeichnete Missionäre bekehrten den größten Theil der Mexikaner und Brasilianer; im siebenzehnten wurde die Kirche fortwährend erweitert, durch neue Befehrungen in Peru, Chili, Canada, Mingrelien, Indien und auf vielen Inseln von Afrika sowohl als Asien; zugleich kehrten auch die verschiedenen Patriarchen von Damaskus, Aleppo und Alexandrien, nebst den Nestorianischen Erzbischöfen von Chaldäa und Meliapore wieder in die Gemeinschaft der Kirche zurück. Im letztverfloßnen Jahrhundert endlich, während die Häresie größtentheils in sozinianischen Indifferentismus, der Jansenismus aber in philosophischen Unglauben ausartete, ward von der katholischen Kirche, das apostolische Werk der Befehrung der Ungläubigen nicht außer Acht gelassen; schon in den ersten Decennien waren die Königreiche Madure, Cochinchina und Sunkuin größtentheils der katholischen Kirche gewonnen worden; auch eine große Menge Wilder, unter den Huronen, Alinesen und andern Völkerschaften Nordamerika's, ward civilisirt und getauft. Aber die glorreichste, weil schwierigste und vollständigste, Eroberung ist jene in dem Innern von Südamerika, wo die Jesuiten aus wilden Menschenfressern ein Volk von Christen schufen, und sie zum Genuß der glücklichsten, bürgerlichen Wohlfahrt bildeten; in dem colossalen Reiche Brasilien hatte sich der Jesuite Anton Riveira ganz besonders ausgezeichnet, dessen rastlosem Eifer es gelungen war, innerthals sechs Jahren mehr als zweihundert Meilen Landes zu civilisiren; auch die ungeheuren Urwälder und Sümpfe in Bolivia waren vorzüglich der Schauplatz segenvoller Wirkksamkeit der Jesuiten, deren zahlreiche Missionsdörfer größtentheils noch in blühen-

dem Wohlstand sich befinden. In der neuern Zeit erwarb sich auch das Haus Oestreich, durch Errichtung der großen, obgleich geräuschlosen, Leopoldinen = Stiftung, ausgezeichnetes Verdienst um die Verbreitung der christlichen Religion in Südamerika. Am auffallendsten aber, und mit unglaublicher Schnelligkeit; nahm die Zahl der Katholiken in den nordamerikanischen Freistaaten zu, indem solche, seit 1789, wo der erste katholische Bischof erwählt ward, bis 1828, von 18,000 auf 500,000, und bis im Jahr 1833 auf mehr als achtmalshunderttausend Seelen angestiegen ist. Nach den neuesten, öffentlichen Berichten ist diese katholische Bevölkerung in 12 Diöcesen eingetheilt, hat 1 Erzbischof, 13 Bischöfe und 300 Kirchen, 143 Stationen, 398 Prediger, 12 kirchliche Seminarien, 23 Klöster und 37 Akademien für das weibliche Geschlecht; 37 Wohlthätigkeitsanstalten, 7 Zeitschriften, welche ausschließlich der Verbreitung ihrer Glaubenslehre gewidmet sind. Doch hierüber werden wir im Verfolge uns näher zu erklären und die neuesten, zuverlässigsten Nachrichten mitzutheilen Gelegenheit finden.

Nach dieser übersichtlichen Darstellung der Häresen und ihres Gegengewichts, kehren wir auf unsre Hauptbahn zurück.

Allerdings belehrt uns die frühere Kirchengeschichte, und niemand hat je in Abrede gestellt, daß im Verlauf der Zeit, sich hier und da etwelche Mißbräuche, in die erhabne Einfachheit der Religion des Gottgesandten eingeschlichen hatten. Dieselben konnten aber nimmer als Regel, sondern nur als Verletzung der Regel angesehen werden; sie waren weder allgemein, noch häufig, noch fortdauernd, sondern nur an einzelnen Orten eingerissen, selten und vorübergehend; auch wurden sie von der Kirche niemals gutgeheißen, immer gemißbilligt. Das Bedürfniß theilweiser Reformen ward, je länger je dringender, gefühlt. Mit Recht klagte man über Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, unbefugte Anmaßungen der römischen Curie, Herrschsucht und Ueppigkeit der Bischöfe, Trägheit und Ausgelassenheit des niedern Clerus, rohe Unwissenheit des gemeinen Volks, und hauptsächlich über den, mit dem Ablass getriebenen, höchst ärgerlichen Unfug in Deutschland. Die Beseitigung verschiedener Mißbräuche, hinsichtlich der zerfallnen Kirchendisziplin, war sehr dringlich geworden. Die Priester hatten — wie auch Bossuet klagt — von nichts als Ablass, Wallfahrt und Almosen an die Klöster gepredigt, und aus diesen Uebungen, wesent-

liche Erfordernisse des Gottesdienstes gemacht, da sie doch nur Zusätze desselben sind. Ein parteiloser Schriftsteller jener Zeit sagt: „Viele Geistliche bekümmerten sich mehr um die Wolle, als um die Schafe, — nicht um die Heerde, sondern um ihr Fett; weniger war es ihnen darum zu thun, den Schafstall auszubessern, und gegen List oder Gewalt der Wölfe sicherzustellen; die meisten suchten Gemächlichkeit und Wohlleben, und benutzten die Einfalt ihres Völkchens, indem sie, durch Verkauf von Ablass und Fastendispenz, mehr für ihren eignen Beutel, als für das Seelenheil ihrer Angehörigen sorgten.“ Nur kirchliche Mißbräuche waren also wegzuräumen, welche jedoch nie als Glaubensnorm aufgestellt und betrachtet worden waren, wie auch von Schwarz in f. Handb. der christl. Relig. 3. Th. S. 116 sehr richtig bemerkt wird. (Mit welchem Namen würde aber wohl derjenige bezeichnet, der ein altes, unbequemes Haus in der Absicht niederbrannte, um ein neues, wohlgeordnetes Gebäude aus der Asche des alten emporsteigen zu sehen?!) Höchst vermessen und frevelhaft ist die Behauptung Zelzers in f. drei letzt. Jahrb., „daß die Kirche und ihr Haupt, zur Zeit der Reformation, in einen Verfall gerathen waren, wo nur die Trennung von ihr retten konnte“; und die Behauptung mancher oberflächlicher Scribler, „daß vor der Reformation nur Unwissenheit, Finsterniß und Erstarrung im kirchlichen, sittlichen und wissenschaftlichen Leben geherrscht haben“, wird von der Geschichte auf's entschiedenste Lügen gestraft. Durchaus ungegründet ist auch das Vorgeben der Schismatiker des XVI. Jahrhunderts, daß die Geistlichkeit gegen jede Reform sich gesträubt habe. Das Gegentheil geht aus den Vorstellungen des Cardinals Julianus an Papst Eugen IV., Gersons an Alexander V. und vorzüglich aus den Schriften des großen Erasmus hervor, welcher, wie wir späterhin sehen werden, lange vor Luthern, wesentliche Reformen, jedoch auf ruhigem Wege, durch Belebung der Wissenschaften und Ueiferung der Theologen zum Studium der heiligen Schriften, betrieben hatte. Nicht nur etwa Privaten, sondern angesehenen Gelehrte, Aebte, Fürsten und Bischöfe, ja selbst Päpste, und die zu Anfang des XV. Jahrhunderts schon in Pisa, Constanz und Basel abgehaltenen Concilien, begehrten Reformen in der Disciplin und dem äußern Kirchenwesen, freilich aber keineswegs eine Umwälzung der ganzen, uralten Kirche aus ihren ehrwürdigen Angeln. Schon

hatten geachtete Männer Hand ans ernste Werk gelegt. Nach dem Tode Julians des zweiten, bestieg im J. 1513 Leo X. den päpstlichen Stuhl, welchem selbst protestantische Schriftsteller, den Ruhm eines sanftmüthigen, friedliebenden, nachsichtigen Mannes, und dabei eines vorzüglichen Gönners und Befördrers ächter Gelehrsamkeit, nicht versagen. Selbst das muthige Frankreich hatte sich, unter diesem weltklugen Oberhirt, mit dem heiligen Stuhle ausgeföhnt. Dem berühmten Joh. Picus von Mirandola, welcher ihn im J. 1517 zu Reformen in der Kirchendisziplin aufforderte, ward das bereitwilligste Gehör zu Theil. Nicht weniger begriffen auch der Cardinal Matth. Schinner in Sitten, und der Bischof Hugo von Constanz, die Nothwendigkeit solcher Reformen; letzterer besonders hatte das, unter dem Clerus eingerissene Sittenverderbniß höchlich mißbilligt, war gleich anfangs schon der neuen Lehre zugethan, las gern die Bücher von Luther und Zwingli, und forderte sogar diese selbst zum Widerstand gegen die Ablasskrämer auf, fand sich aber schon 1521 (gleichwie Erasmus) zur Sinnesänderung bewogen, sobald er den unbezähmbaren Starrsinn und den frevelhaften Uebermuth der Neuerer einsah. —

Hier stehen wir nun, an der Schwelle jenes verhängnißvollen Zeitpunktes, der großen Kirchenreform, oder

Glaubensänderung,

welche mit dem Jahr 1517 in Sachsen, dann zwei Jahre später in der Schweiz, und fünfzehn Jahre nachher auch in England zum Ausbruch kam.

Gewiß hätte auch dieß Schisma, gleich jedem andern vorhergehenden, keine wesentlichen Fortschritte gemacht, wenn seine Urheber pflichtmäßig sich der kirchlichen Gewalt unterzogen hätten; in letztem Fall wären wohl die Mißbräuche gehoben, allein die Fundamental-Glaubenslehren der Kirche aufrecht erhalten worden. Sene Urheber mußten demnach, gleich bei erster Entwicklung ihres Plans, damit anfangen, sich gegen die Autorität der Kirche in den Stand offenen Aufruhrs zu setzen; sie mußten gewaltsam einen Damm durchbrechen, welcher, — nach allgemeinen Volksbegriffen von Jesu Christo selbst errichtet —, eizig ihre Fortschritte zu hemmen vermochte. Daher konnten sie nicht stark genug und oft genug den

Völkern vorpredigen: alle Menschen seien dem Irrthum unterworfen, — kein Sterblicher, noch ein Verein derselben, könne sich die Eigenschaft der Untrüglichkeit beilegen, indem diese nur Gott selbst und seinem heiligen Wort zugeschrieben werden dürfe; dieß lehrete allein sei die Regel unsers Glaubens, und sei deutlich genug, so daß jedermann dasselbe verstehen und darüber urtheilen, auch sich selbst, nach seinem Gewissen, seine eigne Religion schaffen könne; kurz, der Wahlspruch jener Reformations-Stifter war: „Die gleichförmige, einstimmige Lehre der Concilien soll dem Privat-sinn, der willkürlichen Auslegung, untergeordnet werden.“ Und so ward, zum ersten Male in der ganzen Geschichte der Glaubensbekenntnisse, die Vernunft als befugtes Forum der Religion, das Privaturtheil als einziger Prüfstein und Leiter des Glaubens, grundsätzlich aufgestellt. —

Von Leidenschaften und Eigendünkel angespornt, wagten sie sich nun an einzelne Geheimnißlehren der heiligen Religion: sie zogen den Glauben vor den Richterstuhl ihrer trügerischen Vernunft, und erkühnten sich, in die unergründlichen Tiefen der Gottheit einzudringen. Bald verwickelten sie sich dann, durch vermessnes Klügeln, in Spitzfindigkeiten und Widersprüche, und wurden durch Uebermuth, Rechthaberei und Starrsinn, welche ihnen selbst von ihren eifrigsten Apologeten (vergl. A. Rivet cont. Grotium T. 3. p. 1061) zum Vorwurf gemacht werden, zu immer neuen Fehltritten verleitet. Während sie die heilige Schrift als ausschließliche Glaubensrichtschnur erklärten, konnten sie dennoch unter sich selbst nicht einmal einig werden, und wurden, gerade durch diesen vermeint „untrüglichen“ Begleiter, in die manigfaltigsten Labyrinth verstrickt. Indem sie die göttliche Einsetzung der kirchlichen Gewalt bestritten, und ihre Gerichtsbarkeit zu zerstören begannen, setzten sie an die Stelle der bischöflichen Entscheidungen und Concilien, zwar dem Scheine nach, das Ansehen des göttlichen Worts, welches von allen Gläubigen mit frommem Sinne verehrt wurde; da sie aber zugleich das Recht ihrer willkürlichen Erklärung und Auslegung in Anspruch nahmen und sich zueigneten, so durften sie wohl beherzt von der Kirche an die Schrift appelliren, d. h. an den geduldigen, stummen Buchstaben, der sich jedem Sinn fügt und jede Deutung ohne Widerstand gefallen laßt, an das geschriebne

Wort Gottes, worin — wie der gelehrte Werenfels sagt — jeder seine Lehre sucht, und auch jeder seine Lehre finden kann.

Dies folgeschwere Ereigniß nun, in seinem Ursprung, Fortgang und Wirkungen gründlich zu beleuchten, ist der Zweck dieser nächsten Bogen.

Zu dem, für ganze Völkerschaften und Jahrhunderte so einflußreichen, Geschäft einer Kirchenreform eigneten sich wohl überhaupt nicht einzelne Individuen, am wenigsten dann aber jener Mann, welchen wir nun bald als den Haupturheber der Reformation näher werden kennen lernen; der Mann, welcher selbst betheuert und Gott zum Zeugen der Wahrheit anruft, daß es nicht Bestimmung seines freien Willens, — d. h. nicht vorhergegangene Ueberzeugung von der Unrichtigkeit seiner frühern Religionsbegriffe —, sondern der Zufall, — namentlich sein Streit mit den Dominicanern und nachher mit dem Papste —, gewesen sei, was ihn in diese Religionszermürfnisse verwickelt habe. (*Casu, non voluntate, in has turbas incidi; Deum testor.*) — Wer das größte Heiligthum der Menschheit, — die vom Welterlöser, nach theokratischer Fügung, auf Erden gestiftete Religion —, reinigen will, muß, als von Gott dazu berufen, nicht nur bestimmt wissen, was er will und was er soll, sondern er muß auch, von heiligem Antrieb beseelt, demüthig und bescheiden, nicht aber roh, heftig und leidenschaftlich sein. Selbst Liebe gegen den Feind soll sich mit würdevollem Ernst bei ihm vereinigen; er muß nicht in Widersprüche sich verwickeln, nicht durch Lasterung und Hader seine Sache ungestüm durchsetzen wollen; er soll fest, planmäßig und besonnen zu Werke gehen; sein ganzes Benehmen soll die Göttlichkeit seines erhabenen Berufs bezeugen und rechtfertigen. Könnte hier das Vorgeben eines sogenannten innern, unwiderstehlichen Antriebs genügen, wie in neuerer Zeit protestantische Theologen der Schweiz behaupteten, wahrlich dann dürften wir uns noch auf öftere Parodien gefaßt machen. Luthers Erklärung am Reichstag in Worms 1521: „Hier bin ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen!“ mag allerdings gut klingen; allein man darf nicht vergessen, daß ja auch Muhamed sich auf solch innern, unwiderstehlichen Drang berief, und darauf seine Befähigung, seinen Beruf zum Werke der Glaubensverbesserung gründete. (Eben so wäre auch der Muhamedismus noch bessern

Rechtes, als die Lutherische und Zwinglische Kirchenreform, wenn die Dauer des Fortbestandes, als Beweis für ihren Werth, geltend gemacht würde, wie dieß unlängst in der Schw. Evangel. Kirch. Z. geschah.) Zudem bemerken wir, daß auch Muhamed die göttliche Sendung Christi anerkennt, und die Christen selig nennt; ja der berühmte Oberhosprediger v. Ammon findet in seinem System mehr Wahrheit, als in den Systemen vieler Rationalisten unsrer Zeit.

Leider darf man nur das Thun und Treiben der Reformatoren, ihre Ansichten, gegenseitige Stellung und Widersprüche, kurz nur sie selbst, redend und handelnd, mit geschichtlicher Treue darstellen, um sonnenklar zu beweisen, daß nicht sie zu Stützen der wankenden, bedrängten Kirche, und zur Reinigung der Glaubenslehre, von Gott auserkoren sein konnten. Bei damaligen, religiösen und politischen Verhältnissen war sich in der That nicht zu verwundern, daß die Reform so schnelle Fortschritte machte, und daß ihr viele Fürsten so geneigtes, offenes Ohr liehen; man darf nur die Mittel betrachten, welche dabei in Anwendung gebracht wurden, um alsbald einzusehen, daß keineswegs die Kraft des Evangeliums es war, was so viele bewog, den alten Glauben zu verlassen und dem neuen sich anzuschmiegen. Wohl nicht mit Unrecht sagt der lutherische Prediger Bruchmann zu Copenhagen, in seinem politischen Examen der Augsburg. Confession: „Luther gab den Fürsten reiche Klöster und Abteien, den Priestern Weiber, und dem gemeinen Mann ungebundene Freiheit; dieß that gar viel zur Sache.“ Und Glasen in f. hist. polem.: „Solch häufiger und geschwinder Beifall würde schwerlich erfolgt sein, wenn die weltlichen Fürsten bei Lutheri Lehre nicht ihren sonderbaren Proffit gefunden hätten.“

Gewiß wäre auch der, so friedfertige Leo X., und mit ihm die ganze Kirche, noch in manchem Punkte den Reformatoren entgegengekommen, wenn diese nicht gar zu tollkühn und ungestüm ihr Wesen fortgetrieben hätten. Man lese nur die Bulle dieses Papsts contra errores Martini Lutheri et sequacium, XVII. Cal. Julii 1520, worin er mit mildem Ernst den Abtrünnigen in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückruft. „O gütiger Gott!“ — heißt es da unter anderm — „was haben wir nicht alles gethan, wie sehr haben wir nicht alle väterliche Liebe aufgeboten, um ihn von

solch kläglichen Irrthümern zurückzuführen.“ Ja, Leo bittet dann dringend, „bei der Barmherzigkeit Gottes und bei dem vergossenen Blute Jesu Christi, aus tiefstem Herzensgrund, daß die Abgefallenen doch nicht ferner den Frieden der Kirche stören möchten.“

Aber, wie weit jene neuen Glaubenshelden davon entfernt waren, mit Abschaffung kirchlicher Mißbräuche sich zu begnügen, und Glaubens-Einheit herzustellen, werden wir nun bald sehen.

Und wer waren dann jene Männer, welche es wagen durften, die allgemeine Mutterkirche der Neuerungen in den Hauptglaubenssätzen, der Irrthümer in der Lehre, des Überglaubens in den Religionsübungen, der Abgötterei in dem äußerlichen Gottesdienste zu beschuldigen?

Ueber die Schismatiker Deutschlands und der Schweiz werden wir uns umständlicher verbreiten, da uns genugsame Materialien dießfalls zu Gebote stehen.

In Schottland stand der Mönchspriester Joh. Knox an der Spitze, welcher an Feueereifer selbst Luthern übertraf, mit wüthendem Ungeßüm Aufruhr gegen geistliche und weltliche Obrigkeit predigte, und das Volk zur Zerstörung der Gotteshäuser und zur Plünderung der Klöster aufregte; ferner Graf Murray, der natürliche, aber sehr entartete Bruder der Maria Stuart, welcher aus seinem Kloster zu St. Andreas zur Regierung des Königreichs übertrat; und Buchanan (nach dem Urtheil eines angesehenen Geschichtsschreibers „der wahnsinnigste Häretiker, der lügenhafteste Schriftsteller, der aufgeblasenste, schamloseste Mensch auf dem weiten Erdenrund), der undankbare Verläumder der unglücklichen Maria Stuart, welcher dann späterhin, wie der berühmte Annalist Camden bezeugt, alles widerrief, was er zum Nachtheil der Ehre Mariens gesagt hatte. Dieß waren die Presbyterianer. Englands Reformatoren bestehen aus einer Kammer der Pairs, — mit Ausnahme jedoch aller Bischöfe und mehrerer Lords —, aus einer schwachen Stimmenmehrheit in der Kammer der Gemeinen, der Königin Elisabeth, und ihrem Staatsrath.

Und welche Züge bieten sich in dem Charakter aller Reformationsturheber dar? Uebergehen wir die persönlichen Beweggründe des Ehrgeizes und des Eigennutzes, welche sie beherrschten, —

ihr sittliches Betragen, welches doch in Wahrheit nichts weniger als apostolisch war, — die Aergernisse der Priesterehen, der Mönchsehen mit Nonnen, welche selbst von einigen der gelassneren Reformatoren verachtet und verlacht wurden; aber fragen dürfen und sollen wir: welche Stellen bekleideten dann jene Individuen, in der geistlichen Hierarchie? hat Jesus wohl sie gemeint, als er sprach: gehet, lehret alle Völker, ich bin bei euch bis an das End' aller Tage; wer euch hört oder verachtet, der höret oder verachtet mich selbst — ? sind sie es, denen Jesus den heiligen Geist verhieß, um sie in alle Wahrheit zu leiten? Wie konnte ihnen das Recht zustehen, über die Lehre zu entscheiden, und zu bestimmen, daß dieser oder jener Glaubenssatz ein Irrthum sei, — daß diese oder jene Disciplin der Kirche zum Sittenverderbniß, — daß diese oder jene gottesdienstliche Uebung zur Abgötterei führe; — wie konnten sie vollends sich anmaßen, eine vollständige Spaltung in der Kirche durchzusetzen? Als bloße Laien und einfache Gläubige, oder als untergeordnete Geistliche, konnten sie wohl allerdings ihre Beschwerden anbringen, über ihre Zweifel sich erklären, ihre Meinungen über alle jene Materien, welche ihnen anstößig vorkamen, eröffnen, ihre geistlichen Vorgesetzten — ihre Richter, die Bischöfe, bitten, oder, wenn auch noch so ungestüm, in sie dringen, diese Gegenstände gründlich zu untersuchen, wobei ihnen das bereitwilligste Gehör zum Voraus zugesichert war; aber dann hatten sie auch mit Ehrfurcht ihr Urtheil zu erwarten, und mit Unterwürfigkeit anzunehmen. So, und nicht anders, lautet der Befehl Gottes; Gehorsam nur war ihre Pflicht und ihr Antheil an den Angelegenheiten der Kirche.

Statt nun aber diesen, von Jesu Christo selbst und den Kirchengesetzen vorgezeichneten, Weg einzuschlagen, betreten sie denjenigen des offenen Aufruhrs, sprechen aller bischöflichen Macht Hohn, und legen dagegen sich selbst ein stolzes, vorragendes Ansehen bei; sie stürzen die, von dem göttlichen Gesetzgeber eingeführte Ordnung um, und stiften an ihrer Stelle Anarchie; sie predigen und schaffen überall Spaltungen; sie reißen gewissermaßen den Leib des Welterlösers in Stücke; und all diese Verwirrungen belegen sie mit dem glänzenden Namen einer — Kirchenverbesserung! Man gebe diesem Irrsal was immer für einen Namen, dennoch bleibt es klar, wie die leuchtende Sonne,

daß dasselbe immer mit dem Charakter der Empörung wird gebrandmarkt bleiben, und in dem unauslöschlichen Flecken des Schisma, das eben so unvertilgbare Zeichen der Verwerflichkeit an sich tragen wird.

Doch, vernehmen wir nun die nähere Schilderung ihrer Personen, wie solche theils von ihnen selbst, theils von ihren eignen Anhängern und Gehülfen, entworfen wurde, und sodann ihre öffentlichen Verrichtungen, im geschichtlichen Zusammenhang, — beides aus den zuverlässigsten Urkunden geschöpft.

Da wir bisher wohl größtentheils nur unbegrenzte Lobeserhebungen ihrer Bescheidenheit, Sanftmuth, Reinheit der Sitten, ihrer ruhigen, festen Besonnenheit, der Consequenz ihrer Ansichten und Handlungen, ihrer Gewissenhaftigkeit, ihrer hocherleuchteten Weisheit, ihres heiligen, apostolischen Eifers, und so viel andrer, rühmlichster Eigenschaften vernommen haben, — von solchem Nimbus aber wenige Spuren sich darbieten, so werden wir nicht unterlassen, überall genau unsere Gewährsmänner und authentischen Quellen anzugeben. Bei dieser Arbeit wird es übrigens unsere Sorge sein, den Wahlspruch jenes alten Historikers fest ins Auge zu fassen und rücksichtslos zu befolgen, „daß derjenige eben so sehr sich eines Fehlers schuldig macht, welcher tadelnswerthe Handlungen verheimlicht und nicht zu rügen den Muth hat, wie derjenige, welcher der Tugend und Rechtschaffenheit das verdiente Lob entzieht.“

*

An der Spitze dieser neuen Glaubensherolde, glänzt der hochgefeierte Name Martin Luthers, eines Augustinermönchs aus Wittenberg, geb. 1483, gest. 1546. Er war, nach dem Urtheil so vieler protestantischer Schriftsteller unsrer Zeit, „der große Mann“, „der Mann Gottes“, „die Ehre des deutschen Namens“, der Mann, welcher „einen, für unerschütterlich gehaltenen Thron mit seiner Feder stürzte (??), halb Europa eine andre Gestalt gab, auf alle folgenden Jahrhunderte so mächtig wirkte, und dabei, als ein ächter Weiser, auch der bescheidenste Mann in der Schätzung seiner selbst, und gutmüthig wie ein Kind.“ (S. S. G. Müllers Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen, u. a. m.)

Leider stehen aber solche Apotheosen in bedenklichem Widerspruch mit dem Zeugniß der unbestechbaren Geschichte.

Man höre, und — staune! — !

Wie schildert dieser große Glaubensheld sich selbst? und wie schildern ihn seine Mitreformatoren, und ausgezeichnete Zeitgenossen?

Den vorzüglichen Werth seiner Selbstgeständnisse darf selbst kein Rabulist ist Zweifel ziehen; wir werden sie, in der ihm eigenthümlichen, schmucklosen Sprache anführen.

Im Allgemeinen legt er von sich selbst das Zeugniß ab (T. V. ad Gal. I, 14.), daß er, als Katholik, noch sein Leben mit Fasten, Gebet, strenger Enthalttsamkeit, Keuschheit und Gehorsam zubrachte; ein ganz entgegengesetztes Gemälde entwirft er aber von sich, als reformirten Menschen in s. Serm. de matrim. p. 119.

Ueber seinen Beruf zum apostolischen Lehramt mögen uns folgende Herzensergießungen hinlängliche Auskunft geben: „Ich trage der ganzen Welt Haß und Feindschaft, dem Kaiser und Papst mit all' ihrem Anhang. Wohlan, weil ich hineingekommen bin, so muß ich sehen und sagen, es sei recht. Darnach spricht mich der Teufel auch darumb an, und zwar hat er mich oft mit diesem Argument fast getödtet: du bist nicht berufen!“ (S. Nachl. aus Dr. M. Luthers Schriften, Mainz, 1827. S. 9.)

Ferner: „Ich kann nicht glauben, was ich lehre, aber andre meinen, ich sei aufs innigste überzeugt. Wäre ich jünger, so wollte ich gar nicht predigen, ich würde eine andre Beschäftigung wählen. Hätte ich gesehen, daß meine Unternehmung so ins Weite gehen würde, so hätte ich gewiß das Maul gehalten! Wie viele Menschen (seufze ich) hast du durch deine Lehre verführt! An allen diesen Unruhen bist du Schuld! der Gedanke will mich gar nicht verlassen, daß ich wünschte, diesen Handel nie angefangen zu haben. In dieser Beängstigung bin ich gar oft bis in die Hölle hinabgesunken. Weil ich aber einmal den Handel angefangen habe, so muß ich ihn nun wohl als eine gerechte Sache vertheidigen.“ (S. alte Abendmahllehre, Zweibrücken, 1827. S. 304.)

In eben diesem Sinn und Geist hatte er dem Pfarrer in Rochlitz, Anton Musa, welcher ihm mit Betrübniß klagte, daß er selbst nicht glauben könne, was er andern predige, geantwortet: „Gott sei Lob und Dank, daß es andern Leuten auch so

geht; ich meinte, mir wäre allein so.“ Dieses Trostes, sagt Matthaeus in vita Lutheri, Conc. 12 — hat Mуса sein Leben lang nicht vergessen können.

Auf solch gefährlichem Punkte war es nicht anders möglich, als daß Luther mit seinem Gewissen, — dem ursprünglichsten, unvertilgbarsten, geistigen Elemente im Menschen —, Kämpfe zu bestehen haben mußte, bei deren bloßem Berichte schon, den gläubigen Christen ein, wahrhaft peinigendes Gefühl der Bangigkeit überfällt. Wirklich schauererregend ist es zu lesen, wie der, von eigentlicher Hölleangst Gefolterte solche Mahnungen von sich weist, und wie er, trotz dieser, an Verzweiflung gränzenden Schrecken, die Stimme des göttlichen Geistes, der durch sein Gewissen zu ihm sprach, als Lug und Trug des Satans bekämpft. — Nach seiner eignen Aussage hatte nämlich unser Held auch mit dem leibhaften — Gott sei bei uns! selbst Unterredungen. Zwar suchte man sie als Verläumdung darzustellen, aber fataler Weise findet man sie in T. VII. im Tractat de sacerdot. consecr. et miss. priv. Ao. 1534 besonders abgedruckt, und p. 228 — 230 Wittenb. Ausg. 1558 von Luther selbst umständlich erzählt. Ueber seinen gar vielfachen Verkehr mit dem Teufel (welchen er häufig auch Junker Satan heißt) enthalten seine „Tischreden“, Frankfurt 1593, mehrere erbauliche Anekdoten, z. B. „Ich hab wohl erfahren, was er für ein Gesell ist, er hat mir oft hart zugesetzt, daß ich nicht gewußt habe, ob ich tod oder lebendig sei.“ S. 12. „Wenn wir vom Teufel angefochten werden, soll man sagen: Heiliger Teufel, bitte für uns; haben wir doch nicht wider euch gesündigt, gnädiger Herr Teufel! Nimm den Stab in die Hand, und geh nach Rom zu deinem Diener, dessen Abgott du bist.“ S. 125. „Der Teufel ist uns feind, so ist er dazu flug; wir wissen nicht das siebenhundertste Theil, was er weiß. Meine Nachtkriege (nächtlichen Kämpfe mit seinem Gewissen) sind mir viel saurer geworden, als meine Tagkriege. Der Teufel kann mir bei Nacht Argumente bringen, die mich in Harnisch jagen; er hat mir solche Argumente gebracht, daß ich nicht wußte, ob ein Gott war oder nicht.“ S. 168. „Heut, da ich erwachte, kam der Teufel und wollt mit mir disputiren, obiectirt, und warf mir für, ich wäre ein Sünder. Da sprach ich: sag mir etwas Neues, Teufel; das weiß ich vorhin wohl. Nun, hast du nicht genug daran, du Teufel! so habe ich auch ge... und ge...,

daran wische dein Maul, und beiß dich wohl damit.“ S. 217. „Er hat mich einmal mit dem Spruch St. Pauli an Timotheus recht geplagt und schier erwürgt, daß mir das Herz zerschmelzen wollte im Leibe; dann warf er mir vor: Wo hast du die Klöster in der Welt hingethan? Da antwortet ich: da schlag Bley zu, du magst sehen, wo dein Gottesdienst bleibt. Ich halt, daß mich der Teufel oft erweckt, da ich sonst wohl schlief, allein darum daß er mich verpiere und plage.“ S. 219. „Er kommt oft und wirft mir vor: es sei groß Aergerniß und viel Böses aus meiner Lehr entstanden. Da seht er mir oft hart zu, macht mir angst und bange. Er ist vom Anbeginn nie so grimmig und zornig gewesen, als jezt am Ende der Welt (!), ich fühle ihn sehr wohl. Hestig zornig ist er; das verstehe und fühle ich oft wohl; er schläft viel näher bei mir, denn meine Rätthe, d. i. er macht mir mehr Unruh, denn sie mir Freude.“ S. 222. „Wenn der Teufel des Nachts an mich kommt, mich zu plagen, so gebe ich ihm diese Antwort: Teufel, ich muß jezt schlafen! Wenn er nicht ablassen will und hält mir meine Sünde für, so sage ich: lieber Teufel, ich hab's Register gehört, aber ich habe noch eine Sünde gethan, die steht nicht in deinem Register, schreib sie auch an; ich habe in die Hosen ge...., hänge sie an den Hals, und wisch das Maul dran. Zum dritten, wenn er nun weiter anhält und dringt hart, und klagt mich an, so verachte ich ihn und spreche: „Sancte Satana, ora pro me! Heiliger Teufel, bitte für mich. Er wirft mir eben gar oft vor: o wie einen großen Haufen Leute hast du mit deiner Lehre verführt!“ u. s. w.

Für seine Consequenz in den Meinungen und Ansichten, sowie für seine Grundsätze selbst, mögen folgende Stellen zeugen:

Noch im Jahr 1528 (also eilf Jahre nach Beginn seiner Reform) schrieb er: „Wir bekennen, daß unterm Pabstthum viel christliches Gutes, ja alles christliche Gute sey, und daselbst auch herkommen sey an uns, daß im Pabstthum sey die rechte heilige Schrift, rechte Tauf, rechtes Altarssakrament und Predigtamt, rechter Schlüssel zur Vergebung der Sünden. Ich sage, daß unterm Pabstthum die wahre Christenheit, ja der rechte Ausbund der Christen sey, und viele fromme große Heilige.“ In seinem „Beth-Büchlein“ vom Jahre 1522 plag. H. (S. Freitags Anal. litt. p. 548.) kommen noch die Gebete „für die Seelen im Fegfeuer“, und der

„Englische Gruß“ vor. Ja selbst noch im Jahr 1533 schrieb er: „In der katholischen Kirche, unter dem Papst ist geblieben die heil. Tauf, der Text des heiligen Evangeliums, die heilige Vergebung der Sünden, das heilige Sacrament des Altars. Wo solche Stücke noch geblieben sind, da ist gewiß die Kirche und etliche Heilige blieben; denn es sind alles die Ordnung und Früchte Christi. Darum ist gewiß Christus hier bei den Seinen gewesen mit seinem heiligen Geist, und hat in ihnen den christlichen Glauben erhalten.“ In seiner größern Kirchenpestill schreibt er: „Das ist wahr und unwidersprechlich, daß solche Gewalt und Macht von Gott der Kirche gegeben ist, daß, wen sie in den Bann thut, der ist wahrhaftig für Gott verbannt, d. i. in Gottes Zorn und Fluch, und aller Heiligen Gemeinschaft beraubt, wie Christus spricht: was ihr bindet auf Erden, soll auch im Himmel gebunden sein; item: wer die Kirche nicht hören will, den sollst du halten für einen Heiden und Böllner. Was könnte aber einem Menschen schrecklicheres widerfahren, als wenn Gottes und aller Creaturen Fluch und Vermaledigung über ihn geht, und alles Heils und Trosts ewig muß beraubt sein.“

In f. Opp. T. VII. von der alten rechten Kirche heißt es: „Die Kirche soll und kann nicht lügen, noch Irrthum lehren, auch nicht in einem einzigen Stücke; eitel Gottes Wort oder Wahrheit, und keinen Irrthum noch Lügen muß die Kirche lehren. Und wie könnte es auch anders sein? Weil Gottes Mund der Kirche Mund ist! Gott kann ja nicht lügen, also die Kirche auch nicht.“ (Solange die Kirche sich noch nicht gegen ihn erklärt hatte, war sie unfehlbar; sobald sie aber dieß gethan, war sie voll Irrthum.)

Ueber die wesentliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl sagt er — Opp. Jen. T. V. p. 490.: „Dieser Artikel ist nicht eine Lehre außer der Schrift und von Menschen erdichtet, sondern ganz klar im Evangelio durch helle, unbezweifelte Worte Christi gestiftet und gegründet, und von Anfang der christlichen Kirche bis auf diese Stunde einträchtig geglaubt und gehalten, wie das ausweisen der lieben Kirchenväter Bücher und Schriften in griechischer und lateinischer Sprache. Welches Zeugniß der ganzen heiligen Kirche, wenn wir sonst nichts mehr hätten, soll uns schon genug sein, bei diesem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Poltergeist zu hören und zu leiden. Denn es ist

gefährlich und erschrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen Kirche, so von Anfang her nun über fünf- und zehn hundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten. Wenn es ein neuer Artikel wäre, und nicht von Anfang der heiligen, christlichen Kirche, noch bei der ganzen Christenheit in aller Welt so einträchtig gehalten, so wäre es nicht so gefährlich und schrecklich, daran zu zweifeln, oder zu disputiren, ob es recht sei. Wer nun daran zweifelt, der thut ebensoviel, als glaubte er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein diese heilige Kirche als eine Kegerin, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln und Propheten.“ Ja, er erklärt noch in seinem letzten Lebensjahre 1546, wider den 31. Artikel der Löwen'schen Theologen: „In dem anbetungswürdigen Sacrament des Altars wird dargereicht und empfangen, wahrhaftig und wesentlich, der Leib und das Blut des Herrn Christi, beides von den Würdigen und Unwürdigen.“

In welch großem Widerspruch stehen aber damit folgende Aussprüche und Grundsätze!

In T. V. Jen. 1557. p. 306: „Unser Evangelium hat Gottlob viel großes Gutes geschafft. Zuvor hat niemand gewußt, was Evangelium, was Christus, was Taufe, was Beicht, was Sacrament, was Glaube, was Geist, was Fleisch, was Vaterunser, was Beicht Gebethe, was beten, was leiden, was trösten, was Ehe, was Eltern, was Kinder, was Herr, was Knecht, was Frau, was Magd, was Teufel, was Welt, was Engel, was Leben, was Tod, was Sünd, was Gott, was Bischof, was Pfarrer, was Kirch, was Christ, was Kreuz sei. Summa, wir haben gar nichts gewußt, was ein Christ wissen soll. Alles ist durch die Papstesel verdunkelt und unterdrückt. Es sind ja Esel, und große, grobe, ungelehrte Esel in christlichen Sachen; denn ich bin auch einer gewesen, und weiß, daß ich hierin die Wahrheit sage.“ (Welch jämmerlicher Cassimatis!)

An einer andern Stelle spricht der bescheidene, weise Mann in prophetischem Geist: „Laßt uns unser Evangelium noch zwei Jahre treiben, so sollt du sehen, wo Papst, Bischof, Pfaff, Cardinal, Münch, Nonne, Glocke, Thurm, Meß, Vigilien, Kutte, Rappen, Platten, Regel, Statuten und das ganze Geschwärm und Gewürm päpstlichen Regiments bleibe; wie der Rauch soll es verschwinden.“

Und nicht weniger bescheiden äußert er sich in seinen Tischreden S. 190: „Von Gottes Gnaden bin ich jezt gelehrter, denn alle Sophisten und Theologen.“

Noch irgendwo heißt es: „Solchen Ruhm und Ehre habe ich — von Gottes Gnaden —, es sey dem Teufel und all seinen Trabanten lieb oder leid, daß sint der Apostel Zeit, kein Doktor noch Scribent, kein Theolog noch Jurist, so herrlich und klar die Gewissen der weltlichen Stände unterrichtet und getröstet hat, als ich gethan habe, daß ich für wahr halte, daß weder St. Augustin noch St. Ambrosius, die doch in diesem Stück die besten sind, mir nicht hierin gleich sind; deß rühme ich mich, Gott zu Lob und Dank, dem Teufel und all meinen Tyrannen zu Leid und Verdruß, und weiß, daß solcher Ruhm wahrhaft, und vor Gott und der Welt muß bekannt seyn und bleiben, sollten sie auch toll und thöricht darüber werden.“ Wie sehr stimmt daher nicht mit solch bescheidenen Grundsätzen, Luthers bekannter, der ganzen Wesenheit des Protestantismus aber widerstreitender Wahl- und Machtspruch überein: *Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas*; So will, so befehl ichs, statt der Gründe gilt nur mein Wille! — Und kann man sich noch wundern, wenn dieser Phantast in s. Buche *adv. fals. nom. ord. ep.* sagt, „daß er seine Lehre keinem Urtheile unterwerfen wolle, auch nicht, wenn ein Engel vom Himmel käme; denn wer seine Lehre nicht annehme, auch nicht möge selig werden.“ Luth. op. II. 44. heißt es buchstäblich: „Kein Engel im Himmel und viel weniger ein Mensch auf Erde soll und mag urtheilen über meine Lehre, auch männiglich, wer sie nicht annimmt, nicht kann selig werden, und wer anders als ich glaubt, ein Kind der Hölle ist, und wer meine Lehre verdammt, den muß Gott verdammen.“ — „Mein Wort ist Christi Wort, mein Mund ist Christi Mund.“ In seinem Briefe an Melancthon vom Juni 1530 wagt er sogar zu behaupten, daß „mit ihm auch Christus selbst fallen werde.“ (*Si ruemus nos, Christus ruetur una.*) In T. IX. Witt. 496. kommt die bescheidne Stelle vor: „Wir sind in Gottes Namen so über die Massen stolz, muthig und trotzig, daß wir weder allen himmlischen Englen, noch allen höllischen Pforten, noch St. Petro, noch St. Paulo, noch hundert Kaisern, noch tausend Päbsten, noch endlich auch der ganzen Welt nicht einen Fingerbreit weichen wollen. Mein Kopf soll härter seyn, denn meiner Feind allersamt, wenn

ihrer noch so viel wären und will auch anders nicht seyn, denn eigensinnig, hart, steif, stolz, und sollte dieß mein Ruin seyn. Cedo nulli, d. h. beyseits was im Weg ist! Hier fährt der daher, der niemanden weicht!“

Ueber das Papstthum enthält seine größere Kirchenpostill folgende erbauliche, evangelische Lehrsätze:

„Wenn jeß jemand flucht, daß Gott das Bapstum, Pfafferey, Möncherey und Nonnererey mit Stift und Klöster ausrotte und vertilge, da soll alle Welt sagen: Amen; darum daß Gottes Wort und Seegen durch solch Teufels=Gespenst verflucht, verdammt und verhindert wird in aller Welt. An solch giftigem, bösen, teuflischen Ding kann man die Liebe nicht üben, weil sie toben und wüthen wider Gottes Wort, Geist und Glauben. Summa, diesen Dingen fluchen, ist ein Werk des heiligen Geistes, das allein Gott dient, und ist ein Werk im ersten Geboth gebothen, — außer und über der Liebe. Denn wo Gott kein gut Werk oder Liebe jemand erzeigt, ist man nimmer schuldig zu lieben. Und wenn ich könnt alle Welt selig machen auf einen Tag, und wäre nicht Gottes Wille, soll ichs doch nicht thun.“

„Der Bapst ist des Teufels Statthalter, daß nie kein Mensch unter der Sonne also wider Gott und sein Wort getobt und gewüthet hat; er ist der Erzgräuel aller Gräuel.“

„Der Bapst verflucht Christum, sein Wort, und seine Sacramente.“

„Bapstum ist des Satans Rotte, voll öffentlicher Abgötterey, Lügen, und Mord.“

„In des Pabsts Kirchen=Regiment ist nichts überblieben, das nicht zum Geiz hätte dienen müssen und für Geld feilgetragen wäre. Und sonderlich der große Ratten-König zu Rom, mit seinem Judas=beutel, der ist erst der Geldschlund, so aller Welt Güter an sich gerissen. Das ganze Teufelsgeschmeiß des antichristischen Hausens zu Rom. Weh, und abermahl und ewig weh ihnen und allen, die es mit ihnen halten“ (also auch Kaisern, Königen, Fürsten, Staa-ten, dem weit größten Theil der Christenheit!?) „denn es wäre ihnen besser, daß sie nie geboren wären, und dafür sollten wünschen und wollen, daß sie ihre Mutter im ersten Bad ersäuft hätte (!) oder im Mutterleib blieben wären, weder daß einer von ihnen Bapst, Cardinal oder Pfaff ist worden; denn es sind doch nichts anders als

eitel verzweifelte, auserlesene, nicht Straßen- oder Gassenräuber, sondern öffentliche Landräuber; darum hüte sich jedermann vor ihnen, als die da schon lebendig in Abgrund der HölLEN verdammt sind.“

An Jo. Lang schreibt er im Jahr 1520: „Wir halten das Papstthum für den Sitz des ächten und leibhaften Antichrists, und glauben, gegen dessen Betrug und Bosheit uns, um des Heils unserer Seelen willen, alles erlauben zu dürfen.“

Die Kirche wird von ihm auf die sinnloseste, pöbelhafteste Weise beschimpft. T. VII. Altenb. p. 452 heißt er sie „eine abtrünnige, verlaufene Ehehur, Haushur, Schlüsselhur.“ „Ja diese ist die rechte Erzsure, und eigentlich eine Teufelsure.“ (Gleiche Ehre erweist er auch der Vernunft, welche in seiner vielgepriesenen Kraftsprache — wie wir oben gesehen haben — hin und wieder „Sure des Satans“ heißt; und doch handelte er eben auf Antrieb dieser seiner Vernunft, indem er einige der, früher geglaubten Dogmen verwarf!) „Wenn gleich der Babst St. Peter wäre, so wäre er doch ein gottloser Bub und Teufel, ja ein verzweifelter Gottes-Böfewicht.“ Eben solcher Ausdrücke bedient er sich in der Schrift contra Henr. reg. Angl. Wittenb. 1522, welche überhaupt von den eckelhaftesten, scheußlichsten Lasterungen gegen die Mutterkirche wimmelt. So sagt er daselbst unter anderm: „Das Babstthum ist des Satansfürsten fluchwürdigste Pest, welche je auf Erden war und seyn wird. So lang ich lebe, bleibe ich sein Feind, und habe ich meinen Tod in den Flammen gefunden, so hat er, auch dann noch, an mir einen doppelten Feind.“ (Daher Luthers Wahlspruch: pestis eram vivens, moriens tua mors ero, Papa.) Und an einer andern Stelle daselbst: „Hier stehe ich und erwarte deinen Anhang, jene verruchte Rotte, die ich auch nach meinem Tode noch verfolgen und drängen werde, auch wenn meine Asche in tausend Meere geworfen würde. Ich werde nicht ruhen, bis ich den eiserne Nacken und die eherne Stirn dieser Fluchwürdigen werde zertreten haben.“ Eben so friedfertig und menschenfreundlich lautet auch folgendes Geständniß, T. IX. Wittenb. S. 465: „Ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: geheiligt werde dein Name, so muß ich sagen: verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Name; dein Reich komme! verflucht, verdammt, verflört müsse werden das Babstum; dein Wille geschehe, verflucht, verdammt, geschändet müssen werden

alle Gedanken und Anschläge der Babisten. Wahrlich, so bete ich alle Tage mündlich und mit dem Herzen, ohne Unterlaß. Dennoch behalte ich ein gut, freundlich, friedlich und christlich Herz gegen jedermann!“ Welch toller Wahnsinn!

An einer andern Stelle läßt sich der erleuchtete Glaubensheld also vernehmen: „Der Papst ist der Teufel; könnt ich ihn umbringen, warum sollt ichs nicht thun, auch mit Gefahr meines Lebens. Wenn der Papst das Evangelium überzeucht, soll auch jedermann zulaufen und todtschlagen den Papst und wer bei ihm ist, Kaiser, König und Fürsten (!!), und ihrer nit achten. Regenten und Fürsten, die dem römischen Sodoma gehören, soll man mit allen Waffen angreifen und in ihrem Blut die Hände waschen.“

Im T. IV, S. 433. „über des Pabsts Lügen“ erklärt er ganz naiv: „Ich sag mein Urtheil, daß ein solcher Bube, der mit solchen Exemplen die Gewissen mit falschem Glauben verstrickt, würdig wäre, daß nicht allein sein Leib, sondern auch seine Seele von allen Teufeln in hundert tausend Stück zerrissen und zu Pulver würde.“ Die römisch-katholische Kirche heißt er — (Op. Luth. de Ao. 1544) „von niemand anderm als dem Teufel selbst gestiftet“, und ihre Lehre eine „Teufelslehre.“

Solch wahrhaft gräßliche, ruchlose Aussprüche finden sich in Menge vor, in Luthers „Tischreden.“ Dieß „erbauliche Buch“ enthält die Gespräche des heitern Patriarchen, wenn er der Flasche weidlich zugesprochen hatte, wie sie von einem seiner eifrigsten Anhänger aufgezeichnet, und nach seinem Tode von seinen Freunden, mit merkwürdiger Offenheit, herausgegeben wurden. Wohl hatte man sich im Verfolg übergroße Mühe gegeben, die Aechtheit des Werks zu verdächtigen, — allein vergebens. Der berühmte holländische Theolog Voet gesteht die Aechtheit, und selbst der besangene Geschichtschreiber des Reformators, Sekendorf, konnte nichts weiter thun, als die Unflugheit jener Herausgeber beklagen. Die niedrigen, ärgerlichen Boten, von welchen das Buch in seinem ursprünglichen Zustand wimmelte, mußten freilich alle, denen an Luthers Ruf gelegen war, dessen Bekanntwerdung höchlich bedauern lassen.

Und solch wilde, rohe, von wahrer Hirnwuth zeugende Aeusserungen wären eines Religions- und Sitten-Verbessers würdig, wären dem göttlichen Evangelium der Liebe und des

Friedens, der edelsten Menschen- und Feindesliebe angemessen? Solche Werkzeuge hätte die ewige, himmlische Weisheit zu Herstellung der wankenden Heilsanstalten auserkoren? Dieß wäre der hocheleuchtete Mann, dessen sämtliche — sowohl polemische als didactische Schriften, nach Hospinians Zeugniß, zur Richtschnur des Glaubens und der Lehre erhoben werden konnten? Wahrlich, wenn sich je zu Luthers Entschuldigung etwas sagen läßt, so wäre es das einzige, daß er zeitweise an Geisteszerüttung gelitten habe, — wie mehrere Schriftsteller behaupteten. Indessen kann es eben auch nicht zur Ehre und Empfehlung des Lutheranismus gereichen, wenn zugegeben werden muß, daß dessen Stifter bisweilen in seinem Kopfe verrückt gewesen war. —!

Noch haben wir einige Beweise anzuführen, wie sehr dieser Pseudapostel, über die wichtigsten Punkte, mit sich selbst in bedenklichem Widerspruch war, und nur aus starrem Eigensinn, der allgemeinen Kirche Hohn sprach.

In Betreff der heiligen Schrift sagt er: „Der Papst und seine Bapisten verstehen nichts in der Schrift. Wenn euch aber jemand von ihnen antastet und spricht: man muß die Auslegungen der Väter haben, die Schrift sey dunkel, so sollt ihr antworten: es sey nicht wahr, es ist auf Erden kein klares Buch geschrieben, denn die heilig Schrift; die ist gegen alle andren Bücher, wie die Sonne gegen das Licht.“ An einem andern Ort hingegen schreibt er: „Es soll sich niemand gedenken, daß er habe die Schrift geschmeckt, er habe denn hundert Jahr (!) die Kirche mit den Propheten und Aposteln regiert; darum ist es ein groß Wunderwerk, Gottes Wort zu verstehen. Ein einzig Wort in der Schrift auszugründen und gar tief zu erholen, ist unmöglich, Truk gebothen allen Gelehrten und Theologen; denn es sind des heiligen Geists Worte, darum sind sie allen Menschen zu hoch, truk St. Peter, Paul, Mose (!) und allen Heiligen, daß sie ein einzig Wort daraus gründlich verstehen.“ (Ganz mit dieser letzten Ansicht übereinstimmende Stellen finden sich in seinen „Tischreden“, Frankfurt 1593. S. 2. b. 3. Auch bestätigte er diese Ueberzeugung von der Unergründlichkeit des Gottesworts — was wir wohl zu bemerken bitten — noch zwei Tage vor seinem Tod, im Febr. 1546, ganz ausdrücklich!)

Das Fegfeuer hatte er auf der ersten, von Herzog Georg von Sachsen angeordneten, Disputation mit Dr. Eccius, ganz

bestimmt zugegeben, und schrieb auch hierüber: „Vom Fegfeuer soll man fest glauben und ich weiß daß wahr ist, daß die armen Seelen unsägliche Pein leiden, und man ihnen helfen soll mit bethen, fasten u. s. w.“ Dagegen sagt er an einer andern Stelle: „Das Fegfeuer mit all seinem Gepräng, Gottesdienst und Gewerbe ist für ein lauter Teufelgespenst und Pfaffenstrug zu achten.“

„Von der lieben Heiligen Fürbitt sage ich und halte fest mit der ganzen Christenheit, daß man die lieben Heiligen ehren und anrufen soll.“ Dann aber wieder: „Die Anrufung der Heiligen ist aus der Zahl der antichristlichen Mißbräuche einer, streitet wider den ersten Hauptartikel, tilget die Erkenntniß Christi.“

„Wir können nit leugnen, daß die Messe und zu Gottes Tisch gehen eine Ordnung sey, von Christo eingesetzt.“ Dann hingegen wieder: „Die Messe im Bapstum ist der größte und schrecklichste Gräuel, ein Menschenfündlein, von Gott nicht gebotten.“ Und an einer andern Stelle: „Wir haben die Elevation der Hostie abgeschafft, dem Papstthum zum Trutz; wir haben sie aber so lange beibehalten, dem Carlstad zum Trutz. Wenn man sie als gottlos verwirft, so muß man sie beibehalten; wenn man sie aber als nöthig besteht, so muß man sie verwerfen.“ (Hospinian, — geb. 1547, gest. 1626 —, im 2. Th. seiner hist. sacram. wirft ihm vor, daß er seine Meinung vom Abendmahl zum fünften Mal geändert habe.)

„Der Ehestand ist ein Sakrament, und geistliche Deutung Christi und der Christenheit.“ „Auch der ehliche Stand ist ein Sakrament, ein äußerlich Zeichen des allergrößten, heiligsten, würdigsten, edelsten Dinges, das noch nie gewesen oder werden mag, d. i. der Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur in Christo. Denn der heil. Apostel Paulus sagt: wie der Mann und das Weib, vereinigt im ehelichen Stande, sind zwei in einem Fleische, also ist Gott und die Menschheit in Christus; Christus auch und die Christenheit ein Leib; das ist fürwahr ein groß Sakrament.“ Dann aber: „Man darf auch kein Sakrament aus Ehe und Priestertum machen, daß die zwei Sakrament bleiben: Tauf und Abendmahl.“

Wie oft würde wohl dieser hochehrwürdige Mann, (von Cochläus wegen seines Wankelmuths und seiner Unbeständigkeit auch Septiceps, der Siebenköpfige, geheissen) seine Meinungen und Grundsätze noch geändert haben, wenn ihm ein längeres Lebensziel beschieden gewesen wäre?! —

So wird es dann auch begreiflich, daß er, laut eines, in seines Zeitgenossen, Peter Füßli's, handschriftlicher Chronik erwähnten Briefs vom 26. August 1544, von einer gefährlichen Krankheit befallen, den Philipp Melancthon hatte zu sich rufen lassen, „um von ihm die Absolution zu empfangen.“ —!

Vernehmen wir nun die Urtheile seiner Mitreformatoren und andrer ausgezeichneten Zeitgenossen, wie uns solche von der parteilosen Geschichte aufbewahrt wurden.

Heinrich VIII., König von England, sagt in seiner Antwort auf Luthers Brief aus Wittenberg vom 7. Sept. 1525: Ich verwundre mich immer mehr, daß du dich nicht, wohl wissend wer du bist, vor dir selbst schämst, daß du es noch wagst, deine Augen aufzuschlagen vor Gott und den Menschen, da du doch so unüberlegt und leichtsinnig warst, dich auf des Teufels Anstiften, zu solch unsinnigen, bösen Begierden anreizen zu lassen. Du, ein Ordensbruder des heil. Augustin, warst der erste, der eine Gott geweihte Nonne mißbrauchte; ein Verbrechen, welches vormals so streng wäre geächtet worden, daß man sie lebend begraben und dich so lang mit Ruthen gegeißelt hätte, bis du dein Leben ausgeathmet hättest. Dann hast du sie öffentlich zum Weib genommen, hast dir die Vorwürfe und Verachtung deiner ganzen Nation zugezogen, und die, Gott abgelegten, Gelübde entehrt und beschimpft. Kann es endlich einen elendern Menschen geben, als du bist? Statt dich durch das Gefühl der Schande und des Mißmuths über deine blutschändende Ehe nieder gebeugt zu empfinden, Elender! so rühmst du dich ihrer noch, und statt um Vergebung deines schandvollen Verbrechens anzufuchen, was thust du? du forderst, durch Briefe und Bücher, andre Pseudo-Religiösen auf, das nämliche zu thun.“

Herzog Georg von Sachsen schrieb im J. 1526 an Luther: „Aus deiner und deiner Jünger Lehren werden alle alten, verworfnen Häresen wieder erneuert, und aller ehrlicher Gottesdienst zerstört. Wann sind mehr Sacrilegien geschehen, als seit deinem hervorgebrachten Evangelium? Wann sind mehr Empörungen gegen die Obrigkeit geschehen, als seit deinem Evangelium? Wann geschahen mehr Veraubungen armer, geistlicher Häuser, mehr Diebereien und Räubereien? Wann waren mehr verlaufene Nonnen und Mönche in Wittenberg, als jetzt? Wann hat man den Männern die Weiber genommen, und andern gegeben, wie man es

jetzt findet in deinem Evangelium? Wann sind mehr Ehebrüche geschehen, als seitdem du geschrieben, die Frau möge sich je nach Umständen auch an einen andern halten? Also thut der Mann auch wieder. Dieß alles hat dein Evangelium gebracht.“

Conrad Reiß (der erdichtete Name von Zwingli, wie solches damals auch von Beza u. a. m. gar häufig geschah, wovon bei Schlüsselberg weitläufige Beispiele angeführt werden) über das Abendmahl des Herrn, B. 2, sagt: „Um die Anmaßung und den Stolz Luthers zu bestrafen, den er in all seinen Schriften deutlich an den Tag legt, entzog ihm Gott seinen Geist, und überantwortete ihn dem Geist des Irrthums und der Lüge, der allen denen eigen sein wird, die seinen Meinungen folgen, bis sie selbe verlassen.“

Die Kirche von Zürich gegen die Confession Luthers p. 61. drückt sich so aus: „Luther nennt uns eine abscheuliche und verdammte Secte; er hüte sich aber, daß er nicht sich selbst schon dadurch für einen Erzfeher erkläre, weil er sich an die nicht anschließen will und kann, die Jesum Christum bekennen. Wie sich doch dieser Mann, auf eine unbegreifliche Art, von seinen bösen Geistern hinreißen laßt! wie doch seine Sprache schmutzig, und alle seine Worte voll des Teufels und der Hölle sind! Er behauptet, der Teufel wohne jetzt und immer in dem Körper Zwinglis! Wie doch diese Verläumdungen aus einer verteufelten, überteufelten und durchteufelten Brust hervorathmen! Wie doch ihre Sprache nichts als eine Lügensprache ist, die sich nach des Teufels Gutdünken in Bewegung setzt, eine von ihrem höllischen Gift durchaus geschwängerte Sprache! Hat man je solches Gerede, selbst aus dem Munde eines wüthenden Teufels, gehört! Alle seine Bücher hat Luther aus Antrieß und unter Dictatur des Teufels geschrieben, mit dem er zu thun hatte, und der ihn durch besiegende Beweisgründe im Kampf überwunden zu haben scheint.“ Und solch gräßliche Verwünschungen wurden von zwei Gottesgelehrten ausgestoßen, welche beide in gleichem Maße mit ihrer Geisteserleuchtung und Schrifterforschung sich brüsteten, und beide behaupteten, nicht ihre eigene, menschliche Lehre, sondern das reine Wort der ewigen Weisheit und Wahrheit zu predigen!

Zwingli in seiner Antwort auf Luthers Confession sagt: „Seht ihr, welche Mühe der Teufel selbst sich giebt, in den Besitz dieses Mannes zu kommen!“

Ebenderfelbe im 2. B. der Antwort S. 454 sagt ferner: „Es ist gar keine seltene Erscheinung, daß Luther auf einem Blatt etwas sagt, was er auf dem andern widerspricht, und wenn man ihn oft von den Seinigen umrungen sieht, so sollte man glauben, er sei von einem unüberwindlichen Haufen von Teufeln besessen.“

In der Vorrede zu obiger Antwort wirft Zwingli Luthern vor: „Daß er so oft sich selbst vergesse, und etwas läugne, was er zuvor behauptet, oder behaupte, was er kurz zuvor geläugnet habe, und daß er sich, in den wichtigsten Materien, nur auf die Bücher berufe, welche er in den letzten vier oder fünf Jahren geschrieben, und die ältern nicht mehr wolle gelten lassen, wodurch er dann nicht nur diese, sondern auch zugleich jene verdächtig mache, indem man annehmen dürfe, daß er nach vier Jahren auch das, was er jetzt schreibe, nicht mehr werde gelten lassen.“

Hauschein (Decolampad) schreibt aus Basel an Luther, den er vorher beinahe vergöttert hatte: „Gott giebt uns zu erkennen, daß auch du wie ein Mensch fehlen und fallen magst. Aber all' unsre Ermahnungen hast du in den Wind geschlagen, und sie nicht allein als thöricht, sondern als gotteslästerlich verachtet. Des Befehls Christi nicht zu vergessen, der da verbietet, Schmähwort um Schmähwort zu geben. Ich möchte aber ungern als ein solcher geachtet werden, für welchen du mich „auspläsenierest“, Got verzeih dir! du unglückhafter Träumer! es wird sich zeigen, ob du, oder wir, mehr Geifer in die Schrift einführen. Du vergleichst die Leuth, die nicht alshalb mit dir einig sind, mit dem siebenköpfigen und einleibigen Thier in der Offenbarung. Du hast das Feuer lassen überhand nehmen; du allein hast mit Schelt-, Schmach- und Drohworten viele in Unruh gehalten und stehst mit lachendem Mund zu. Lieber! willst du lehren, so laß deine Scheltwort in Wittenberg; sie bessern deine Sache nicht; mir ist auch nicht im Wissen, wie du sie gegen Gott verantworten werdest.“ (Darauf erwiederte Luther: „Das sind doch geduldig sanfte Leuth; der Teufel walt aber der Gedult und Sanftmuth, die uns den Glauben umstürzt.)

Calvin (welcher Luthern noch zu Anfang der Reformation den zweiten Stifter des Christenthums genannt hatte) schreibt nachher (S. Schlüsselbergs Theologie Calvins, B. 2. S. 126.): „Wahrhaftig, Luther ist äußerst lasterhaft; wollte Gott, er hätte sich Mühe gegeben, die von allen Seiten in ihm kochende Unmäßig-

keit zu bezähmen! wollte Gott, er hätte mehr daran gedacht, seine Laster kennen zu lernen.“

Es ist unmöglich, schreibt Ebenderselbe in einem Briefe an Bullinger, „die Heftigkeit Luthers länger auszuhalten, dessen Eigenliebe ihn weder seine eignen Mängel erkennen, noch irgend einen Widerspruch ertragen läßt.“

Die Lutheraner beschuldigt er hin und wieder in seinen Schriften der tollen Trunkenheit, cynischer Gottlosigkeit und teuflischen Uebermuths; er heißt sie Schwindelköpfe, Rabulisten, Verrückte, wilde Thiere, Schamlose, Aufrührer, Starrsinnige u. s. w.

(Im Verfolg gab Calvin auch gegen Luther eine Schrift heraus, welche er: Sieg der Wahrheit, oder Untergang des Sächsischen Papstthums, betitelte.)

Als Carlostad sich mit seiner Frau nach Orlamünd an der Saale zurückzog, wußte er sich bei den Einwohnern so einzuschmeicheln, daß sie sich herbeiließen, Luthern zu steinigen, welcher ihm dorthin nachfolgte, um ihn wegen seiner schlechten Meinungen, in Betreff der Abendmahlslehre, auszuschelten. Luther selbst erzählt T. II. S. 447. Jen. Germ. diesen Vorfall in einem Brief an seine Schüler in Straßburg also: „Ich mußte froh sein, daß diese Christen mich nicht mit einem Roth- und Steinregen überschütteten; viele von ihnen verfolgten mich und gaben mir diesen Segen: geh' zu allen tausend Teufeln! geh' und brich dir den Hals, noch eh' du von hier weg kommst.“ Worüber Luther höchlich erzürnt, immer heftiger wider Carlostad loszog, und sein Buch contra scelestos et fanaticos prophetas herausgab.

Cochläus (Jo. Dobneck von Wendelstein bei Nürnberg, Kanzler des Herzogs Georg von Sachsen, Luthers muthigster und beharrlichster Gegner auf den Reichstagen zu Worms, Nürnberg, Speier und Augsburg, geb. 1479, gest. 1552, ein Mann, dessen vielseitiger Gelehrsamkeit und Kenntniß der scholastischen Philosophie und Theologie, von Thuan, Flögel u. a. m. das größte Lob gespendet wird), fällt über ihn folgendes Urtheil: „Die Propheten und Apostel arbeiteten für den Ruhm Gottes, nicht aber für ihre eigne Ehre; sie waren nicht hartnäckig, noch übermüthig, einzig für das Heil der Sünder bedacht. Luther hingegen ist selbstsüchtig, starrsinnig, ehrgeizig, und schickt alsbald jeden der Hölle zu, der nicht seiner Meinung augenblicklich beipflichtet. In all seinen Zu-

rechtweisungen gewahrt man gar viel harten Stolz, aber gar wenig freundliche oder väterliche Wohlmeinung. Als Diener Christi sollte er nur das Werk des Herrn befördern und zu Herzen fassen, keineswegs aber den, zur Verkündung des göttlichen Worts vom Herrn geweihten Mund, zur Quelle der bittersten, boshaftesten Lasterungen, der schmutzigsten Zoten und Niederträchtigkeiten herabwürdigen.“

Erasmus, der gelehrteste Mann jener Zeit, welchen man überall die Zierde Hollands, die Liebe und das Entzücken Großbritanniens und fast aller Nationen nannte, schreibt selbst an Luther: „Alle rechtschaffnen Leute seufzen über die unglückliche Spaltung, mit welcher du die ganze Welt erschütterst, durch deinen stolzen, unruhigen und unbändigen Geist.“ (Wirklich ward damals Luther, wegen seiner usurpirten Gewalt, fast überall der zweite Papst geheissen.)

Eben dieser große Erasmus schreibt, in s. Brief an den Cardinal Sadolet, einen der vortrefflichsten Männer seiner Zeit, von sehr liberalen Gesinnungen über die Religion, dem Buzer und Melancthon besonders zugethan —, im J. 1528: „Luther verliert nach und nach die Liebe seiner Schüler, so zwar, daß sie schon anfangen, ihn für einen Häretiker zu halten, und behaupten, daß er nun, des evangelischen Lichts beraubt, den wahnwitzigen Verirrungen eines menschlichen Geists preisgegeben sei.“

Bullinger schreibt an Mykonius, 18. April 1534: „Gewiß wird Luther der Kirche Gottes mehr Schaden zufügen, als er ihr jemals Nutzen brachte.“

Luther lieferte eine Uebersetzung der heiligen Schrift in der Volkssprache, worin der gelehrte Emser in Leipzig mehr als tausend Unrichtigkeiten entdeckte; andre Schriftsteller jener Zeit erwähnen einer noch beträchtlichern Zahl grober Fehler. Zwingli unternahm, sie zu prüfen, und erklärte öffentlich: „sie verderbe das göttliche Wort.“ Diesem Urtheil stimmte auch Bucerus bei, und der gelehrte Niederländer P. Marnix behauptete, daß keine andre Uebersetzung so weit von dem Urtext abgewichen sei, als die Lutherische, und daß aus dieser fehlerhaften, deutschen Uebersetzung die belgische noch fehlerhafter hervorgegangen sei. Nicht minder ungünstig ward aber auch von Lucas Olander dem ältern, die Zürcher, sowohl deutsche als lateinische Bibelübersetzung beurtheilt, indem er jedermann auf's nachdrucksamste davor warnt; „denn jene Uebersetzer“,

sagt er, „haben oft läppische und alberne Erklärungen, oder vielmehr die Verschrobenheiten der blinden Rabbiner nachgeahmt, und die dunklern Stellen der heil. Schrift mehr mit Finsterniß als mit Licht übergossen.“ (Joh. G. Müller in seinen Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Reformation heißt hingegen Luthers Uebersetzung „ein Meisterwerk, wodurch er sich nicht bloß um die Religion, sondern auch um die Sprache seines Vaterlandes, unsterbliche Verdienste erwarb! Wir berufen uns dießfalls auf unser nächstfolgendes Heft, wo von dem „Selbstunterricht durch die Bibel“ die Rede sein wird.)

Florim. Rām und us heißt Luthern „den Todfeind aller Zucht und Ordnung, aller Enthaltbarkeit, aller gottgefälligen Bußwerke“; er fügt bei: „Einem ausgelassenen Wandel und der Unkeuschheit war er so sehr ergeben, daß er nicht nur mündlich, sondern auch in öffentlichen Schriften zu erklären sich nicht entblödete: seine Natur sei nicht von Holz, sondern von Fleisch und Bein gebildet, er könne eben so wenig das weibliche Geschlecht, als den Wein entbehren, und die Befriedigung der Fleischeslust sei für ihn so nothwendig, wie jedes andern körperlichen Bedürfnisses.“ (T. II. p. 32. und T. V. 119.)

Doch um all' solche Urtheile bekümmerte sich unser Held ganz und gar nicht; er sagt vielmehr — s. Luthers Werke, Wittenb. T. VI. S. 344. —: „Was liegt mir daran, daß die Welt mich einen Teufel heißt, wenn ich weiß, daß Gott mich seinen Engel heißt; die Engel heißen mich ihren Gefellen, die Heiligen ihren Bruder, die Gläubigen ihren Vater, die elenden Sünder ihren Heiland, und Gott spricht Ja! dazu, es sei also! auch die Engel sammt Creaturen.“

Vernehmen wir noch einige Proben seiner ehrbaren, geistlichen und evangelischen Bescheidenheit:

In der größern Hauspostill kommt, wegen eines schwierigen Spruchs der Schrift, folgende Stelle vor: „Ey du grober Hempel, bist du doch gröber als ein Stock; willst du dich den Spruch so hart anfechten lassen?! die Schrift ist gar nicht dunkel und finster; man kommt viel leichter durch die Bibel als durch den Augustinum oder andre Lehrer und Schreiber; statt der Schrift geben uns die Päpstlichen ihr Gift, Geifer und Dunkelheit ein, statt der heil-

famen Lehre; das haben wir fressen müssen. Spey aus, wer da speyen kann!“

In seiner Schrift gegen den König Heinrich VIII. von England nennt er ihn einen „Stochnarren, Gaugler, groben Ploß, — einen lügenhaften, giftigen Thomisten, der doch würdig wer, daß man ihn mit der rutten auf den Urß strich, — groben esel, feyßte Saw, verdammtes Nas, Ungeheur — verruchten Schurken, gekrönten esel, lesterlichen tippel, unreinen geistlichen dieb, lügenhaften künig, verworfenen Taugenichts, unsinnigen, schandbaren, tolln Gottesdieb, mörder, geferbten esel, eingefleischten Teufel“ u. s. w. Späterhin schmeichelte er ihm freilich wieder aufs niederträchtigste, und versprach ihm, alles, was er gegen ihn geschrieben hatte, widerrufen zu wollen, wenn er seinem Evangelio sich günstig beweiße. (Cochl. p. 136.) Ebenso behandelte er auch den Herzog Georg von Sachsen. Wie er in Deutschland das Feuer des Auf-
rührs anblies, und laut zur Ermordung des Papstes, der Cardinäle und aller katholischen Fürsten aufforderte, so hieß er den Kaiser Carl V., der doch wahrlich sehr gemäßigt und vielleicht nur zu gemäßigt war, die „deutsche Bestie, Tollen Narren, Teufelsknecht, einen Tirannen, der keineswegs zu leiden, sondern soll mit dem Papste von männiglich erschlagen und gewürgt werden.“ In seinem Buche de saecul. potestate spricht er zu den Fürsten: „Ihr sollt wissen, daß es von Anfang der Welt bis auf den heutigen Tag immer sehr selten gewesen ist, einen gescheidten Fürsten zu finden, noch feltner aber, einen zu finden, der ein ehrlicher Mann war, denn gewöhnlich sind sie die größten Narren und die größten Spitzbuben, die es auf der Welt giebt.“ Und in dem Buche contra rusticos schreibt er: „Ihr sollt wissen, meine gute Herren, daß nach der Absicht Gottes, eure Unterthanen eure tirannische Herrschaft nicht können, nicht wollen, und nicht sollen länger mehr leiden.“ (Nach all' diesem, stund es ihm doch in Wahrheit übel an, gegen die aufrührerischen Wiedertäufer zu toben, und derselben schonungslose Vertilgung zu predigen!) In s. Tischreden, S. 482, kömmt auf die Frage: ob man einen Tirannen, der wider Recht und Billigkeit, nach seinem Gefallen handelt, möge umbringen, folgende Antwort vor: „Einem Privat und gemeinen Mann, der in keinem öffentlichen Amt und Befehl ist, gebührt es nicht, wenn er's gleich könnte, denn das fünfte Gebot Gottes ver-

beut. Wenn ich aber einen, der gleich ein Tyrann wäre, bei meinem Eheweib oder Tochter ergriffe, so möchte ich ihn wohl umbringen. Item, wenn er diesem sein Weib, jenem seine Tochter, einem andern seine Aecker und Güter mit Gewalt nähme, und die Bürger und Unterthanen treten zusammen, und könnten seine Gewalt und Tyrannei länger nicht dulden noch leiden, so möchten sie ihn umbringen, wie einen andern Mörder und Straßenräuber.“ — Geschichtskundige wissen übrigens, daß die Lehre von der Rechtmäßigkeit des, an einem Tyrannen begangnen Mordhelfmordes, von Luther nicht war erfunden worden; sie ist altheidnischen Ursprungs, tauchte seit der Restauration der Wissenschaften im Mittelalter hin und wieder auf, und ward auf dem Concilium zu Constanz von der Kirche verdammt. —

Wahrlich, man darf kaum seinen eignen Augen noch trauen, wenn man, in manchen Schriften des „großen“ Mannes, bald auf jedem Blatte, solch' hirnlosen Lasterungen begegnet. Mit Unrecht würde man diese rohe, heftige und leidenschaftliche Sprache dem sittlichen und intellectuellen Zustand jenes Zeitalters beimessen; Erasmus, Sadoleto, Emser, Pirckheimer zeugen laut dagegen. Auch ist wohl überhaupt Schillers Urtheil (XII. Bd. S. 246.) nur allzu gegründet, daß „Niedrigkeit, Roheit und Brutalität, der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Partei-schriften“ war.

Wie Luther, der noch kurz vorher „jede Unkeuschheit der Religionen, Priester, Nonnen, und all' Andern, die Gott Enthaltensamkeit angelobt haben, ein Sacrilegium oder Gottesraub“ hieß, bald nachher sein eignes, feierliches Gelübde der Keuschheit brach, und eine, dem Kloster entlaufene Nonne heirathete, welche ebenfalls ewige Keuschheit geschworen hatte, wissen wir bereits schon; über diesen Schritt verwunderten sich seine eifrigsten Schüler und Freunde gar höchlich, besonders weil er ihn zu einer Zeit that, wo in ganz Deutschland Verwirrung herrschte. (Nicht Tage nach der Heirath brachte ihm seine tugendsame Katharina das erste Kind; damals war er zwei und vierzig, sie sechs und zwanzig Jahre alt.) Aber höchst auffallend ist es, daß Luther, welcher als Katholik, — seinem eignen Geständniß zufolge —, sein Leben in Strenge, mit Gebet, Fasten, Armuth und Gehorsam zubrachte, dem damaligen Landgrafen Philipp von Hessen erlaubte (wie es weltkundig ist), zu

seiner ersten Gemahlin, ohne vorherige Ehetrennung, noch eine zweite zu heirathen und, — als er in der Folge die Bekanntwerdung der Sache fürchtete —, im Jahr 1540 schrieb: „Ehe ich die Sach' öffentlich wollte vertheidigen, eher wollte ich leugnen, daß ich und Melanchton die Antwort (Erlaubniß) gestellt hätten.“ Auf die Denkschrift dieses Fürsten, worin er die Gründe seines üppigen Begehrens entwickelt, und versichert, daß ein zweites Weib seinem Gewissen durchaus nothwendig sei, und ihn in den Stand setzen würde, „freudiger für die Sache des Evangeliums zu leben und zu sterben“, erfolgte nämlich, zum höchsten Uergerniß jener Zeit, die von Luther, Melanchton und Buzer unterzeichnete Dispensation, worin zwar das Begehren des Landgrafen eben so sehr den Gesetzen der Natur, als der Vorschrift des Evangeliums zuwiderlaufend erklärt, dennoch aber die Berechtigung zur Doppelehe ausgesprochen wird. In Bossuet, L. 6, — und Bayle — Art. Luther — findet der Leser alle Einzelheiten dieser schmachvollen Geschichte, welche durch die, von den Parteien beobachtete Geheimhaltung, lange Zeit unbekannt blieben, bis endlich die, von dem Kurfürsten von der Pfalz, Carl Ludwig, veranlaßte Herausgabe der merkwürdigen, damit zusammenhängenden Urkunden, das Ganze der Welt offenbarte. Bayle, der einige Auszüge aus des Landgrafen Denkschrift oder Instruction mittheilt, deutet leise die Beweggründe an, durch welche die hierin verwickelten drei Reformatoren, zu dieser schmachvollen Concession bestimmt wurden.

Im Commentar zur Genes., 1525, billigte er die Vielweiberei ganz ausdrücklich, indem solche nirgends im evangelischen Gesetz verboten werde, und sich um so weniger dagegen einwenden lasse, da auch Abraham, David und andre große Männer davon Gebrauch gemacht haben.

Als mit Luther einst von der Keuschheit gesprochen ward, gab er einen Rath, der wohl auch aus dem Munde eines Reformators des Christenthums seltsam genug klingt. (S. Tischreden, Eisleben, S. 389.): „Narren seynds, die sich mit bethen, fasten und andern Kastenungen wider die böse Lust wehren, dann diesen tentationibus und Anfechtungen ist noch leicht abzuhelfen, wenn nur Jungfrauen und Weiber vorhanden sind.“ Aehnliche Stellen finden sich in s. Tischreden S. 305 und — wo möglich noch ärgerliche — in s. Traktat vom ehelichen Leben, 1522. Wie reimte

aber der fromme Bibelforscher dieses mit Marc. XIII, 33. Matth. XXV, 13. 1 Pet. V, 8. 1 Theff. III, 13. Röm. VIII, 13. 1 Cor. IX, 27. Gal. V, 16 — 23. zusammen? Widersprechen nicht solche anstößige Lehrmeinungen den wesentlichsten Geboten des Christenthums?

Alein noch entschiedener sprechen sich Luthers, wahrhaft cynische, Grundsätze, über diesen Punkt, in folgender Stelle seiner Serm. de matrim. aus, welche wir, um ihres allzu unzüchtigen Gehaltes willen, nur im Urtext mittheilen: „Quam non est in meis viribus situm, ut vir sim, tam non est mei juris, ut absque muliere sim. Rursus, ut in tua manu non est, ut femina non sis, nec in te est, ut absque viro degas. Non enim libera est electio aut consilium, sed res est necessaria, ut marem feminæ, feminam mari sociari oporteat. Præceptum Dei: crescite et multiplicamini, est præceptum divinum, puta opus quod non est nostrarum virium, vel ut impediatur vel ommittatur, sed tam est necessarium, quam edere, bibere, purgare alvum, mucum emungere, dormire et vigilare. Est implantata natura, non secus ac membra ad eam rem pertinentia.“ Wir werden im Verfolg sehen, wie emsig diese Grundsätze beim gemeinen Volk verbreitet, und mit welcher Bereitwilligkeit sie befolgt wurden! „Nec tantum viris ille auctor fuit, ut uxori renuenti ancillam substituerent, verum etiam uxoribus suasit, — id quod Georgius Saxoniæ Dux in epistola quadam ipsi reprobatur —, ut viris, pensum non absolventibus, famulos succenturiarent.“ Solche, und wohl auch noch grimmigere, Stellen finden sich in Luth. Op. Wittenb. T. VI. p. 121. und in Cap. VII. Ep. ad Cor. 1523.

Wir können uns hierbei der wiederholten Frage nicht enthalten: War solch ein Charakter, — solch eine Gemüthsart, — waren solche Lehren und Grundsätze geeignet, den göttlichen Beruf zur Umgestaltung und Reinigung der, vom Himmel geoffenbarten Religion zu beurfunden?! —

Noch bleiben einige dogmatische Kernsprüche Luthers übrig, welche wir nicht unberührt lassen können.

„Des Menschen Wille ist wie ein Pferd; sitzet Gott darauf, so gehet es wie Gott will; reitet ihn der Teufel, so gehet es wie der Teufel will; und der Wille kann sich seinen Reiter nicht wählen, sondern die beiden streiten sich um den Besitz.“

„Die Natur des Menschen ist durch die Sünde böse geworden

und verderbt; sie ist allen Gesetzen feind; sie kann nichts Gutes wirken, sondern all ihr Wirken ist böse; vor Gott sind ihre Werke schändliche Abgötterei; auch im Stande der Unschuld vermag der Mensch nicht, Gutes zu thun; die Natur ist so böse, das menschliche Geschlecht so verdorben, daß Niemand zu finden ist, der nicht alle Gebote übertrete.“

„Dieß soll dir eine gewisse Regel sein, nach welcher du dich zu richten hast, daß, wenn die Schrift befiehlt und gebietet, gute Werke zu thun, du es also verstehst, daß die Schrift verbiete, gute Werke zu thun.“

„Wer glaubt, kann nicht verdammt werden, wenn er auch schon gern wollte, er mag Sünden thun, so oft und so groß er will, wenn er nur nicht ungläubig wird.“ T. II. de capt. hab. p. 271.

„Wir schließen gewaltiglich mit St. Paulus“, sagt er, T. V. Wittenb. p. 60. 89. 91., „daß der Glaube ohne alle Werke rechtfertigt.“ Ferner: „Also siehst du, wie reich ein Christenmensch oder Getaufte sei, der, wenn er auch will, seine Seligkeit nie verlieren kann durch die Sünden, sie mögen so groß sein als sie wollen, es sei denn, daß er nicht glauben wolle.“

An einer andern Stelle — Op. Wittenb. T. VII. p. 34. — sagt er, „daß die Frommen, die Gutes thäten, um das Himmelreich zu erlangen, es nie erlangen, sondern vielmehr unter die Gottlosen gehören, und daß wir uns mehr vor den guten Werken, als vor den Sünden zu hüten hätten.“ Auch Umsdorf, Luthers Lieblingsjünger, den er, obgleich selbst nur einfacher Priester, von zügellosem Eigenwillen geleitet, zum Bischof von Naumburg schuf, gieng so weit, zu behaupten, „gute Werke seien nicht nur unnöthig“, — was auch bei der, im J. 1521 auf Befehl Carls V. zu Worms gehaltenen Conferenz, von den Lutheranern erklärt ward —, sondern vielmehr „ein wirkliches Hinderniß der Seligkeit“; eine Lehre, die er in seiner Schrift, mit weitläufigen Citaten aus seines Meisters Werken, unterstützte.

Eben so behauptet Luther — S. Nachlese aus M. L. Schriften, S. 626, 629 —: „Der Glaube ohne alle Werke wirkt Vergebung der Sünden. Die Katholiken lehren: der Glaube an Christus macht zwar selig, aber man muß zugleich halten die Gebote Gottes, weil geschrieben steht: willst du zum Leben ein-

gehen, so halte Gottes Gebote. — Das ist aber Christum verläugnet und den Glauben vertilgt, weil man den Geboten Gottes und dem Gesetz zueignet, was Christo allein zugehört.“ In gleichem Sinne hat sich der große Glaubensheld noch häufig in seinen verschiedenen Schriften ausgesprochen; und Sinenis sagte daher wohl nicht mit Unrecht, in s. Postille III. Thl.: „Das verächtliche Licht, welches bei der Reformation auf die guten Werke geworfen ward, hat der Menschheit unendlich geschadet; da man nichts weiter als die Predigt vom bloßen Glauben hörte, so verließ der Geist der Thätigkeit fast ganz die protestantische Kirche.“

„Sündige wacker“, schreibt Luther an Melancthon, „aber glaube noch kräftiger, und freue dich in Christo, als dem Sieger der Sünde, des Todes und der Welt! Sündigen müssen wir, so lange wir hier sind. Von dem Lämme, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, wird uns die Sünde nicht losreißen, wenn wir auch tausendmal tausend in einem Tage Hurerei trieben oder todtschlugen.“ Wer vermag solche Aussprüche ohne den tiefsten Abscheu zu lesen? Wahrlich, mit allzugerechter Entrüstung glaubt der berühmte Möhler — in seiner Symbolik —, diese verächtigte Stelle nicht weiter rügen zu dürfen, „da sie nur in einem offenbaren Zustand fanatischen Wahnsinns geschrieben sein könne.“ Was würden wohl wir Protestanten dazu sagen, wenn in den Schriften anerkannter katholischer Kirchenlehrer solche Stellen vorkämen! Und Luther konnte, nach solchen Behauptungen, sich noch wundern, daß die Leute sich aus frommen Uebungen gar nichts mehr machten, sondern dieselben, als menschliche Erfindungen, verschmähten? Und wir sollten uns noch wundern können, daß eine Partei mit solchen Grundsätzen starken Anhang gewann? Auch legte in der That Luther ein solches Gewicht auf diesen Theil seines Systems, welcher den freien Willen und die Nützlichkeit und Möglichkeit guter Werke läugnet, daß er, in einem Briefe gegen Erasmus über diesen Gegenstand, versichert, er sei der Angelpunkt, um den sich alles drehe, und die Fragen wegen der päpstlichen Suprematie, des Reinigungsortes und der Ablässe, verdienten eher Kleinigkeiten genannt zu werden, als Gegenstände der Controverse. Er vertheidigte diesen seinen Grundsatz mit solchem Feuereifer, daß er keinen Anstand nahm, zu erklären: „dieser Artikel soll bleiben stehen, aller Welt zum Trutz; das sage ich, Martin Luther, der Evan-

gelist; darum lasse sich Keiner beugehen, ihn umzustossen, weder der römische Kaiser, noch der Kaiser der Türken, noch der Tarenten; weder der Papst, noch die Mönche, noch die Nonnen; weder die Könige, noch die Fürsten, noch alle Teufel in der Hölle. Wenn sie es versuchen, so mögen die höllischen Flammen ihr Lohn sein. Was ich hier sage, soll man als eine Eingebung des heiligen Geistes ansehen.“

Daß übrigens eine solche, obgleich widersinnige und jedes richtige, sittliche Gefühl empörende Lehre ausnehmend geeignet war, alle, welche das Joch des göttlichen Gesetzes abzuschütteln, und ihren fleischlichen Lüsten nach jeder Seite hin den Zügel schießen zu lassen wünschten, für Luthern zu gewinnen, ist wohl sehr begreiflich. Begierig faßte die Schaar seiner Anhänger zunächst die praktische Seite der Neulehre auf, und hielt sich ganz einfach an die Vorschrift: sich aller guten Werke, alles Eifers der Gerechtigkeit, aller Sorge und Mühe um die Erfüllung der göttlichen Gebote, aller thätigen Reue wegen begangner Sünden zu entschlagen, und getrostes Muthes fest zu glauben, daß der Christ, auch ohne es sich im Geringsten sauer werden zu lassen, durch den bloßen Glauben, ohne alle That, das Himmelreich erwerben könne. Das oft gebrauchte Bild: daß Christi Gerechtigkeit die Menge der Sünden bedecke, wie ein Rock, den man über ein schmutziges Unterkleid zieht, bezeichnet hinlänglich den wahren Sinn dieser Irrlehre. Ein bequemes Ruhelassen ist in der That der ursprünglichen Verderbtheit unsrer Natur noch niemals untergebreitet worden; und wenn die Reformation nicht im wirklichen Leben noch scheußlichere Erscheinungen hervorgerufen hat, als diejenigen, deren die Geschichte Meldung thut, so verdankt die Menschheit dieß wahrlich bloß der unverfügbaren, durch keine Spitzfindigkeiten wegzudeutelnden, Kraft der angeborenen, sittlichen Idee, d. h. der Stimme und dem natürlichen Lichte des Gewissens, das jeden Menschen erleuchtet, — einer Stimme, die durch keine, von Menschen erfundene, falsche Lehre übertäubt werden kann. Diese Stimme gewann dann auch, im Laufe der Zeit, wieder die Oberhand über das dogmatische System des Wittenbergischen Reformators; und es geschah gewissermaßen durch eine Reaction der menschlichen Natur gegen das, ihr aufgedrungene Gift, wenn der spätere Protestantismus sich mit wahrem Abscheu von jenem, dem Gewissen jedes Menschen in so hohem

Grade widerstrebenden, Grundsätze los sagte. — Wirklich gaben auch Melancthon und die übrigen Lutheraner, ungeachtet jener schrecklichen Drohungen und Verwünschungen ihres Meisters, unmittelbar nach dessen Tode, den so bedenklichen Artikel auf, und giengen zu dem entgegengesetzten Extrem über, indem sie nicht nur die Nothwendigkeit der guten Werke annahmen, sondern auch lehrten, daß solche der göttlichen Gnade vorhergehen müssen.

Die Art und Weise, wie Luther diesen Hauptstützpunkt seiner Lehre, gegen dessen zahlreiche Widersacher behauptete, ist übrigens so ausnehmend charakteristisch, daß es wohl der Mühe lohnt, sie etwas genauer ins Auge zu fassen. Der „Sendbrief Martin Luthers vom Dolmetschen, Wittenberg 1530“, giebt hierüber vollständigen Aufschluß. (Vergl. Dr. Martin Luthers bisher größtentheils ungedruckte Briefe, gesammelt von Gottfr. Schütze.) Wir entheben der vor uns liegenden Original-Ausgabe folgende Stellen: „Ich hab ewer Schrift empfangen mit den Questen odder fragen, darin ihr meines berichts begert. Erstlich Warumb ich zum Römern am dritten Capitel die wort St. Pauli, Arbitramur hominem justificari ex fide absque operibus legis, also verdeudscht habe: Wir halten, daß der Mensch gerecht werde on des gesezes werk, allein durch den glauben, Und zeigt darneben an, wie die Papisten sich über die maßen unnütz machen, weil im Text Pauli das Wort nicht stehet, Sola (allein) Und sey solcher Zusatz von mir nicht zu leiden in Gottes worten. u. s. w. Auff diese frage, wo es euch gelüftet, mügt ihr ewren Papisten von meinert wegen antworten, also. Zum ersten, Wenn ich D. Luther, mich hette mügen des versehen, das die Papisten, alle auff einen hauffen, so geschickt weren, das sie ein Capitel inn der schrift kündten recht und wol verdeudschen, So wolt ich fürwar mich der demut haben finden lassen, und sie umb hülf und beystand gebeten, das Newe Testament zu verdeudschen, Aber dieweil ich gewust und noch für augen sehe, das ihr keiner recht weis, wie man dolmedschen odder deutsch reden sol, hab ich sie und mich solcher müß überhoben. Wenn ewer Papist sich viel unnütz machen wil mit dem wort (Sola, allein) so sagt im fluggs also, Doctor Martinus Luther wils also haben, und spricht, Papist und Esel sey ein ding, *Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas*, denn wir wollen nicht der Papisten schüler noch jünger, sonder ire meister und richter seyn, Wollen auch

einmal stolzieren und pochen mit den Eselsköpfen, Und wie Paulus widder seine tolln heiligen sich rühmet, So wil ich mich auch widder diese meine Esel rhümen, Sie sind Doctores, Ich auch, Sie sind Theologi, Ich auch, Sie sind Disputatores, Ich auch, Sie sind Philosophi, Ich auch, Sie sind Dialectici, Ich auch, Sie sind Regenten, Ich auch, Sie schreiben Bücher, Ich auch. Und wil weiter rhümen, Ich kan psalmen und propheten auslegen, das können sie nicht, Ich kan die heilige schrift lesen, das können sie nicht. Ich kan bethen, das können sie nicht. Und das ich herunter komme, Ich kan ihr eigen Dialectica und Philosophia bas denn sie selbst alesampt, und weiß dazu für war, daß ihr keiner ihren Aristotelem verstehen, Und ist einer unter ihnen alen, der ein Proemium oder Capitel inn Aristotele recht versteht, so wil ich mich mit ruthen lassen schlagen. (Ist die Rede vom Wesentlichen der Exegese, — Verständniß der Schrift —, so fragen wir: waren Lyra, Tostatus, Valla, Erasmus, Sadolet etwa nicht im Stande, den wahren Sinn eines biblischen Capitels erreichen zu können? Der damalige Sinnspruch: Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset, war doch wohl auch nicht aus der Luft gegriffen!) — Das sey auff ewre erste frage geantwortet, Und bitte euch, wöllet solchen Eseln ja nicht anders noch mehr antworten auff ihr unnütze geplerr, vom Wort, Sola, denn alsoviel, Dr. Luther wilß so haben, un spricht, Er sey ein Doctor über alle Doctor im ganzen Babstum, da solß by bleiben, Ich wil sie hin furt schlecht verachten und veracht haben, so lange sie, solche Leute (ich wollt sagen Esel) sind, denn es sind solche unverschempfte tropffen unter ihnen, die auch ihr eigen, der Sophisten kunst nie gelernt haben, un legen sich gleichwohl widder mich inn dieser sachen, die nicht allein über die sophisterei, sondern auch über aller welt weisheit und vernunft ist. — Wer St. Paulum lesen und verstehen sol, der muß wohl so sagen, und kann nicht anders, Seine wort sind zu stark und leiden kein, ja gar kein werk, Istß kein werk, so muß der Glaube alleine seyn. O wie solt es so gar ein feine, besserliche, unergerliche lehre seyn, wenn sie lernten, das sie, neben dem glauben, auch durch werk fromm möchten werden, das wer so viel gesagt, das nicht allein Christus Tod unser Sünde wegneme, sondern unser werk theten auch etwas dazu, das hieße Christus Tod kein geehrt, das unser werk ihm

hülffen und künden das auch thun, das er thut, auff das wir ihm gleich gut und stark weren. Es ist der Teufel, der das blut Christi nicht kann ungeschendet lassen. Weil nun die Sache im Grund selbst foddert, das man sage, Allein der Glaube macht gerecht, und unser deudschen sprachen art, die solchs auch lernt also auszusprechen, Habe dazu der heiligen Väter exempel, und zwinget auch die Gefahr der Leute, das sie nicht an den werken hangen bleiben und Christum verlieren, sonderlich zu dieser Zeit, da sie so lang her der werke gewohnet und mit Macht davon zu reissen sind, So ist nicht allein recht, sondern auch hoch von nöten, das man auff aller deudlichst und völigst heraus sage, Allein der glaube on werck macht frumm, Und rewet mich, das ich nicht auch dazu gesetzt habe, alle und aller, also on alle werck aller gesetzt, das es voll und rund eraus gesprochen were, darumb solt inn meinem Newen Testament bleiben, und solten alle Pabstesel toll und töricht werden, so sollen sie mirs nicht herausbringen.“ u. s. w.

Indessen ist hauptsächlich noch zu beachten, daß auch dieser Theil der Lutherischen Glaubenslehre, nur ein Erbgut der frühern und frühesten Häretiker war; wie schon von dem berühmten, holländischen Theolog Lindanus in s. Dial. über das Wiederaufleben ältrer Häresien, und von Petau in s. Vorrede zu den Werken des Epiphanius klar dargethan wurde. So z. B. hatte — laut Theodoret's Zeugniß — schon Simon Magus seine Anhänger gelehrt, daß sie sich nicht um die Propheten zu bekümmern, noch die Drohungen des Gesetzes zu fürchten haben, sondern, als freie Menschen, nach ihren Gelüsten leben können, „da die Seligkeit nicht durch tugendhafte Handlungen, sondern lediglich durch die Gnade erlangt werde.“ Wenden wir uns, von diesem Stammvater der Häresie, zu den zahlreichen, von ihm ausgegangnen Secten, so finden wir, daß sie alle, in einem oder dem andern Punkte, Vorgänger des großen Kirchenhaupts von Wittenberg waren. So versicherten die Valentinianer — wie Irenäus berichtet —: „daß sie ganz und vollkommen selig würden, nicht durch ihren Wandel, sondern nur durch ihre geistige Natur.“ In gleichem Sinne behauptet Bardesanes: „daß der Mensch aus sich selbst nichts thun könne, indem er ein Geschöpf ohne alle Freiheit sei, und durch unwiderstehliches Verhängniß getrieben werde.“ „Gold“, sagten die Valentinianer, „auch in den Roth gefallen, bleibt immer noch Gold,

und verliert nichts von seinem ursprünglichen Wesen; eben so ist es mit den Erwählten; — sei ihr Wandel, wie er wolle, sie können ihr erhabenes, unterscheidendes Privilegium niemals verwirken.“ Indessen zeigten sich die natürlichen Folgen einer so gefährvollen Lehre damals schon, wie nachher bei ihrem Wiederaufleben, zur Zeit der Reformation. Irenäus schreibt nämlich, daß gerade die angesehensten unter ihnen sich ohne Scheu alles erlaubten, was verboten war. „Ich spreche“, sagt Clemens von Alexandrien, von den Jüngern des Basilides, die ein ungeordnetes Leben führen, als Menschen, die wegen ihrer Vollkommenheit, zu sündigen ermächtigt seien, oder die gewiß von Natur selig werden, wenn sie auch jetzt sündigen, weil sie von Natur erwählt seien.“ Es gleicht daher wirklich einer Parodie, wenn die Dordrechter Synode im 8. Art. erklärt: „die einmal durch den Glauben die Gnade empfangen haben, können niemals ganz oder für immer aus derselben fallen, ungeachtet der größten Sünden, die sie begehen mögen.“ —

Diese Lehre indessen, von der Gnadenwahl und Verwerfung, von der Unwirksamkeit guter Werke, in Beziehung auf die Seligkeit, von der Sklaverei des menschlichen Willens, von der gänzlichen Unfähigkeit des Menschen, den Willen Gottes zu thun, — weit entfernt, durch das Ansehen der frühesten Lichter der Kirche ihre Weihe erhalten zu haben, fand sich nur in den krampfhaften Träumen jener häretischen Secten, gegen welche die Kirche, von der ersten Morgendämmerung ihres Daseins an, zu kämpfen hatte. „Die Seele ist mit freiem Willen begabt“, sagt Origenes, „und hat volle Freiheit, sich hinzuneigen wohin sie will.“ An einer andern Stelle heißt es: „Was kümmert das uns, zu der Kirche Gehörende, die wir jene verdammen, die da behaupten, es seien einige von Natur dazu gebildet, selig zu werden, und andre von Natur dazu gemacht, zu Grunde zu gehen.“ Cyprian führt, um zu beweisen, daß der Mensch mit freiem Willen begabt sei, jene Stelle aus Deuteron. XXX, 19. an: „Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgesetzt; wähle also das Leben, auf daß du leben mögest und dein Saame.“ In Justin finden wir die Versicherung, „daß alle Menschen, die den Willen haben, Barmherzigkeit von Gott zu erlangen, auch mit der erforderlichen Kraft begabt seien, und daß der Saame des göttlichen Worts allen, in

gleichem Maaße eingepflanzt worden.“ Ja, wir lesen schon in den Schriften des apostolischen heiligen Ignaz, daß, „wer fromm, ein Mann Gottes, wer aber gottlos, ein Mann des Teufels sei; beides jedoch nicht von Natur, sondern durch seinen eignen Willen.“ „Ich finde“, sagt Tertullian, „daß der Mensch von Gott, mit freiem Willen und mit Macht über sich selbst, gebildet worden ist, und erblicke nirgend mehr Gottes Ebenbild oder Aehnlichkeit in ihm, als in dieser Beziehung. Niemanden würde ein Gesetz gegeben worden sein, der nicht den, dem Gesetze schuldigen Gehorsam in seiner Macht gehabt hätte; noch würde die Uebertretung mit dem Tode bedroht worden sein, wenn nicht auch die Verachtung des Gesetzes dem freien Willen hätte können zur Last gelegt werden.“ Selbst der heil. Clemens, ein Zeitgenosse der Apostel, erhebt den Werth der guten Werke in den stärksten Ausdrücken, indem er sagt: „Eilen wir mit heiterm Frohsinn, jegliches gute Werk zu verrichten. Beherzigen wir wohl, daß alle Gerechten damit geschmückt gewesen. Und der Herr selbst freute sich, als er sich mit guten Werken umgeben hatte. Haben wir also sein Beispiel vor Augen, und vollbringen seinen Willen; wirken wir Werke der Gerechtigkeit, aus allen unsern Kräften. Wir müssen jederzeit bereit sein, Gutes zu thun; denn darauf kommt alles an.“

Statt also, in den Werken der Väter, den leisesten Schatten einer Bestätigung der, von den Gnostikern sowohl, als den Lutheranern und Calvinern angenommenen, schrecklichen Vorstellung (*decretum horribile fateor*, sagt selbst Calvin) zu finden, daß eine erwählte Zahl von Menschen zur Seligkeit, der übrige Theil des Menschengeschlechts aber zur Verdammniß bestimmt sei, lesen wir, in jenen bewährten Auslegern unsers Glaubens, das gerade Gegentheil von allem dem, und gewinnen vielmehr die feste Ueberzeugung, daß die Kirche, durch den beredten Mund ihrer großen Lehrer und Redner, die Allgemeinheit der Erlösung durch Christus, die Freiheit des menschlichen Willens, die vielvermögenden Wirkungen der guten Werke und der Buße, und die Fähigkeit jedes Christen, sein Heil zu wirken, schon von den frühesten Zeiten an verkündet hatte. —

Fast möchte es überflüssig scheinen, hier noch zu bemerken, daß auch in manchen Stellen des N. T. geradezu ein „mit guten Werken verbundener“ Glaube gefordert wird; z. B. Jac. II, 17.

Aber eben deswegen wird dieser Brief von Luther „trocken und unfruchtbar, eines Apostels unwürdig, eine stroherne Epistel“ genannt, in Opp. Jen. I. 431., „denn sie doch kein evangelisch art an ir hat; ich acht sie für keines apostels schrift, Jacobus narret wenn er sagt: die Früchte machen gerecht. Darum sollen die widerfacher sich mit irem Jacobo hinwegtrollen.“ Eben diese nämliche Epistel ward indessen von Zwingli eine „goldene“ geheissen; und in der That glauben wir auch, viel weniger annehmen zu dürfen, daß ein Apostel Christi nicht gewußt haben sollte, was er zu sagen und zu thun ermächtigt sei, als daß ein lockrer, deutscher Mönch sich einer Lasterung schuldig gemacht habe. (Bekannt ist übrigens auch, daß Luther das Buch Hiobs ein „Fabelbuch“, und den Brief an die Hebräer eine „Schrift voll Irrthümer“ nannte; daß er vom Prediger Salomons sagte: „er habe weder Stiefel noch Sporn, sondern reite auf Socken“, und von der Offenbarung Johannis: „daß er weder einen apostolischen, noch prophetischen, noch göttlichen Geist darin finden könne“.)

So dachte, lehrte und handelte der, von manchen neuen, protestantischen Schriftstellern als „Mann Gottes“, — als die „Ehre des deutschen Namens“ —, als „ächter Weiser“ gepriesene, hochgefeierte Urheber der Glaubensänderung. Wohl hatte ihn Plank, dessen irenische Bestrebungen und Verdienste auch von dem berühmten Möhler rühmlichst erwähnt und anerkannt werden, (S. Rheinwalds Repert. für die theol. Lit. 1842. Octoberheft) in f. Gesch. der Entstehung des prot. Lehrbegr. richtiger beurtheilt, wo er sagt: Die Ausbildung unsers Lehrbegriffs war nicht das Werk ruhiger Prüfung, oder eines besonnenen, gelehrten Speculationsgeistes, sondern der Streitsucht, mehr durch gekränkte Eigenliebe, beleidigten Stolz und andre noch untheologische Motive, als aber durch reinen Wahrheitsseifer geleitet.“ Eben so richtig behauptete Sartorius in f. Geschichte des deutschen Bauernkriegs: „Luther kannte den Weg nicht, den er betreten hatte; darum stießen ihm so oft ganz unerwartete Dinge auf; einen Plan, mit umfassendem Geist entworfen und mit Festigkeit ausgeführt, hat Luther ganz und gar nicht gekannt.“ Der berühmte protestantische Universitätskanzler Ludwig in Halle erklärt ganz naiv, die erste Ursache der Reformation sei der Verdruß gewesen, den Luther als Augustinermönch geschöpft habe, daß man die Ablassbriefe den

Augustinern entzogen und den Dominikanern anvertraut habe. Ohne dieß wäre ihm nie in den Sinn gekommen, das große Werk der Reformation gegen den Papst zu beginnen. „Luther“, sagt Kirchhoff in f. Ged. zur Wiederherst. der pr. Kirche, „war ein Feuerkopf, der das Kind mit dem Bade ausschüttete. Wie sehr ist zu bedauern, daß es ihm gelungen, die unseligste aller Trennungen zwischen Christen und Christen zu begründen. Scheute er sich doch selbst nicht, die von ihm und seinen Gehilfen, zum Behufe des Reformationswerks angewendete, Hinterlist, Lügen und Fehltritte (*dolos, mendacia et lapsus nostros*) einzugestehen.“ Ein Geständniß, welches allerdings in f. Briefe vom 28. Aug. 1530 an Melancthon, ganz klar und bestimmt, ausgesprochen wird. Daher ist sich wohl nicht zu wundern, wenn auch Dr. Plank in seiner eben erwähnten Schrift unverholen erklärt, daß manche Aeußerungen Luthers sich nicht ohne Widerwillen lesen lassen, und daß gewöhnliche „Fechterstreiche, frommer Betrug, seichte Gründe, zu laute Ruhmsucht, Stolz, Künste einer nicht ganz redlichen Folgenmacherei, Unvorsichtigkeit, Eigensinn, Unbilligkeit und ein Geist des Widerspruchs“, sich bei ihm offenbaren. Und hier finden wir die Bemerkung nicht unbedeutend, daß selbst Sal. Heß, in f. Biographie Decolampads, Herrn Plank als gelehrten und verdienstvollen Geschichtsforscher anerkennt, welcher in f. Gesch. des prot. Lehrbegr. den Reformatoren volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen.

Wir schließen diesen biographischen Umriss mit der Bemerkung, daß Luther, in seiner frühen Jugend, für die Gerichtsstube bestimmt war, daß er aber, — als im Jahr 1505, auf einer Reise zu seinen Eltern, ein aus heiterm Himmel niedergefahrener Blitzstrahl, nahe bei Erfurt, einen seiner Freunde, an seiner Seite erschlug und ganz zerschmetterte —, den Entschluß faßte, der Welt und ihren Geschäften zu entsagen, und in ein Kloster sich zurückzuziehen. Dasselbst verlegte er sich emsig auf das Studium der Theologie, gab darüber Vorlesungen, predigte mit Beifall, und las besonders gern den heiligen Augustin. Allein die Schwierigkeit der Zeitumstände und der Mangel an gedruckten Werken, gestatteten ihm keine vollständige Bekanntschaft mit dem Alterthum. Dennoch fieng er schon mit dem 32. Jahr an, seine Meinungen kund zu geben, und sprach bereits das Vorhaben aus, „die Welt zu reformiren.“

Wenden wir uns nun zu Luthers vertrautestem Freunde und Schüler: Philipp Melancton, geb. zu Bretten in der Pfalz 1497, gest. 1560.

Dieser merkwürdige, ausgezeichnete Mann (Adoptivsohn Joh. Reuchlins, welcher seinen Familiennamen „Schwarzerd“ in den griechischen umänderte) war schon im vierzehnten Jahre Magister, und dann, als achtzehnjähriger Jüngling, selbst vom großen Erasmus bewundert worden, indem derselbe in s. Vorrede zum N. T. 1515 schrieb: „Dieser Philipp berechtigt in Wahrheit schon als Jüngling, — oder vielmehr noch als Knabe —, zu den größten Erwartungen; wie ungemein bewandert ist er in allen Wissenschaften! welcher Scharffsinn, welche Reinheit der Sprache, welche Gedächtniskraft, welche vortreffliche Gemüthsart leuchtet aus ihm hervor!“ Dann ward er in seinem 21sten Lebensjahr, 1518, vom Churfürst Friedrich von Sachsen, aus Thüringen als Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg berufen, und verheirathete sich im 24sten Jahr. (In den geistlichen Stand war er niemals getreten.) In Wittenberg fand er Luthern, welchen er bald liebgewann und seinen Vater nannte; auch war er, — nach dem eigenen Geständniß der Schüler Luthers —, der einzige, welcher auf ihn Einfluß hatte, so zwar, daß er im Verfolg, bei jenem heftigen Streit mit Erasmus über den freien Willen, wo in der That Luther mit der Vernunft selbst den Krieg begann, ihn dennoch zu bezähmen und zu belehren vermochte. Sich selbst pflegte Luther (T. II. p. 488) den Elias, seinen Liebling Melancton aber, den Jeremias zu nennen, und äußerte dabei oft: „Wer Melancton verachtet, muß selbst verächtlich sein.“ In seiner Antwort auf die Schrift des Erasmus „vom freien Willen“ sagt er, daß Melanctons Büchlein von den „theologischen Stellen“ (loci communes) nicht allein der Unsterblichkeit, sondern auch des kirchlichen Canons würdig seien.

Peter Martyr nennt ihn einen „unvergleichbaren Mann“, und zog ihn, hinsichtlich wissenschaftlicher Bildung, dem Luther noch vor.

Allgemein wird seine Gemüthsart auf's vortheilhafteste geschildert, und seine Schriften als gemäßigt, friedfertig, ruhig überlegt und durchdacht gelobt; auch ist bekannt, daß er immer auf's äußerste bedacht war, in Hinsicht des sittlichen Wandels doch ja nicht die geringste Blöße zu zeigen. Sein friedfertiger Sinn gieng so weit,

daß er auch gegen seine Gegner sich jeder Vertheidigung enthielt. Daher schreibt Erasmus, (im ersten Brief an Jul. Pflug), „daß er auch bei den Katholiken in Ansehen gestanden, und sogar unter den Gegnern keiner ihm wirklich auffällig gewesen sei.“

Im Verfolg der Zeit ward er der Episcopal-Verfassung um vieles geneigter, und behauptete, auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 gegen die Seinigen standhaft die Meinung (welche auch Luther billigte, — ja zuerst angerathen hatte), den Bischöfen die frühere, geistliche Gerichtsbarkeit zu überlassen, wenn sie ihrerseits die evangelische Lehre, nach Inhalt der Confession zu predigen bewilligten. An Camerarium schrieb er: „O wie sehr wünschte ich — die Wahrheit zu gestehen — die bischöfliche Verwaltung herzustellen, ohne um deswillen den Mißbrauch ihrer Herrschaft zu bestätigen! denn was für ein Schicksal wartet unserer Kirche, sobald einmal die geistliche Zucht und Ordnung zerstört sein wird; gewiß wird die Tyrannei unerträglich werden, als je bisher.“ Und Luthern gestund er: daß ihre Anhänger nur für sich selbst, nicht für das Evangelium streiten, und „daß einige ihn nur darum lieben, weil sie durch ihn zu hohen Stellen und zu einer Freiheit gelangt seien, welche der Nachkommenschaft sehr schädlich werden dürfte.“

Nicht lange vorher rieth er dem Landgrafen Philipp, hauptsächlich auf Herstellung der wesentlichsten Glaubensartikel und Verbesserung des Lebens, mittelst reiner Lehre, bedacht zu sein, unschädliche Gebräuche aber stehen zu lassen, welches nicht nur nöthig, sondern der christlichen Liebe gemäß sei, indem diese die Schwachen nicht ärgern wolle; Christenthum bestehe in Gottesfurcht und Menschenliebe, und es sei zu wünschen, daß die Prediger mehr hiervon auf der Kanzel reden möchten, statt ewig nur gegen den Papst zu lästern.

Vom Reichstag in Augsburg aus — 1539 — schrieb er an seinen Bruder Georg: „Gerade was mein Herz am meisten angreift, muß ich erfahren. Armuth, Hunger, Verachtung und andere Uebel will ich gern erdulden, aber was mich ganz niederschlägt, ist Zank und Streit; dazu bin ich völlig untauglich. Ich soll das Buch schreiben, welches den Ständen übergeben werden soll. Aber ich sehe im Geiste voraus die Schmähungen, Kriege, Verheerungen und Schlachten. Es wollten andere Theologen das Buch schreiben, und wollte Gott! man hätte es ihnen überlassen. Vielleicht hätten

sie es besser machen können. Nun sind sie unzufrieden mit dem meinigen, und wollen einiges geändert haben. Hier ruft Einer, dort schreit ein Anderer. Der Lohn wird sein, daß man mich haßt.“ Nachdem die Augsburger Confession schon übergeben war, schrieb er: „Sehr viele Dinge von größter Wichtigkeit sind noch nicht entschieden; man muß auf Mittel sinnen, die Dogmen ohne Geräusch zu erklären, und dieß sollte auf's baldeste geschehen.“ Ein Jahr später, da inzwischen nichts geschehen war, klagte er: „Niemand bekümmert sich darum, die geängstigten Gewissen zu besänftigen und die Wahrheit an den Tag zu geben! Wie strafbar sind wir, daß wir nicht darauf denken, die von Zweifeln gequälten Gewissen zu heilen und die Lehrsätze lauter, einfältig und ohne Spitzfindigkeiten zu erklären. Dieß alles kränkt mich entsetzlich.“

In seinen Visitationsartikeln 1527 suchte er besonders auch das „ewige Schimpfen der Pfarrer gegen den Papst“ abzustellen. „Wenn sie eine Stunde predigten, — sagt er —, so waren drei Theile davon mit Schmähungen wider den Papst und die Bischöfe verlaufen.“

Der tiefe Kummer, womit der gemäßigte und gewissenhaft-ängstliche Melancton jede weitere Abweichung von der alten Glaubenslehre ansah, spricht sich häufig und in manchen seiner Briefe mit dem größten Ernste aus. So sagt er in einem, von Hospinian angeführten Briefe: „Es ist unvorsichtig und gewagt, (neque vero tutum est), von der allgemeinen Meinung der alten Kirche sich zu entfernen“; und an einer andern Stelle: „Ich halte es für höchst vermessen, Glaubenslehren aufzustellen und zu verbreiten, ohne die alte Kirche zu Rath gezogen zu haben.“ Auch gestund er ganz unverholen, in einem seiner Briefe — L. III. ep. 126. —, daß er nichts, der Lutherischen Lehre von dem allein rechtfertigenden Glauben ähnliches, in den Schriften der Väter zu entdecken vermöge.“

An Joh. Bapt. Hencelium schreibt Melancton p. 397: „Daß er oft, wenn er die Elbe wachsen und schäumen sehe, mit Seufzen gedenke, daß er seine Traurigkeit, die er in seinem Herzen nun in die dreißig Jahre gehabt, wegen des Streits von der Abendmahllehre, nicht könne genugsam erklären, wenn er schon so viel Thränen vergieße, als Wasser in der Elbe laufe.“

Calvin — in epistolis — wirft ihm überall Kleinmuth vor (sowie auch Blaurerus in f. Br. an Calvin vom J. 1558), und

schreibt ihm unter andern: „Dieweil du diese Lehre vom Abendmahl als eine Klippe fliehst, damit du nicht etliche Leute erzürnst, machst du viele zweifelhaft, die von dir etwas Gewisses erwarten, darauf sie sich verlassen und dabei mit gutem Gewissen verharren können; denn es steht uns gar nicht wohl an, daß wir die Lehr nicht einmahl mit Dinte aufschreiben wollen, die doch so viel heilige Leut, mit ihrem Blut zu bezeugen, sich nicht gescheut haben, wie ich dir wohl ehe schon gesagt habe.“ Und an einer andern Stelle seiner Briefe von 1551 und 1553 an Melancthon schreibt er: „Nun uns der Herr zum Streit auf die Bahn zieht, müssen wir desto fleißiger sein. Es hat mit dir eine andere Gelegenheit als mit vielen, wie du weißt; es ist viel eine größere Schande, wenn ein Oberster und Hauptmann sich fürchtet, als wenn ein gemeiner Kriegermann die Flucht ergreift. Also hast du mehr Klagen und Seufzen erregt, mit deinem Nachgeben, als hundert gemeine Leute durch ihren Abfall.“

Manche Anhänger seines Bekenntnisses fällen ähnliche Urtheile über ihn. Im Colloq. Altenb. von 1568 heißt es p. 502, 503: „Die Lutheraner erklärten in öffentlicher Synode, er habe über das Primat des Papsts, über die Rechtfertigung durch den bloßen Glauben, über das Abendmahl, über die Freiheit des Willens, so vielfältige, abwechselnde Meinungen geäußert, daß die Schwachen, durch solchen Wankelmuth irregeführt, über all jene Fundamentalfragen in beständigem Zweifel waren, und daß ein großer Theil abgehalten wurde, sich der Augsburger Confession anzuschließen. Durch das stete Ummodeln seiner Schriften, habe er nur zu oft den Päpsten Veranlassung gegeben, diese launigte Verschiedenheit zu verwerfen, und habe zugleich die Gläubigen dahin gebracht, daß sie am Ende gar nicht mehr wußten, an welche dieser Meinungen sie sich halten sollten, um die ächte Lehre zu finden. Auch sagen sie ferner, daß sein berühmtes Werk *loci communes rer. theol.* weit füglicher *joci communes* genannt werden könnte.“

Schlüsselberg nimmt sogar keinen Anstand, zu erklären: „daß Melancthon, von einem Geist der Verblendung und des Schwindels ergriffen, in der Folge von einem Irrthum in den andern stürzte, und es am Ende so weit brachte, daß er selbst im Zweifel stand, was er dann eigentlich glauben sollte.“ Er setzt hinzu: „Melancthon hat sich gegen die göttliche Wahrheit aufge-

lehnt, ihm zur Schande, und zur unauslöschlichen Beschimpfung seines Namens.“

In einem Brief an Fr. Myconius, Prediger in Gotha, schreibt unser ängstliche Reformator: „Es scheint, daß die ihren Streit noch nicht genug verstehen, die so leichtlich neue Lehr aussprengen, und auf ihren Wiß mehr bauen, als auf die heil. Schrift; ich weiß, wie bald solche spißsinnige Gedanken in der Anfechtung verschwinden, besonders in dieser Sach, die der ganzen Kirch so gräuliche Veränderung droht. Ich bleibe bei der klaren Meinung der alten Kirch und der heil. Schrift, daß der Leib Christi im Abendmahl wirklich und wahrhaft zugegen sei“ u. s. w.

An Mart. Gerolitium schrieb er kurz und bestimmt: „Ich will lieber sterben, als der Zwinglischen Irrlehre beipflichten.“

Wie sehr ihm die, in der Kirche überhandgenommenen Zerwürfnisse zu Herzen giengen, ist auch aus seinen, im J. 1535 an den König von Frankreich gesandten „Rathschlägen zu Beseitigung der kirchlichen Streitigkeiten“ ersichtlich, worin er unter anderm dem Papst eine monarchische Gewalt und Ansehen zugesteht, hauptsächlich zum Behuf allgemeiner Uebereinstimmung in der Glaubenslehre unter den Christen.

Wankelmuth und Zweifelsucht schienen ihn übrigens bis an sein Lebensende verfolgt zu haben, und ganz unverholen schrieb er in einem f. Briefe: „die Glaubensartikel müssen zum öftern geändert, und auf Zeit und Umstände angepaßt werden.“ (Wirklich wird auch die Augsburger Confession in der Concordienformel ganz ausdrücklich *sui temporis* Symbolum, ein „Glaubensbekenntniß jener Zeit“ genannt.) In welch bedenklichem Widerspruch mit seiner, von mehreren Schriftstellern so vortheilhaft geschilderten, Gemüthsart steht nicht das, von ihm — gemeinschaftlich mit Luther und Bugenhag — im Jahr 1536 dem Landgrafen Philipp von Hessen ausgestellte (im Archiv zu Cassel noch originaliter vorhandene) Gutachten, oder f. g. Responsum theologicum, „über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe der Ketzer“, sowie ferner seine Gutheißung der qualvollen Hinschlachtung Servets, welche in seinem Briefe an Calvin vom 14. Oct. 1554 sich nur allzuklar ausgesprochen findet! Daß er die Augsburger Confession verfaßt, und dabei Luthers ersten, zu Thorgau gemachten Entwurf zum Grund gelegt habe, auch hierin von seinem Meister, — welcher in Coburg beim Kurfürsten zurückblieb —, sehr thätig mit

Rath und Ermunterung unterstützt ward, liegt geschichtlich am Tag. Nach Schlüsselbergs Behauptung wurde er im J. 1542 Luthern abtrünnig, und neigte sich, nach dem Collegium zu Worms, auf die Calvinische Seite. Dieß versichert auch P. Martyr in Dial. p. 107, Beza cont. Westph. und in f. Creophag. p. 80. Daß er übrigens unter Luthern eine schimpfliche Slaverei erduldet, sehen wir aus seinem Briefe an Carolowiz; und Thom. Naogeorgus sagt in Ind.: „Melancton hat nicht dürfen bei Lebzeiten Luthers öffentlich bekennen, was er vom Abendmahl glaubte, wie dessen Comm. in ep. ad Col. und seine Antwort an den Eurfürsten nach Luthers Tod, klar beweist.“ Diesen Abfall Melanctons von den Lutheranern zu den Calvinisten, bestätigen auch Pincierus in Antidoto, Lavater in hist. sac., Jos. Simler in vita Bulling., und hauptsächlich das Zeugniß des Mag. Jo. Caloanders, Predigers in Braunschweig.

Ueber seinen Antheil an der von ihm, gemeinschaftlich mit Luther und Buzer, dem Landgrafen Philipp von Hessen ertheilten Befugniß zur Doppelsehe haben wir bereits oben S. 212 einige nähere Umstände mitgetheilt. Wie sehr er späterhin sein dießfalliges Benehmen bereut habe, geht aus f. Br. an Camerarius vom J. 1534 und an Buc. Mythobium vom J. 1540 satksam hervor.

Nach Luthers Tod gab er dessen Werke, — jedoch mit wesentlichen Abänderungen und sehr verstümmelt —, heraus, worüber auf der Synode in Leipzig 1548 verhandelt und vielseitige Klage geführt ward. Nun erlaubten sich seine Gegner, meistens ehemalige Schüler, die rohesten Lasterungen wider ihn, wie z. B. Flacius, Osiander und Andrä; am heftigsten tobten und wütheten Westphal und Heshusius. (Lehterer war ein wahrer Tollhäusler, welcher einst in einer Predigt den Namen des Teufels mehrere hundert Mal nannte.)

Aus dem „gerechtfertigten Montauban 1662“ kennen wir die, durch ganz Deutschland und Europa erschollne, Antwort an seine, ihn zärtlichst liebende Mutter, auf die Frage: ob sie in der katholischen Kirche bleiben, oder zu der neuen Religion übertreten solle? „In die ser — entgegnete er — ist besser zu leben, in jener aber ist besser zu sterben.“ Worauf dann auch die Mutter ihrem alten Glauben treu blieb.

Diesen Vorfall berichtet Morus lib. 2. de Miss. Fr. Mont. in ver. def. mit etwas verschiedenen Umständen, wie folgt: An Melanchtons Sterbebette sprach seine Mutter: „Mein Sohn, du weißt, daß ich dem alten Glauben zugethan war und durch dich verleitet wurde, demselben zu entsagen und eine andre Religion, als diejenige, welche meine Voreltern bekannten, zu ergreifen. Nun beschwöre ich dich beim lebendigen Gott, daß du mir sagest, welche Religion die bessere sei, und daß du mir in dieser Sache doch ja nichts verhehlest.“ Hierauf sagte Melanchton mit lauter Stimme, daß alle Umstehenden ihn deutlich vernehmen konnten: „Die neue hat den meisten Schein, die alte aber die meiste Sicherheit für sich.“ (*Illa plausibilior, hæc securior.*)

Als er sterbend von seinen anwesenden Collegen gefragt ward, ob er noch einen Wunsch auf dem Herzen habe, antwortete er: „Keinen, als die Einigkeit der Kirche!“ worauf er, nach wenigen Stunden, in seinem 63ten Lebensjahr entschlief.

*

Wenden wir uns nun zu einem andern Coriphäen der Reformation, Johann Calvin (eigentlich Cauvin), geb. zu Noyon in der Picardie 1509, gest. 1563.

Wenn es, im Allgemeinen schon, überaus schwer hält, die bewährtern Geschichtsquellen aus jenem, von den heftigsten Leidenschaften bewegten, haderstüchtigen Zeitalter zu ermitteln, so muß diese Schwierigkeit, in ganz besonderm Grade, da fühlbar werden, wo es sich davon handelt, in der biographischen Schilderung eines der hervorragendsten Männer jener Zeit, die richtige Mitte zu gewinnen und festzuhalten. Wohl bieten sich hier die manigfaltigsten Materialien zur Auswahl dar; allein so fruchtbar an Streit- und Schmähsucht, an starren Vorurtheilen, und den beharrlichsten Widersprüchen wird wohl kaum irgend ein anderer Abschnitt der Zeitgeschichte sich finden lassen. Gar vielfach ward Calvins Leben schon von seinen Zeitgenossen beschrieben, aber, sowie diese ältern Biographien das Gepräge der Parteilichkeit ganz auffallend an sich trugen, so können auch die neuern, welche meistens nur als Nachklänge jener frühern sich vernehmen lassen, von diesem Vorwurfe nicht freigesprochen werden.

Zu den, uns bekannten Biographen Calvins rechnen wir: Beza, Vossel, Drésincourt, Laingäus, Papius Masso, Lessius, Beyer-

linf, Florim. Rämund, Varilla, Schlüsselburg, Maimbourg; unter den neuern: Barlhuyfen, Bayle und Sénébier. Einzelne Momente aus feinem öffentlichen Leben behandelten Buzer, Stapleton, Surieu, Balduin, Caftalio, Campian, Cochläus, Heshufius, Grotius, Mosheim, Stancarus, Richelieu u. a. m. In ganz entgegengesetzter Richtung schrieben Beza, geb. 1519, gest. 1605, und Volfek, Theologe und Arzt in Lyon, gest. 1585, welche sich überall mit entschiedener Feindseligkeit begegnen; Drélincourt, geb. 1595, gest. 1669, ist (sowie unter den neuern Scribenten Gelzer in f. Biogr. Calvins) lediglich Beza's treuer Wiederhall; die Uebrigen neigen sich mehr oder weniger auf Volfeks Seite; die meiste Unbefangenheit zeigt noch Pap. Maffo, geb. 1544, gest. 1611. — (Sehr umständliche Aufschlüsse über die gegenseitigen Verhältnisse der meisten dieser Biographen enthält das Diction. von Bayle und Maizeaur, Leipzig, 1802, worauf wir die wißbegierigen Leser verweisen.) Indem wirs nun versuchen, die Hauptzüge aus Calvins Charakter und öffentlichem Leben zu entwerfen, werden wir nicht nur unsre Gewährsmänner dabei anführen, sondern zugleich auch über die Glaubwürdigkeit derselben das Urtheil der angesehensten neueren Schriftsteller beifügen.

Zuvorereft bemerken wir, daß hinsichtlich seiner heftigen Gemüthsart, seines unduldsamen, rachsüchtigen Geistes wenige Zweifel obzuwalten scheinen. Schon Erasmus hatte, bei seiner ersten Bekanntschaft mit ihm, bange Besorgniß hierüber geäußert. Als Calvin, auf seiner Flucht aus Frankreich nach Deutschland, dem berühmten Manne in Basel durch Buzer vorgestellt ward, hörte derselbe bloß ruhig zu, ohne sich durch die Meinungen der Neuerer hinreißen zu lassen; nachdem er sich dann auch noch mit ihnen längere Zeit über Religionsgegenstände besprochen hatte, ward er über das, was er in der Seele des jungen Calvins las, so sehr betroffen, daß er sich zu Buzer wandte, und unverholen äußerte: „Ich befürchte den Ausbruch eines schlimmen Kampfes in der Kirche gegen sie selbst.“ (Video magnam oriri pestem in ecclesia contra ecclesiam.) S. Bayle Leben Calvins, nach Moreri, Spondanus und Rämund.

Im Verfolg schilderte ihn der berühmte Melchior Bollmar von Rothweil, Calvins und Beza's Lehrer in den schönen Wissenschaften, in f. Br. an Farel, als einen „heftigen, unbiegsamen und starrsinnigen Feuerkopf“; wobei wir übrigens nicht unbemerkt lassen

können, daß auch dieser Farel, geb. 1489, gest. 1565, Calvins Vorgänger und dann Hauptgehilfe im Reformationsgeschäfte, von Erasmus „der lügenhafteste, störrigste und boshafte Mensch“ geheißen, und von mehreren neuern Schriftstellern eben so ungünstig beurtheilt wird. Balthasar in f. Helvetia 1828. IV. sagt, daß jeder Bürger Genfs, der sich dem Joche des Glaubens und der Kirchenzucht des „wildes“ Farel's nicht unterzog, aufs härteste von ihm verfolgt ward. Auch S. Heß in f. Lebensbeschreibung Decolampads, S. 85, führt ein tolles Beispiel seiner stürmischen Heftigkeit an. Unbestrittene Thatsache ist es auch, daß er wegen seines hochfahrenden, herrschsüchtigen und verwegenen Benehmens, im Jahr 1537, nebst Calvin, von Genf war verbannt worden; und eben so richtig, daß er noch in seinem siebzigsten Lebensjahre, — ohne Zweifel aus Antrieb seiner Reformationsucht —, die siebzehnjährige Tochter seiner Magd heirathete; — ein Umstand, welchen freilich manche Lobredner Farel's mit Stillschweigen zu übergehen für dienlich erachteten.

Maimburg in f. Hist. du Calv. hält es, als redlicher, gewissenhafter und partelloser Historiker, für Pflicht, auch das Gute und Lobenswerthe, was den, von ihm geschilderten Personen, neben ihren großen Fehlern, eigen war, nicht zu unterdrücken; demzufolge läßt er Calvins ausgezeichnetem Scharfsinn, seinem rastlosen Arbeitsfleiß, seiner Uneigennützigkeit, seiner reinen, zierlichen, gediegenen Schreibart in der lateinischen Sprache, alle Gerechtigkeit widerfahren; erklärt aber zugleich auch, daß diese wenigen Vorzüge weit überwogen wurden, durch seine, auch von den besten Freunden eingestandene, heftige, mürrische, zornige, streitsüchtige Gemüthsart, sein wildes, zurückstoßendes Benehmen (weßhalb selbst Buzer in wohlmeinend warnendem Tone ihm nicht verhehlte, daß er eher einem tollen Hund, als einem Menschen gleiche), durch seinen Hang zu Verunglimpfung, Rachsucht und boshafter Lästerung, und durch seine leidenschaftliche Parteilichkeit, im Urtheil über Andere. Diese Eigenschaften machten ihn dann auch seinen Freunden so unerträglich, daß sie — freilich in ruchlosem Scherz — zu sagen pflegten, sie wollten lieber mit dem stets aufgeweckten, heitern und vertragsamen Beza in der Hölle, als mit dem so anmaßenden, selbstsüchtigen, despotischen, rechthaberischen Calvin im Himmel wohnen.

Auch der, durch seine irenischen Bestrebungen rühmlich bekannte Balduin, geb. 1520, gest. 1573, welchem Buzer und Melancthon wegen ihrer Bescheidenheit sehr gefielen, tadelt hingegen, in den stärksten Ausdrücken, Calvins „rachgierigen und blutdürstigen Sinn“. (Wir bemerken hiebei, daß dieser angesehene, geistreiche Jurist, Theologe und Controversist, mehrere Jahre hindurch — wie Drélincourt selbst bezeugt — vertrauter Schüler und Schreibgehilfe Calvins war, und ihn also wohl am gründlichsten beurtheilen konnte.)

Selbst sein entschiedenster Lobredner und beinahe abgöttischer Verehrer, Beza, rügt seinen „heftigen Säbhorn“; und als Buzer bittere Klage darüber führte, stellte Calvin diesen Fehler gar nicht in Abrede, sondern schrieb ihm zurück: „Unter all’ den, sehr vielen und großen Fehlern, deren ich mir bewußt bin, ist keiner, gegen den ich so stark zu kämpfen habe, wie die unleidige, verdrüßliche Hefigkeit, und noch vermochte ich dieß Unthier nicht zu bändigen.“ S. Vossius ep. pr. vir. p. 817, Senebier 1. 237.

The wir nun das Zeugniß von Pap. Masso (Verfasser der Lebensbeschreibungen von Dante, Petrarca, Boccaccio, Carl IX. u. a. m., auch eifriger Schüler Balduins in der Rechtswissenschaft) anführen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß selbst die erklärtesten Schutzredner Calvins, Drélincourt und Barkhufen, seine redliche Unparteilichkeit nicht zu bestreiten wagten, und ihn keineswegs unter die eigentlichen Gegner Calvins, wohl aber unter seine aufrichtigsten Critiker, rechnen (S. Drélinc. vie de Calv. p. 3 und 333. Barkh. hist. narr. de Jo. Calv. in praef.), und daß derselbe auch von dem berühmten Thuan, als ein sehr gelehrter und rechtschaffener Mann, geschildert wird. Dieser Pap. Masso nun tadelt ganz entschieden Calvins heftige, jähornige und rachfüchtige, ja sogar grausame Gemüthsart, seine unter dem Deckmantel der Bescheidenheit verhüllte Selbstsucht und Anmaßung, welche durchaus keinerlei Widerspruch duldete. Nachdem er dann auch den guten Eigenschaften, dem rastlosen Arbeitsfleiß und der Uneigennützigkeit Calvins, alles Recht widerfahren ließ, endigt er mit den bedeutsamen Schlußworten: „Weder Gunst noch Haß, nur Ueberzeugung und Gewissen, hat mein Urtheil über Calvin bestimmt; wenn ich ihn den Schandfleck und das Verderben Frankreichs heiße, so gebe ich nur der Wahrheit Zeugniß; und wollte der Himmel, daß er nie geboren, oder in der Jugend gestorben wäre; denn er

brachte so viel Unheil über unser Vaterland, daß wir sein Dasein wahrlich nur verwünschen können.“

Im Schimpfen und Lästern sehen wir diesen großen Reformator seinen Amtsgenossen noch merklich überlegen. Seine Gegner hieß er — wie Bossuet sagt — gewöhnlich: „Narren, Bösewichte, Schelmen, wüthende Bestien, todte Hunde (sein Lieblingsausdruck), Schweine, Esel, Ochsen u. s. w.“ Grotius im v. pro p. berichtet, daß er den Castalio einen „Nichtswürdigen und Satan“, den Cassander „einen Henker, giftige Schlange, Bösewicht“, den Balduin einen „Schurken, schamlosen Betrieger“, und an einer andern Stelle „Zaugenichts, garstigen Cyniker, Meineidigen, Ruchlosen, Teufelskind“ hieß. Cochläus, der beherzte und standhafte Gegner Luthers auf den Reichstagen in Worms, Nürnberg, Speyer und Augsburg, in s. Tractat wider die aufr. Schr. Calvins, eines Flüchtlings aus Frankreich, sagt: „Calvin war von eherner Stirne im Lügen, bitter und beißend im Verläumdern, heftig im Schimpfen, und übermüthig in der Geringschätzung Andrex; den Ambr. Catharinum, einen angesehenen, ehrwürdigen, greisen und verdienstvollen Mann, nannte er ein „stinkendes Uas und ein garstiges Leichenmahl“, nur weil er ein Gegner Luthers war.“ Ähnliche Beispiele hat uns Schlüsselberg Calv. Theol. 2 B. in Menge aufbewahrt.

Vergeblich würde man solch pöbelhafte Roheit, durch Hinweisung auf die Eigenthümlichkeit des damaligen Zeitalters, zu rechtfertigen sich bemühen. Nur dreister Unverstand könnte dieß versuchen wollen. Oder man zeige uns auch nur Eine, ähnliche Stelle, in all' den zahlreichen, polemischen Schriften eines Erasmus, Pirkheimer, Melancthon u. a., welche ja auch Luthers und Calvins Zeitgenossen waren! Dieß bitten wir, wohl zu beherzigen. —

Noch dürfen wir die gründliche, parteilose Schilderung nicht übergehen, welche uns Florim. Rämund von Calvin entworfen hat. Dieser Geschichtschreiber (eigentlich Richeom), geb. 1540, gest. 1602, früher ein Anhänger Beza's, und allgemein geachtet von den Gelehrten jener Zeit, verfaßte die Hist. de ortu hær., ein Werk, welches, — mehrmals aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt —, wegen seiner Reichhaltigkeit und Unparteilichkeit sehr geschätzt, auch selbst von Drélincourt belobt ward, und woraus alle Historiker häufig schöpften. In T. VII. p. 437. des gedachten Werks versichert uns Rämund, daß Calvin schon von früher Jugend an,

wegen körperlicher Schwäche und Beschwerden des Unterleibs, mäßig und enthaltsam lebte, daß er von ernster Gemüthsart, verschlossen, tiefsinnig und einsilbig im Umgange war, auch nicht selten Tage und Nächte ohne Schlaf und Nahrung, seinen Studien oblag. Die lateinische Sprache hatte er vollkommen in seiner Gewalt, und wußte sich gar zierlich darin auszudrücken. Seine Schreibseligkeit, sowohl im Briefwechsel als in gelehrten Arbeiten, war unbegrenzt; eben so unermüdet thätig zeigte er sich als Prediger, und es ist bekannt, daß er während 23 Jahren in Genf täglich, — ja des Sonntags oft zweimal —, die Kanzel bestieg, auch nebstbei noch wöchentlich drei öffentliche Vorträge über Theologie hielt; beredt war er übrigens keineswegs, und daher auch als Prediger nicht beliebt. Ueber die katholische Kirche lästerte er aufs heftigste, und spie Feuer und Flammen aus, indem er sie nur „das schamlose, verworfene, buhlerische, abgöttische Babylon“ hieß; auch der Könige und Fürsten verschonte er nicht, nannte sie Esel, dummes Vieh, Narren, welchen man nicht nur keinen Gehorsam schuldig sei, sondern ins Gesicht spucken soll, wenn sie wider Gott (d. i. wider die Orakelsprüche der Geistlichkeit in Genf) sich verbünden, oder dagegen auslehnen. So sagt er auch an einer andern Stelle: „Was die Jesuiten betrifft, — welche unsre größten Gegner sind —, muß man sie entweder morden, oder — wenn dieß nicht wohl thunlich ist — fortjagen, oder sie doch wenigstens durch Lügen und Verläumdungen zu Grunde richten.“ Diese Schilderung erscheint doch wohl um so glaubwürdiger, da sie Calvins rühmliche Eigenschaften mit gleicher Unparteilichkeit, wie seine Fehler, darstellt.

Nun kommen wir auf einen hochwichtigen Moment in dem öffentlichen Leben Calvins, nämlich seinen Antheil an der jämmerlichen Hinschlachtung Servets, zu sprechen, welcher wegen Bestreitung der göttlichen Dreieinigkeit und der Gottheit Jesu, im J. 1553 in Genf den Feuertod litt, — aus einem Grunde also, nach welchem man heutzutage berechtigt wäre, eine nicht unbeträchtliche Zahl des protestantischen Clerus ebenfalls zu verurtheilen! —

Fassen wir hier vorerst Calvins eigene Aeußerungen und Geständnisse ins Auge. An Willh. Farel schrieb er den 20. August 1553: „Ich hoffe, daß über Servet jedenfalls das Todesurtheil ausgesprochen werde.“ In seinem Brief an die Prediger in Frankfurt

vom 6. Sept. gl. J. erklärt er, daß durch seine Veranstaltung „der nichtswürdige, tolle Servet sei eingekerkert worden, und hoffentlich ehestens seinen Lohn empfangen werde.“ In gleichem Sinne schrieb er, wenige Tage nachher, an Sulzer, und fügt bei, „daß Servet, nach Buzers Meinung, lebendig zerrissen zu werden verdiente.“ Noch ist zu bemerken, daß Calvin bereits im J. 1546 an Farel geschrieben hatte: „Kommt Servet hieher, so werde ich all meinen Einfluß aufbieten, daß er nicht lebendig wieder entrinne.“

Nebst diesen eignen Aeußerungen Calvins, wollen wir auch noch diejenigen seiner nähern Freunde vernehmen, wodurch uns dann seine Handlungsweise um so anschaulicher und begreiflicher vorkommen wird.

Bullinger z. B., in seinem Brief an Calvin vom 14. Sept. 1553, sah in der Einkerkelung Servets die trefflichste Gelegenheit, „die Kirche vom Schandfleck der Ketzerei zu reinigen, und der ganzen Welt zu zeigen, daß Genf die verstockten Ketzer mit dem Schwert der Gerechtigkeit zu erreichen, und die Ehre Gottes dadurch zu bewahren wisse.“ Dieser Aufreizung folgte die beabsichtigte Wirkung auf dem Fuße nach. Die reformirten Regierungen von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen riethen, gestützt auf das Gutachten ihrer Geistlichkeit, zur äußersten Strenge; am heftigsten äußerte sich — wie Calvin selbst an Farel schreibt — die Regierung Zürichs, mit deren blutdürstiger Antwort Calvin höchlich zufrieden war, und Bullingern dafür in f. Br. vom 26. Nov. gar sehr belobt.

Buzers Meinung haben wir bereits oben vernommen.

Lud. Lavater, in der Lebensbeschreibung Bullingers, meldet: „Die Herren von Genff fragten die evangelischen stett in der Eidsgenossenschaft Rath, was sy mit dem Servet fürnehmen, und wie sy gägen ihn handeln soltend. Also ward einhelliglich geantwort: ein sömlicher schädlicher Mann wäre weger (besser, füglicher) tod denn läbendig.“

Selbst als die Unthat wirklich verübt war, empfeng Calvin noch die bündigsten Lobsprüche von Bullinger (Calv. epp. et resp. N. 173.) und von Melancthon (ibid. N. 187), welsch letztrer die Meinung ausspricht, daß die Kirche jetzt und immer, für die von Calvin dießfalls behaupteten Grundsätze, Dank schuldig bleibe, und daß durch den, über solch verruchtes Ungeheuer verhängten, schmachlichen Tod nur der Gerechtigkeit sei Genüge geleistet worden, welches

Beispiel auch von allen christlichen Obrigkeiten nachgeahmt zu werden verdiene. Auch in seinem Briefe ad Polonos vom Jan. 1556 billigte Bullinger die Hinrichtung Servets aufs vollständigste. S. J. C. Fuesslini Epp. ab Eccl. helv. Reform. scriptæ. Ep. LXXXII. §. 5.

Wer übrigens dieß ganze, schmachvolle Ereigniß gründlich und im Zusammenhange prüfen will, den verweisen wir auf die Geschichte Mich. Servets, von Mosheim, dem protestantischen Kanzler der Universität Helmstädt und Prof. der Theologie, berühmt als academischer Lehrer wie als Prediger und Schriftsteller, ausgezeichnet in der Homiletik und Kirchengeschichte, daher mit Recht „der Vater“ beider genannt, dem — auch von Gellert ungemein belobten — Verfasser des allg. Kirchenrechts der Prot., der heil. Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu, Sittenlehre der heil. Schriften u. s. w. Dieser Geschichte nun zufolge, war Calvin ganz unstreitig die Ursache des gewaltsamen Todes Servets, eines der tiefsinnigsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher — nach Arnolds Urtheil — an gründlicher Schriftkenntniß selbst dem Calvin merklich überlegen war. Dieser hatte ihn ins Gefängniß setzen, und durch seinen Schreibgehülfen, Nikl. de la Fontaine, auf Tod und Leben anklagen, bald hernach dann, durch seinen Bruder Anton, für diesen Kläger Bürgschaft leisten lassen; Calvin war es, welcher die peinliche Anklage von Fontaine selbst verfaßte, auch der gemäßigten Partei, die für Servets Rettung aufs äußerste bemüht war, sich eifrigst widersetzte, dem Syndik Perrin, — der sich am letzten Tage noch beim Rath verwendete —, heftig grollte, und in der Entrüstung sogar drohte, daß er, im Fall der Losprechung Servets, Genf selbst verlassen werde; Calvin endlich war es, welcher, vom Rath um seine Meinung befragt, erklärte, daß man keine gelindere, als die Todesstrafe anwenden könne. All dieses — sagt Mosheim — bezeugt theils Calvin selbst, theils hat von seinen geschicktesten Vertheidigern auch nicht Einer diese Umstände geläugnet, noch läugnen können.

Am Schlusse dieser Erörterung bleibt uns zu bemerken übrig, daß auch Hugo Grotius, geb. 1583, gest. 1645, dessen unsträflicher Charakter und tiefe Gelehrsamkeit noch von Niemand bestritten wurden, in seinem voto pro pace, die Schuld von Servets Hinrichtung ebenfalls unbedingt Calvins feindseliger Rachsucht bei-

mißt, und daß — wie Bayle in s. Lebensbeschreibung Calvins S. 248 meldet — nach Servets Hinrichtung, ein Buch unter dem Titel: „Treue Darstellung der Irrthümer Michel Servets, worin gezeigt wird, daß die Ketzer mit dem Tode zu bestrafen seien“, von Calvin selbst herausgegeben ward. In dieser Schrift, 1554 in französischer und lateinischer Sprache gedruckt, klagte Calvin bitterlich über Servets viele Freunde und Anhänger.

Uebrigens hätte allerdings — wie Calvin in einem seiner Briefe bestimmt erklärt — Servet durch eine Sinnesänderung leicht die Strafe von sich abwenden können, und in verschiedenen Verhören ward ihm dieses deutlich genug zu verstehen gegeben; Calvin selbst scheint eine solche Demüthigung seines Gegners gehofft zu haben; allein dieser wollte sein Leben nicht um so schimpflichen Preis erkaufen, sondern dasselbe lieber seiner Ueberzeugung zum Opfer bringen. Eine heldenmüthige Standhaftigkeit, welcher man erst nach seinem Tode volle Gerechtigkeit widerfahren ließ! „Wie gerne“, sagt ein Genössischer Geschichtschreiber neuerer Zeit, Sénéquier —, hätten wir mit unsern Thränen die Flammen gelöscht, welche den Unglücklichen verzehrten! und wie tief schmerzt es uns, daß unser Geständniß der, in der Person Servets, gegen die Menschlichkeit und Religion verübten Missethat, dieselbe nicht wieder gutzumachen vermag!“

Ueber Calvins Lehrsystem hat sich, schon unter seinen Zeitgenossen, manche verwerfende Stimme kund gegeben. Durch die Lehre, daß Gott die Quelle aller Sünden sei, empörte Calvin alle übrigen Religionsparteien wider sich. Alle Lutheraner Deutschlands vereinigten sich, um diese Lästerung zu widerlegen. S. Corvini corp. doctr. chr. „Diese Meinung — sagen sie — soll überall verabscheut und verflucht werden; sie ist eine stoische, für die Sitten zerstörende, eine abscheuliche und gotteslästerliche Sucht.“

„Diese Calvinische Irrlehre“, sagt Schlüsselberg, Superintendent und Gen. Insp. der Luth. Kirche in Deutschland, „raubt Gott die Ehre, und ist unter allen Irrthümern, im ganzen menschlichen Geschlecht, der verwerflichste. Nach dieser calvinischen Theologie wäre Gott der ungerechteste Tyrann, und Gott selbst wäre der Vater der Lüge, nicht mehr der Teufel.“

Heshusius in lib. de præs. corp. Chr. erklärt, nach genauer Entwicklung der Calvinischen Lehre, „daß sie nicht nur Gott zum

Teufel umgestalte, — welcher Gedanke allein schon erschrecklich sei —, sondern daß sie die Verdienste Jesu Christi gänzlich zernichte, daher ihre Anhänger bis in den Abgrund der Hölle verstoßen zu werden verdienen.“

Die falschen Meinungen Calvins über die Lehre von der Dreieinigkeit reizten gegen ihn den Eifer eines Mannes, der sonst seine Begriffe über die Sacramente und andere Punkte mit ihm theilte. „Welch ein Teufel, o Calvin!“ sagt Stancarus, n. 1501, m. 1574, de med. in Calv. inst. — „hat dich verleitet, dich mit Arius gegen den Sohn Gottes zu erklären.“ Und ebendas. o. 3: „Hüte dich, christlicher Leser, und besonders ihr, Prediger des göttlichen Worts, vor Calvins Büchern; sie enthalten nichts, als eine gottlose Lehre, und die Gotteslästerungen des Arius, gleichsam als wenn der, dem Scheiterhaufen entstiegene, Geist des Michael Servets vollständig in Calvin gefahren wäre.“

Calvin wollte nämlich die Dreifaltigkeitslehre ganz außer Umlauf gesetzt wissen. „Wir wollen, daß das Wort Dreifaltigkeit in Zukunft begraben sei.“ (Inst. I. C. 13. §. 5.) „Das Gebet zu der Dreifaltigkeit ist ein abgeschmacktes, ungereimtes und gefährliches Gebet; es riecht nach Barbarei, und ist profan.“ (Ep. ad Pol. 2.)

Unter den, im J. 1555 von der Bernerschen Geistlichkeit bestrittenen, Calvinischen Lehrsätzen, erscheinen folgende als die erheblichsten: „Der Mensch kann nur durch Gottes eignen Willen, nicht durch seine bloße Zulassung sündigen. (Inst. L. 1. c. 18.) Alle und jede Verbrechen sind der göttlichen Vorsehung allein beizumessen. (Dies will Calvin als ein theologisches Axiom angesehen wissen. Ebendas. L. 1. c. 16 — 18.) Hiervon sind auch Ehebruch, Mord und Straßenraub nicht ausgenommen. (Das. und L. 2. c. 4. L. 3. c. 23, 24.) Selbst die größte Ungerechtigkeit kann von den Menschen nicht aus eignem Vermögen, sondern einzig aus Antrieb des heiligen Geistes verübt werden. Nur der göttliche Wille ist Grundursache der menschlichen Verstockung. Die Ungerechten und Ruchlosen verrichten nicht ihr eigenes, sondern Gottes Werk. Wenn wir mit Vorbedacht, oder auch aus Zufall sündigen, so geschieht es aus Nothwendigkeit und nach dem Rathschluß Gottes. (Das. L. 1. c. 16.) Gott schuf den größten Theil der Menschheit zum Verderben und zur Verdammniß, durch die Allmacht seines Willens. (Das. L. 3. c. 22 — 24.) Nicht nur wurden die Menschen von Gott zur Verwerfung vorher-

bestimmt, sondern er beschloß auch die Ursachen ihrer Verwerfung; auch sah er nicht bloß Adams Sündenfall vorher, sondern er beabsichtigte auch denselben.“ (Das. L. 3. c. 23.) Kein Wunder, daß Berns Obrigkeit, bei der hierüber gepflogenen Erörterung, trotz aller Anstrengung Calvins, solche Lehrmeinungen mit fester Entschlossenheit verwarf, wie ihr Senatus-cons. v. 3. April 1555 an ihre Geistlichkeit, klar zeigt.

Und doch soll, — nach der Behauptung eines der neuern Biographen Zwingli's, S. Hess —, der Calvinische Lehrbegriff von dem Zwinglischen mehr in den äußern Formen, als im Wesentlichen abweichen!! — ?

Castalio (Chatillon), geb. 1515, gest. 1563, ein, wegen seiner Gelehrsamkeit und gemäßigten Gesinnungen sowohl, als seiner anspruchlosen Bescheidenheit und unbescholtnen Lebenswandels, sehr geachteter Mann, nach dem Zeugnisse Sénébiers — in f. hist. litt. de Genève — der Einzige, welcher den Servet in Schutz zu nehmen und in einer herausgegebenen Schrift die Todesstrafe der Sectirer, als ungerecht und zweckwidrig zu erklären, den Muth hatte, welcher dann aber auch, durch seine beharrliche Bekämpfung der Calvinischen Prädestinationslehre, sich den bittersten, unverföhnlichen Haß, Schmach und Verfolgung von Seite Calvins und seiner Anhänger zuzog; dieser Castalio nun schreibt in lib. de prædest. ad Calv.: „Jener Gott ist ein falscher Gott, der mit seiner Barmherzigkeit zögert, und hingegen mit seinem Zorn vorschneßel ist, der den größten Theil der Menschenkinder schuf, um sie zu Grund zu richten, und der sie nicht nur zu ihrer Verdammung, sondern auch selbst schon zur Grundursache ihrer Verdammung, zum Voraus bestimmt hat. Dieser Gott hätte also schon von Ewigkeit her diese Beschlüsse gefaßt! Er will, und er führt es auch wirklich aus, daß man das nothwendige Bedürfniß zu sündigen in sich trage, daß folglich alle Diebstähle, Todtschläge u. s. w. durch seinen Antrieb ausgeführt werden. Denn auf diese Art flößt er den Menschen verkehrte und entehrende Neigungen ein; er verhärtet ihre Gemüther, nicht bloß aus eigener Zulassung, sondern selbst mit Zwang und Gewalt, so daß also der Gottlose nicht sein eignes Werk, sondern Gottes Werk vollführt, und daß nicht mehr der Satan, sondern Calvins Gott der wahre Gott der Lüge sei.“

Dagegen spart auch Calvin seine Schmähungen gegen Chatillon nicht, indem er ihm sagt: „Kein Mensch hat es je im Stolz, in der Treulosigkeit und in der Unmenschlichkeit weiter gebracht, als du. Wer es dir nicht gleich auf der Stelle ansieht, daß du ein Betrüger, ein Narr, ein schamloser Ehniker bist, der ist ein Mensch, der nun einmal gar nichts versteht.“ Am Schluß dieser Antwort ertheilt er ihm noch den wohlgemeinten Segen: „Der Gott Saten verleih dir seine Ruhe. Amen. Genf 1558.“ (Wir bemerken hier beiläufig, daß Calvins Streitigkeiten mit Volfek, Castalio u. a. m. in der Ausgabe von 1565 der Biographie Calvins von Beza weit umständlicher erzählt sind, als in der lateinischen Ausgabe und in der ersten französischen.)

In einer, zu London im J. 1558, von den angesehensten englischen Theologen herausgegebenen Schrift (a Survey of the pret. holy disc. by Bancroft, dem Erzbischof von Canterbury, dem eifrigen Verfechter der Englischen, nun fortbestehenden Episcopalkirche gegen die Puritaner) werden Calvin und Beza als unduldsame, stolze Leute geschildert, die in offener Empörung ihre Kirche stifteten, und sie mit weit gehässigerer Grausamkeit regierten, als man so oft vormals den Päpsten selbst vorgeworfen habe.“ Die Verfasser betheuren vor dem allmächtigen Gott: „Unter allen Stellen der heiligen Schrift, welche Calvin, oder seine Schüler, zu Gunsten der Kirche von Genf oder England angeführt haben, finde man keine einzige, welche nicht ganz gegen den Sinn der Kirche, aller Väter, und der Apostel sei, so zwar, daß, wenn Augustin, Ambrosius, Hieronymus, Chrysostomus u. A. ins Leben zurückkehrten und diese Verstümmelung der heiligen Schrift sähen, sie sich höchlich verwundern müßten, wie je ein Mann, mit solch zügelloser Reckheit auf Erde erscheinen konnte, der es wagen durfte, auch ohne den mindesten Anstrich von Wahrheit, auf solche Art das göttliche Wort zu mißbrauchen, sich selbst, seine Leser und die ganze Welt zu bethören.“ Und nachdem sie fest erklären: „daß aus dieser Genfer Quelle eine vergiftete, empörende und catilinische Lektüre sich nach England verbreitet habe“, setzen sie hinzu: „Glücklich, tausendmal glücklich wäre unsre Insel, hätte nie ein Engländer, nie ein Schotte jemals einen Schritt nach Genf gethan, hätten diese nie einen Genfer Gottesgelehrten kennen gelernt.“

Wirklich gestund auch Calvin, oder rühmte sich vielmehr, daß sein System der Gnadenwahl allen Vätern der vier ersten Jahrhunderte gänzlich unbekannt sei. (Instit. L. 2. c. 2.) Gomarus und andre Jünger Calvins geben zu, daß die von ihnen erklärten Lehren ihres Meisters sich nicht im Evangelio vorfinden; und Melancthon gesteht ebenfalls in einem seiner Briefe, L. 3. ep. 126., daß die Lehre von dem allein rechtfertigenden Glauben, den alten Christen ganz fremd gewesen sei.

Ueber die Analogie der calvinischen Lehrsätze mit denjenigen der ältern Häretiker giebt Rivetus in s. Op. T. III. p. 2. merkwürdige Aufschlüsse, woselbst auch die triftige Bemerkung vorkommt: „Hätte Calvin einen strengen Lebenswandel geführt, so würde er zuverlässig in jenem ausschweifenden Zeitalter nicht solch zahlreichen Anhang gefunden haben. All seine Lehrvorträge zielten auf zügellose Freiheit, indem sie die sinnlichen Begierden aller Schranken entledigten.“

Als Südländer, war Calvin dem Luther an Scharfsinn weit überlegen, und wagte sich an die tiefsten Geheimnisse der christlichen Religion, indem er sogar die Allmacht, Gerechtigkeit und Liebe Gottes zu bekämpfen und zu widerlegen unternahm. Luthern schalt er einen heimlichen Papisten, und hielt es für besser gethan, einen neuen Grund der Kirche zu legen, als auf den, von Luther bereits gelegten Grund fortzubauen. Hinwiederum hieß Luther den Calvin „Antichrist“ und „zweiten Papst“, und ließ sogar in die Liturgie das Gebet einschalten: „Herr, unterdrücke die Türken, Papisten und Calviner!“ Im Verfolg zerstörte dann Calvin alles Alte, aus Ehrgeiz und vermessnem Uebermuth, wie Luther aus Nachgierd und boshafter Feindseligkeit. — Daß Calvin sich selbst für ein Orakel hielt, ergiebt sich aus s. Præfat. sup. Psal., wo er prahlt, daß er zum richtigen Verstand der heiligen Schrift weit mehr beigetragen habe, und ihm dießfalls mehr Ruhm gebühre, als allen Lehrern, die seit Beginn des Papstthums gelebt haben. In seinen öffentlichen Vorträgen gab er selbst sich für einen Propheten aus; und — nach dem Urtheil eines seiner gelehrten Zeitgenossen — nahm er seine schriftlichen Arbeiten nur dann vor, wenn sein Gemüth von Haß und Neid erfüllt war, so daß man behaupten konnte, seine Bücher seien — statt mit Dinte — mit Gift und Galle, wie einst die Gesetze

Drako's mit Blut statt Dinte geschrieben. Daher heißt ihn auch Rousseau — Lett. 3. de la mont. — „einen übermüthigen Trugkopf, der den geringsten Widerspruch als ein, des Feuertodes würdiges, satanisches Verbrechen erklärte und verfolgte, einen, unter der scheinheiligen Einfaltsmiene, Friede und Güte heuchelnden, aber Blut und Verderben im Herzen lechzenden Beloten.“

Nach Luthers Tod 1546 war Calvins Ansehen in Genf bereits so fest gegründet, daß er in den kirchlichen und bürgerlichen Verhältnissen fast unumschränkte Gewalt ausübte; in der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß nunmehr niemand weiter als Gegner gegen ihn aufzutreten sich getrauen werde, warf er sich dann zum Haupt einer eignen Partei auf, in welcher Stellung er auch durchaus nicht die mindeste Widerseßlichkeit sich gefallen ließ. Ja Drélincourt selbst gesteht, — was auch von Stapleton bestätigt wird —, daß er sich nach seiner Rückkunft in Genf, sehr bald alle geistliche und weltliche Obergewalt zu verschaffen wußte, und mit unbeschränkter Willkühr die Einwohner und ihre Regierung beherrschte.

Daß übrigens dieser große Reformator nicht frei von Wankelmuth und Unbeständigkeit war, dafür liefern uns seine Vereinigungs-Notelen merkwürdige Belege. So heißt es dort z. B.: „Wir halten des Herrn Abendmahl für ein groß Wunderwerk, das weit über die Natur und aller Menschen Verstand ist.“ Und über Eph. cap. V. schreibt er: „Die Leute plagen und martern sich vergeblich, wenn sie wollen mit ihrem fleischlichen Verstand begreifen, auf was Maß und Weise Christus im heil. Nachtmahl gegenwärtig sei. Derhalb sind dieß unzeitige Leute, die in diesem Artikel nicht mehr wollen glauben, als sie mit ihrer Vernunft können begreifen. Aber ich muß bekennen, daß ich mich über dieß große Geheimniß nicht genugsam kann verwundern. Und ich schäme mich nicht solcher meiner Verwunderung, mit dem heiligen Apostel Paulus meine Unwissenheit zu bekennen; denn dieß ist ja viel besser, daß ich die Schwachheit meines Verstandes gering achte, dieweil es Paulus für ein groß Geheimniß hält. Und das lehrt uns die Vernunft; denn alles, was über die Natur ist, das ist auch über unsern Verstand.“

Noch bleibt uns ein, vielfach besprochener und bestrittener Moment aus Calvins Lebensgeschichte zu erörtern übrig; wir meinen die Anschuldigung des Brandmals; wobei dann hauptsäch-

lich Volfes's Glaubwürdigkeit in Frage kommen muß, nachdem es in der That kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß Laingäus, Lessius, Beyerling, Briger, Gualterius, Schlüsselberg, Richelieu, und viele andre nach ihnen, lediglich aus dieser Quelle schöpften. — Daß aber Beza gerade diesen Punkt mit Stillschweigen übergieng, rechtfertigt wohl den Vorwurf Cénébiers, welcher — obschon sein entschiedner, eifrigster Lobredner — ihn dennoch (in hist. litt. de Genève, I. 183.) „vielfacher Ungenauigkeit“ beschuldigt.

Hieron. Volfes nun behauptet in *f. Hist. de la vie de Calvin*, Lyon 1577 — welche auch ins Lateinische, Deutsche und Holländische übersetzt ward — allerdings aufs feierlichste seine Unparteilichkeit, verwahrt sich gegen alle Vorwürfe leidenschaftlicher Abneigung gegen Calvin, findet sich nur durch Beza's unmäßige und lügenhafte Lobhudelei Calvins zu seinem Schritte bewogen, und ruft Gott, die Heiligen, und alle Menschen zu Zeugen seiner Wahrhaftigkeit und seiner gewissenhaftesten Darstellung an; er meldet die Gründe, warum er die Herausgabe dieser Schrift so lange verschoben habe, sieht die Verfolgung voraus, welche sie ihm zuziehen werde, — nachdem er schon in dem, zu Genf 1552 abgehaltenen, Concil als entschlossenster Gegner von Calvins Irrlehre aufgetreten war; er laßt Calvins guten Eigenschaften volles Recht angedeihen, schildert aber, in umständlichen Zügen und Beispielen, seine Unduldsamkeit, unbegränzte Rachsucht, Heuchelei, Ehrgeiz, Ränkesucht u. s. w.; er übergiebt auch diese Schrift, bei Lebzeiten Beza's, der Oeffentlichkeit, um diesem Gelegenheit zur Widerlegung zu verschaffen, indem er jedoch schon in der Vorrede bemerkt, daß derselbe wohl schwerlich, ihn Lügen zu strafen, auch nur versucht sein dürfte. Der fünfte Abschnitt der Lebensbeschreibung enthält dann die ganz ausführliche, mit allen geschichtlichen Umständen erzählte, Anschuldigung der Sodomiterei, wobei er sich auf eine, von ihm selbst eingesehene, in gerichtlicher Form ausgefertigte, und mit den angesehensten Unterschriften bekräftigte, Urkunde beruft, zufolge welcher die, durch sein Vergehen verwirkte, Strafe des Feuertodes, auf Fürbitte seines Bischofs, in Brandmarkung gemildert ward. Volfes hatte auch, — was wir nicht verschweigen dürfen —, noch ein Jahr vor seinem Tode, 1584, bei Herausgabe der Lebensbeschreibung Beza's, heilig behauptet und Gott zum Zeugen angerufen, daß er in *f. vita Calvini* vom J. 1575 nur die Lügen Beza's

auf's gewissenhafteste enthüllt und die strengste, genaueste Wahrheit bekannt gemacht habe.

Gegen diese Beschuldigung nun, ward Calvin hauptsächlich von seinem Biographen, Charles Drélincourt, Prediger bei der protestant. Gemeinde in Paris, geb. 1595, gest. 1669, auf's entschiedenste in Schutz genommen, und Volfek von diesem als erbitterter Feind, als boshafter Lügner und Verläumder Calvins erklärt. Verdient nun gleich Drélincourts Schrift, vom ersten bis zum letzten Blatt, eher den Namen einer Apothese, als einer wahrhaften Biographie, da er sich fast buchstäblich an Beza hielt, welcher in Calvin nur einen wahren, untrüglichen Propheten Gottes, das glänzendste, vom heiligen Geist überall und immerdar erleuchtete, Weltlicht sah; so sind doch in der That einige, von ihm angeführte, nachher auch von Sénébier und Bayle aufgenommene, Umstände nicht außer Acht zu lassen. So z. B. ist es immerhin auffallend, daß Volfek diese Anschuldigung erst im Jahr 1577, also 43 Jahre nachdem Calvin von Noyon sich entfernt hatte, veröffentlichte; daß er in einem frühern Zeitpunkt stille geschwiegen, — wo man doch dem verhassten Calvin so gern würde einen Streich gespielt und jene Brandmarkung, laut und überall, in allen Sprachen würde verkündigt haben, — ferner daß Volfek von jener Urkunde weder Datum noch Unterschriften und Zeugen benannte. Ueberdies ist zu berücksichtigen, daß Berthelier, — auf welchen sich Volfek dießfalls beruft —, obgleich von einer der vornehmsten Magistratspersonen, dem Syndik Perrin, gegen Calvins allgewaltige Rachsucht in Schutz genommen, dennoch durch des letztern Machtgebot im J. 1552 war excommunicirt worden; hätte nun derselbe damals um diese Brandmarkung gewußt, so würde er doch wohl ohne Zweifel sie gegen Calvin geltend gemacht, und keineswegs verschwiegen haben. Auch andre, zu jener Zeit in Genf auf's heftigste von Calvin verfolgte Gegner, Blandrata, Uciat, Gribaldus u. s. w. ließen kein Wort von Gegenbeschuldigung verlauten, wodurch sie doch dem Calvinismus den empfindlichsten Schlag hätten versetzen können.

Auch Maimburg wollte dieser Anschuldigung keinen Glauben beimessen, und selbst Barilla, — welcher doch der Schrift Volfeks erwähnt, aber wenig Gewicht darauf legt —, berührt jenen Umstand nicht; ja sogar Florim. Räm und äußert starke Zweifel, und hält Volfeks Angabe für unzuverlässig. Papius Maffo erzählt

zwar in seiner Biographie viel Schlimmes von Calvin, gedenkt aber dieses Brandmals nicht, und hält auch die Vorwürfe von Unsitlichkeit gegen Calvin überhaupt für ungegründet.

Unter solchen Umständen dürfte wohl die Muthmaßung nicht allzu gewagt erscheinen, daß in dieser Angelegenheit eine Namensverwechslung dürfte stattgefunden haben, indem es satksam erwiesen ist, daß lange nach der Entfernung Calvins von Noyon, im J. 1550, ein anderer Jean Calvin — Vicar — zu heimlicher Staupbesenstrafe war verurtheilt worden (*d'être fustigé sous la custode*). Hauptsächlich aber ist zu bemerken, daß ein älterer Bruder Calvins — Carl — Priester und Caplan, ein — gleich seinem Vater Gerhard Cauvin — als überaus heftiger Gotteslästerer sehr übelberücktigter Mann, im Bekenntniß der neuen Lehre und mit Verschmähung der letzten Tröstungen der katholischen Religion — im Jahr 1536 — gestorben war, und wegen seines gegebenen Vergernisses, nächtlicher Weile unter dem Hochgericht begraben wurde. Diese Angabe bestätigt auch Pap. Masso; Drélincourt stellt sie ebenfalls nicht in Abrede, und fügt vielmehr bei, daß solch schimpfliche Bestattung diesem hochseligen Mann nur zu großem Ruhm und Ehre habe gereichen können, indem auch Christus selbst den Missethättern sei gleichgeachtet worden. (!)

Hinwiederum haben sich mehrere, angesehene Schriftsteller über diesen Gegenstand, ganz entschieden zum Nachtheil Calvins ausgesprochen.

Edmund Campian, geb. 1540, der nach dem Urtheile beider Parteien sanfte, bescheidne, gelehrte, liebenswürdige Mann, und berühmte Historiker, — von Drélincourt selbst einer der größten und gelehrtesten Theologen seines Zeitalters genannt, — welcher zu London im J. 1581 seine religiöse Ueberzeugung mit dem Martirerthod besiegelte —, spricht, als von einer, in ganz England bekannten Thatsache, „daß Calvin gebrandmarkt worden, und aus Frankreich geflohen sei“; worauf der berühmte Whitaker einzig zu erwiedern wußte, daß solches ja auch dem heiligen Paulus und Andern widerfahren sei.

Thomas Stapleton, geb. 1535, gest. 1598, einer der ersten Controversisten seiner Zeit, dessen Werke von Duperron, Bellarmin und Whitaker, dem eben genannten protestantischen Theologen von Cambridge, sehr belobt und häufig benützt wurden, spricht von

jener Begebenheit in ganz zuversichtlichen Ausdrücken: „Noch heutzutage werden in der Stadt Noyon, in der Picardie, Acten und Chroniken vorgezeigt, aus welchen ersichtlich ist, daß dieser Johann Calvin, der Sodomie überwiesen, aus besondrer Gnade des Bischofs und der Obrigkeit, nur auf dem Rücken gebrandmarkt worden, und die Stadt verlassen habe. Auch konnten die angesehensten Männer aus seiner Verwandtschaft, welche noch am Leben sich befinden, bisher nicht auswirken, daß dieß Denkmal jener Schandthat, welche seiner ganzen Familie zum Schimpf gereicht, aus den bürgerlichen Protocollen von Noyon gestrichen würde.“ Wir machen hier zugleich auf den, nicht unwichtigen Umstand aufmerksam, daß diese Nachricht von einem Manne herrührt, welcher nicht nur in der Nähe von Noyon, nämlich in Douai, St. Amand und Louvain, lebte, sondern auch den guten Eigenschaften Calvins, — seiner Gelehrsamkeit, seinem Scharfsinn und Arbeitsfleiß —, volle Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen. (S. Stap. Opp. T. IV. im Prompt. Cath. Sabb. Held. III. Quadrag.)

Beyerlink, geb. 1578, gest. 1627, Verfasser des *Theatr. magn. v. hum.* 8 Vol. Fol., sagt über diesen Gegenstand: „Calvins Brandmal wird von seinen Anhängern zwar kurzweg geläugnet, aber von den Katholiken ganz beharrlich behauptet; und gewiß haben es diese letztern doch nicht aus der Luft gegriffen, oder in ihrem Hirn ausgebrütet, sondern sie stützen ihre Behauptung auf ansehnliche Schriftsteller, und auf die, während achtzig Jahren fortbestandene, allgemeine Sage.“ Am Schlusse seiner Darstellung macht er noch auf den, allerdings sehr erheblichen Umstand, aufmerksam, daß Calvins Schüler niemals Widerspruch erhoben, noch je eine Verläumdungsklage gegen Volfek anhängig gemacht haben.

Auch den berühmten Namen: Richelieu du Pleffis, geb. 1585, gest. 1642, finden wir unter denjenigen, welche das Brandmal Calvins für ausgemacht halten. In *s. meth. pour conv.*, einem vortrefflichen Werke, dessen Gründlichkeit, Milde und Mäßigung selbst von seinen Gegnern als musterhaft anerkannt werden, betrachtet er als einen wesentlichen und auffallenden Beweis für die Wahrheit jener Beschuldigung, den Umstand, daß von Seite der Genfer Geistlichkeit keine Rechtfertigung noch Widerlegung erfolgte, auch der Bericht Bertheliers nicht in Abrede gestellt wurde,

während damals doch, mehr als je, die schreibseligen und streitlustigen Geister, auf dem Taumelplatz der Polemik sich zu befehlen pflegten.

Eben dieser Meinung hatte auch Porter, der englische Theolog und Geschichtschreiber, in seinem 1693 herausgegebenen Syst. deocr. dogm. beigeppflichtet; und unter den neuern Schriftstellern haben wir noch den berühmten Mosheim — von welchem schon oben die Rede war — anzuführen, indem er in seiner Vorrede zur Geschichte Servets diese Schrift Volsels nichts weniger als ungünstig beurtheilt. Zudem ersehen wir aus Calvins eignen Berichten, daß Volsel bei angesehenen Männern in Gunsten stand, und daß ihm z. B. auch J. de Bourgogne, Herr zu Salais und Bredam, — ein früherer Gönner und Freund Calvins —, ungemein zugethan war.

Noch gedenken wir hier, und zwar nur um der Vollständigkeit willen —, der überaus selten gewordenen, selbst dem, so fleißigen Forscher Bayle, sowie Jurieu und Barlhuyzen unbekannt gebliebenen, dem Magistrat in Brüssel zugeeigneten Schrift: *Posthumum Calvini stigma*, Bruxellis 1611. 301. S. in 8. — mit. einem griechischen Anhang —, für deren Verfasser L. Lessius gehalten wird; einer Schrift, welche übrigens allzusehr die heftigste, feindseligste Leidenschaft zur Schau trägt, als daß wir sie den glaubwürdigen Geschichtsquellen beizählen möchten.

Mit gewissenhafter Unparteilichkeit haben wir nun, in möglichst gedrängter Kürze, den Hauptumriß von Calvins Leben und Thaten dargestellt. So war dieses großen Welt- und Kirchenlichts Sanftmuth, Liebe, Mäßigung, Demuth und Würde beschaffen! So sprach aus ihm der Geist göttlicher Weisheit und Milde! Dieß ist der Mann, in welchem ein neuerer protestantischer Schriftsteller (J. G. Müller in f. Denkw. aus der Gesch. der Ref.) „einen der größten Denker, Theologen und Staatsmänner, den Solon des Genferschen Freistaats“ zu verehren, und an einer andern Stelle ihn „den Lykurg der Republik Genf, eine wahre Römerseele, in politischen Geschäften nicht minder groß als in kirchlichen“, zu nennen sich nicht entblödet. Ganz anders urtheilt freilich Maimburg, welcher gesteht, „daß Calvin allerdings, als Urheber der Häresie in seinem Vaterland, und alles namenlosen, durch die Hugenottenkriege nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts entstandnen Unheils, damals nur mit Abscheu und Verwünschung in ganz Frank-

reich genannt wurde.“ Und überdieß erhehlt aus Calvins eignen Briefen vom Jahr 1554 — in Cénébiers Hist. litt. de Genève — daß sein Zerstörungswerk ganz und gar nicht allgemein von seinen Zeitgenossen belobt ward. So schreibt er z. B.: „Wahrlich, Servet, Westphal und andere ihres Gleichen haben mir weit weniger zu schaffen gemacht, als meine heimatlichen Feinde, deren Menge unzählig, und ihr Groll gegen mich unaustilgbar ist; dürfte ich wählen, so würde ich mich lieber Einmal von den Papisten verbrennen, als so ohne End und Ziel von meinen nächsten Nachbarn herumreißen lassen.“

So wird es dann auch leicht begreiflich, daß, — wie Beza und Drélincourt melden, und Calvin an Farel schrieb —, nach einem, zu frühzeitig ausgestreuten, Gerüchte von Calvins Ableben, eine öffentliche, kirchliche Feier in seiner Geburtsstadt Noyon gehalten ward, um dem Himmel für diese Wohlthat Dank zu erstatten.

Die nähern Umstände seines, 1563 erfolgten Todes werden von Beza und Vossius in schroffstem Gegensatz erzählt, indem jener sie nicht erbaulich und anziehend genug auszuschmücken weiß, dieser hingegen — sowie Beyerlinck und Gualterius — das, in jeder Hinsicht kläglichsie und bedauerlichste Bild davon entwerfen.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß Calvin sich ursprünglich auf das Studium der schönen Wissenschaften, der Rechtsgelehrsamkeit und Sprachkunde verlegt hatte, dann aber, schon im sechs und zwanzigsten Jahr, seine bekannten institut. relig. ehr. herausgab, folglich noch eher zu dogmatisiren begann, als er sich mit dem Studium der Theologie ernstlich befaßt hatte.

Ein vollständiges und kritisches Verzeichniß von Calvins Schriften findet sich in Ziegenbeins Leben Calvins und Bezas, wobei wir noch bemerken, daß jene Schriften öfters — nach der Uebung jener Zeit — unter eingebildeten Namen (Caldarius, Meun, Charles de Happeville oder Happeville, mitunter auch Lucanus) von ihrem Verfasser herausgegeben wurden.

*

Einen treueisrigen Gehülfen fand Calvin, in der Person seines nachherigen Biographen, des auch als eleganter lateinischer Dichter bekannten, Theodor v. Beza, geboren zu Bezelay in Burgund 1519, gest. 1605.

Vernehmen wir auch über diesen Hauptbeförderer der Reformation, die glaubwürdigen Zeugnisse angesehener Zeitgenossen.

Der protestantische Professor in Stralsund und Doctor der heiligen Schrift, Schlüsselberg, dessen wir bereits oben erwähnten, und welcher bei den Lutheranern sehr in Gunsten steht, erklärt in f. Theol. Calv. L. 2: „Beza entwirft uns, in seinen Schriften, das lebendige Bild von jenen unwissenden und groben Menschen, welche ihre Zuflucht zu Beschimpfungen nehmen, oder von jenen Publicanen, die auch am Ende nichts anders thun, als lästern. Auf eben diese Art schüttet dieser schändliche, von lauter Kunstgriffen und Gottlosigkeiten zusammengesetzte Mensch, gleich einem eingefleischten Teufel, seine satyrischen Gotteslästerungen aus.“

Ebenderfelbe bezeugt, er habe 23 Jahre seines Lebens darauf verwendet, um 220 Schriften der calvinischen Secte zu lesen, und unter all diesen habe er auch nicht eine einzige gefunden, wo die Beschimpfungen und Gotteslästerungen so sehr aufeinander gehäuft waren, als vorzüglich in denjenigen dieses wilden Thiers. „Wer aber daran zweifeln wollte, — fährt er fort —, der soll nur seine berücktigten Dialogen gegen den Doctor Heshufius lesen. Man würde nie glauben, daß sie aus der Feder eines Menschen geflossen seien, wohl aber, daß der Belzebub selbst sie geschrieben habe. Ich müßte mich schämen, alle die gräßlichen Gotteslästerungen zu wiederholen, womit dieser garstige und atheistische Mensch, mit einer eckelhaften Mischung von Gottlosigkeit und Nartheit, den ehrwürdigsten Gegenstand besudelte. Wahrscheinlich hat er seine Feder in eine höllische Dinte eingetaucht.“

Der Lutheraner Heshufius, geb. 1526, gest. 1588, schreibt von ihm: „Wen sollte die unglaubliche Schamlosigkeit dieses Ungeheuers nicht in Erstaunen setzen, dessen unflätiges und schändliches Leben, durch seine, mehr noch als cynische, Epigrammen, in ganz Frankreich bekannt ist? Nicht nur hat er die Jugend, durch unerlaubte Liebschaften, sinnliche Ausschweifungen und andre Schandthaten, auf Abwege gelockt, sondern auch dergleichen Frevel selbst, durch Schriften und Lieder, in Umlauf gebracht, ja sich auch hierauf noch viel zu gut gethan. Und dennoch, wenn man ihn reden hört, würde man sagen, er sei ein heiliger Mann, ein zweiter Hiob, oder ein Eremit; so sehr weiß er überall seine

Eingezogenheit, Berufstreue, Sitteneinfalt und unsträfliche Lebensart anzupreisen.“ (Dagegen heißt hinwiederum Beza diesen Gegner einen „Affen, groben Esel, Hund, unverschämten leichtfertigen Buben, unflätigen Lästler“ u. s. w.)

Ein, nicht weniger ungünstiges Bild entwirft von ihm Matth. Launäus (de Launoy), geb. 1603, gest. 1678, welcher, sowie Beza, dem von Catharina von Medicis, als Vormünderin Karls II., veranstalteten Religionsgespräch in Poissy, bei Versailles, im Jahr 1561 beigewohnt hatte. Dieser schreibt: „Nachdem Beza sich mit allen Schandthaten besudelt und solche, durch seine eignen Gedichte, noch der Welt kundgemacht hatte, verführte er auch das Weib eines Nachbarn, und suchte mit ihr sein Heil in der Flucht, betrog aber vorher noch die Bauern, indem er seine Einkünfte, schon zum vorhinein, in Empfang genommen hatte. Diese Angelegenheit gab uns beim Colloquium viel zu schaffen, indem eine Wittwe mit ihren Kindern dorthin kam, um von Beza eine, ihr entfremdete Geldsumme zurückzufordern, worüber mir selbst die Verhandlung aufgetragen wurde.“

Florim. Rämundus (welcher ihn persönlich sehr wohl kannte, ihn oft predigen hörte, und bisweilen ihn, zu Pferd, mit dem Schwert umgürtet, den Prinzen Ludwig v. Bourbon Condé begleiten sah) entwirft von ihm folgende Schilderung: „Beza war beredt, emsig, entschlossen, in der griechischen und lateinischen Litteratur sehr bewandert (daher er auch, auf Calvins Betrieb, als Professor der griechischen Sprache an der Academie in Lausanne, — nachher als Professor der Theologie —, angestellt ward), zur Dichtkunst, sei es in lateinischer oder französischer Sprache, gleichsam geboren. Seine Gedichte, 1548 gedruckt, sind aber meist schlüpfrigen, unzüchtigen Inhalts, indem er den Catull und Tibull selbst noch hierin übertraf. Sein Idol — Candida — (eigentlich Claudia, das von ihm entführte Weib eines Handwerkers in Paris) ist nur allzubekannt; überhaupt fand er großes Vergnügen am Umgang mit dem andern Geschlecht.“

In einer, von ausgezeichneten Gelehrten Polens 1565 herausgegebenen, Schrift wird von Beza behauptet, „daß er sein ganzes Leben in liederlichen Schlupfwinkeln und Garfküchen, mit Dirnen zubrachte.“ Er wird zugleich als „ein, in allen Schändlichkeiten geübtes, verworfenes Ungeheuer“ dargestellt.

Volsels Zeugniß über Beza dürfte wohl um so mehr Beachtung verdienen, da er seine Hist. de la vie de B. schon im Jahr 1577 schrieb, während Beza erst im Jahr 1605 starb — (spätere Ausgaben, in lateinischer und deutscher Uebersetzung, sind von 1580, 1582, 1585 u. 1589), und zwar in der, klar ausgesprochenen Absicht, damit sich Beza gegen die, darin enthaltenen Unschuldigungen, manigfaltiger und schwerer Schandthaten, zu rechtfertigen versuchen möchte, wozu auch die Verleger selbst allen Vorschub zu leisten sich, ganz ausdrücklich noch, anheischig machten. Uebrigens richtete Volsel seine Schrift unmittelbar an die Regierung in Genf, wo damals Beza sich aufhielt, und beruft sich zugleich auf den Umstand, daß er schon im Jahr 1552, in der Kirche zum heil. Petrus daselbst, die Irrlehre Calvins und Beza's öffentlich widerlegt, und seinen Gegner zurechtgewiesen habe. (Es ist bekannt, daß in jener Synode, Calvin sowohl von Volsel, als von dem gelehrten Theologen Zebedäus in Noyon, gewaltig in die Enge getrieben ward, und daß von diesem erlittenen Schimpf, sich hauptsächlich Calvins Groll und Rachsucht gegen Volsel herschrieb.) Wohl hatten Bs. Freunde ihn von dieser Arbeit abwendig zu machen gesucht, indem sie ihm vorstellten, daß er nur den Haß und die Verfolgung dieser Partei sich zuziehe, und daher besser thun würde, sich in solchen Streit gar nicht zu mischen; allein Volsel äußerte sein festes Vertrauen auf den göttlichen Beistand, der ihn oft schon gegen diese Feinde geschützt habe. Es wäre zu weitläufig, hier alle Beschuldigungen auseinanderzusetzen, welche Volsel übrigens, durch die genaueste Angabe der persönlichen und örtlichen Einzelheiten, zu begründen nicht unterließ. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß Volsel, förmlich und feierlich, die schwärzesten Verbrechen jenem, damals in Genf, als Calvins Nachfolger, allgewaltigen Manne, zur Last legte, und daß er die dortige Regierung zu strenger Untersuchung dieser seiner Klagepunkte (in nomine Dei instituta cohortatione) ermahnte.

Mit solch bedenklichen Unschuldigungen erklärte sich auch der gelehrte Heinr. Pantaleon in Basel, geb. 1522, gest. 1595, welcher Volsels Biographie (1584) aus dem Französischen ins Lateinische übersehte, einverstanden, indem er zugleich Beza alles Ernsts zur Widerlegung aufforderte.

Auch Richelieu in s. meth. p. conv. L. 2. c. 10. versichert, daß Beza's eigne Mitarbeiter am Reformationswerk, ihn „den Schand-

fleck Frankreichs, einen Sodomiten, der Simonie und allen Lastern ergebenen Mann“ hießen.

Mézeray, einer der freisinnigsten und achtungswerthesten Historiographen Frankreichs, geb. 1610, gest. 1685, in *f. hist. de France* III. p. 64. schildert ihn als den verworfensten Menschen, und beharrt fest darauf, daß die Klage wegen Sodomie auf ihm gelastet habe, und wirklich von dem Parlament in Paris verhandelt worden sei; — eine Beschuldigung, welche dann auch von sehr vielen, spätern Geschichtsschreibern — wie so oft zu geschehen pflegt — auf Treu und Glauben wiederholt ward. Indessen urtheilte auch Maimburg schon in gleichem Sinne über Beza, er, der doch hinsichtlich Calvins so behutsam sich gezeigt hatte, um ja kein Unrecht ihm zuzufügen. Dagegen aber dürfen wir nicht verschweigen, daß Beza diese beiden Anklagen, nämlich der Sodomie und der Entführung jener Claudia, beharrlich widersprach (*S. Apol. alt. ad Cl. de Xaintes*, Op. T. II. p. 359.), und feierlich seine dießfallige Schuldlosigkeit betheuerte, die Gegner hingegen keine Beweise beizubringen vermochten.

Was die, von Volskel, Heshusius und Rämund erwähnten Gedichte betrifft, so kann dießfalls Beza in der That, von dem Vorwurf einer wahren Erotomanie, nicht freigesprochen werden; seine Epigramme an und über seine Candida und Audibert, liefern hiefür schlagende Beweise (s. die, höchst selten gewordene, unverstümmelte Originalausgabe seiner Gedichte, Lutetiae 1548 ex officina Roberti Stephani, p. 82 — 86.), wobei jedoch nicht außer Acht zu lassen ist, daß Beza sie in seinem zwanzigsten Jahre verfaßt, daß er nachher diese Verirrung seines jugendlichen Leichtsinns, in Briefen an seinen Lehrer Wollmar, aufs tiefste bereut und verwünscht, und in allen spätern Ausgaben seiner Gedichte, jene, allerdings höchst anstößigen Epigramme ausgemerzt hatte. —

Noch finden wir zu bemerken, daß Beza, nach Calvins Ableben, im Jahr 1563, demselben in allen Aemtern nachfolgte, und daß er, wenige Monate nach dem Tode seiner Gattin, im Jahr 1588 — folglich in seinem siebzigsten Lebensjahre — noch seine junge Sunamite heirathete.

*

Bermilius, welcher bei der Taufe den, in Italien sehr geschätzten, Namen des heiligen Petrus Martyr erhalten hatte,

geb. 1500, gest. 1562, Augustiner-Ordensmönch, kam in früher Jugend aus seinem Geburtsort Florenz nach Brescia, wo er schon im zwanzigsten Jahre Doctor der Theologie ward, und dann, als ausgezeichnete Kanzelredner, in den berühmtesten Städten Italiens großes Aufsehen erregte, wodurch er aber auch zu Spott und Uebermuth verleitet ward. Nach Rāmunds Zeugniß war er ein ungemein schlauer und scharfsinniger Mann, in jedem Fache der Wissenschaften all seinen Amtsgenossen, — ja in Hinsicht der Sprachkunde selbst dem Calvin, welcher ihn *Miraculum Italiae* hieß —, überlegen. Mit Ochino, den er in Florenz kennen gelernt hatte, wegen Freigeisterei verfolgt, flüchtete er sich nach Genf. Beim Tode Heinrichs VIII. begaben sich beide, vom Erzbischofe Crammer von Canterbury berufen, nach England, wo sie hauptsächlich das Reformationswerk, unter des jungen Eduards kurzer Regierung, — wie wir im Verfolg sehen werden —, betreiben halfen, nachher aber von der Königin Maria des Landes verwiesen wurden. Im J. 1556 ward Peter Vermigli, an des verstorbenen Kürschners (Pellikans) Stelle, von Straßburg, als Professor der Theologie, nach Zürich berufen, wohnte, nebst Beza, dem — erfolglosen — Colloquium in Poissy bei, und starb in Zürich im J. 1562.

*

Martin Bucer — eigentlich Kuhhorn — geb. 1491 in Schlettstatt, hatte in seinem dreißigsten Jahr den Dominikaner- oder Prediger-Orden verlassen, und sich, in Folge mehrerer, mit Luther in Worms gehabter Unterredungen, zu Franz von Sickingen in Straßburg begeben. Er stund im Rufe eines starken Philologen, und war ungemein bewandert in dem Lutherischen und Zwinglischen Lehrsystem. Anfänglich dem erstern zugethan, bekannte er sich im Verfolg zu letztem, welches er auch beim Colloquium in Marburg vertheidigte, — wie wir aus seinem „Arbogast“ sehen. Vergeblich hatte er aus allen Kräften sich bemüht, die Fehde zwischen Luther, Melancthon und Zwingli zu vermitteln, deren Controversen er als Logomachiam (spitzfindige Wortflauberei) betrachtete. Nach Zwinglis Tod, erwarteten dessen Anhänger seinen Abfall, da er an Bullinger und Leo Juda schrieb, daß die Lutherische Meinung ihm besser einleuchte. Den Streit wegen der Abendmahllehre wollte er nie berührt wissen, da solcher ihm zu eiglich schien, während Bullinger (Comment. sup. Math.) immer darauf antrug und wünschte,

daß man über diesen Punkt (der wirklichen Gegenwart des Leibes Christi im Altarssakrament) jeden frei glauben lasse, was ihn gut dünke. Unter Edwards Regierung gieng er, in Peter Vermils Begleit, nach England, und starb wenige Jahre nachher, als Lehrer der Theologie, in Cambridge 1551. — Bei der unglücklichen Johanna Gray war er in solcher Achtung gestanden, daß sie, in ihren Briefen an Bussinger, ihn *Patrem sanctissimum* hieß. Nach Bayles Urtheil war er nicht so fast wankelmüthig, als überaus friedliebend (daher von beiden Theilen angefeindet), und äußerte oft seine tiefe Betrübniß, daß sich die Lutherischen und Zwinglischen, während dreißig Jahren, nicht über den heiligsten Punkt der Abendmahlslehre zu verständigen vermochten. Lavater und Simler hingegen werfen ihm zweideutiges und arglistiges Benehmen vor. Hubert hatte eine Gesammtausgabe seiner Schriften in X Folianten beabsichtigt, wovon aber nur der erste, Basel 1577, erschien, der zu den größten Seltenheiten gehört.

*

Peter Dhin, Generalvicar der Capuziner, geb. 1487, gest. 1564, war berühmt, sowohl durch die Strenge seiner Lebensart, als durch sein ausgezeichnetes Rednertalent; in letztrer Hinsicht genoß er solchen Ruf, daß er allgemein für den besten Prediger von ganz Italien gehalten ward, indem er durch Haltung und Anstand, wie durch Wohl laut der Stimme und eine bewunderungswürdige Beredsamkeit, alle Zuhörer bezauberte, auch um so mehr Eindruck machen mußte, da sein Wandel mit der Lehre übereinstimmte. Bald verließ er dann Italien, trat aus seinem Orden, und begab sich, in Gesellschaft des Peter Martyr, nach der Schweiz, wo er mit der Zwinglischen Secte sich näher verband.

Beza schrieb von ihm an Didotius: „Dhin wurde ein unzüchtiger Bösewicht, ein Beschützer der Arianer, ein Spötter Jesu Christi und seiner Kirche.“ (Welch letzteres auch Melancthon bestätigt.) Freilich hat Dhin von den Genfern und Zürchern auch nicht viel besser gesprochen; denn in seinem Dialog, gegen die Secten der irdischen Götter, äußert er sich ohne Rückhalt: „Diese Leute wollen, daß man alles, was sie in ihrem Hirn ausbrüten, für Glaubensartikel halten soll, und jeder, der sich ihnen nicht anschließt, soll ein Keger sein. Was ihnen des Nachts im Traum einfällt, das schreiben sie auf, es wird gedruckt, und für ein Orakel gehalten.“

Daran ist gar nicht zu denken, daß diese Leute jemals sich eines Bessern bedächten. Es fällt ihnen so wenig bei, der Kirche unterwürfig zu sein, daß vielmehr, nach ihrer Meinung, die Kirche ihnen gehorsam sein soll. Sind diese Leute nicht Päpste? sind sie nicht Götter der Erde? tyrannisiren sie nicht die Gewissen aller Menschen?“

Calvins Grundsatz: die heilige Schrift sei klar und deutlich genug, um keines Dolmetschers zu bedürfen, verleitete auch seinen Liebling Ochin, zum vollständigen Arianismus. „Die heilige Schrift“ — so schloß er — „ist in sich selbst ganz heiter und klar, vorzüglich in Dingen, welche zum Seelenheil nothwendig sind; wenn nun das Dogma von der Dreieinigkeit nicht ausdrücklich darin enthalten ist, so kann auch Niemand verpflichtet sein, daran zu glauben; denn nur dasjenige sind wir zu glauben schuldig, was deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochen ist.“ Schade nur, daß dieser Pseud-Apostel an einer andern Stelle diejenigen als hirnlose, verrückte Narren erklärt, welche die heilige Schrift zu verstehen sich einbilden! (Sehr richtig bemerkte schon Tertullian: wenn die Schrift keiner falschen Auslegung unterworfen sein könnte, so wäre ja nicht einmal die Häresie möglich.)

Uebrigens berichtet uns Beza selbst, daß Ochin, als er vernahm, daß Carl, Cardinal von Lothringen, durch Schaffhausen nach Rom zurückreise, sich zu ihm begab, ihm zu Füßen warf, und um seine Vermittlung beim heiligen Stuhle flehte, indem er sich anheischig machte, mehr als zwanzig verdammliche Irrthümer der Sectirer, welche er durch vieljährigen Umgang mit ihnen kennen gelernt, aufzudecken. Als ihn dieser Prälat abwies, verfügte er sich nach Deutschland, und von da nach Polen, wo er sein Buch de polygamia schrieb, und den Grundsatz der Vielweiberei, aufß alte Testament und Luthers klare Zustimmung gestützt, in Krakau auf öffentlichen Kanzeln verfocht, auch überall die Arianische Lehre predigte, daß nirgends aus der heiligen Schrift die Gottheit des Erlösers und des heiligen Geistes erweislich sei. Von ähnlichen Gotteslästerungen wimmelt sein, 1591 wieder aufgelegter Kathecismus.

Florim. Räm., III, 351, sagt von unserm Helden: „Solange er im Gehorsam der Kirche geblieben war, leuchtete er sei-

nem Orden, gleich dem glänzendsten Gestirn vor, ward dann aber von Calvin verführt, und gerieth in dichte Finsterniß. So verbreitet die Lampe, während sie brennt, eine angenehme Helle um sich her; sobald sie aber ausgelöscht wird, entsteigt ihr der garstigste Geruch.“ Calvin selbst schrieb noch den Polen, daß Ochin zuletzt als der schändlichste Heuchler zum Vorschein gekommen sei.

Wer besondern Werth auf die nähern Umstände setzen mag, welche seine Verbannung von Zürich und Basel, wegen Herausgabe der, von Castalio aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzten, XXX Dialogen — namentlich des XIX. von der Dreifaltigkeit und des XXI. von der Vielweiberei — bewirkten, den verweisen wir auf Füßli's Beitr. zur Ref. = Gesch. V. 426. und Hottingers Helv. Kirch. = Gesch. VII. 880., wo zwar erstrer Historiker den letztern einiger Unrichtigkeiten beschuldigt, zugleich aber selbst auch im Irrthum befangen ist, und in der kirchengeschichtlichen Litteratur nicht hinlänglich bewandert erscheint, wenn er ebendasselbst, S. 443, behauptet, daß ein, dem Ochin zugeschriebenes, Buch: „de tribus impostoribus“, gar nicht in der Welt existire, da doch dieß Büchelchen, wenn auch ziemlich selten, doch allerdings vorhanden ist. (S. Univ. R. 3. 1837. N. 29.)

*

Joh. Hausſchein, genannt Decolampad, geb. 1482, gest. 1531, Brigittenordensmönch von Altenmünster bei Augsburg, war anfänglich der Lutherischen Secte zugethan, im Verfolg dann einer der eifrigsten Zwinglianer, und Prediger zu St. Martin in Basel — (wegen seiner abentheuerlichen Nase auch Oecolampadius Naso genannt.)

Nach Florim., p. 175, erzählen die Lutheraner, in der Apologie ihres Abendmahls, daß Hausſchein, welcher sonst dem Zwingliſchen Lehrbegriff über die Eucharistie sehr zugethan war, im Jahr 1529, bei einer Unterredung mit dem Landgrafen zu Hessen, sagte: „Wollte Gott, daß mir die rechte Hand abgehauen wäre, da ich erstlich anſeng, vom Nachtmahl des Herrn wider Dr. Luther etwas zu schreiben.“ Als diese Aeußerung Luthern durch einen Ohrenzeugen, Pet. Plateanus, hinterbracht wurde, schien sich der Haß des großen Patriarchen gegen Hausſchein ein wenig zu mildern.

Im Colloquio zu Marburg sagte Hausſchein zu Ph. Melancton, als damaligen Antagonisten: „Es wäre möglich, daß in den Wor-

ten: das ist mein Leib, eine figürliche Bedeutung läge, wie in jenen Redensarten: der Fels ist Christus, — ich bin der Weinstock, — der Saame ist das Wort.“

Im 3. B. ep. ad Zwinglium schreibt er: So viel sich aus den Schriften der Alten mutmaßen lasse, seien jene Einsetzungsworte des Abendmahls sinnbildlich zu verstehen. Zugleich bittet er Gott, daß er ihnen beiden die Augen öffnen möchte, um die wahre Bedeutung zu erkennen, damit sie nicht, zum Unglück so vieler Menichen, im Irrthum sich verstricken.

Jo. Faber in s. Christl. Beweisung, Tübingen 1526, schreibt: „Hausfchein und Zwingli sind ob der Mutter Gottes und den Heiligen uneinig geworden. Wie aber das? Hausfchein haltet frei, aus der heiligen Schrift, die Fürbitt der Heiligen, und schiltet die, so es nicht halten; welchem Zwingli ganz widerspricht.“

Mit welchem Ernst und Anstand unser Hausfchein die Controversen mit Luther über das Abendmahl führte, ersieht man aus einem seiner Briefe an letztern, worin er sich beklagt, daß derselbe das Abendmahl der Zwinglianer eine „Gesellenzsch“ und „Bauerngelage“ hieß, und dann versichert, daß bei ihnen das Brod keineswegs nur so gemein, wie „Morchen, Rubenschnitz und Pffferling“, geachtet werde.

In der Lasterungssucht wetteiferte er mit all' seinen Amtsgegnossen. Hiervon finden wir in seinem Briefwechsel mit dem trefflichen, berühmten Pirkheimer, — welchen er früher als seinen Gönner und Wohlthäter verehrt hatte —, vom Jahr 1526 klägliche und wirklich Schauer erregende Beispiele. Er wird von Pirkheimer, in dessen nothgedrungener Rechtfertigung, als Sykophant, Verfälscher der göttlichen Schrift, schamloser Lügner, Rabulist und Verläumder entlarvt, und diese Beschuldigung durch satte Belege außer Zweifel gesetzt. An einer andern Stelle heißt ihn Pirkheimer „den Urheber aller Zwietracht, den Rädelsführer, dessen verderbliche und verdammliche Irrthümer ihn selbst und Andere ins Verderben stürzten.“ (Zwingli hingegen fand an ihm — wie Hess in s. Biogr. Decolampads versichert — hauptsächlich tadelnswerth, „daß er mit seinen Gegnern allzusubtil verfare“.)

Seine Bescheidenheit und apostolische Demuth geht auch schon daraus hervor, daß er sich selbst oft mit Nathan — ja sogar mit Christus — verglich. Von den Kirchenvätern galten einzig bei ihm

Augustinus, Origenes und Chrysostomus, aber auch diese nur in einzelnen, abgerissnen Stellen, welche in seinen Kram zu dienen schienen.

Erasmus, — der gelehrte und berühmte Kämpfer gegen die, in der römischen Kirche eingerissnen Mißbräuche, aber höchst unwillig über die ärgerlichen Mönchsehen mit Nonnen, sowie über die persönlichen Motive des Ehrgeizes und Eigennuzes bei den meisten Reformatoren —, schreibt: „Decolampad heirathet so eben ein ziemlich hübsches Mädchen, ohne Zweifel um sein Fleisch dadurch zu kreuzigen! Mag man immerhin sagen, das Lutherthum sei eine tragische Sache; ich bin vielmehr überzeugt, daß es eine comische sei, — denn die Entwicklung des Stücks ist immer eine Heirath, wie in der Comödie.“

Der nämliche Erasmus macht ihm, in einem Brief vom Jahr 1525, bittere Vorwürfe, daß er (in der Vorrede zum Commentar des Isaias) ihn unsern großen Erasmus geheißen habe, um durch das Ansehen seines Namens dem Reformationswerk eher Eingang zu verschaffen, worin er jedoch eine Beschimpfung erkannte, weit entfernt, auf seine Gunstbezeugung, oder Lobeserhebung den geringsten Werth zu setzen. (Siehe die Briefsammlung von Le Clerc. Ep. 728.)

In Luthers Tischreden, S. 278, finden wir folgenden, wichtigen Vorfall aufgezeichnet: „Decolampad betete in seiner Kammer, als er 1527 nach Bern auf die Disputation zog: „Herr Gott, ist diese meine Sache recht und wahr, so wollest du sie vertheidigen; ist sie aber nicht die Wahrheit, so fördre sie nicht.“ Und gleichwohl des andern Tags sagt er, für beständig und halstarriglich, und protestirt öffentlich: seine Sache sei recht und wahr, — woran er doch zuvor im Gebet gezweifelt hatte. Dieß hatte Doctor Cellarius, in Haus Scheins Kammer zu Bern selbst gehört, und ward durch solch zweifelhaftes Gebet auch wirklich zum Abfall bewogen, wie Cellarius selbst mehreren Freunden erzählte.“

Auch versichert Schlüsselberg, daß Haus Schein noch kurz vor seinem Ende, von Zweifeln geängstigt und gequält, ausrief: Nun stehe ich im Begriff, vor Jesu Christi Richterstuhl zu treten, um Rechenschaft abzulegen, ob ich einen „wahrhaftigen und bestän-

digen“, oder aber einen „falschen und erdichteten“ Glauben bekannt und gelehrt habe.

Nach der hist. de coena Aug. äußerte sich Luther, als er die Nachricht seines Todes erhielt: „Ach elender, unglücklicher Decolampad, du warst der eigene Prophet deines Unglücks, als du Gottes Rache über dich anriefst, im Fall du eine falsche Lehre vortrügest. Gott wolle dir vergeben, wenn du anders dich in einem Zustand befindest, daß Gott dir vergeben kann!“

In der Cathedralkirche zu Basel ließen die Bewohner der Stadt, folgende Inschrift auf sein Grabmahl setzen: Johann Decolampadius, Theolog, erster Stifter der evangelischen Lehre dieser Stadt und wahrer Bischof dieses Tempels. 1531.

Luther hingegen verfaßte ihm (de missa priv.) nachstehende Grabschrift: „Der Teufel, in dessen Dienst Decolampad stand, erwürgte ihn des Nachts in seinem Bette. Von diesem guten Lehrmeister lernte er, daß die heilige Schrift voll Widersprüche sei! — Seht, wie weit es der Teufel mit den gelehrten Leuten bringt!“ —

Ueber seinen Tod waren indessen gar mannigfaltige Gerüchte im Umlauf. Während ihn der fromme Patriarch Luther schnurstracks dem Schwarzen überantwortet, behauptet Beza, daß er an der Pest gestorben; Capito, daß ihn eine langwierige, schwere Krankheit weggerafft habe; Einige sagen, daß er in den letzten Zügen sich äußerte: bald, bald werde ihn die Hölle verschlingen; Lindanus meldet, daß er in Verzweiflung gestorben sei; noch andre seiner damaligen Zeitgenossen wollen wissen, daß er selbst Hand an sein Leben gelegt habe. — Simon Grynaus hingegen (geb. 1498, gest. 1541, ein Mann von sehr achtungswerthem Charakter, guter Humanist und Mathematiker für sein Zeitalter, übrigens Freund Luthers und Melanchtons), welcher ihn während seiner letzten Krankheit gar nicht verlassen hatte, beschreibt die nähern Umstände derselben aufs genaueste, in der Vorrede zu dem, von ihm herausgegebenen Commentar Decolampads über Ezechiel, Straßburg 1534, 40., mit allen Merkmalen der Glaubwürdigkeit, in günstigem Sinne.

*

Andreas Bodenstein, geb. 1475 zu Carlstadt im Würzburgischen, war Professor der Theologie und Decan der Universität zu Wittenberg (in welcher Eigenschaft er auch Luthern im J. 1512

die Doctorwürde ertheilte), gest. 1541. Sein eifriger Gehülfe, Melancthon selbst, entwirft von ihm folgendes Bild, in einem Briefe an Myconius: „Carlostad ist ein wilder, mürrischer Mensch, ein Mann ohne Geist, ohne Kenntnisse, ohne Vernunft, der, — weit entfernt, auch nur das geringste Merkmal des göttlichen Geistes an sich zu tragen —, selbst auch nie erkannt, oder gethan hat gegen männiglich, was einem Menschen zusteht; ja man hat allenthalben augenscheinliche Anzeigen von seiner Gottlosigkeit gehabt. Nur Neid und Haß verursachte ihn zum Streit gegen Luther; dabei schreit er immer, wie die unsinnigen, vollen Leute beim Trunk, die nur ihre Lust am größten Fabelwerk haben. Er ist ein verschlagener Gast, hat einen heftigen, unruhigen Kopf.“

Auch Luther urtheilt nichts weniger als günstig von diesem Manne, welchen er doch seinen Lehrer nennt, der sich zuerst seiner thätig angenommen habe. (Seckendorf Hist. Luth. I, 25.) In seinen Tischreden schreibt er: „Bodenstein hat all seine Händel aus Ehrgeiz angefangen, denn er sich bedünken ließ, es wäre kein gelehrter Mann auf Erde, als nur er; und was ich schrieb, oder im Druck ließ ausgehen, davon schrieb er auch Bücher, aber doch immer mit einer Schminke, denn er wollt's allein sein. In Leipzig auf der Disputation legte er Schande, statt Ehre ein; er ist ein armer, unseliger Disputator, hat einen wüsten, störrigen Kopf, ist stolz und aufgeblasen.“

Carlostad war in den Jahren 1521 und 1522, — während Luther auf der Wartburg sich befand —, entschiedener Gönner und Freund der neuen Propheten in Sachsen, welche bald in Fanatiker ausarteten, und den schrecklichen Bauernkrieg verursachten. Er befand sich, nebst Nikl. Storch (dem Urheber der wiedertäuferischen Secte, zu deren Stiftung er sich durch unmittelbar göttliche Inspiration berufen erklärte), Münzer u. A. an der Spitze der tollen Bilderstürmer und Brauseköpfe. Nun ward ihm Luther abgeneigt, indem er ihm mit Recht vorwarf, „daß er den Pöbel toll und thöricht mache und an Aufruhr gewöhne.“ S. Luthers Brief an Amsdorf 1526.

Im Tractat wider die himmlischen Propheten schreibt Luther: „Carlostad ist von uns abgefallen, dazu unser ärgster Feind worden. Er und seine rottischen, stürmischen, schmärmerischen, ja mörderischen Geister, setzen das unterste zu oberst, und bringen alles in Beleuchtung I. Thl. erstes Heft.

Verwirrung; doch will er angesehen sein für den allerhöchsten Geist, der den heiligen Geist mit Federn und allem gefressen habe. Ein Crucifix oder Heiligenbild ist nirgend in der Schrift verboten zu haben, wie dieser Bilderstürmer behauptet und lügt; das müssen sie mir lassen, auch nach dem allerstrengsten Gesetz, sofern ichs nicht anbete, sondern nur zum Gedächtniß habe; denn Gedenkbilder und Zeugenbilder sind löblich und ehrlich. Haue, hau, reiß, beiß, schmeiß, brich, stoß, tritt, wirf, schlag die Bilder ins Maul, spei dem Crucifix ins Angesicht!! So machens die Carlostader.“

In Fabers christlicher Beweisung findet sich bei Art. 3 folgende Stelle: „Wider Carlostad schreibt Luther: man sollt ihn über eine kühle Klinge lassen springen, und wenn den Carlostadium Gott nicht sichtbarlich plage, so woll er auch nicht glauben, daß ein Gott sei. In einem Monat darnach hat der abtrünnige Mönch, der Luther, mit einer ausgelaufenen Nonne Hochzeit gemacht, und da sind die heiligen Männer, Luther und Carlostad, wieder versöhnt worden; diese Sach ward durch die Weiber, denen viel daran gelegen, wieder geschlichtet, und sind also nun die alten Gesellen, wie zuvor.“

Nach Buddäus war Carlostad, aus Ruhmsucht und Ehrgeiz, Urheber des Sakramentsstreits; aus seinen, in Basel 1524 gedruckten Büchern schöpften Zwingli und die Zürcherprediger ihre Irrlehre, von der figürlichen Bedeutung der Einsetzungsworte zum Abendmahl; ihnen folgte dann auch Decolampad, wobei aber dieser auf das Wort *σῶμα* (Leib), Zwingli auf das Wort *ἐστ* (ist) und Carlostad auf *τῶτο* (dieses) das ganze Gewicht legten (daher die Lehrmeinung des Lektorn auch Zoutismus genannt wurde). Welch schwache Bürgschaft, für die vorgeblich göttliche Inspiration dieser Glaubenshelden, liegt nicht in dieser Abweichung ihrer Ansichten über das Hauptdogma der christlichen Religion!! —

Da Decolampad und Zwingli die figürliche Auslegung Carlostads gebilligt, auch die Wiedertäufer solche angenommen hatten, und Zürich — auf Carlostads Antrieb — die Bilder zerstörte, so erreichte auch Luthers Abneigung gegen sie alle, den höchsten Grad.

Wie sehr übrigens Zwingli selbst und sein ganzer Anhang, dem Carlostadischen Lehrsystem zugethan waren, ersehen wir aus Lavaters hist. sac. p. 6. Zwingli. cor. s. subsid. de euch. p. 81, wo letzterer bekennt, „daß er gut Carlostadisch sei, obschon derselbe,

wegen Heftigkeit des Streits, etwas aus der Bahn von der rechten Meinung abgewichen sei.“

Dabei verdient noch, als Beweis von dem Selbstwiderspruch dieses Kraftgenies, angeführt zu werden, daß Zwingli in lib. de v. et f. rel. p. 253 — 257. diese Meinung Carlostads einen „erdichteten Glauben“ nennt, und denselben als „gottlos, unkräftig, grob und thöricht“ verdammt, — während auch Carlostad, 1525, an Luther schrieb: er habe nur um der Uebung willen (exercitii gratia) vom heiligen Nachtmahl disputirt, und nicht, daß er der Meinung sei, oder also glaube, oder in seiner Meinung halsstarrig wolle verbleiben.

Flor. Räm., II. 190, heißt den Carlostad einen Hiskopp, einen aufgeblasenen, unruhigen, aufwieglerischen Menschen, der aus angeborener Streitsucht, sich selbst nicht im Frieden lasse, wenn er an Andern sich nicht reiben könne.

Als Luther ihm gar so auffällig ward, und (durch den Fürst Joh. Friedr. den jüngern) bewirkte, daß er aus allen Städten und Gebieten der sächsischen Herzoge vertrieben wurde, hatte er sich nach Zürich begeben, wo Zwingli ihm eine Anstellung verschaffte; später kam er nochmals in die Gegend von Wittenberg, wo er nur kümmerlich, als „Bruder und Nachbar Andres“, sich durchbrachte; dann irrte er noch geraume Zeit unstät umher, und ward zuletzt nach Basel berufen, wo er auch in kläglichen Umständen starb.

Bodenstein war der erste Priester gewesen, welcher zur ehlichen Verbindung geschritten war; er feierte dieselbe (1522) mit einem, nicht zu beschreibenden Jubel und Beifall aller abtrünnigen Priester. In der, eigens für ihn verfaßten, modernen Messe, welche mit erbaulicher Ausführlichkeit in Gerdesii Introd. 11 in monum. App. VIII. S. 52. abgedruckt zu lesen ist, giengen seine schwärmerischen Anhänger so weit, daß sie diesen Menschen, der doch — wie wir oben sahen — auffallende Zeichen der Gottlosigkeit an sich trug, schon bei Leben selig sprachen.

In einer von Thomas Murner, Doctor der Theologie, herausgegebenen Beleuchtung der in Baden und Bern von den Eidgenossen in den Jahren 1526 und 1528 abgehaltenen Colloquien wird angeführt, daß, „wie früher Berengarius, so auch Carlostad wider-rufen hat“. (Dies bezeugt ebenfalls der treffliche Pirckheimer, und unter den neuern protestantischen Schriftstellern, einer der

berühmtesten Theologen und Kanzelredner, der geheime Kirchenrath und Oberhofprediger Ammon in Dresden, in f. Einheit der evangelischen Kirche.) Auch sein Sohn Johann entsagte der Häresie des Vaters, kehrte in den Schooß der katholischen Mutterkirche zurück, und befand sich in Trient, zur Zeit des dortigen Conciliums.

So endete der Mann, welcher zuerst den gefürchteten Luther zu bekriegen gewagt, und das höchste Geheimniß der christlichen Religion zu zerstören unternommen hatte, aller kirchlichen Ordnung feindselig gegenüber stand, die Bilder mit stürmischer Wuth vernichtete, und die Bande des priesterlichen Cölibats auflöste, bis auch er zuletzt, nach stetem Kampf mit sich selbst und seinen Sateliten, durch die Erkenntniß seiner Verirrungen sich überwältigt, und zu später Reue verurtheilt sah.

*

Eine, nicht minder wichtige, Rolle im Reformationsgeschäft, spielte auch der bekannte Schweizer Ulrich Zwingli, geb. 1484, Pfarrer in Glarus 1506, Leutpriester in Maria Einsiedeln 1516, in Zürich 1519, gest. 1531, von welchem wir hier ebenfalls einen, aus den zuverlässigsten Geschichtsurkunden geschöpften, biographischen Umriss liefern. Und da derselbe, sowohl der Zeit als auch seiner Wirksamkeit nach, als Urheber der Glaubensänderung in der Schweiz sich darstellt, auch vermuthlich manche unsrer Leser, an der Entwicklung des Reformationswerks in diesem Lande, vorzüglichen Antheil nehmen, so dürfte es wohl die Mühe lohnen, diesen Abschnitt etwas ausführlicher zu bearbeiten.

Der Beginn seiner reformatorischen Laufbahn fällt in das Jahr 1516, wo er nämlich von Glarus, als Leutpriester nach Einsiedeln berufen ward. Vernehmen wir über seinen dortigen Aufenthalt das Zeugniß angesehener, glaubwürdiger Zeitgenossen, so entspricht solches freilich keineswegs dem Urtheil der neuern Biographen, — oder vielmehr Lobredner —, Zwingli's, welche überhaupt auch nicht die geringsten Flecken oder Schatten an ihrem Idole wahrzunehmen geneigt waren.

In Hartmanns Annalen 1612, p. 444, — dem in klassischem Style verfaßten, in Hallers Bibl. der Schweiz. = Gesch. ungemein belobten Werke eines, nach Göldlins Urtheil, kenntnißvollen, vaterländischen Geschichtschreibers —, wird ganz ~~unver-~~holten ausgesprochen: daß Zwingli, „von Glarus verstoßen, nach

Einsiedeln gekommen sei, und dort während zwei Jahren, gleich seinem Vorsteher Theobald von Geroldseck, ein äußerst zügelloses, ausschweifendes Leben geführt habe“. (Ita vixit, ut nullum luxuriæ, insolentiae, foedæ libidinis, et petulantiae exemplum prætermiserit.) Ebendaselbst, p. 445, wird zweier, gleichzeitiger Capläne, Leo (Sudä) und Lucas gedacht, welche „noch dreister und schamloser“ verführten, und von Zwingli für seinen Plan gewonnen wurden. Die Lehhrsätze dieses neuen Evangeliums — heißt es daselbst — waren um so willkommener, da sie jeder Ausgelassenheit Thür und Thor öffneten.

Von diesem Leo Sud, geb. 1482 zu Rappersweyr im Elsaß, wissen wir, — aus Hottingers Kirchengesch., aus Schuler, Füßli, Hess, sowie aus einer Lebensbeschreibung seines eignen Sohns —, daß er 1505 mit Zwingli unter Wittenbach in Basel studirte, späterhin in Einsiedeln wieder mit ihm zusammentraf, und 1519 an Zwinglis Statt daselbst die Leutpriesterstelle erhielt, dann aber, am Sonntag vor Pfingsten 1522, von der Gemeinde zu St. Peter in Zürich zu ihrem Pfarrer gewählt ward und — „mit Zwingli Ein Herz und Eine Seele“ — im J. 1523 die Monne Cath. Gmeinder aus der Au bei Einsiedeln heirathete, welches Kloster — wie S. Hess meldet — Zwingli bereits reformirt und dessen Gott geweihte Jungfrauen „über Menschen- (!) und Christenpflichten unterrichtet“ hatte.

All obige Umstände bestätigt auch der gelehrte Annalist und Theologe Abt. Bzowski (Bzovius), geb. 1567, gest. 1637, in f. Ann. eccles. T. XIX, p. 344; Theophrastus Paracelsus (in der Gegend von Einsiedeln geboren, 1498, und Zeitgenosse der Reformatoren, gest. 1545 in Salzburg) hieß Zwingli und Luther „Bachanten und verlaufene Schüler“. Buzelin, der fleißige Geschichtsforscher, geb. 1599 in Diessenhofen, urtheilt etwas gelinder über Zwingli, als Hartmann, behauptet aber doch auch, daß er von Glarus sei vertrieben worden. Und in der That darf diese Angabe eben nicht sehr befremden, wenn doch allgemein zugegeben wird, „daß er in Glarus viele Feinde hatte“; schreibt ja auch selbst Bullinger von Zwingli, rücksichtlich dessen Aufenthaltes in Glarus: „Hinwiederum hatte er, von etlichen Vornehmen des Landes, Ungunst und Auffaß, darum daß er etlicher Weiber verargwohnet war.“ Engeler bemerkt, in Bullingers Chronik von 1675, bei dieser Stelle am Rand: Zwingli's „Laster“ — vitia. —)

Von besonderm Gewicht ist aber wohl das Zeugniß des ange-

sehenen Chronographen Salat; und da wir künftighin noch bisweilen im Fall sein werden, auf diesen Gewährsmann uns zu berufen, so mögen hier füglich, einige nähere Andeutungen über dessen Glaubwürdigkeit, ihren Platz finden.

Joh. Salat, gebürtig von Sursee, zum Gerichtschreiber in Luzern erwählt 1520, und ins dortige Bürgerrecht aufgenommen 1529, verfaßte von Regierungswegen die „Chronika und Beschreibung vom Anfang des neuen Unglaubens, so genannt der Lutherisch oder Zwinglisch, bis zu Ende 1534, Msc. Fol., worin er betheuert, „bei seiner mühevollen Arbeit, wahren Grund und Substanz aller Dinge, von allen Theilen beider Parteien gesucht und eingeholt, auch deswegen manche Kundschaft vernommen und mit manchen Leuten Verkehr gehabt zu haben, mit denen er lieber gar nichts, oder ganz anders verhandelt hätte, auch Schriften und Bücher gehabt und benützt zu haben, die bei den Sectirern, in ihren Städten, Rätthen und Gemeinden gemacht wurden.“ Dann fährt er fort: „All diese Dinge habe ich so gestellt, daß ich zu der ewigen Weisheit und Wahrheit bezeuge, mit Treue, Eid und Ehren, so wahr das Evangelium ist, solche nur lautere Wahrheit enthalten, wie alle jetzt Lebenden dafür Kundschaft geben; daher auch männiglich sich dessen getrösten und fest darauf achten, setzen und halten mag, als wären es, von Wort zu Wort, besiegelte Urkunden und Briefe.“

Dieser Salat nun war, wie der, gut protestantisch gesinnte, G. E. Haller in seinem trefflichen Geschichtswerk bezeugt, „ein vernünftiger und sehr ehrlicher Mann, der einzige Katholik, welcher die Reformation in ihrem Zusammenhang fleißig und umständlich beschrieben hat, — dessen Zeugniß auch nicht ganz verworfen werden kann, da er zu gleicher Zeit lebte, und an allen Begebenheiten Theil hatte, auch die Quellen, woraus er schöpfte, aller Achtung würdig sind.“ Haller fügt bei: „Diese Chronik ist des Druckes nicht unwerth, und enthält allerdings merkwürdige Begebenheiten, Umstände und Urkunden. Die heftigen Ausdrücke, deren er sich bedient, sind eine Folge der ungehobelten Denkensart jener Zeiten, eine Wiedervergeltung der Beschimpfungen von Seiten der Gegenpartei, und sollen nicht in Betrachtung gezogen werden.“ Auch in der *Lucerna lucens* von Keller, Kappeler und J. J. Scheuchzer, 1721, 4. Freystadt (Zürich), heißt es: „Die von Salat auf Befehl des Staats verfaßte Geschichte hat auch darum gewiß ihren Werth, weil

es gleichsam das einzige ist, das von katholischer Seite über derlei wichtige Begebenheiten, in einem historischen Zusammenhang vorhanden ist, und zwar von einem Mann, der selbst ein Augenzeuge gewesen.“ Göldlin heißt ihn einen „Mann von Einsicht, Erfahrung, Klugheit und Tugend“, und bemerkt dabei, „daß noch viele Denkmale seiner Rechtschaffenheit in Luzern vorhanden seien“, auch „daß er 1536 eine Biographie von Bruder Claus herausgegeben, bei welcher er auf eigene Nachforschung und Erfahrung arbeitete, und nichts aus den frühern Biographien von Lupulus u. A. entlehnte.“ Der emsige Geschichtsforscher Fel. Ant. Balthasar im 3. Band der Lebensbeschreib. her. Luzerner, in Msc., heißt ihn „einen ausgezeichnet rechtschaffnen und klugen Mann“, und seine Chronik „eine verdienstvolle, lobenswerthe Arbeit, da Salat der Einzige aus den fünf alten Cantonen gewesen, welcher die Ereignisse so gewissenhaft und unparteilich beschrieb, als es sich von einem Zeitgenossen, Augenzeugen und Mithandelnden nur immer erwarten ließ.“ (Und in der That theilt auch Salat, — welcher noch vor Gilg Eschudi schrieb —, die Urkunden und Denkschriften Zürichs gegen die fünf Orte, namentlich die wichtige Erklärung vom 9. Herbstm. 1531, eben so vollständig und redlich mit, als diejenigen der entgegengesetzten Partei.) Auch von Hottinger in s. Gesch. der Eidg. w. d. B. d. Kirchentr. wird Salats Chronik gar häufig benutzt, und — so oft es in seinen Kram diente — trefflich geltend gemacht, ja hin und wieder selbst der Bullingerschen vorgezogen.

Eine Abschrift dieser werthvollen Chronik, verdankte die Geschichte dem Luzernerischen Staatschreiber Kennward Eysat, geb. 1545, gest. 1614 (Vater des angesehenen Mathematikers und Astronomen Joh. Bapt. Eysat), Pfalzgrafen und Ritters, — welcher auch 1591 eine Biographie Bruder Clausen verfaßte. Dieser „fleißige und gelehrte Staatsmann“, wie G. E. Haller ihn nennt, — nach Göldlins Zeugniß „einer der größten Männer Luzerns“, war — wie in der Luc. luc. versichert wird — in der vaterländischen Geschichte ungemein bewandert, bekleidete die Staatschreiberstelle während 45 Jahren, hat das Staatsarchiv, mit dem unverdrossensten Fleiß, in neue Classen eingetheilt, und mit unzähligen, halbvergeßnen Documenten, Aufsätzen und historischen Nachrichten in ein neues Licht gebracht, und rühmlichst bereichert, ob er gleich immer mit den wichtigsten Geschäften beladen war.

Ehe wir nun, aus Salats Chronik, das Urtheil über unsern Reformator mittheilen, können wir den seltsamen Umstand nicht unberührt lassen, daß dieser Salat ebenderfelbe Mann ist, welcher von Hottinger in s. Kirch.-Gesch. nur schlechtweg als „ein Barbierer von Luzern“ gar vornehm und kurz abgefertigt wird; Salat, der nur kurze Zeit nach Zwinglis Tod und öffentlich schrieb, ohne daß ihm Jemand widersprochen hatte, — der auch bei dem großen Eg. Tschudy in hohem Ansehen stand —, von Hottinger, der hingegen 120 Jahre später schrieb, und zum Theil auf das Zeugniß von Leuten, die er doch selbst als Lästler erkannte.

Und hier wären wir dann sehr begierig zu vernehmen, nach welchem Vernunftgesetze, Recht oder Billigkeit die neuern, sogenannten Biographen Zwinglis, sich anmaßen dürften, das Zeugniß solcher Historiker und angesehenen Zeitgenossen lediglich unbeachtet zu lassen, oder vielmehr — (was noch unredlicher und verwerflicher ist, und doch so häufig, bei Benutzung alter Chroniken, von Seite unsrer protestantischen Scribenten zu geschehen pflegt) — das, was ihnen mißbeliebig vorkommt, schlechtweg für verdächtig zu halten und zu verwerfen, und was hingegen ihrer vorgefaßten Meinung entspricht, als merkwürdiges Zugeständniß eines Gegners geltend zu machen; — und dieß alles, während unsre Ruchat, Hottinger, Füßli, Nüscher, Hess, Kirchhofer, Wirz, Bögeli u. a. Rhapsodisten, — wie wir im Verfolg sehen werden —, sich vielfacher Unrichtigkeiten und Widersprüche schuldig machten. —

Salats Zeugniß über Zwingli, lautet nun freilich nichts weniger als erbaulich. Indem er zwar, auf der einen Seite, seiner sorgfältigen Erziehung und verschiednen guten Eigenschaften, seiner wissenschaftlichen Bildung, Sprachenkenntniß, Wohlredenheit u. s. w. volles Recht angedeihen läßt, tadelt er hingegen, auf der andern Seite, seine unbegränzte Selbstsucht, seinen Uebermuth und Ehrgeiz, seine listigen Verführungsmittel und Vorspiegelungen, zu Vermehrung seines Anhangs, insbesondere dann auch seinen üppigen und ärgerlichen Wandel in Glarus selbst, sowohl als während der Kreuzzüge in Italien, denen er als Feldvater beiwohnte, und sein ausgelassnes Betragen in Einsiedeln, welches seine Entfernung von dort zur Folge gehabt habe.

Wem solche Zeugnisse nicht genügen sollten, für den halten wir ein noch bündigeres, kräftigeres in Bereitschaft; wir meinen nämlich die „Lebensbeschreibung Zwinglis durch Ulrichen, Abbtin des Gotschuß Einsydlen“. Freilich wird diese Schrift von L. E. Füßlin in s. Beitr. zur Ref.-Gesch. d. Sch. „eine dumme und gottlose Schmähschrift“ geheißen; und freilich meint G. E. Haller in s. krit. Vers., „daß Abbt Ulrich nicht Verfasser sein könne, weil er im J. 1600 starb, und spätere Begebenheiten darin angeführt werden (ein Umstand, auf welchen auch Hottinger starkes Gewicht legt), und daß diese Schrift, von Anfang bis zu Ende, mit den schändlichsten Lügen und Verläumdungen angefüllt sei.“ (Wofür er übrigens den Beweis schuldig bleibt.)

Wir halten es daher der Mühe werth, diesen Gegenstand gründlicher zu erörtern.

Mag. Ulrich Wittweiler von Rorschach, geb. 1535, ins Kloster getreten 1549, machte hernach seine Studien in Freiburg von 1551 bis 1556, wo er Priester ward, späterhin, während geraumer Zeit, das Amt eines Pfarrers in Einsiedeln bekleidete, dann zum Decan, nach der Resignation seines Vorgängers Adam, zum Administrator, im J. 1585 zum Fürstabt des Klosters erhoben wurde, und im J. 1600, den 10. Okt., starb. Die Annalisten schildern ihn als einen „überaus frommen, klugen, sanftmüthigen und untadelhaften“ Mann. Meier von Knonau, welcher sein Todesjahr irrigerweise 1590 angiebt, rühmt ihn als „emßigen Geschichtsforscher und Beförderer der, von Gilg Eschudi, aus dem Staatsarchiv gesammelten, Einsiedelischen Jahrbücher.“ Er verfaßte im Jahr 1571, als Pfarrer in Einsiedeln, eine Lebensbeschreibung Bruder Clausen von Glüe, welche dann 1585 und 1595 nochmals aufgelegt ward, und ihm großen Ruhm erwarb. In einer spätern Biographie des Bruder Clausen, von Joach. Eichhorn, Freiburg 1608, wird diese Arbeit Ulrich Wittweilers, Mag. artium et philos. ungemein belobt, und derselbe als ein „höchst achtungswerther Mann“ geschildert.

Unter den vielen Schriften nun, welche dieser Prälat hinterließ, befindet sich eine kurze Biographie Zwinglis, mit der Aufschrift: „Kurzer, wahrhaftiger und gründlicher Bericht von dem Leben und sterben Mr. Ulrichs Zwingli des Erstarcken (oder Erzfeher) summarischer Wjs durch Ulrichen Abbtin des Gotschuß Ein-

sydlen beschrieben“. Das Ganze umfaßt Zwinglis Jugendjahre, seine Vertreibung von Glarus, seine Anstellung in Einsiedeln, und Flucht nach Zürich, und endet mit der Warnung eines Rechtsfreundes von Glarus, an einen Freund in Zürich, als jener vernahm, daß Zwingli zum Pfarrer in Zürich sei gewählt worden. Der Titel, wie ihn Füßli und Haller anführen, sowie auch die vielen Anhängsel von 1601, — welche Hallern, Hottingern und A. nicht ohne Grund mißtrauisch machten —, finden sich nur in den zahlreichen, unter sich selbst sowohl, als auch vom Original gar vielfach und zum Theil wesentlich abweichenden, in St. Gallen, Luzern, Zürich und Einsiedeln vorhandenen, spätern Abschriften, — während bei dem, im Archiv zu Einsiedeln aufbewahrten, Autographo nicht nur nicht der geringste, verdächtige Umstand sich darbietet, sondern dasselbe alle, nur denkbaren Kennzeichen der Richtigkeit in sich vereinigt. Zwinglis Geburtsjahr setzte Wittweiler zuerst in die 80er Jahre, allein von seiner Hand wurden dann die beiden letzten Ziffern gestrichen, und statt derselben „ohngefährlich 1490“ angeschrieben. Diesen — an sich geringfügigen — Umstand rügt ein neuerer Scribent (Schuler) gar heftig, und übersteht im frommen Eifer, daß selbst Oswald Mykonius, Zwinglis vertrautester Freund und dessen erster Biograph (sowie nach ihm Hospinian, Melch. Aldam u. A. m.), seine Geburt „ungefähr um das Jahr 1487“ angab; von dieser frühesten Zeit an aber, besitzen wir keine Biographie über Zwingli, bis auf Nüscherer im J. 1776, welcher das Geburtsjahr ebenfalls nicht genau zu bestimmen sich getraute, obschon er dieß mit leichtester Mühe aus Stumpf, Brennwald, Bullinger u. A. m. hätte ermitteln können. (Auch Peter Füßli, ein angesehener Zürcher, und Zeitgenosse Zwinglis, sagt in s. Chronik: „Zwingli starb im 48sten, nach andern im 44sten Lebensjahr.“) Somit findet sich Schulers Rüge auf's schlagendste widerlegt. Uebrigens dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß zur Zeit von Abbt Ulrich, noch mehrere Altersgenossen Zwinglis, Joach. Eichhorn von Wyl, Rud. Brunold von Rapperswyl u. A. m. sich im Kloster, als Conventualen befanden.

Nach welcher Logik, mit welchem Rechte nun, sollte man diesem geachteten Schriftsteller und Biographen, die Glaubwürdigkeit abzusprechen vermögen? Wittweiler war ein Mann von unbescholtnem Ruf, von wissenschaftlicher Bildung und öffentlichem Charakter, immer so gut als Bullinger, Hottinger, Nüscherer od. A.

Er schrieb seine Geschichte, allem Anschein nach, im J. 1570 oder 1573, da er noch nicht Fürstabt, sondern Ortspfarrer in Einsiedeln war, folglich noch genug Augen- und Ohrenzeugen, und wohl auch Mitschuldige der, in Einsiedeln stattgefundenen, Mißtritte Zwinglis und Leo Juds kennen mochte. (Schuler liegt in argem Widerspruch mit dem Annalisten Hartmann selbst sowohl, als mit Hottinger, Joh. Casp. Hess, Sal. Hess, und mit Leo Juds eigem Sohn und Biographen, wenn er in s. Vertheid. der Ref.-Feier dreist behauptet, daß Leo nicht gleichzeitig neben Zwingli in Einsiedeln als Helfer sich befand.) Und was Wittweiler von Zwinglis frühern Vergehungen erzählt, hatte er von Lorit — dem auch bei den Reformirten in verdienster, allgemeiner Achtung stehenden Mann — in Erfahrung gebracht. Dieser Lorit, geb. 1488, gest. 1563, Gilschudis Lehrer und Anverwandter, gleich Erasmus aufgebracht über die Tollkühnheit der Reformatoren, und überdrüssig der dadurch verursachten Wirren und Unruhen, hatte sein Vaterland verlassen, und sich, mit andern Gleichgesinnten, nach Freiburg im Breisgau begeben, wo er als Lehrer Anstellung fand; und hier war es dann, wo Wittweiler, als dessen Schüler, die in jener Schrift erzählten Thatfachen aus seinem Munde vernahm. Auch von Wachler und Amthor wird übrigens Glareanus, poeta laureatus (er ward 1512 in Cöln zum Dichter gekrönt), „ein ausgezeichnete Philolog, einer der vielseitigsten und geistreichsten Gelehrten seiner Zeit“ geheißen. (Da Lorit in der Geschichte und Litteratur mehr unter dem Namen Glareanus bekannt ist, so verleitete dieß Hottingern, und nach ihm Schultheß — in Zwinglii Opp. Vol. 7. — zu der irrigen Behauptung, daß dieser Beiname von seinem Geburtsorte Glarus sich hereschreibe. Allein ganz richtig bemerkt Schreiber in Glareans Biographie: Heinrich Loriti konnte Glareanus — von Glarea, Steinacker, seinem väterlichen Wohnorte — heißen, und zugleich Glaronensis — von Glarus. Erasmus schrieb ihm: apud Glareanam; und daß Loriti selbst gar wohl zwischen beiden Namen zu unterscheiden wußte, beweist seine eigene, gewöhnliche Unterschrift: Henricus Loritus Glareanus, patricius Glaronensis, — welche Hottingern und Schultheß unbekannt geblieben zu sein scheint. In seinen Access. ad pancgyricum Helv. schreibt er: Obiter autem hic notandum, poetam nostrum [er spricht von sich selbst] Glaronensem vocari a patria, Glareanum autem a familia, atque a paterna domo, a glarea, am Steinacker.)

Wen sollte es nun befremden können, daß zu einer Zeit und an einem Orte, wo Zwingli seine reformatorische Laufbahn so kühn begonnen hatte, ein schriftgeübter, fachkundiger Mann die Feder ergriff, um die, noch frischen Begebenheiten niederzuschreiben!? — Wie wenig vortheilhaft aber auch immer dieß Zeugniß Wittweilers, über unsern neuen Glaubenshelden lauten mag, so werden wir das- selbe dennoch sogar mit den eignen Selbstgeständnissen des lekttern, eben nicht im Widerspruche finden.

Als hauptsächlichen Beweggrund seines ernstern Vorhabens, erklärt der Verfasser den Umstand, daß noch keine gründliche, wahr- hafte Schilderung von Zwinglis Leben und Handlungen ans Licht getreten sei, als durch welche gewiß viele redliche, aber unerfahrene Leute, am besten gegen Verführungen wären geschützt worden. Er betheuert dabei seine strengste Unparteilichkeit, und beruft sich nicht nur auf das Zeugniß des allgeachteten Glarean, welcher in früherer Zeit Zwinglis Gönner und Freund, späterhin dann von 1551 bis 1556 Wittweilers Lehrer in Freiburg gewesen war, sondern auch auf dasjenige „frommer Ehrenleute in Einsiedeln, welche mit Zwingli selbst nähern Umgang gepflogen“.

Aus diesem handschriftlichen Original nun ergiebt sich, daß Zwingli, schon während seiner Studienzeit in Basel, einen „höchst anstößigen, sittenlosen Wandel“ sich habe zu Schulden kommen lassen, worüber er seinem Freund und Altersgenossen die nähern Umstände ganz ausführlich entdeckte, — und daß er nachher, auch in Glarus, „seinen bösen, fleischlichen Gelüsten sich ungescheut hingegeben“, so zwar, daß „viel Zank, Haders, Gerichts und Rechts daraus ent- standen, bis letztlich, nicht nur allein ein ehrfamer Rath, sondern das ganze Land Glarus, damit zu schaffen gewonnen, und als die Bubereien entdeckt und die Schalkheit gemerkt worden, man mit ihm zum Land hinausgefahren“. Dieß alles eröffnete der, für die Ehre seines eignen Vaterlandes ängstlich besorgte, Glarean nur mit äußerstem Widerwillen und zur abschreckenden Warnung, seinem jüngern Landsmann Wittweiler. Dann folgt, über Zwinglis Auf- enthalt in Einsiedeln, wo er im Pfarrhof, außerhalb des Klosters wohnte, eine so umständliche als unerbauliche Schilderung, indem er der mannigfaltigsten, sowohl für sich selbst, als in Gemeinschaft mit seinem Helfer Leo Jud, — unter Begünstigung des Pflegers von Geroldseck —, verübten Schandthaten, hauptsächlich in Bezug

auf das weibliche Geschlecht, bezüchtigt wird; „darum er dann auch mit großen Schanden den Fleck zulezt hat räumen müssen.“ Wenn wir uns hier einer ausführlichen Bergliederung der, ihm angeschuldigten Vergehen enthalten, so hoffen wir, dadurch eben keinen Zweifel an der Wahrheit unsrer Angabe zu veranlassen, sind jedoch bereit, hierüber jederzeit Rede zu stehen.

Indem wir jetzt unserm Reformator nach Zürich folgen, und seine dortigen Verrichtungen beleuchten, werden wir uns, theils möglichst an die Ordnung der Zeitfolge halten, theils — zu Vermeidung unnöthiger Weitläufigkeit — vorzugsweise solche Momente berühren, welche von vielen seiner vorgeblichen Biographen, sei es absichtlich oder unwillkürlich, verschwiegen wurden.

Nachdem bereits im Jahr 1521 über Zwinglis „neue Lehre“, von einem seiner Amtsgenossen, Beschwerde bei Probst und Capitel war erhoben und auf derselben Untersuchung gedrungen worden, fand dann 1523, an Carolustag, auf Zwinglis Verlangen, in Zürich das erste Religionsgespräch Statt, in welchem die hocherleuchteten und gelehrigen Regenten unschwer für die neue Lehre gewonnen wurden. Einige Geschichtschreiber sahen, — und wohl nicht mit Unrecht —, in diesem weltlichen Concilium, vielmehr eine „gesellige Unterhaltung“, als aber eine ordnungsmäßige Verhandlung, da „die meisten jener Magistratspersonen des Schreibens und Lesens ganz unkundig waren“. Auch Maimbourg erklärt diese Verfahrensart, um über die wichtigsten Glaubenslehren zu entscheiden, als ein höchst verwegenes, widerrechtliches Unterfangen. Hottinger beschwichtigt indessen diese Bedenkllichkeiten auf eine sehr scharfsinnige Weise, nämlich mit dem Trostspruche, „daß Gott das Unedle und Schwache dieser Welt erwähle, um damit, was edel und stark ist, zu Schanden zu machen, und daß er ja seine Geheimnisse vielmehr den Unmündigen, als den Weisen offenbare!“ Uebrigens scheint auch der, zu jener Zeit in großem Ansehen gestandene, Professor der Theologie und Rector in Basel, Joh. Gebweiler, von dieser theologischen Disputation, schon zum vorhinein, keine sehr günstige Meinung gehegt zu haben, da er sich — wie Heß in s. Biogr. Decolampads gesteht — geäußert hatte: „es seien lauter Buben gen Zürich auf diese Disputation gezogen; der Zwingli sei auch ein Bub und Lefer, er habe einem Biedermann sein Weib entführt, treibe häufig Unzucht“ u. s. w. Salat spricht von

Zwingli's allgewaltigem Einfluß und seinem übermüthigen, trugigen und gebieterischen Benehmen, während der ganzen Verhandlung; und gewiß wird niemand den Bericht über die beiden Religionsgespräche vom J. 1523, — in Füßli's Beitr. zur schw. Ref. = Gesch. III. 1 — 104 —, mit Unbefangenheit durchlesen, ohne dem Urtheile Salats über Zwingli's Meinungsterrorismus, aus voller Ueberzeugung beizupflichten. Ganz besonders ereiferte sich Zwingli im Punkte des Eölibats, und bestritt heftig die Zeugnisse aus dem apostolischen Zeitalter, welche der bischöfliche Vicar Faber gegen ihn vorbrachte, während er hingegen, sechs Jahre später, in Marburg, sich selbst auf die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts berief. Der Schluß, welcher — wie Salat sagt — „schon vor dem Anfang gefaßt war“, gieng lediglich dahin: „daß Zwingli das Evangelium ferner best seines Vermögens verkündigen solle.“ Keineswegs aber ward — wie Hottinger will — „das Mönchenjoch nachgelassen, und das Eheverbot aufgehoben“, indem die Obrigkeit, in diesem heikeln Punkt, sich einstweilen auf bloße „Duldung“ der Priesterehen beschränkte. Ganz naiv setzt Salat hinzu: „dem Zwinglin war um sein Sackh, denn Frau Meyerin gieng mit dem Kindt by im.“

Ein zweites Religionsgespräch ward, in Folge eingetretener Wirren, auf Simon Sudä gleichen Jahres angeordnet, wo es sich hauptsächlich um Abschaffung der Bilder und der Messe handelte, und die Zürcher'schen Chorherren — nach Hottinger's Bericht — gar verschiedene Meinungen auf die Bahn brachten. Das Ergebniß beschränkte sich darauf, daß die Obrigkeit, im Einverständniß mit Zwingli, ihr Volk über die „Gözenbilder“, Messe, Predigtamt und andere Dinge, durch eine besondere Druckschrift zu belehren sich entschloß, übrigens aber die Haltung der Messe Jedem freigestellt ward. Aus Salats umständlicher Darstellung erhellt nur allzu-klar, welch gewaltsame Schreckensherrschaft von Zwingli und seinen Helfershelfern war ausgeübt, und wie rasch jeder Gegner war zum Schweigen gebracht worden. In dieser Disputation war es auch, wo Zwingli sich äußerte: „Es sollte Gott donnern und hageln über uns, wenn wir die Schrift ließen also bücken“ (biegen). Füßli selbst sagt: „Bei dieser Disputation stritt Zwingli häufig gegen seine Widersacher, mit einer neuen Uebersetzung der hebräischen Bibel, worauf sich der Rath und die ganze Gemeinde ebensowohl verstun-

den, als ein Blinder auf das Brettspiel.“ Mit welcher musterhaften Sorgfalt und feierlichem Anstand überhaupt diese Conciliarverhandlungen stattfanden, geht auch schon daraus hervor, daß — laut amtlicher Urkunden — das Haupt der erleuchteten Versammlung, der regierende Bürgermeister Röust, selbst erklärte, „von diesen Sachen so viel zu verstehen, als ein Blinder von den Farben, und daher nicht wohl darüber sprechen zu können“ (ob wohl nicht auch seine Mitrichter im nämlichen Falle sich befinden mochten? —), und daß ebenderselbe Consul, jedesmal bei Annäherung der Mittagszeit, mit der ernstesten Ermahnung: „meine Herren sind müde zu sitzen; es wäre jetzt bald Zeit zum Morgenessen“ den gelehrten Hader zu beschwichtigen pflegte. — Obige Aeußerung des Bürgermeisters Röust berichtet auch Hottinger in s. Gesch. d. E. w. d. Kirchentrennung, ob er gleich kurz vorher jene Rathsglieder zu „talentvollen, erleuchteten“ Männern gestempelt hatte! Wirz versichert, „daß der Kleine Rath damals einsichtsvolle Männer besaß, daß ihm aber, — weil diese der Reformation größtentheils abgeneigt waren (!!) —, alle Gewalt in Religionsangelegenheiten, vom Großen Rath sei abgenommen worden“. Wahrlich ein, nicht unerhebliches Geständniß aus der Feder eines Zwinglischen Lobredners! —

Andre Städte der Schweiz, welche späterhin die nämlichen Grundsätze annahmen, haben dieselbe Methode befolgt, und sind in ihren Entscheidungen, mit eben der Weisheit, gewissenhaften Sorgfalt, und canonischen Ordnung zu Werk gegangen, wie Zürich. Ist es sich wohl sehr zu verwundern, wenn selbst neue, angesehene, protestantische Geschichtschreiber, diese demokratische Manier, über die wichtigsten Religionsangelegenheiten, — ja sogar über eine Kirchentrennung! —, nach dunkeln Impulsen abzusprechen, doch allerdings „befremdend und beispieillos“ finden — ? — !

Vergeblich hatte der, — nach dem Urtheil all seiner, wenn sonst auch noch so verschieden gesinnten Biographen —, durch seine ungemeine Leutseligkeit, Güte und Milde ausgezeichnete, Papst Leo X. in seiner, schon früher erwähnten, Bulle vom 17. Juli 1520, die Abtrünnigen mit väterlicher Liebe in den Schooß der Kirche zurückgerufen; vergeblich hatte Adrian VI. wenige Jahre nachher (s. Schröth christl. Kirchengesch. T. 1. S. 318.) in seiner

dem Nuntius Cheregetti, für den Reichstag in Nürnberg ertheilten, Instruction, mit seiner eignen Curie die Reform zu beginnen, und die eingeschlichenen Mißbräuche abzuschaffen, sich bestimmt verpflichtet; auch eine dringende Ermahnung des, nach Adrians kurzer Regierung, auf den päpstlichen Stuhl erhobnen, Clemens VII. blieb eben so unbeachtet. —

Von mehrern, dem Glauben der Väter treu gebliebenen Cantonen, erschienen im März 1524 Gesandte in Zürich, um den Neugläubigen die Folgen ihres raschen Verfahrens und ihrer Abtrünnigkeit zu Gemüthe zu führen; allein diese ließen sich von ihrer Bahn nicht abwendig machen. Bern wiederholte seine Vorstellungen, durch zweimalige, besondre Gesandtschaften. Die bedenklichste Verwirrung und Zwietracht hatte überall um sich gegriffen, so zwar, daß hin und wieder die Reform abgeschafft, und der alte Väterglaube nochmals eingeführt, auch, z. B. in Bern, durch ein Gesetz, alle Neuerung wieder aufgehoben ward. Auf's beweglichste und liebeichste hatten die übrigen Cantone ihre Brüder in Zürich beschworen, den alten, seit fünfzehn Jahrhunderten treu bewahrten Glauben der Mutterkirche nicht zu verschmähen, wobei sie sich bereit und entschlossen erklärten: „sich mit ihnen über die Mittel zu berathschlagen, wie das Joch abgeschüttelt werden könne, unter welches die Schweizer, durch das Unrecht und die groben Gewaltthatigkeiten, — von Päpsten, Cardinälen, Bischöfen und Prälaten verübt —, sowie durch den ärgerlichen Handel mit geistlichen Aemtern, Betrügerei mit dem Ablass u. s. w. seien gebracht worden.“ Allein die Stimme der Vernunft und Bruderliebe ward nicht gehört; der Damm war eingebrochen, und unaufhaltsam wälzte der tobende Strom seine wilden Fluthen fort. In eben diesen Zeitpunkt fällt auch die obrigkeitliche Bestrafung des Zürcherischen Landvogtes, Othmar Nordorf in Andelfingen, weil derselbe ausgesagt hatte: „Unser Zwingherr von Zürich oder Meister Ulrich hat gepredigt, daß man den Zehnten nicht zu geben schuldig sei, und jetzt widerruft er's, sint er Chorherr geworden; wenn ich es thät, hätte man mich längst ertränkt. Ich weiß, daß er einst meiner Herren von Zürich und einer Eidgenossenschaft Leib und Seel verführen wird, und wenn man ihn längst verbrannt hätte, so wäre ihm Recht widerfahren.“ (Füssli Beitr. II. 32.)

Im nämlichen Jahr 1524, 2. April, schritt Zwingli zur ehelichen Verbindung, mit Anna Reinhart, mit welcher er — wie Hef berichtet — schon mehrere Jahre, in stiller Herzensharmonie zugebracht, und sie „während dieser Zeit zur Gattin und Mutter ausgebildet hatte“ (S. unten!), weil „er und seine Freunde einsahen, daß ihre Lehren wenig fruchten konnten, so lange ihr Privatleben zu vielem Argwohn Anlaß gab, oder (nach Nüscheles Angabe) durch wirkliche Unregelmäßigkeiten und Ausschweifungen, Aergerniß verursachte.“ Hef meldet ferner, daß die Ehe mit still religiöser Feierlichkeit vollzogen ward, und Zwingli sich zur Gattin eine adeliche Wittwe gewählt hatte, daß aber die Ehre ihres Standes, von ihrer Sittsamkeit weit übertroffen ward, ja daß sie ein wahres Bischofsweib, nach des Apostels Forderung, war. So trat Zwingli — wie E. W. Fäsi sich ausdrückte — „in den Bund keuscher Ehe und ward auch als Gatte und Vater Vorbild!“ An einer andern Stelle ergießt sich Hef ganz entzückt und bezaubert, in Lobsprüche ihrer körperlichen Schönheit sowohl, als besonders auch ihres „Seelenadels“, welcher den Adel ihrer Geburt „in ungemessnen Räumen“ zurückließ! — !

Was nun die Natalien der Zwinglischen Nachkommenschaft betrifft, so werden wir uns bei deren Darstellung gerne eines angemessnen Euphemismus befleißigen, indem es damit eine, etwas kläglich Bewandniß hat, und die Angaben der Zürcherschen Biographen hierüber ziemlich unvollständig lauten. Ob dieses absichtlich, — aus Rücksichten zarter Schonung für das Andenken jenes sittsamen, musterhaften Bischofsweibs —, oder unwillkürlich geschah, lassen wir dahin gestellt. Usteri und Bögeli erwähnen die Sprößlinge in folgender Reihe: „Wilhelm; Anna — die beide frühzeitig starben; Huldreich, geb. den 6. Jenner 1528, gest. 1571; Regula, Gattin Rudolf Swalters.“ (Bei dieser fehlt die Angabe des Alters! Und warum wird sie zuletzt, statt zuerst, angeführt?) E. Hef, der es sonst mit genealogischen Ausarbeitungen sehr genau zu nehmen pflegte, stellt das Geburtsjahr der Regula — ohne nähere Bestimmung — auf 1525, und heißt sie lediglich „die Erstgeborne“. Die übrigen Biographen melden gewöhnlich nur den Geburtstag der spätern Kinder: Wilhelm, Ulrich und Anna. Wozu dann eigentlich diese Zurückhaltung? Wir ergänzen und berichtigen aus einer unverwerflichen Urkunde, — Zwinglis eigenhändiger, vor uns

liegender Schrift —, diese Angaben in nachstehender Weise: Regula den 31. Juli 1524. (Regula Zwinglia nata est anno a Christo nato MDXXiiij ultima die Julii quæ Dominica erat, ante auro-ram puncto medio inter 2 et 3 hor.) Wilhelm 1526, 29. Jan. Ulrich 1528, 6. Jan. Anna 1530, 4. Mai. (Daß diese Regula dann in ihrem 17. (siebzehnten!) Jahre den — nachherigen Antistes — Rudolf Gwalter heirathete, hat seine Richtigkeit) Indem wir uns hiebei jeder näheren Bergliederung enthalten, bemerken wir nur, daß selbst Schultheß — Zwinglis eifrigster Lobredner — in Z. Opp. Vol. VII. sich das Geständniß entschließen ließ, „Zwingli habe mit seiner nachherigen Ehefrau zusammengelebt, ehe er es gerathen fand, seine Ehe kirchlich einweihen zu lassen“; (wie auch aus einem Briefe von M. Buzer an Zwingli hervorgeht) und so wird es dann auch begreiflich, daß — wie die angesehenen Chronisten Stumpf und Waser melden — „dieses Ehepaar sich abermals üble Nachrede zugezogen habe“.

Im Weiteren berichtet Hefß: „Zwingli verlor auch seinen Stiefsohn nicht aus dem Gesicht, und sorgte für sein körperliches und geistiges Wohl. Als er sich jetzt mit dessen Mutter ehlich verband, sorgte er im eigentlichen Sinne noch väterlicher für ihn, indem er ihm, der noch nicht siebzehn Jahre zurückgelegt hatte (!), eine fein verständige Gattin zuführte.“ Als einen nicht ganz unerheblichen, von Hefß u. a. m. verschwiegenen, Umstand fügen wir noch bei, daß, wegen Ausscheidung des, von Zwinglis Gattin zugebrachten, Vermögens von dem Erbgut ihrer Kinder erster Ehe, sich schon wenige Monate nach der Hochzeit, Streitigkeiten erhoben, welche richterlich beigelegt werden mußten, — wie sich aus den Actenstücken vom 26. und 27. Juli, 9. Nov. 1524 und 3. April 1525 ergibt. Uebrigens wird uns Zwinglis Gattin als eine Person geschildert, welche auch bei seinen Amtsgeschäften ganz und gar keine Nebenrolle spielte. Zudem war sie — wie Hefß sagt — nicht selten Veranlassung zu „schneller Befehrung und Verehrlichung“ von Nonnen am Detenbach und Stiftsfrauen am Frauenmünster mit Pfarrern, „weil sie fand, daß Priester und Nonnen wohl am besten zusammenpassen.“ Ein Vermittlungsgeschäft, welches sonst auch, im gewöhnlichen Leben, mit einem wenig ehrenhaften Namen bezeichnet wird! —

Im April 1525 trat Zwingli, nebst einigen Amtsgenossen, vor die Zürcherische Obrigkeit, um die förmliche Abschaffung der Messe,

„welche voller Abgötterei sei“, zu betreiben, — was ihm dann auch vollständig gelang. Diese souveräne, oberste Landesbehörde — großer Rath genannt — bestand aus zweihundert, ehrbaren Bürgern und Handwerfern. Leicht läßt sich ermessen, welche geschickte und bewanderte Theologen, unter dieser Anzahl Schweizerbürger des XVI. Jahrhunderts, sich befinden mochten! In solch ehrwürdiger Versammlung neuer Kirchenväter fand die vollständige, gründliche Erörterung, über den Sinn der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls Statt, und der Reformator bewies, — wohl ohne übergroße Anstrengung —, zur handgreiflichsten Ueberzeugung jener starken Geister, die figürliche Bedeutung der Einsetzungsworte Christi, durch die bekannten Parabeln: der Acker ist die Welt, der Same ist das Wort u. s. w. Somit war sein Satz klar bewiesen, indem jene nächtliche Erscheinung, welche ihm eine passendere Stelle, aus Exod. XII, 11. (denn es ist Phase, oder Vorübergang des Herrn), einflüsterte, erst späterhin ihm zu Theil ward. Dieß hocheerleuchtete Concilium zögerte nicht lange, die Beschlüsse anzunehmen, welche Zwingli, gegen das alte Dogma der wesentlichen Gegenwart, ausgesprochen hatte, und entschied sofort „Namens der ganzen Kirche“ (totius ecclesiae nomine!) die Aufhebung der Messe! — !

So war der Ursprung der Glaubensstrennung in der Schweiz beschaffen, wo zweihundert, unbefugte Laien, gegen den Glauben aller frühern Jahrhunderte, und gegen die ununterbrochene Lehre der Mutterkirche, auf eine Weise entschieden, als hätte es sich nur um einen gewöhnlichen Civilstreit, um einige Soche Aecker oder Wiesen, gehandelt.

Indessen bemerkt Lavater in f. hist. sacram., „daß ein Schreiber im Zürcherischen Rath, dem Irrthum Zwinglis sich widersetzt, und ihn mit diesem Argument insonderheit verirt habe: daß er von den eigentlichen und hellen Worten des Sohnes Gottes abweiche, und keinen genugsamen Beweis führe; denn diese Exempel: der Same ist das Wort Gottes, Christus ist die Thüre — Quelle — Fels u. s. w. gehören nicht zur Sache, sondern seien Gleichnisse, die man durch das Wort ist erkläre.“

Hier finden wir uns übrigens zu der geschichtlichen Erläuterung bewogen, daß unter dem gedachten Schreiber, welcher in dieser Disputation unsern großen Wundermann nicht wenig in die

Enge trieb, der zweite Zürchersehe Staatschreiber Joachim am Grüt (vorher, von 1510 — 1515, Stadtschreiber in Rapperschweil) zu verstehen ist, dessen zwar in Hottingers Gesch. der Eidg. w. d. Kirchentr. nur kurz, und in vornehm verächtlichem Tone, in Bögels neufter Schw.-Gesch. aber gar nicht erwähnt wird, welcher jedoch, in andern Urkunden, als der „scharfsinnigste und zugleich gemäßigte“, auch als der „tüchtigste und furchtbarste“ Gegner Zwinglis geschildert wird, und eine Schrift herausgab: „Christenlich anzeigung Joachims am Grüt, daß im Sacrament des Altars warlich sey Fleisch und Blut Christi“ u. s. w. Dieses, in der kirchengeschichtlichen Litteratur höchst selten gewordene Schriftchen, — in 4^o, ohne Druckort, 7 Seiten Vorrede und 68 Seiten Abhandlung, worin 16 „Irrungen“ Zwinglis und eben so viele „Antworten“ enthalten sind —, muß man gelesen haben, um sich von der Richtigkeit des Hottingerschen Ausspruchs zu überzeugen. (Am bequemsten machte sich J. C. Hess, welcher, in seiner sogenannten Lebensbeschreibung Zwinglis, dieser Disputation überhaupt nicht zu gedenken, für gut fand.) „Die Vorrede der Am Grüt'schen Schrift“, sagt G. E. Haller, — vor welchem sich Hottinger doch wohl gerne und tief bücken wird —, in s. Bibl. der Schw.-Gesch. „ist, als Fragment der Zürchersehe Reformationsgeschichte, besonders merkwürdig, und mit der rühmlichsten Sanftmuth und Bescheidenheit geschrieben.“ Und wirklich beweist diese Vorrede auf's klarste Am Grüt's ruhige Besonnenheit, im Gegensatz mit Zwinglis unbiegsamem Starrsinn und Uebermuth. Dieser hatte unter anderm die Behauptung aufgestellt, daß die Zehntabgabe nicht aus göttlichem Gebot eingesezt, und man sie folglich nur aus dem Gebot der Liebe schuldig sei. Daher entstand allgemeine Widerseßlichkeit der Landschaft, indem diese nur der göttlichen Schrift Gehorsam leisten wollte. Gegen diese Ansicht Zwinglis sowohl, als auch gegen dessen hastigen Vidersturm, eiferte Am Grüt mit Nachdruck, worauf der Rath beschloß, daß er innert vierzehn Tagen seine, aus der Bibel geschöpften Beweise schriftlich vorlegen soll, — was dann auch geschah, und zwar so, daß Zwingli und seine Mitprädicanten nichts dawider vermochten. Auch in Betreff des Altars sacraments bot Am Grüt seinem Gegner tapfer die Stirne, und es ward erkannt, daß er innert vier Wochen den Zwingli des Irrthums gänzlich überweisen soll. Da indessen Am Grüt, immer

mehr, von dem Mangel an gutem Willen und Unbefangenheit von Seite der Regierung, sowie von ihrer Unkenntniß, sich überzeugen mußte, so weigerte er sich, sie als Richter anzuerkennen, sondern erklärte sich bereit, „dem Ausspruch einer Hochschule in Basel, Freiburg, Paris, Tübingen oder anderwärts, den Entscheid zu unterwerfen“, — was jedoch begreiflicher Weise Zwingli und dem, von ihm gegängelten, hochweisen Magistrat nicht zusagen konnte.

Hottinger in s. Kirch.-Gesch. giebt auch selbst zu, daß die Einwürfe dieses Widersachers Zwingli nicht wenig bekümmerten, und noch in der, auf diese Disputation gefolgten Nacht so beunruhigten, daß er dem Unterschreiber nichts mehr einwenden zu können und gänzlich zu verstummen sich vorstellte. Eben dieß gesteht übrigens Zwingli selbst umständlich, in s. subs. de euch.

Beachtenswerth ist wohl auch der Umstand, daß Zwingli — noch wenige Jahre vorher — diesen Am Grüt, einen Schüler des Zürcherischen Canonicus Uttinger, von welchem bald auch die Rede sein wird, mündlich und schriftlich, besondre Gewogenheit erzeugte. S. den Brief Am Grüts an Zwingli vom 6. April 1521 (Zürch. Stadtbibl. Codd. Mscr. F. No. 46 in Autographo), in Zwinglis Werken, von Schultheß und Schuler, Vol. 7. p. 169., wo die Herausgeber selbst auch, in margine, diesen Am Grüt als „einen der gründlichsten und gelehrtesten Gegner Zwinglis“ anerkennen.

In diesem Jahre 1525 nahm dann auch, — wie zum Theil schon bemerkt —, die Verwirrung bedenklich überhand; die Sectirer schüttelten auch die Bande bürgerlicher Ordnung von sich; es kam zu tollen Ausbrüchen, und mit Strenge mußte die Obrigkeit gegen die politischen und moralischen Ausschweifungen einschreiten, so daß viele jener Schwärmer, Wiedertäufer u. s. w., theils verbannt, theils hingerichtet wurden.

Unter solch mißlichen Umständen ward, von den sämtlichen eidgenössischen Cantonen, ein Colloquium oder Disputation, auf den 16. Mai 1526, nach Baden im Aargau angeordnet, von welcher im Verfolg die Rede sein wird, da wir hier vielmehr auf die persönlichen Verhältnisse und Schicksale der Reformationsstifter uns zu beschränken haben. Wir stellen daher noch einige Selbstgeständnisse Zwinglis sowohl, als auch Urtheile seiner gelehrten Zeitgenossen zusammen, welche uns einer besondern Beachtung werth scheinen.

Aus der, von Zwingli selbst verfaßten Schrift: „Ein freundlich Bitt und Ermahnung etlicher Priester der Eidgenossenschaft“ u. s. w., datirt vom 13. Juli 1522, entnehmen wir folgende, unverholene Herzensergießung an seine Obrigkeit: „Euer Ehrsam Weisheit hat bisher gesehen, das unehrbar, schändlich Leben, das wir leider bisher geführt haben (wir wollen allein von uns geredt haben) mit Frauen, womit wir männiglich übel verärgert und verbösert haben. Wir begehren aber dabei das, sintemal wir leider erfahren haben, daß wir nicht behalten mögen das reinlich Leben, darum, daß es uns Gott nicht gegeben hat (!), daß auch uns nicht verschlagen werde die Ehe. Die Brunst, nach Paulus, 1 Cor. VII, 9. bekennen wir leider an uns zu sein, da wir sind von ihretwegen in Schaden kommen. Angesehen die große Schand, die wir bisher unverschämt über uns haben lassen gehen, angesehen die große Verrgeriß, allen Menschen damit gegeben, angesehen unsre verwundeten Conscienczen, mit denen wir täglich die göttliche Verwaltung des Gottesworts und der Sacramente verhandelt, und doch allweg nie Ruh gehabt; gönnet uns, daß wir, von dieser Schand der Unkeuschheit erlöst, auch ehrlich bei euch leben mögen. So wir nun leider genug sind inne worden, daß wir aus Blödigkeit oft gefallen sind. Wir hätten wahrlich unsre Schand nicht also entdeckt, als nur in Hoffnung gnädiger Willfahung u. s. w.“

In s. Paræn. ad Helv. äußert er sich eben so unumwunden: „Ich kann es nicht verhehlen, welch ein unbändiges Feuer in mir brennt, und mich immerwährend zur Unenthalttsamkeit hinreißt, da es wahr ist, daß seine Wirkungen mir, schon so oft, die ehrenndsten Vorwürfe der Kirche zugezogen haben.“

Auch die Bittschrift, welche Zwingli, nebst Leo Jud und noch neun andern Geistlichen, im Jahr 1522 dem Bischof von Constanz einreichte, enthält folgendes, prunklose Geständniß: „Wir erfuhren es bisdahin nur zu sehr, daß uns die Gabe der Enthalttsamkeit nicht gegeben worden sei. Wir brannten vom Feuer der Wollust so heftig, und o der Schande! daß wir viel Ehrloses verübt haben, da wir sonst wegen keinem Laster bei unsrer Heerde in üblem Rufe stehen.“ An seine Brüder im Toggenburg schreibt er: „Sagt man euch, ich sündige mit Hoffart, Fressen und Unlauterkeit, so glaubet es leicht, denn ich diesen und andern Lastern

unterworfen bin; so man euch aber sagen würde, ich wolle um Gelds willen Unrecht lehren, so glaubet es ganz und gar nicht!“

Solch „edelmüthigem, offenem“ Selbstgeständnisse nach, (wie Hottinger in s. Gesch. d. E. w. d. Kirchenthr. diese Stelle sehr naiv auslegt), darf es wohl nicht sehr befremden, wenn — nach J. G. Müllers Bericht in s. Reliq. — gegen Zwingli ausgestreut ward: „er erlaube die Ehe zu brechen, er selbst habe im J. 1523 vier unehliche Kinder erzeugt, gehe des Nachts zum Spiel und mit den Buben in die Frauenhäuser u. s. w.“, und wenn eine angesehene Magistratsperson, Zunftmeister Jac. Stapfer der ältere in Chur, über Zwingli aussagte: „er sei Vater dreier Kinder und schwärme des Nachts auf der Straße.“

Wenn auch solche Belege noch nicht genügen sollten, den verweisen wir auf Zwinglis eigenhändig geschriebnen Brief, an seinen geliebten Heinrich (Utinger, Chorherrn und Custos der Stift in Zürich) vom 10. Dec. 1518 aus Einsiedeln; — eine trauliche Herzensergießung, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und jeden Zweifler vollständig zu belehren geeignet ist, desnachen aber auch von allen sogenannten Biographen Zwinglis, mit gewissenhaftester Parteilichkeit, verschwiegen ward. Wir unterlassen es, diese merkwürdige Urkunde hier ausführlich mitzutheilen, und verweisen dießfalls auf die Handschrift in F, No. 87, p. 267 Codd. Mscr. der Zürcherschen Stadtbibliothek, oder auf Zi. Opp. von Schultheß und Schuler, Turici 1830, Vol. VII, wo in Präf. IV die Herausgeber gestehen, daß der fragliche Brief — ibid. p. 55 — nicht hätte der Oeffentlichkeit übergeben werden dürfen, wenn nicht die Pressfreiheit, in ihrem weitesten Umfang, in dieser neusten Zeit, wäre in Zürich eingeführt worden. — !

In der zarten, gemüthlichen Schreibart wetteifert unser Held rühmlich mit seinem Vorbilde Luther. So lesen wir oft in s. Antwort auf dessen Bekenntniß: „Sie schmecken nach dem Knoblauch und Bollen (Zwiebeln) in Egypten“, d. h. sie sind dem Papstthum gewogen. Und: „Das gehörte wohl auf den Zurzach-Markt, da gilt: besch...ß wer mag.“ Eben so salbungsvoller Ausdrücke bedient sich Conrad Schmied, Zwinglis vertrautester Amtsbruder, in seiner Predigt, während der Disputation in Bern, 1528: „Die Wieder-täufer sind Gleisner; die so ohne Sünd leben, wie die Hände ohne Flöh im August; sie möchten die Lügen verdrehen, wie die Kagen

ihren Roth; sie sind so säuberlich gewaschen von Sünden in ihrem Gänssbad, wie eine Bäckerfau, die sich in einer Mistpfütze gewälzt hat“ u. s. w. (Und von diesem würdigen Kumpen bezeugt ein moderner Biograph Zwingli, daß er ein „gar geschickter, in der ganzen Bürgerschaft beliebter, trefflicher und gelehrter Herr“ war, — daß er „mit Zwingli eigentlich Ein Herz und Eine Seele“ zeitlebens blieb, — daß er „sein, verständig, litterarisch gebildet, ausnehmend beredt, ja die Urbanität und Humanität selbst“ war!)

Von Zwingli's evangelischer Methode, beim Unterricht der Schüler, liefert uns sein Brief an einen bernerschen Prediger, den apostasirten Carthäuser, Kolb, ein erbauliches Beispiel. Er schreibt ihm: „Heil und Segen von Gott unserm Herrn. Lieber Franz! Ganz allgemach im Handel, nicht zu streng; wirf dem Bären (Bernern) zuerst nur eine saure, unter etliche süße Birnen hin, darnach zwei, dann drei, und wann er anfangt in sich zu fressen, so wirf ihm mehr und mehr vor, saure und süße durcheinander. Zuletzt schütt den Sack ganz aus, mild, hart, süß, saur und rauh, so frist er alle auf, und vermeint, sich nicht mehr davon jagen und vertreiben zu lassen. Geben Zürich, Montag nach Georgi 1527. Euer Diener in Christo, Huldreich Zwingli.“ (Ganz andere Anleitungen ertheilte freilich Paulus seinem Timotheus und Titus für die Verbreitung der Religion Jesu. S. 1 Tim. I, 5. 2 Tim. II, 1 — 10. IV, 2 — 5. u.)

Daß es dann übrigens unser Glaubensheld mit der Festigkeit und Consequenz seiner Grundsätze eben auch nicht genauer nahm, als seine Mitapostel, sehen wir aus s. Opp. I, 37. II, 89. de del. cib. u. s. w. So sagt er an einen Orte: „die Kirchenväter gelten nichts“; am andern: „die Väter muß man hören.“ Ferner: „das Fasten ist ein Teufelsgebot“; dann wieder: „Wir behaupten, daß man öfters fasten müsse, und der Gebrauch des Fastens heilsam sei. Der du ein müßiges Leben führst, hast vieles und öfteres Fasten nothwendig, wie auch Enthaltung, sonderbar von jenen Sachen, die zur Fleischeslust reizen.“ Bald: „die Taufe tilgt die Erbsünde nicht, denn es giebt gar keine Erbsünde“; bald wieder: „die Taufe tilgt die Erbsünde.“ Ferner: „Man hat sich, den Glauben betreffend, an die weltliche Obrigkeit zu wenden“; und wieder: „Man hat dießfalls nicht nach ihr zu fragen.“ Das eine Mal: „Der Papst ist der Antichrist“; und bald hingegen wieder: „Der

Papst ist in der Kirche Gottes der Erste; er ist der Statthalter Christi.“ In s. Brief an den König von Frankreich vom J. 1526 faßelt er, — um uns des gelindesten Ausdrucks zu bedienen —, daß der Papst zu Rom „als ein Gott“ geehrt werde, ja daß ihm „viel mehr Ehr“ sei erwiesen und viel höher sei geachtet worden, „als Gott selbst“! In seinem Brief an den Pfarrer in Reutlingen, Matth. Alber, schreibt er: „Des Herrn Christi Einsetzungswort zum heiligen Abendmahl, — nehmet, esset, das ist mein Leib —, sind hell und klar, und ist leichter, daß Himmel und Erde vergehen, als daß auch nur ein Pünktlein von diesen Worten vergehe.“ Ferner: „Man soll das Volk vor dem römischen Abgott warnen“; dann aber auch wieder in s. Schrift: Rath eines Mannes, der von Herzen für die Würde des römischen Papst und den Ruhestand der Kirche besorgt ist, 1521: „Es ist die Pflicht eines christlichen Gemüthes, dem Stellvertreter Christi von Herzen zugethan zu sein, und zu wünschen, daß sein Ansehen nicht geschwächt werde; allerdings steht ihm die Untersuchung in Glaubenssachen zu, und dieß Recht soll man ihm nicht nehmen. Mit welcher Stirne getrauet ihr euch, ohne das Ansehen und die Guttheilung der Kirche, Neuerungen vorzunehmen! In all dergleichen Angelegenheiten soll die Autorität der allgemeinen Kirche zu Rath gezogen werden; nach dem Gutachten derselben, keineswegs aber nach eines Jeden vermessnem und muthwilligem Eigendünkel, sollen alle, die Religion betreffenden Sachen geschlichtet werden; denn die Beurtheilung der Schrift steht weder mir, noch dir, sondern allein der Kirche zu.“ (Aus einem Brief von Franz Binge an Bürgermeister und Rath in Zürich vom März ebendesselben Jahres 1521 ist ersichtlich, daß Zwingli sowohl zu Glarus und zu Einsiedeln, als auch zu Zürich, einen jährlichen Gnadengehalt vom Papste bezogen, solchen jedoch einzig, um seiner Nothdurft zu steuern, angenommen habe; und daß er vom Cardinal in Sitten — aus besondrer Achtung und Zutrauen — mit Vertheilung der Geschenke des Papstes war beauftragt worden, melden Hartmann in den Eins. Annalen und S. C. Heß in Zwinglis Lebensbeschreibung.) In der zweiten Disputation vom J. 1523 sagt er: „Die Concilien sind des Teufels Gemeinden“; zu Marburg hingegen anerkennt er die Aussprüche der ersten Concilien von Jerusalem und Nicäa, und in s. Consil. ejusd. rath er, „die Entscheidung des Streits der nächsten Kirchenversammlung

anheimzustellen.“ Auch focht er in Marburg, gegen Luthern und dessen Lehrräthe, nicht bloß mit der Bibel, sondern auch mit den Kirchenvätern Augustin und Fulgentius, und schrieb nur darum sich und seiner Partei den Sieg zu, „weil sie ihrer Lehre guten Grund im Wort Gottes hatten, und in den alten Vätern.“ Bald anerkannte er seine Regierung, als oberste Rechtsgewalt in Angelegenheiten der Religion, „und sollte diese finden, daß er Unrecht hätte, wollte er sich nicht nur weifen, sondern auch strafen lassen“; als aber diese Regierung die Beibehaltung der Fasten beschloß, wollte Zwingli — wie Bullinger S. 63 schreibt — „nicht thun, was ein ehrsamer Rath an ihn begehrte.“ Von der Tagsatzung in Baden sagt Zwingli: „Wer wollte diese Bauern lehren verstehen, wer Recht habe oder nicht; sie verstünden sich wohl eher aufs Rühmelfen.“ Wenn also Zwingli diese, aus den angesehensten Regenten der Schweiz bestehende Behörde, nicht als taugliche Schiedsrichter gelten ließ, so hat er dadurch wohl zugleich auch seiner Obrigkeit diese Eigenschaft abgesprochen, da die Handwerker Zürichs sich wohl auch nicht besser auf Dogmatik und Exegese verstünden, als die ersten Magistratspersonen der übrigen Schweiz.

In der zweiten Disputation vom J. 1523 über das Abendmahl hatte Zwingli erklärt, „daß seine und seiner Mitprediger Rede von der Messe keineswegs dahin ziele, noch in Ewigkeit dahin zielen werde, daß einiger Betrug oder Falschheit in dem reinen Blut und Fleisch Christi sei“; und in der Erläuterung bestätigte er diesen Lehrbegriff mit den Worten: „die Frag ist hier nicht, ob man den Leib und das Blut Christi im Abendmahl esse und trinke oder nicht, denn daran zweifelt kein frommer Mensch“ u. s. w. Und als kurz vorher auf der Tagsatzung in Baden wider ihn war geklagt worden, daß er ingeheim über das Abendmahl andre, dem allgemeinen Glauben widersprechende, Lehren austreue, verfaßte er, für die nach Bern berufene Gesandtschaft, eine Schutzschrift, in welcher er diese Zulage, als die schwärzeste Verläumdung von sich abzulehnen sucht. Zwei Jahre später verließ er sein eignes Lehrsystem in diesem wesentlichsten Punkt; — er, der sich schon in der ersten Disputation gerühmt hatte, vom Geiste Gottes angehaucht zu sein. (Freilich hält der gelehrte Hottinger in s. K. Gesch. VI, 490. „die Frage vom Abendmahl des Herrn für keine Sache von großer Wichtigkeit!“) Im subs. de euch. 1525 gestund

Zwingli, daß er schon vor mehreren Jahren die Gegenwart Christi im Abendmahl nicht mehr geglaubt habe; folglich schon damals nicht mehr, als er, im Angesicht der Zürcherschen Regierung und Geistlichkeit, behauptete, daß er — „wie jeder fromme Mensch — an Christi Gegenwart im Altarssakrament in Ewigkeit nie zweifeln werde.“ Freilich setzte er zu seiner Entschuldigung hinzu, „daß er nicht schieflich gefunden habe, vor dem Pöbel damit aufzutreten, um nicht die Edelsteine den Schweinen vorzuwerfen.“ In der That eine, für jene geistlichen und weltlichen Vorsteher eben nicht sehr schmeichelhafte Aeußerung! —

In den Actis disp. in Baden 1526 wird Zwingli ebenfalls des Widerspruchs mit sich selbst beschuldigt und actenmäßig überwiesen. Es heißt darin: „Zwingli behauptet, daß es allerdings der Kirche zustehe, über Angelegenheiten der heiligen Schrift in Untersuchungen einzutreten, Beschlüsse zu fassen, und Urtheilssprüche zu fällen, weil sonst jedermann, von einem Tag zum andern, wieder neue Meinungen aufstellen, und Gegenstände, die schon einmal ordnungsmäßig entschieden waren, nochmals bestreiten, und auf solche Weise immer neue Verwirrung stiften würde. Faber führt sechs Beweisstellen an, in welchen Zwingli das Recht der Kirche anerkennt: über die heiligen Schriften Zweifel zu lösen, Belehrung und Zurechtweisung zu ertheilen, auch förmliche Urtheile ergehen zu lassen, — ja wo er nicht nur der Kirche selbst dieß Recht zugesteht, sondern auch den gesammten Christgläubigen solche Befugniß einräumt; wie er dann wirklich in Zürich zweihundert weltlichen Bürgern und Handwerkern seine Glaubens-Angelegenheit zum Entscheid vortrug. Dagegen beruft sich Faber auf eilf andre Beweisstellen, und führt Zwinglis eigne Worte an, worin er, offen und bestimmt, alle und jede Prüfung und Urtheil von Gottesgelehrten, Kirchenversammlungen, Päpsten, Universitäten, ja der Kirche selbst, schlechterdings ablehnt, und dieß Recht gänzlich verwirft.“

Bernehmen wir nun aber auch, wie der weise Mann diese seine grellen Widersprüche zu bemänteln sucht. In. f. 1525 herausgegebenen Commentar von der wahren und falschen Rel. erklärt er ganz unverholen: „Wir haben vor zwei Jahren, von den 67 Artikeln an dem 18., von dem Sakrament des Altars geschrieben, mehr der Zeit als der Sach nachgehend, viel nachge-

lassen und zugegeben der Blödigkeit und Härte; darum bessern und widerrufen wir hier an diesem Ort, was wir damals gesagt haben, nicht daß es falsch sei, sondern dergestalt, daß dieses, so wir jetzt im 42. Jahr unsers Alters herfürgeben, weit fürtreffen soll, das was wir im 40. Jahr geschrieben haben.“ Wahrlich, ein seltsames, wenig erbauliches Argument im Munde eines Glaubensreformators! Wie oft würde er wohl noch seine Ansichten geändert haben, wenn ihm ein längeres Lebensalter wäre beschieden gewesen?! (Und diesen Mann heißt Bögeli in f. Schw.-Gesch. „ein starkes und glückliches Werkzeug Gottes“, einen „Glaubenshelden, der alles nur mit der Gotteskraft in seiner Brust vollbrachte“! Von diesem Manne dichtet der Prediger C. W. Fäsi, „daß er, von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn, wußte was er wollte, daß nur Ein großer Gedanke, Ein preiswürdiges Ziel aus all seinen Thaten, Schriften und Reden entgegenschimmerte“!) Salat fügt obiger Stelle die schlichte Anmerkung bei: „Da heißt Zwingli sich selbst liegen, denn daß ein Ding sei und doch nicht sei, ist unmöglich; nun spricht er, was er früher geschrieben habe, sei nicht falsch; also muß er jetzt irren und Lügen vorgeben; was er auch gethan hat.“

Daß übrigens Zwingli seine Lehre, von der figürlichen Bedeutung der Einsetzungsworte zum Abendmahl, keineswegs selbst erdacht, sondern von Carlostad entlehnt hatte — (wie wir schon unter der Rubrik dieses letztern zeigten, und auch von Melancthon versichert wird) —, bestätigt Zwingli selbst in f. subsidio, wo er sagt: „Er habe viele Jahre lang, des Carlstads Meinung vom Abwesen des Leibs Christi im Abendmahl vertheidigt, er habe aber seine Meinung nicht leichtlich wollen unter die Gemeine sprengen, damit er nicht die Perlen vor die Säue werfe, ehe er mit Gelehrten und christlichen Leuten oft davon gesprochen hätte, damit diese Sache, — welche höher sey als jemand zu gedenken vermöge —, wann sie dermaleins an's Licht käme, viel Patronen und Vertheidiger haben möchte.“ (Diesen Hinterhalt des Zwinglis verdammt Viktorinus in Ep. p. 11. und sagt: wer nicht aufrichtig von Religion und göttlichen Sachen denen, so den Herrn lieb haben, antwortet, der ist ein Verräther der Wahrheit.)

In f. Brief an den Pfarrer von Reutlingen, Math. Alber, 1525, schreibt Zwingli: „Ich fürchte, daß viele Leute in dem Streit

wegen des Nachtmahls irren, sofern ich nicht mehr irre als sie alle; und so mich die Eigenschaft, die Meinung der ganzen Schrift, ja die Gottseligkeit selbst nicht betrügt, so haben wir weit vom Mahle geschossen.“ (Kurz vorher hatte er, in seiner dem König von Frankreich zugesandten Schrift, sich auf Gottes Richterstuhl berufen, und auf's höchste betheuert, daß er keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Meinung in dem Sakramentsstreit trage; sowie er auch in dem öffentlichen Religionsgespräch — S. T. 2. in actis disp. Tigur. — mit fester Bestimmtheit behauptete, daß seine Lehre von Gott selbst herkomme, welcher ihm die Verkündung derselben durch den heil. Geist selbst aufgetragen habe.)

Im nämlichen Brief an Alber sagt er ferner: „Ob schon die Meinung, die wir anzeigen wollen, uns besser gefällt, dennoch so schließen wir nichts, sondern wir bringen unsre Meinung herfür, damit auch andere so zu glauben gelehrt werden, wann es Gott gefällt, aber von dem Geist, der uns alles lehrt.“ Ebenda selbst bekennet er, daß er vielleicht nicht so viel verstehe, als Carlostad (obwohl er dessen Meinung — Toutismus — gänzlich verwirft).

In libr. de euch. gesteht Zwingli selbst, daß, „nachdem er Carlostads Schriften gelesen, er der Lutherischen Meinung entsagt habe und zu der Carlostadischen übergetreten sei“; späterhin, als er dann beide zu übertreffen beglaubt war, säumte er nicht, sein eignes Lehrgebäude aufzurichten.

Von Zwinglis, wahrhaft mohamedanischem, Wahlspruch: „das Evangelium verlangt nach Blut“ (*evangelium vult sanguinem*), welcher auch in vielen von 1560 — 1570 erschienenen Schriften stark gerügt ward, werden wir im Verfolg zu sprechen Gelegenheit finden.

Vernehmen wir nun ferner noch die Urtheile und Zeugnisse seiner protestantischen Zeitgenossen, wie solche von der unbestechbaren Geschichte uns aufbewahrt wurden.

Melanchton (nach Flor. Räm.) schrieb: „Ich will mich nicht weigern, mit Decolampad in eine Unterredung in Marburg mich einzulassen; denn mit Zwingli zu sprechen, ist so viel als verlorne Zeit. Das Unternehmen ist nicht allzeit leicht; denn ihre Meinung ist mehreren angenehm, welche die Geheimnisse Gottes mit der Hand greifen möchten, sich übrigens aber doch am Gängelband ihres Vorwihes leiten lassen.“

Ebender selbe schrieb an Görlitz in Braunschweig: „Er wolle viel lieber tausendmal sterben, als Zwinglis Irrlehre beipflichten, daß Christi Leib nur könne an Einem Ort und auf Ein Mal sein.“

In seinem Buch an Dr. Fr. Mykonius sagt derselbe ferner: „Ich kann keine genugsame Ursache finden, warum ich von unsrer Meinung, daß der natürliche und wesentliche Leib Christi im heil. Nachtmahl dargereicht werde, weichen soll; wohl mag Zwinglis Meinung müßigen und fürwitzigen Leuten besser gefallen, da sie mit der bloßen Vernunft eher übereinstimmt, und mit vielen Scheingründen bemäntelt wird; aber was wird in der Unfechtung geschehen, wenn das erwachte Gewissen fragt, aus welchen Gründen man von der alten, allgemeinen Lehre der wahren Kirche Gottes abgewichen sei, so werden die Worte Christi „das ist mein Leib“ ein Donnerkeil sein, und das erschrockene Gewissen mit keinen Scheingründen bestehen können, da es nicht bei den Worten Gottes hat bleiben, sondern die Vernunft höher achten wollen.“

Der ernste und gelehrte Brentius in recog. proph. et ap. erklärt, daß Zwinglis Lehrräthe teuflisch, voll Gottlosigkeit — Verderbniß und Verläumdungen seien, daß seine Irrlehre über die Eucharistie noch mehrere andere Irrlehren in ihrem Gefolg habe, welche noch gotteslästerlicher seien; er behauptet, die Zwinglianer würden es dahin bringen, daß in der Kirche Gottes die alten Nestorianischen Ketzereien wieder erwachen werden, daß nach und nach, einer unserer Glaubenspunkte nach dem andern, verschwinden, und durch den Aberglauben der Heiden, Salmudisten und Muhamedaner werde verdrängt werden. (Daß Zwingli übrigens das Christenthum auch wirklich nicht als nothwendige Bedingung zur Seligkeit angesehen habe, geht — wie wir schon oben berührten — ganz klar aus seiner letzten, noch kurz vor seinem Tode herausgekommenen Schrift christ. fid. expos. hervor, worin er dem christlichen König von Frankreich erklärt, daß er im Himmel, neben Jesus Christus, auch Herkules, Theseus, Sokrates, Numa und andere Heiden antreffen werde.)

Flor. Kämund sagt: „Zwingli war ein Mann von heftiger, brausender Gemüthsart, und von zügelloser Lüfternheit, so zwar, daß er, nach seinem eignen Geständniß, wegen seiner geilen Sinneslust, das Eölibat unmöglich ertragen konnte. Damals begann eben

in Sachsen und den benachbarten Ländern, die Lutherische Lehre überhand zu nehmen, welche Zwingli anfänglich nur unter seinen Collegen, bald hernach aber öffentlich, mit allem Nachdruck in Schutz nahm. Auch Zwingli eiferte zuerst — wie drei Jahre vor ihm Luther — nur gegen den Ablass, und trat in besondres Einverständnis mit dem Bilderstürmer Carlostad, indem er gemeinschaftlich mit demselben die schleunigste Wegschaffung der Bilder mit Ungeköm betrieb.“

(Wenn Rämund, — welcher übrigens selbst auch den Ablassumfug, sowie alle Mißbräuche der kirchlichen Disciplin, höchlich tadelte —, hier Zwinglis „heftige Gemüthsart“ rügt, so bedachte er wohl nicht, was Füßli in s. Beitr. zur Ref.-Gesch. bemerkt, „daß nämlich unser Herr Gott zum seligen Reformationswerk Leute von solch hitzigem und ernsthaftem Temperament gebraucht habe, weil dieß Geschäft es so erforderte“! Welcher Unsinn!)

Daß Zwinglis Lehre im X. Art. der Augsburger Confession und der Formula concordiae von 1536, sowie auch von der protestantischen Versammlung in Schmalkalden im Jahr 1537 und dem Colloquio in Worms 1541 ausdrücklich verdammt wurde, kann von keinem Geschichtsfundigen bestritten werden.

Der mehrmals angeführte Schlüsselburg, protestantischer Gottesgelehrter und Professor in Stralsund, schreibt: „Dem Zwingli hat 1525 den 13. April der Teufel den calvinischen Schwarm im Schlaf eingeblasen, wie dann auch Zwingli, in seinem Buch von der wahren und falschen Religion, in Erzählung der Einsetzungsworte, tollkühner Weise, statt dem Wort est, das Wort significat setzt. Ich habe durch Gottes Gnad in 23 Jahren über die 200 lateinische und deutsche Schriften der Calvinisten und Zwinglianer, durch und durch fleißig gelesen, und erkläre die Wahrheit in Jesu Christo, daß ich nichts Gewisses und Gründliches in allen ihren Büchern habe finden können, worin ich Beruhigung erlangt hätte, sondern sah, daß sie voll Gotteslästerung, Schmähwort, Lügen, Aferreden und Irrthum sind.“

(Hier darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß von allen Zwinglischen Schriften sein „Buch von der wahren und falschen Religion“, nach J. G. Müllers Behauptung, die einzige war, welcher eine genaue Ausarbeitung zu Theil wurde. Und eben

so bemerkenswerth erscheint hinwiederum der Umstand, daß Zwingli, in seiner Vorrede zu besagtem Buch, gerade das Gegentheil dieser Behauptung selbst zugiebt.)

Der so gelafne und friedfertige Melancton schrieb an Luther: „Zwingli sandte seine Confession gedruckt hieher. Du wirst mit Einem Wort sagen: der Mann sei verrückt. Ueber die Erbsünde und den Gebrauch der Sacramente erneuert er die alten Irrthümer. Pomeranus, des Herzogs von Sachsen Kanzler, bewies dem Buzer, daß Zwinglis Lehrmeinung von der Lutherischen so weit entfernt sei, wie die Erde vom Himmel, so zwar, daß nun die Augsburger-Confession die Helvetische, — diese wiederum jene, — die Katholiken aber alle beiden, als irrig und häretisch verwerfen.“

Ebender selbe schreibt von Zwingli und seinen Helfershelfern: „Sie veranstalten Concilien, wann und wo es ihnen gelüstet; sie maßen sich größeres, unerträglicheres und unerlaubteres Ansehen, Macht und Gewalt an, als kein römischer Papsst sich je zu Sinn kommen ließ. Was Zwingli einmal meint und lehrt, das sollen alle andern fest glauben wie ein Heiligthum; wer ihm widerspricht, oder nicht unbedingten Glauben schenkt, wird als Ketzer erklärt. Was diesen Leuten bei Nacht im Traum vorkommt, schreiben sie auf, lassen es drucken, und wollen all ihre Reden und Schriften als Orakelsprüche angesehen wissen.“

Schlüsselburg, der protestant. Theolog und Superintendent in Stralsund, dessen wir oben bereits erwähnten, sagt. in f. Theol. Calv. T. 2.: „Ein auffallendes Beispiel von Schriftverfälschung giebt uns Zwingli in seinem Buch von der wahren und falschen Religion, wo er, in Erwähnung der Einsetzungsworte des Sohnes Gottes, statt dem Wörtchen „ist“ setzt „bedeutet“. Er sagt nämlich daselbst p. 264: „Bei Lucas, mit welchem wir uns unter den Evangelisten begnügen wollen, heißt es: nachdem er das Brod genommen, dankte er, brach's und gab es ihnen, sprechend: dieß bedeutet meinen Leib, der für euch hingegeben wird.“ Solch offenbare Verfälschung des Textes und der Worte der Einsetzung kann auf keinerlei Weise entschuldigt werden. Denn im griechischen Text steht nicht: „es bedeutet meinen Leib“, sondern „es ist mein Leib“. Ich selbst habe im J. 1560 in Sachsen, zu Mündä, bei dem Rector der dortigen Schulen, mit Namen Humberto, ein Exemplar der deutschen Bibel gesehen, welches zu Zürich gedruckt, darin ich nicht

ohne Verwunderung und Entsetzen bemerkte, daß die Worte des Sohnes Gottes, eben wie von Zwingli auch geschehen, verfälscht waren. Denn an allen vier Stellen, wo die Einsetzungsworte des Testaments Christi vorkommen, war der Text also verfälscht: dieß bedeutet meinen Leib, dieß bedeutet mein Blut.“

Rämund, L. 2. C. 8. seiner hist. de ortu et progr., versichert ebenfalls, bei einem Lutheraner in Deutschland, mit eignen Augen, ein bei Christ. Froschauer in Zürich 1525 in 8^o gedrucktes Neues Testament in deutscher Sprache gesehen zu haben, worin die Einsetzungsworte bei den Evangelisten an jeder Stelle ins Deutsche übersetzt waren: „Dieß bedeutet meinen Leib; dieß bedeutet mein Blut.“

Indessen haben wir wohl hauptsächlich das Urtheil des Patriarchen Luther, über seinen rüstigen Mitkämpfer noch ins Auge zu fassen. Dasselbe erscheint um so unverdächtiger und glaubwürdiger, wenn wir erwägen, wie entschieden günstig selbst die neueren Biographen Zwinglis über die beidseitigen Verhältnisse dieser Zwillingshelden urtheilen. „Zwingli hatte nämlich — ihrer Behauptung zufolge — für Luthern tiefe Hochachtung, hieß ihn einen sehr tapfern Streiter Christi, und erkannte in ihm einen solch fleißigen Bibelforscher, wie seit tausend Jahren keiner erschienen war; beide lehrten und schrieben in Einem Geist; sie predigten, nach der Apostel Lehre, Jesum den Gekreuzigten; sie nahmen die heilige Schrift als einzige Grundlage des geläuterten Christenthums an; Zwingli erhob aber Luthern und die Wirkung seines Werks weit über sich selbst; Luther war ein, von der Vorsehung auserwähltes Werkzeug, zu Bekämpfung des Aberglaubens, Aufdeckung des Priesterbetrugs und zu Wiederherstellung des ächten, evangelischen Christenthums. Er schrieb zum Segen der Kirche, zum Unterricht für Gebildete und zur Belehrung des Volks. Die gesegneten Wirkungen seines Lehr- und Apostelamts (!) werden nie aufhören. Die sichtbar über ihn waltende Hand der Vorsehung segnete spürbar sein Werk.“ (Noch um einen Schritt weiter geht der Schweiz. Theolog C. W. Käsi, welcher — kurz und gut — behauptet, daß Luthers Werk „nächst der Geburt Christi die segensreichste aller Weltbegebenheiten“ war !!) „Mit Heldenmuth und in höherer Begeisterung, vertheidigte er das Ansehen der heiligen Schriften. Luthers

Bemühungen in Deutschland zweckten einzig dahin ab, die Kirchenlehre von allen falschen Zusätzen zu reinigen. Offen und freimüthig bezeugte Zwingli seine Achtung für Luthers Geist und Muth, ja er wagte es sogar, dem Stellvertreter des päpstlichen Legaten in der Schweiz, Vorstellungen gegen die Bekanntmachung des, über Luther ausgesprochenen Banns zu machen, und im Druck herauszugeben. Der so große und freidentkende Luther stimmte, in den meisten wesentlichen Punkten der Reformation, mit Zwingli überein, welcher auch seinen Anhängern hinwiederum die Schriften Luthers selbst zum Lesen empfahl. Luther verbesserte den christlichen Gottesdienst, brachte beim Lehrstand heilsame Veränderungen hervor, und wendete die, aus den Schriften gereinigte Religion zum Besten aller Stände an. Luthers Andenken wird geschätzt sein und bleiben, so lang Christenglauben und Christensinn herrscht und Christusliebe athmet. Mit dem verdienstvollen Luther harmonierte Zwingli brüderlich in den meisten Religionspunkten. In allen Jahrhunderten — sagte Zwingli — hat noch keiner das Papstthum so mannlich angegriffen und gerüttelt, wie Luther. Kein Mensch kann Luthern höher achten, als ich; mit niemanden auf Erde möchte ich lieber in Freundschaft treten, als mit Luther und den Seinen.“ u. s. w.

Selbst Füßli in s. Beitr. zur Ref.-Gesch. stellt die Behauptung auf, „daß Luther und Zwingli nur in wenigen Stücken, die das Wesen des Christenthums nicht betrafen, ungleicher Meinung gewesen seien.“ (Als wäre die Grundlehre vom Abendmahl nicht gerade das Wesentlichste!) Er dachte wohl nicht daran, daß Luther den Zwingli „des ewigen Heils verlustig“ erklärt hatte!

In solch entschiedenem Tone, lassen sich die anmaßlichen Zwinglischen Biographen, über die Verhältnisse Luthers mit Zwingli vernehmen; nur Schuler in s. Verheid. der Ref. behauptet ganz feck, „daß Zwingli nichts von Luther gelernt, sondern ihn an Gelehrsamkeit übertroffen, auch die Reformation früher als Luther begonnen habe.“ Aber auch schon in der, — im J. 1545 erschienenen —, Confess. orthod. Eccl. Tig. minist. heißt Luther „der ausgezeichnet große, durch Alter, Einsicht und Erfahrung ehrwürdige, in hohem Ansehen stehende Mann, welchen wir als vortrefflichen Diener Gottes anerkennen, und gern einge-

stehen, daß Gott durch ihn, als sein geheiligtes Werkzeug, viele und herrliche Wirkungen, auf dem ganzen weiten Erdenrund hervorgebracht habe, auch ihm seinen Ruhm ganz und gar nicht mißgönnen, sondern vielmehr demselben alle verdiente Ehre erweisen, und ihn ungemein hochschätzen.“

Und nun — wie urtheilt dieser, von ältern und neuern Zwinglianern so hochgepriesene, — folglich in ihren Augen unbedingt glaubwürdige —, Luther von unserm „Manne nach dem Herzen Gottes“?

Man höre, und staune!! —

Bei Gelegenheit einer Antwort, die er dem Landgrafen gab, sagt er: „Wozu kann diese Unterredung mit Zwingli nützen, wenn beide Parteien schon mit vorgefaßten Meinungen auftreten, und den Entschluß mitbringen, in gar nichts nachzugeben. Ich weiß es gewiß, daß sie im Irrthum sind; sie sind schlaue Teufel; auf diese Art müssen die Sachen nur schlimmer werden.“

Dem „Ehrbaren, Fürsichtigen Christoffel Froschauer, zu Zürich, Druckern“, schrieb er, am Freitag nach Augustinus 1543: „Weil die mir durch unsern Buchführer zugesandte Bibel eine Arbeit ist Eurer Prediger, mit welchen ich, noch die Rikch Gottes, ganz keine Gemeinschaft haben kann, so ist mir leid, daß sie so gar umsonst sollen arbeiten und doch dazu verloren sein. Sie sind genugsam vermahnet, daß sie sollten von ihrem Irrthum absteigen und die armen Leute nicht so jämmerlich mit sich zur Hölle fahren lassen. Ich will mich ihrer Verdammniß und lästerlichen Lehre nicht theilhaft machen, sondern so lang ich lebe, durch mein Gebet und meine Schriften sie bekriegen. Gott wolle doch etliche bekehren und den armen Kirchen helfen, daß sie solcher falschen, und aufrührerischen Prediger einmal los werden. Amen! Wiewohl sie deß alles lachen, aber dereinst weinen werden, so sie Zwinglis Gericht (dem sie folgen) auch finden wird. Gott behüte Euch und alle unschuldige Herzen vor ihrem Gift. Amen.“ Martinus Luther, D., mit eigner Hand.

Luther hielt (nach Florim. Räm. p. 190) Carlostads Meinung über die Eucharistie für albern, jene des Zwingli aber für betrügerisch und boshaft; denn dieser gebe den Christen, statt des wahren Leibs Jesu Christi, — der doch weder von Zeichen noch Gestalt sprach —, nur Wind und Rauch.

In defens. de Coen. heißt es: „Ueber den richtigen Verstand der Einsetzungsworte sollen die Zwinglischen Sektierer nur keine Erläuterung von uns begehren. Haben sie eine solche vonnöthen, so sollen sie sich an Schulkinder wenden, welche das siebente Lebensjahr erreicht und jene Worte in der Schule lesen gelernt haben. Bibeln sind in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache vorhanden. Man zeige uns aber eine einzige davon, worin es heißt: dieß ist ein Zeichen meines Leibs. Können sie dieß nicht, wohlán so mögen sie schweigen und zu streiten aufhören, bis sie eine solche Bibel uns vorzuzeigen im Stande sind.“

Nach Florim. Räm. II, 36. sagte er: „Zwingli ist gestorben und ist verdammt, denn er wollte, gleich einem Dieb und Aufwiegler, durch die Gewalt der Waffen auch andre zur Annahm seiner Lehre zwingen, und hat dadurch viele Tausende in Elend und Jammer gestürzt.“

An den Theologen Jac. Brentius (geb. 1499, gest. 1570, welcher auch dem Colloq. in Marburg beigewohnt und sich daselbst vorzüglichen Ruhm erworben hatte,) schrieb er: „Ich alter, abgelebter, halbtodter Mann gehe nun meiner Ruhe entgegen. Aus deinen Briefen ersehe ich, daß die Schweizer mich verwünschen und verfluchen. Hierüber habe ich mich nur zu freuen. Willst du wissen, in welchem Punkt ich armer, elender Mensch mich doch noch wahrhaft glücklich zu schätzen habe? Wohl dem, der es nicht hält mit den Sakramentschwärmern, der nicht wandelt auf dem Weg der Zwinglianer, und der nicht sitzt auf der Lehrkanzel der Zürcher!“

An einer andern Stelle fällt er über Zwingli und Decolampad folgendes Urtheil: „Die Zwinglianer sind Ketzer und Verführer, deren Meister und Geist ist der Teufel. Zwinglianer sind Christi Feind. Vor Zwingli soll jedermann sich hüten und seine Bücher meiden, wie der Teufel Gift. Ich Luther bekenne, daß ich Zwinglium halte für einen Unchristen, denn er lehrt und hält kein Stück des christlichen Glaubens. Die Zwinglianer sind unsinnige Gotteslästerer, Verdamnte, für die man nicht beten soll. Ich will mit ihnen nicht in die mindeste Berührung mich einlassen, so lang sie nicht bekennen und gestehen, daß das Brod der Eucharistie der wahre und natürliche Leib unsers Herrn sei. Ich bekümmre mich eben so wenig darum, von den phanta-

stischen Zwinglianern, als von den Türken, dem Papst oder von allen Teufeln gelobt, oder getadelt zu werden, — ich, der ich schon an der Schwelle der Ewigkeit stehe —, will diesen Ruhm und diese Genugthuung vor den Richterstuhl meines geliebten Herrn und Erlösers Jesu Christi mitbringen, daß ich nämlich die Fanatiker und Sakramentsfeinde Carlostad, Zwingli, Decolampad, nebst ihren Schülern in Zürich und überall anderwärts, von Grund meines Herzens verdammt und gemieden habe, nach dem göttlichen Gebot bei Tit. III. und 2 Ep. Joh. Wir verdammen auch täglich, in unsern Predigten, ihre Ketzereien, voll Gotteslästerung und Trug; ich müßte mich selbst in den Abgrund der Hölle, sammt ihnen verdammen, wenn ichs mit ihnen soüß halten, oder mit ihnen Gemeinschaft haben.“ (Wahrlich, in diesem einzigen Briefe spricht Luther mehr Flüche und Verdammungsurtheile gegen die Reformirten aus, als die katholische Kirche, von Anfang bis auf diese Zeit, je gegen die Irrgläubigen ausgesprochen hat!)

In Luthers brevi de S. Sacram. confess. heißt er Zwingli und Decolampad „halsstarrige, ruchlose Ketz, Sakramentschänder“, und brandmarkt sie als die „lasterhaftesten, verworfensten Menschen auf dem Erdboden“.

Die conf. orthod. Eccl. Tig. min. gesteht selbst: „Luther verwünscht und verwirft alle und jede Gemeinschaft mit uns, und will unsre Bücher, Briefe, Besuche u. s. w. keines Blicks, noch Gehörs würdigen; er betrachtet und behandelt uns gänzlich als geächtete und verworfene Leute. Er beschuldigt uns, daß wir auch nicht einem einzigen, christlichen Glaubensartikel in Wahrheit zugethan seien, und daß wir über das allerheiligste Sakrament des Leibs und Bluts Christi, einen falschen, gotteslästerlichen, verderblichen, der heil. Schrift und der alten christlichen Kirchenlehre ganz widersprechenden Glauben bekennen, aufdringen und vertheidigen.“

In verschiedenen Druckschriften Luthers werden die Zwinglianer häufig „Diener des Satans, Heuchler, Aufrührer“ genannt; er erklärt dabei: „sich lieber hundertmal zerreißen, oder vom Feuer verzehren zu lassen, als der Zwinglischen Irrlehre beizustimmen“, welche er überall nur als ein „teuflisches Gift“ verabscheut.

An einer andern Stelle sagt Luther: „Der arge Teufel treibt diese verruchte, heillose Secte jezt und auf immer; sie haben ein eingeteufeltes, überteuftes und durchteuftes, lästerliches Herz und Lügenmaul.“

(Bossuet macht hierbei die, nur allzurichtige Bemerkung: Luther habe sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, den Zwinglianern von außen und von innen, von oben und von unten, vorwärts und rückwärts, den Teufel anzuhängen; er habe ganz eigne Redensarten erdacht, um sie gleichsam ganz zu verteufln, und er wiederhole dieß gehässige Wort so oft, daß einen wahrhaft der Schauer ergreifen müsse.)

Auch Luthers Tischreden, 1532. Fol., liefern uns mehrere triftige und schlagende Stellen. So heißt es dort:

„Das ist auch das End aller Ketzer, daß sie zulezt zum Schwert greifen und Mörder werden, wie zu sehen an Münzer, Zwingli u. a. Zuerst fangen sie ihr Thun an mit einem Schein der Gottseligkeit, färben und schmücken ihre Lehren mit der Schrift, dadurch sie großen Schaden thun, und viele Leute verführen, bis sie zulezt, wenn man ihre Lügen offenbaret und straft, zum Schwert bringen.“

„Decolampad, Zwingli, Carlostad u. a. m. messen und urtheilen alles nach ihrer Vernunft und Weisheit, werden also zu Schanden. Ich aber danke unserm Herr Gott, daß ich weiß und glaube, Gott könne mehr denn ich: ja er kann höheres machen, als ich zu begreifen vermag.“

„Zwingli und Decolampad haben des rechten Wegs verfehlt; denn alle Theologen, die mit Vernunft und Speculiren in göttlichen Sachen umgehen und davon urtheilen, sind des Teufels.“

„Zwingli ward von Hoffart und Ehrgeiz, — den schändlichsten Giften der Kirche —, verführt, that nur was ihm gefiel, wie sein Dolmetscher über die Propheten angezeigt; der steckt voll Vermessenheit und Uebermuth. Darum schrieb er auch: ihr frommen Fürsten, wollt verzeihen, daß ich euch euern Titel nicht gebe; die Fenster sind eben auch durchleuchtig.“

„Wie bin ich doch den Leuten feind, die so viel Sprachen auf der Kanzel einführen, wie Zwingli; der redet griechisch, hebräisch und lateinisch auf dem Predigtstuhl zu Marburg.“

„Zwingli ist ein fröhlicher, höflicher, Collationsmann gewesen, darnach aber doch so gar verdüstert und traurig worden; in der

Erst war er ein feiner, aufrichtiger, heitrer Mensch, aber nach dem Fall ward er so vermessen, daß er gar durfte sagen und schreiben: es habe kein Mensch in der Welt geglaubt, daß der Leib und Blut Christi wirklich im Sakrament sei. Dieß hat er reden dürfen, ganz wider aller Menschen Erkenntniß und Wissenschaft; darum ist er jämmerlich umkommen.“

„Als Zwingli und sein Anhang mit den todten, steinernen Bildern kriegten, da gewannen sie; als aber die lebendigen Bilder kamen, nämlich die Schweizer und Eidsgenossen auf des Papsts Seite, da wurden sie verb geschlagen. Also geschah es auch Münzern mit seiner Rottte. Zwingli hat das Schwert gezückt, darum hat er seinen Lohn empfangen, nach dem Spruch: wer das Schwert ergreift, kommt durch das Schwert um.“

In einer andern Schrift erklärt Luther: „Wer zuverlässig weiß, daß sein Pfarrer und Seelforger der Zwinglischen Secte zugethan ist, soll ihn meiden, und eher sein ganzes Leben hindurch des Nachtmahlsgenusses sich enthalten, als solches von ihm empfangen, ja eher den Tod erdulden und den äußersten Gefahren sich unterziehen. Jene Schwärmer, Erzteufel und doppelzüngigen Heuchler sollen von Amt und Kanzel entfernt und aus dem Landesgebiet selbst verstoßen werden.“ In T. III. Jen. heißt es: „Weltlich wollen wir mit den Zwinglischen Sakramentschändern eins sein, das ist leiblichen, zeitlichen Frieden halten; aber geistlich wollen wir sie meiden, verdammen und strafen, als die Keger, Gottesworts Verfehrer, Lästere und Lügner, solang wir Althem haben; dagegen wollen wir von ihnen leiden, als von Feinden, ihre Verfolgung, sofern und so lang es Gott leidet, und für sie bitten, sie ermahnen daß sie ablassen; aber in ihr Lästern willigen, schweigen oder billigen, wollen oder können wir nimmermehr.“

Auch in Briefen, welche Luther, nach Zwinglis und Decolampads Tod, an den Markgrafen von Brandenburg und die Stadt Frankfurt schrieb, beschimpfte er jene beiden Männer nochmals aufs heftigste. Ja sogar in dem, kurz vor seinem Tod abgelegten Bekenntniß erklärt Luther noch: „Ich verdamme auch die Phantasten und Feinde des Sakraments, Zwingli, Decolampad und ihre Jünger in Zürich. Im Irrthum vertieft sind sie, und in ihren Sünden zu Grund gegangen. Ich müßte mich selbst verdammen, wenn ich mit ihnen sollte Gemeinschaft

haben; das thue und dazu schweige der Teufel und seine Mutter, — nicht ich.“

So urtheilte Luther über Zwingli und dessen Lehrmeinung. Daß letzterer nebst seinen Amtsgenossen, gegenseitig mit ihren Lasterungen eben auch nicht sparsamer waren, haben wir oben schon gesehen und können hier nicht umhin, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß solch unsittliches, ja unchristliches Verfahren keineswegs dem damaligen Zeitalter eigenthümlich war; nein, nicht Fehler jener Zeit, wohl aber Fehler jener rohen und leidenschaftlichen Menschen war diese schmählische Unsitte, mit welcher der ruhige, gelassene Ton und die Besonnenheit eines Erasmus, Pirckheimer, und anderer Sreniker jener Zeit einen so merkwürdigen Gegensatz bildet. — Und doch wagt einer der neueren prot. Schweizertheologen die feste Behauptung, „daß man, ohne sich ungebührlicher Vergötterung schuldig zu machen, mit freudigster Zuversicht, jene Männer zu den Trefflichsten unsers Geschlechts rechnen, sie als ehrwürdige Muster, im Streben nach immer reinerer Sittlichkeit, betrachten dürfe, und daß sie durch eine Selbstverläugnung sich auszeichneten, welche jeden Genuß und jede Entbehrung nur auf Christum und seine Verherrlichung bezog.“ (E. W. Käsi, Pred.) Wohl mag die Vermuthung nicht sehr gewagt sein, daß jene Zwinglischen Biographen und so viele der neuern Scribenten, mit ihren unbegrenzten Lobsprüchen, über die Geistesverwandtschaft beider Koryphäen, weniger freigebig gewesen wären, wenn sie vorher mit obigen, unverwerflichen Beweisstellen sich bekannt zu machen, die Mühe genommen hätten. —

Und was sollen wir dazu sagen, wenn Wirz, Kirchhofer u. a. m. ihren Zwingli so gerne dem, bei Protestanten wie Katholiken in gleich hohem Ansehen stehenden, Niklaus von Flüe zur Seite stellen? Waren doch beide so ganz verschiednen, ja vielmehr entgegengesetzten Sinnes! Jener hegte, wie wir im Verfolg noch deutlich genug einsehen werden, zur Schlacht gegen die eidgenössischen Brüder, und zog in dieselbe mit Speer und Lanze; über den Friedensvermittler war er höchst aufgebracht, und drohte ihm mit dem Gerichte Gottes, weil er den Angriff der evangelischen Cantone zu einer Zeit hindern wollte, wo die Feinde „im Saß und ungerüstet“ seien; dieser hingegen sprach nur Worte des Friedens, war nur bemüht, die entzweiten Bundesbrüder zu versöhnen,

und hatte die, 38 Jahre nachher ausgebrochenen, Religionszwiste nur allzu richtig vorausgesehen, da — nach Gundelfingers, seines vertrauten Freundes, Zeugniß — die neunte seiner „heilsamen Ermahnungen an die Eidgenossen“ lautete: „lezlich sollen sie Eidgenossen im Glauben der lieben Alten beständig verharren, auch keiner Neuerung, so bald folgen werde, gehorchen und anhangen.“ — Wohl hatte der, für unsern Reformator sonst ungemein eingenommene, J. C. Füssli nicht Unrecht, wenn er in f. Epp. ab eccl. helv. ref. scr. bedauert, „daß Zwingli nicht den Grundsatz, welchen er andern bisweilen empfahl, selbst auch befolgte, daß nämlich das Wort der göttlichen Wahrheit durch emsige Arbeit und frommen Eifer, nicht aber durch Gewaltsamkeit fortgepflanzt werden solle.“ Und in der That, man zeige uns auch nur Ein Beispiel, daß die Apostel und ihre Jünger je, zur Ausbreitung der Lehre des Heils, oder zum Schutz gegen Verfolgungen, zu gewaltthätigen Mitteln ihre Zuflucht genommen hätten! Oder wer hat den Ausspruch Christi bei Matth. X, 34. jemals anders verstanden, als von dem geistigen Schwert, womit er den menschlichen Leidenschaften, — nicht aber den Menschen selbst —, den Krieg ankündigte; er, der seinen Jüngern nur Taubeneinfalt und Schlangenflugheit empfahl, und sie, ohne Stock und Tasche, in die feindliche Welt hinaus sandte! —

Getreu seinem schon erwähnten, menschenfreundlichen Wahlspruch, betrieb dann Zwingli auch eifrigst den Kampf der Zürcher, gegen ihre eidgenössischen, der alten Mutterkirche treu gebliebenen Mitbrüder, und zog selbst (obgleich die Kirchensynode vom 26. Oct. 1530 in Zürich — Art. X — beschlossen hatte: „es sei nicht wohlgethan, daß die Pfarrer in den Krieg ziehen müssen.“ S. Acta Synodalia 1519 — 1531, T. 1. p. 234.) sub antistite Hr. Ulr. Zwinglio, als Streiter gegen sie, mit Schwert und Speer, — dieser unpriesterlichen Rüstung —, in die Schlacht, wo bald auch seine letzte Stunde schlug. —

Zwinglis Gemüthsstimmung und Benehmen in dem verhängnißvollen Zeitpunkt, schildert uns Salats Chronik, in der Abtheilung, „Acta und kurzer Begriff der traurigen Handlungen and Geschichten des Jahres 1531“ unter der Aufschrift: „Zwinglis Lärmpredigt“ am Sonntag vor Matthäustag, 21. Sept. 1531, welche auch im Drucke erschien, folgendermaßen: „Auf solches Abrechnen

Zwinglis und Ersehung des Wegs, wo seine Sach hinausmüß, stund er daran für und für, an Kanzeln und auf den Gassen, im Rath, in Geheim, bei seinen guten Gönnern und allenthalben, schrie, lärmte und kriegte stets, zog herfür, und allegirte mit Schriften, daß die von Zürich und ihr Anhang, göttliches Kriegerrecht hätten über die fünf Orte, und Gott kein größres Gefallen erweisen könnten und möchten, dann nunmehr, dieweil sie sehen, daß keine Bitt, Mahnen, Güte noch Freundschaft gegen die Pöpstler und Gottlosen von den fünf Orten nichts erschießen, sie mit gewaltiger, kriegerischer Hand zu zwingen; und sind seine Füße Tag und Nacht gelaufen eilends, daß er vergießen möcht das Blut. Item: alle Welt wartet nun auf euch, liebe Herren! ihr wisset, was großer Hilf, Rath, Trosts und Zuzugs ihr habt von aller Welt, den gottlosen Glauben der Pöpstler auszutilgen; sitzet nicht also müßig, ihr habt euch dessen zu schämen vor Gott und vor der Welt, ja vor euern Eltern im Erdreich, die jeß bald sagen, ihr seiet nicht ihre Kinder und Nachkommen; brechet auf, greifet sie an; sie sind in eurer Gewalt; Gott wird sie in eure Hand und Gewalt überantworten; übersihet es nicht, es ist an der Zeit; thut ihrs nicht, so wird Gott alle abfallenden Seelen aus euern Händen fordern; wie lang wollt ihr die Sache verziehen; wollt ihr warten, bis sie sich um Hülff und Stärke bewerben, dann müßt ihr mit großem Schaden thun, was ihr ohne allen Verlust und Schaden (!) jeß zuwegebrachtet; achtet nicht der Viele, seht nicht euer Vertrauen in euere Kraft und Stärke, denn Gott ist mit euch; ihr habt den kleinen Haufen, aber den rechten Grund, nämlich Gott ist allein auf eurer Seite; sie haben aber wohl den größern Haufen, denn sie wollen alle Heiligen mit ihnen haben; so nun Gott mit uns ist, werden schwerlich die Heiligen wider uns sein; verziehet also nicht länger; ich will mit euch persönlich das Gotteswort euch Tag und Nacht zusprechen; ich will vor eurer Ordnung hergehen, zuborderst an die Feinde; da werdet ihr spüren die Kraft Gottes; denn wenn ich sie mit der Wahrheit des Gottesworts anreden und sagen werde: wen suchet ihr, Gottlose! werden sie vor Schrecken und Furcht nicht antworten können, sondern alle zurückfallen und entfliehen, wie die Juden ob den Worten Christi am Delberg; ihr werdet sehen, daß ihr Geschick, so sie gegen euch gerichtet, sich umkehren, und in sie gehen, und sie selbst umbringen wird; ihre Spieße, Hellsbarten und Gewehre

werden sie selbst treffen und verletzen.“ Solche und dergleichen Worte und Meinungen brauchte er stets täglich, reizte an, stiftete auf, und war all sein Thun und Lassen auf's Kriegen gerichtet, dahin er nun auch die Zürcher brachte, nebst ihren Beiständern.“

O der gebrechlichen, eiteln Stütze seines Heldenmuths! Welch plumper Aberglaube, wenn er hierin seine wirkliche Ueberzeugung aussprach; welch' niedrige, schändliche Heuchelei aber, wenn er geflissentlich seine Kampfgenossen irreführte! —

Mit obiger Darstellung in Salats Chronik paßt auch zusammen, was Wittweiler in seiner, bereits erwähnten Schrift meldet: „Da hat alsbald Zwingli in Zürich ein Blutpredig über die andere gethan, auch auf öffentlicher Kanzel gesagt, man soll sie mit Gewalt dazu zwingen; auch hat er prophezeit, nit aus Gottes, sondern des Teufels Geist, wie noch in seinen eignen Centuriis, an der 20 evangelischen Wahrheit vermeldet wird, man soll nur tapfer an die Pöpstler setzen und die gewisse Vertröstung haben, wenn man solches in das Werk richte, so werde ein Bauer mit dem Filzhut zehen Feinde erschlagen, welche Geschichte, oder besser zu sagen, falsche Prophezeiung Zwinglii, auch Dalbertus, beschreibt und männiglich bewußt. Man schreibt, sagt er, daß Zwingli in dem Schweizerkrieg, mit Kraft seines Evangelii, den Zürichern für gewiß versprochen, daß alle die Bauern, die es mit ihm halten werden, auch mit ihm in Krieg ziehen, da werd einer mit dem Filzhut zehen Feind zu tod schlagen, und er, Zwingli selbst, wolle alle Kugeln, so die Feind auf ihn und seine Bauern schießen, in seine großen weiten Ermel auffangen, also daß vom Schießen keiner der Seinigen solle umkommen. Item, es werden sich die Helparten und Spieße selbst umkehren und die Feind erstechen“ u. s. w.

Wie sein Mitapostel Luther über den, so oft und so bestimmt angekündigten, nahen Untergang des Papstthums, — eben so hatte auch unser prophetische Kriegsmann, über den Ausgang der Schlacht gar jämmerlich sich getäuscht. Ganz anders war dieses im Plan der ewigen Weisheit beschlossen. —

Ueber die nähern Umstände seines Todes lauten die Angaben sehr verschieden. Wie wir schon früher erklärten, ist aus älterer Zeit keine Lebensbeschreibung Zwingliis vorhanden, als diejenige seines vertrauten Freundes, Oswald Geisshäuser (Mykonius) von Luzern (geb. 1488, gest. 1552) vom J. 1532. Seit jenem Zeitpunkt

wagte sich niemand an diese Arbeit, bis auf Müsseler, dessen f. g. Lebensbeschreibung, oder vielmehr Apothese, im J. 1776 herauskam, und in dessen anziehende Fußstapfen seitdem gar viele seiner Landsleute traten. Alle erwähnen indessen übereinstimmend des Umstands, daß, beim Beginn der Schlacht, ein Zürcher Bürger, Leonhard Burkhard („dem des Zwingli's sachen nie g'fallen hattend“), an Zwingli den Vorwurf richtete: „Se nun, Meister Ulrich, ihr habt uns täglich angehehrt wider die fünf Orte, und gepredigt, sie werden uns keinen Widerstand thun dürfen, und daß ihre Büchsen sich umkehren und sie selbst treffen werden; es will eurem Vorgeben jezt nicht gleich sehen, sondern grob fehlen; ihr habt uns diese Brüh gekocht und die Rüben überthun; ihr müßends uns jezt helfen fressen. — Der Zwingli, der sonst gar roth war, erbleicht, gab nüd viel antwort.“ (S. Bürgermeister Heinr. Waser's handschriftliche Chronik in der Zürch. Stadtbibl.) Hier verdient auch Joh. Hallers, Pfarrers in Bülach, „der mit Huldreich Zwingli an einem Glied gestanden“, Aussage über dessen Kleinmuth und Verzagttheit beim Beginne des Treffens, erwähnt zu werden. (S. Dürstlers Stemmatoz. T. III. L. H.) In der That eine merkwürdige Bestätigung obiger Angabe Salats! Eben diesen Umstand berichtet auch der, in Hottingers Kirchengesch. III. Borr. schön abgefertigte Casp. Lang, Pfarrer und Decan in Frauenfeld, gest. 1691, in seinem hist. theol. Grundriß; einem Werke, welches (nach Hallers Zeugniß in der Bibl. der schw. Gesch.) viel schöne, gelehrte, oft neue und mit Urkunden belegte Nachrichten enthält, und (nach Pupisofers Versicherung in f. Beschreibung des Thurg. 1837) von einem wissenschaftlich gebildeten Schriftsteller verfaßt, dem Historiker eine brauchbare Quelle darbietet. (In eben diesem Werke kommt übrigens auch Zwingli's Weissagung vor, „daß innert drei Jahren ganz Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien der Zwingli'schen Lehre huldigen werden.“ — Daher vermuthlich Hottingers Unwille über den wackern Lang!)

Was dann die Schilderung der letzten Lebensmomente Zwingli's von Geißhäufer betrifft, so ist dieselbe zwar allerdings auf hohe, tragische Wirkung berechnet, und ward daher auch von Heinr. Hottinger in f. hist. eccl., sowie nach ihm von den meisten neuern Scribenten, mit leicht- oder vielmehr blindgläubigem Eifer, nachgeschrieben. Wir müssen jedoch bemerken, daß Geißhäufer, — von

Hottingern selbst auch „handgreiflicher Uebertreibungen und Unrichtigkeiten in manchen seiner Angaben“ beschuldigt —, erwiesener Maßen zur Zeit des Cappelkriegs sich gar nicht von Zürich entfernt hatte, und daher jene pathetische, wohlklingende Rede Zwinglis („Nun wohl!an, welch ein Unglück ist denn das? den Leib nur mögen sie tödten, die Seele aber nicht!“) entweder nur vom Hörensagen wissen konnte, oder — noch wahrscheinlicher — aus seiner eignen Einbildungskraft hinzudichtete. Selbst Bullinger, der doch wahrlich sonst keinen, seinem Herzensfreunde günstigen, Umstand anzuführen unterließ, und seinen Tod gar umständlich berichtet, meldet hievon kein Wort; wobei noch besonders zu beachten ist, daß doch Bullinger die Materialien zu seiner Chronik bei Lebzeiten Geißhaußers zusammentrug, und dann das Werk selbst, etwa zwanzig Jahre nach dessen Tod, vervollständigte, folglich jene Geißhaußersche Sage kennen mußte, aber — ihr keinen Glauben beimaß. Noch mehr! Auch sogar R. Swalter, Schwiegersohn und Nachfolger Zwinglis, in s. 1545 herausgegebenen Apol. pro H. Zwinglio, erwähnt da, wo er Zwinglis letzte Augenblicke umständlich beschreibt, jener Sage ebenfalls mit keiner Sylbe. Daß ihm aber die, im J. 1532 zu Basel herausgekommene, Zwinglische Biographie von Geißhaußer bekannt war, unterliegt keinem Zweifel, da das von ihm herstammende Exemplar, mit der Inschrift auf dem Titelblatt: Sam Rud. Gualteri Tigurini 1543, und mit seinen eigenhändigen Marginalien versehen, noch vorhanden ist. — Oder mögen wohl jene Zwinglischen Lobredner ihre Erzählung in einer alten Chronik Anonymi in Codd. Mscr. der Zürch. Stadtbibl. B. No. 80, entnommen haben, betitelt: „Kurzer Extrakt der Ursach und des Verlaufs des unglücklichen Cappelkriegs, aus Zwinglis nachgelassenen Schriften gezogen 1531“, worin Zwingli, — drollig genug! — seinen eignen Tod, in folgender erbaulicher Weise beschreibt: „Summa, wir wurden bey Kloster Scheunen, nicht weit von Cappel, drei stunden von Zürich, totaliter geschlagen. Ich verließ mich unterdessen auf mein Pferd, wurde aber durch einen Stuckstein dermaßen gezeichnet, daß ich vom Pferd unter das Volk niederfiel; doch mich dreyimal wieder aufrichtete; ich ruhte uf den Knien liegend: Was Unglück ist das? doch wohl!an! den Leib können sy zwar töden, die Seele aber nit; und damit blieb ich auf dem Rücken liegen, mit gesaltnen Händen gen Himmel sehend, bis

ein feindlicher Offizier mich fand und fragen ließ, ob ich beichten wollte? Als ich solches verweigerte, hieß er mich mit einem Spieß durch den Hals stechen, daß ich vollends sterben mußte.“

Etwas nüchterner und schlichter lautet der Bericht andrer Geschichtschreiber jener Zeit. — Eine gar alte Chronik, aus der vormals Burlaubenschen Sammlung in Zug — nunmehr Arg. Cantonsbibl. — mit der Aufschrift: Cappelense proelium 1531 et varia Tugiensia, sagt ganz einfach: „Der Zwingli hat noch geläbt allß mann vff die Waldstatt tham, doch war er thödtlich wundt, hat auch inn Schenklen zween Stich, daß ehr niernerthin mocht kriechen. Ehr war vff dem Angesicht gelegenn, damit mann inn nitt kennte, vnd allß nun der knechten Einer (der sunst denn Zwingli wol kanth) inn vmb kehrett vnd bim füwer besach, bedüchte inn, Es wär der Zwingli, aber Zwingli wellzett sich schnell wider vff das Angesicht, vnd reddet nützit. Da sprach der so inn vmb kehret hat, Ich glaub es syg der Zwingli. Da stund ein andrer kriegsknecht by im, der sprach, Istß der Zwingli schändtlich fäßer vund verrähterß bößwicht, vund stach imm gächen Zorn Ein Helbartenn ihnn ihne, daß er von stund an starb.“

Aus dieser Quelle schöpfte wohl auch Idesf. von Urx, III. S. 9. Nach des redlichen Eschudis, Salat und anderer Zeitgenossen gleichlautender Darstellung des Todes Zwinglis, ward derselbe „auf seinem Angesicht liegend“ gefunden (also nicht auf dem Rücken, gen Himmel blickend!), und gab ohne Reden zu verstehen, daß er der Beicht nicht wollte.“ Ist nun eher denjenigen Glaube beizumessen, welche Zeugen seines tragischen Endes waren, oder den Zürchern —, von welchen Alle, die nicht auf dem Kampfplatz umkamen, eiligt die Flucht ergriffen hatten, während überdies Zwinglis Leichnam erst in später Nacht war von den Siegern, — wie Bullinger selbst umständlich meldet —, aufgefunden und erkannt worden? Salat sagt hierüber, unter der Aufschrift: wie Zwingli funden, und was mit ihm gehandelt ward, Folgendes: „Wie dann obgemeldet ist von dem Vertreiben, da auch gleich nach dem vertriebnen Feind und in dem Nachjagen, dann aber die so den Feind in die Flucht geschlagen, eine so ritterliche, saure, schwere Arbeit vollbracht, und ihren tapfern Leib dermaßen gebraucht, daß sie nicht mehr weit zu laufen vermochten, sondern blieben sammt andern Schweren, Müden, Alten und Unvermögenden zu laufen,

auf der Walstatt, ihre Kraft wieder versuchten hin und her gehen, noch als die zornigen wüthenden Leiden, etliche auch gar mit schweren schädlichen Wunden und Stichen abgefertigt, giengen auch also wieder und für, mit Beschauung und Erkennung vollbrachter That, dann so mancher tapfrer, handfester Mann lag da sterbend, tod und wund, da noch etlicher in seinem Blut, karchelt (röchelt) mit halb entgangenem Leben, etwa einen Ehrenmann angerebt und sich zu erkennen gab, die dann wie auch obstaht angekehrt wurden zur Bekehrung ihren Abschied zum wahren alten Christenglauben mit Beichtung und Empfangung des heiligen Sacraments, das dann bei etlichen angenommen ward. In solchen Nun auch vorher, da die Zürcher Ordnung gestanden war, ward funden Zwingli, liegend auf seinem Angesicht, der nun nicht besonders mit Wunden und Stichen verletzt war, denn so er Luft und Althem hätte mögen haben, er noch davon gekommen wäre, welches die alten Christen bedunkft, kehrten ihn um, erschütteten ihn, erkannten ihn aber doch nicht, that er seine Augen auf, luogt um sich, da fragt ihn einer, ob er beichten wollt, schüttelt er seinen Kopf, und erschüttert sich, gab zu verstehen, daß er der Beicht nicht wollte; auf das kommt ein alter, redlicher Christ daher, haut mit einer Helseparte Zwingli unter dem Kinn in den Hals, deß Streichs er starb. Da lag jetzt der Vogt aller Eidgenossenschaft und all sein Anschlag bei ihm. Bei ihm ward auch gefunden der Absagbrief, so denen von Zürich von den fünf Orten zugeschickt ward, den sie auch wieder nahmen, sammt etlichen Briefen mehr“ u. s. w.

Auch Bullinger schreibt im Wesentlichen nur: „Es luffend ettliche harzu, die inn aber nütt kannten. Zwingli schüttelt syn houpt, redt nüt. Wyter sagtend syn zu im, wölte er aber und könnte doch nüt meer reden noch bychten, so solle er doch die Mutter Gottes im Herzen haben u. s. w., schüttelt Zwingli wiederum syn houpt und verharret ze stunen. — Deß wurden die 5 ortischen ungedultig, fluchtend imm, sagtend er were auch der stettigen kybigen Käzern einer, und wert das man imm den Lohn gäbe, und wie auch harzu Hauptmann Fufinger von Unterwalden kam, ward er erzürnt, nam syn schwerrt, und gab Zwingli ein wunden, das er bald verschied.“

(In der Schlacht selbst hielten sich übrigens, — wie Bürger-

meister J. H. Waser, Jos. Simlers Schwiegersohn, in seiner handschriftlichen Chronik berichtet —, „viele Zürcher, die mit Zwinglisch waren, gar tapfer; dagegen mehrentheils deren, so die größten Schreier und Anheßer und Zwinglis Anhänger waren, flohen gar schandlich zuerst.“)

Was dann einige Schriftsteller noch von Zwinglis Herzen erzählen, werden wir füglich, gleich obiger anziehender Erzählung Geißhaußers, zu den Märchen rechnen dürfen. Wir lesen nämlich in Melch. Adami (auf welchen sich sonst die Zwinglischen Biographen auch gern berufen) vit. theol. germ.: „daß einige Anhänger Zwinglis, drei Tage nach seinem Tode, an der Stätte des Scheiterhaufens, wo er verbrannt ward, sein ganz unversehrtes Herz aus der Asche herausgefunden haben.“ Und sehr wahrscheinlich dürften auch die Hottinger, J. B. Ott, Leü, Nüscheler u. s. w. diese erbauliche, zur übrigen Apotheose so ungemein passende, Sage ihm lediglich nachgeschrieben haben. (Kirchhofer in s. Ösw. Myf. liefert den Schlußstein zu diesem Roman, indem er sagt: „Als ein vertrauter Freund dem Mykonius auf der Brücke in Basel die Reliquien von Zwinglis unverbranntem Herzen zeigte, erschütterte ihn der Anblick. Voll Besorgniß, es möchte Uberglauben mit demselben getrieben werden, nahm er das Herz, das einst so warm für ihn schlug, und warf dasselbe in den Rhein.“ — !)

Wir bemerken in dieser Beziehung nur, daß auch hiervon Bullinger und Gwalter, die doch wahrlich aufs sorgfältigste alles sammelten und aufbewahrten, was nur immer Zwinglis Ehre zu fördern geeignet war, nichts meldeten. — !

Und was sagt uns die unparteiliche Geschichte von den nächsten Folgen seines Todes?

Seine eignen Verehrer und Anhänger sollen uns antworten! —

Einer der obenerwähnten Panegyristen sagt: „Die Gegner frohlockten über seinen Tod, erhoben ihr Haupt stolzer, schimpften und lästerten über den Gefallenen und seinen Anhang.“

Ein andrer schreibt: „Lange noch war in Zürich eine Partei der neuen Lehre abgeneigt geblieben; dann begehrten die Altgläubigen, daß ihnen eine eigene Kirche zur Haltung der Messe eingeräumt werde; nachher ließ der Rath auf allen Bünften jeden einzeln fragen, ob er zum Abendmahl oder zur Meß gehen wolle,

und auf Einer Zunft waren sechs Vorgesetzte dieser letztern Meinung zugethan. Nach Zwinglis Tod durfte ein Bürger, — obgleich die Messe im Kanton schon abgeschafft war —, Katholik bleiben, nur durfte er zu keinen Aemtern gewählt werden.“

Späterhin theilten sich — wie Bullinger schreibt — die Zwinglianer in nicht weniger als acht Secten: die Tropisten, Energiften, Metamorphisten u. s. w.

Gwalter, Zwinglis Schwiegersohn und zweiter Nachfolger, doch wohl der unverdächtigste Gewährsmann, giebt in s. Apolog. pro Huldr. Zw. im Jahr 1545, also vierzehn Jahre nach Zwinglis Tod, folgende bemerkenswerthe, — von den neuern Lobrednern Zwinglis uns sorgfältig vorenthaltene —, Aufschlüsse:

„Es giebt viele Leute, welche ihn einen Feind des Glaubens, einen Widersacher der Religion, einen Störer der christlichen Eintracht, Verderber der Kirche, Sklaven des Satans, Verfälscher der Schrift, Seelenmörder, Gotteslästerer und Ketzer heißen.“

„Unter denjenigen, welche sich zum Christenthum bekennen, unter den Dienern des göttlichen Worts, ja unter den angesehensten, berühmtesten Theologen, ist dermal die Liebe so sehr erloschen, daß sie nicht nur über Zwinglis Untergang frohlocken, sondern auch Vergnügen daran finden, den Todten zu lästern; sie behaupten, daß, wenn auch seine Lehre in einigen Stücken richtig war, er doch in vielen andern geirrt habe, und daher erklärten sie ihn für unwürdig, daß seiner Lehre oder seinen Schriften, in der Kirche irgend etwelches Ansehen eingeräumt werde.“

„Mehrere Protestanten machen sich gar kein Gewissen daraus, zu behaupten, Zwingli sei in seinen Sünden gestorben, und schicken ihn auf diese Art geraden Weges in die Hölle.“

„Man legt ihm zur Last, daß er ungestüm, verwegen und schwärmerisch in allen Dingen verfuhr, aller Vernunft und religiösem Sinn zuwider, alle und jede Bilder rasch aus den Tempeln werfen ließ, die Erinnerungszeichen an die Heiligen und an Christus selbst verunreinigte, den ehrwürdigen Gebrauch der Sacramente entheiligte, das Geheimniß des Abendmahls gotteslästerlich entweihete, und — damit noch nicht zufrieden — auch gewaltsam die Waffen und das, von Chri-

stus selbst verbotene, Schwert ergriff, um seine Meinung durchzusetzen und Andersdenkende zu unterjochen.“

„Der, zwischen den helvetischen Bundesgenossen ausgebrochene, Krieg zerstörte ihre einheimische Ruhe, brachte vielen großen, unsträflichen Männern den unzeitigen Tod, und stürzte den Zürcherischen Staat in Jammer und Elend. Man beschuldigt Zwingli, als Urheber der heillosen Fehde, und als gewaltsamen Störer des öffentlichen Friedens, indem er, aus Uebermuth und Blutdurst, die Zürcher zu der, — vorher noch beisspiellofen —, schwarzen Unthat gegen ihre Bundesgenossen verleitete, dieselben nämlich, durch Entziehung aller Lebensmittel und durch Hungersnoth, unter das ihnen verhaßte Joch des neuen Glaubens zu zwingen. Man behauptet laut, er habe durch einen kläglichcn Tod seine Ruchlosigkeit, Gotteslästerung und Grausamkeit gebüßt, und spricht von ihm, als von einem Elenden und Verworfenen, welcher, zur Strafe solch großer Vergehungen, mitten in seinen Uebelthaten zu Grund gegangen sei.“

Der Bullingerschen Reformationsgeschichte, Bd. III., entnehmen wir noch folgende, nicht unerhebliche Angaben: „Die Bundesgenossen von Straßburg fanden, es sey abscheulich und gräulich allen Christgläubigen, Proviant und Leibesnahrung seinen Mitchristen abzustricken, als wodurch nicht die Thäter und Strafwürdigen, sondern vielmehr alte Betagte und franke Leute, Kindbetterinnen, geborne und ungeborne Kinder und andre Unschuldige gestraft werden.“ — „Nach der Schlacht bei Cappel gaben die Zürcher, bei denen große Ungedult und Bitterkeit, Klag und Schelten überhandnahm, die Schuld alles Elends, Unfalls und Verlusts dem Zwingli und den leidenlosen Pfaffen sammt ihrem Anhang, die kriegerisch gsyn und wider die fünf Orte aufgeheßt; die habind gesagt, die Feind werden nicht Stand halten und ein rauschend Blatt vom Baum werde sie jagen; da nun das Widerspiel sich gezeigt und man jeh wohl sehe, wer Recht oder Unrecht habe. Vor diesem Unfall hat ein Biedermann nit reden dürfen; jeh aber, so das Schiff verführt ist, und deren Mehrtheil untergesunken, die einem auf das Maul saßen und die Reden und Rätthe in dem Hals erstickten, dürfen wir auch wieder reden“ u. s. w. — „Nach der Schlacht am Zugerberg herrschte Unwillen und Zwietracht im Zür-

herrschen Lager, da die Leute mehr Zuneigung zu den fünf Orten hatten, als zu ihrem eignen Vaterland. Der elend Schaden zu Cappel und am Berg empfangen, war gar nicht jedermann leid und viele sprachen: die fünf Orte haben mir nichts zu Leide gethan; haben sie dir was gethan, so lauf du hinab und schlag sie zu tod; sie haben sich nur gewehrt, wie tapfre Eidgenossen, weil man sie nicht ruhig gelassen.“ — „Das Geschwür, so eine Zeit lang noch verborgen lag, brach grob aus; Uneinigkeit, Groll und Hader mit Lästern in Zürich, über die Urheber des Kriegs und Zwingli, war allgemein.“ — „Im Landsfrieden vom 16. Nov. 1531 erklären die Eidgenossen von Zürich, daß sie ihre getreuen, lieben Eidgenossen von den fünf Orten bey ihrem wahren, ungezweifelten Christenglauben unangefochten wollen bleiben lassen; hinwieder wollen auch die fünf Orte ihre Eidgenossen von Zürich bei ihrem Glauben auch bleiben lassen. (Eine Bestimmung, über welche Leo Suda seine Zürcherische Obrigkeit auf's heftigste beschimpfte.)“ — „In der nämlichen Friedensurkunde wird von den Zürchern anerkannt, daß ihre lieben Eidgenossen von Schwyz den Jakob Schlosser, Pfarrer zu Schwerzenbach, mit Recht haben hinrichten lassen.“ — „Gar viele schimpfen und toben, der Teufel habe den Zwingli und viel seiner Schreyer hingeführt; manch Biedermann habe gar nicht reden dürfen; man sehe jezt wohl, wer den rechten Glauben habe und wem Gott beigestanden sey; es ward gegen Zwingli und seinen Anhang gar grausam geredt.“ — „An den Kriegskosten wurden fünfzig Kronen von den fünf Orten gegen die Zürcher nachgelassen, damit man spüren möge, daß sie gute Eidgenossen sein wollen.“ — „Nach hergestelltem Frieden mit den fünf Orten hätten viele in Zürich gern den alten Glauben wieder eingeführt gesehen. Peter Füßli, der im vergangnen Krieg Gwaltiger und Büchsenhauptmann gewesen, fuhr auf Ostern hinein gen Einsiedeln, beichtete da, ließ sich verrichten mit dem Sacrament und kehrte zur katholischen Kirche zurück.“

In der Lebensbeschreibung Leo Suda, von dessen eignem Sohne, kommt die Stelle vor: „Nach der Cappeler Schlacht stunden alle Prediger der Stadt täglich in großer Gefahr ihres Leibs und Lebens; sie hatten jezt Feinde in und außer der Stadt; überall hieß es: jezt ist's dahin kommen, daß ein Biedermann auch reden darf.“

„Nach Zwinglis Tod war viel Red unter den alten Christen, aber wenig Trauerns, vielmehr mit besonderm Dank Gott hoch geehrt, daß er diese schändliche Leut, Zwingli und siebzehn andre Pfaffen von Zürich, Stadt und Gebiet erlegt hat.“ (Tschudi Nachl. in Rheinau III, Hottinger VII, 2.)

Kirchhofer sagt in Ösm. Mykonius: „Nach der Schlacht waren Zwinglis Freunde der größten Gefahr ausgesetzt; je enger einer mit ihm verbunden war, desto verdächtiger schien er; Mykonius und Plater legten ihre Waffen keine Nacht aus der Hand“ u. s. w.

Alle diese Urtheile erscheinen noch um so glaubwürdiger, wenn selbst neuere Lobredner des schweizerischen Reformators, nicht umhin können, zu gestehen, daß ihr Held, während des ganzen Verlaufs seiner amtlichen Wirksamkeit, nichts weniger als allgemein bei seinen Mitbürgern in Gunsten stand, sondern vielmehr eine „unzählige Menge Widersacher hatte“, daß er immer „feindseligen Verfolgungen ausgesetzt“, und trug aller Wachsamkeit der Hausgenossen, Freunde, Mitbürger und obrigkeitlicher Polizeibeamter, „fast täglich in Lebensgefahr“ war, — daß er auf den Tagsatzungen „oftmals schwerer Vergehungen beschuldigt“, mit ernstern Strafen sich bedroht sah, und laut daselbst ausgesprochen ward: „es gebe keine Ruhe, bis man ihm das Recht anthue, wie andren Pfaffen, das aufrührerische Wesen in der Schweiz komme alles von Zwingli her“, — und daß er dann zulezt, aus Unwillen über die ihm wiederfahrenen Kränkungen sowohl, als über den bedenklichen „Kaltstnn und Wankelmuth seiner eignen Regierung“, zu verschiednen Malen, — auch wenige Monate vor seinem tragischen Ende noch —, von dem öffentlichen Lehramt abzutreten, Willens war. —

Wir schließen diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die, bei dieser Arbeit von uns zum Grund gelegten, geschichtlichen Hülfsmittel. —

Wenn es im Allgemeinen keinem Zweifel unterliegen kann, daß an der Quelle selbst jedes Wasser am reinsten fließt, und dann, in seinem fernern Lauf, immer mehr mit fremdartigen Bestandtheilen sich vermengt, so findet dieser Erfahrungssatz auch seine unbestreitbare Anwendung bei jeder geschichtlichen Forschung. In Folge dessen richteten wir unser Hauptaugenmerk auf die Urkunden ältrer Zeit, deren Glaubwürdigkeit wir zugleich genauer nachzuweisen bemüht waren. So schöpften wir dann manche wichtige Thatsachen

aus den Annalen Gilg Eschudis, dessen entschiedne Verdienste um die Geschichte seines schweizerischen Vaterlandes, von Guillimann, Bullinger, Stumpf, Hottinger, Iselin, Füssli, Balthasar, Zurlauben, Joh. v. Müller u. s. w. ungemein belobt werden; ferner aus der Chronik seines ältern Zeitgenossen, Jo. Salat, der bei ihm in hohem Ansehen stand, und dessen Werk daher auch von ihm, sowie von vielen andern, nachherigen Geschichtschreibern gar häufig benützt ward. (Ja Hottinger hält — II, 241. — seine Angaben für richtiger, als die Bullingerschen.) In Bullinger finden sich, nach dem eignen Geständnisse angesehener, protestantischer Schriftsteller, ältrer und neuerer Zeit, manche irrige Angaben vor, welche dem — eben nicht unwichtigen — Umstande beigemessen werden, daß er seine Chronik erst in späterm Alter niederschrieb, und sich dabei vielleicht zu sehr auf sein Gedächtniß verließ, indem er nämlich während vierzig Jahren seine Materialien gesammelt, und dann erst, in seinem 68ten Lebensjahr, noch die eigentliche Abfassung des Werkes, mit flüchtiger Eile, — wie er selbst in der Zuweisung an seine Collegen gesteht —, bewerkstelligt hatte. Sein Urtheil stellt sich aus begreiflichen Ursachen da, wo es sich um confessionelle Gegenstände handelt, als befangen und einseitig dar, und von einer, zuweilen heftigen, über die Schranken des Anständigen hinausstreifenden, Polemik wird er, selbst von seinen eifrigsten Verehrern, nicht freigesprochen. Daß er auch von seinem frühern Gönner und Gehülfen Ochin, „der Unduldsamkeit und ungemessnen Eigendünkels“, sowie von Cochläus überall der „weitläufigen Redseligkeit“ war beschuldigt worden, lassen wir übrigens auf sich beruhen. Der beiden Hottinger Kirchengeschichten bedürfen der vorsichtigsten, gründlichsten Prüfung. Der ältere, Heinrich, ward von Caspar Lang in seinem — von G. E. Haller (2 crit. Verf.), sowie von Pupiskofer sehr belobten — hist. theol. Grundriß der christl. Welt, vielfach und triftig widerlegt. Besonders aber wird dessen Sohn, Joh. Jacob, von G. E. Haller in s. Bibl. der Schw.-Geschichte mit Recht der auffallendsten Einseitigkeit beschuldigt, da seine helvet. Kirch.-Gesch. vielmehr eine ungezähmte, in hämisch bitterm Tone geschriebne Lasterchronik ist, welche hin und wieder den albernsten Schnickschnack zur Schau trägt. Oder könnte wohl demjenigen der Ruhm eines unparteiischen Kirchengeschichtschreibers zugestanden werden, welcher behauptet, „daß die

katholische Kirche Gott seiner Ehre beraube, die heilige Schrift lieberlicher Weise hintansetze, den Engeln, — der Mutter Gottes, — den Bildern, — dem Papst, göttliche Ehre anthue u. s. w.“? Eben so wenig kann Ruchat auf unbedingtes Vertrauen Anspruch machen, der übrigens ganz treuherzig, in der Vorrede zu seinem Geschichtswerk erklärt, daß nach seiner Meinung „die katholische Religion abgötterisch und abergläubisch sei, und sich nur durch Unwissenheit, Eigennutz, Gewalt und Betrug erhalte.“ Eine höchst vermessene Lasterung, welche Christum und seine ersten Jünger selbst trifft, da von ihrer Zeit an bis zum XVI. Jahrhundert, keine andere christliche Religion, als die katholische — allgemeine — existirte, und da mit solcher Unschuldigung zugleich die Behauptung ausgesprochen wird, daß Unverstand, Eigennutz, ungerechte Gewalt, Lüge und Betrug die richtigen Mittel seien, um eine religiöse, auf Glauben und Vertrauen gegründete Lehre, während achtzehn Jahrhunderten zu erhalten und zu befestigen. — Und aus solch saubern Quellen schöpften, mit freudigem Eifer, vorzugsweise und selbst eingestandner Maßen, die Nüscheler, Wirz, Hess, Kirchhofer, Bögelin, Hottinger jgr., Fäsi, und wie all die Rhapsodisten noch weiter heißen mögen! J. E. Füßlin liefert mitunter wichtige Urkunden, und befreit sich einer ruhigern, gemäßigten Darstellung; nur tragen seine, etwas freigebig eingemischten, Selbsturtheile nicht immer das Gepräge der Gründlichkeit. So z. B., wenn er die Behauptung aufstellt, „daß Luther und Zwingli nur in wenigen Stücken, die das Wesen des Christenthums nicht betreffen, verschiedner Meinung waren“ (als wäre der Punkt der Eucharistie ein außerwesentlicher, und als hätte der göttliche Stifter des Christenthums auch andere, als nur wesentliche Lehren vorgetragen!); so, wenn er sagt, „daß unser Herrgott zum seligen Reformationswerk Leute von hitzigem Temperament gebraucht habe, weil dieß Geschäft es so erforderte“ u. s. w. Auch scheint er in der kirchengeschichtlichen Litteratur nur unvollständig bewandert zu sein, wenn er z. B. lech behauptet, „daß kein Buch de tribus inpostoribus (welches dem Ochin war zugeschrieben worden) in der Welt wirklich vorhanden sei.“ — Von den neuern Kirchenschriftstellern läßt sich wenig Rühmliches sagen, und die meisten sind lediglich als Compilatoren zu betrachten, daher sie auch nur sparsam benutzt, wohl aber häufig zurechtgewiesen werden durften. Ludwig Wirz und

J. Contr. Bögelin copirten oft wörtlich Joh. v. Müllers Schweizergeschichte, ohne dieß an Ort und Stelle zu bemerken, da sonst freilich des letztern zwei ersten Bände — wie Balthasar in seiner Helvetia VI. 648. sich ausdrückt — zu lauter Gänzfüßen geworden wären. „Das kann man“ — fährt dieser fort — „nicht einmal Auszug nennen; es ist bloße Abschrift, und leider! nicht selten eine unrichtige Abschrift. Wenn die Titelblätter der genannten Geschichtsbücher, und somit die Angabe des Druckortes und Druckjahres, durch Unbill der Zeit einst verloren giengen, so könnten wohl, nach Jahrhunderten, bedenkliche Zweifel entstehen, welche von den erwähnten Geschichtschreibern — Müller — Gluz — Wirz — Bögelin — den historischen Copisten beizuzählen seien.“ J. J. Hottinger jgr. in s. Gesch. der Eidg. w. d. Kirchentr. benutzte hauptsächlich die Eschudische Beschreibung (in der Helvetia 1826), welche er eine, der vielen eingeflochtenen Urkunden wegen, sehr werthvolle Darstellung heißt. (Und gerade dieser Arbeit Eschudis lag Salats Chronik zum Grunde!) Daneben beruft er sich gar oft auf L. Wirz, der doch selbst nur Plagiär von Joh. v. Müller war, welcher dann hinwiederum aus Salat und Eschudi, als Hauptquellen schöpfte. Mit Recht hat auch Gelzer in s. drei letzten Jahrb. der Schw. Gesch. Hottingern eine „vorherrschende, protestantische Grundlage und Anschauungsweise“ zum Vorwurf gemacht; denn in der That erscheint er nicht nur als höchst einseitig, durch seine heftigen, unwürdigen Schmähungen und Lasterungen über die Religion seiner eigenen Voreltern, die er hin und wieder gänzlich entstellt, während er in der Vorrede zu seinem Geschichtswerke nur treue, einfache Darstellung verheißen hatte (so schämt er sich z. B. nicht, den römischen Primat, — ganz im Widerspruch mit dem Urtheil seines großen Lehrmeisters Joh. v. Müller —, eine „veraltete Fabel“ zu nennen), sondern er fand auch für gut, aus Salat, Eschudi, von Alex und andern katholischen Geschichtschreibern nur diejenigen Stellen aufzunehmen, welche seiner eignen, vorgefaßten Meinung zusagten, die ihm mißfälligen aber lediglich zu beseitigen und unerwähnt zu lassen. Bögelins Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft trägt ebendasselbe, leidenschaftliche Gepräge; es werden darin bisweilen, theils erweisliche Unwahrheiten behauptet, theils die gewagtesten Muthmaßungen, als Thatfachen geltend gemacht, und dagegen viele Angaben Salats, Füßlins u. a. m. schlechtweg, ohne

irgend welchen Beweis — als lügenhaft bezeichnet. (Kann man uns wohl verargen, wenn wir unter solchen Umständen bisweilen an das Urtheil des berühmten Göthe dachten, welcher — in seinem Briefe vom 24. Juli 1780 an Lavater — die Zürcherischen Litteratoren „dickhirnschaaligt“ heißt, von der „Schellenkappe ihres Eigendünkels“ spricht, und die Behauptung wagt, daß nur „die Einbildung, Beschränktheit und Albernheit solche Menschen behaglich und gesund erhalten könne.“) Welch ein Abstand zwischen solch gehaltlosen, seichten Parteischriften, und den Leistungen eines Zurlauben, — dieser „lebendigen Bibliothek der Schweizergeschichte“, des — nach Joh. v. Müllers Zeugniß — tiefsten Kenners und gründlichsten Bearbeiters der Schweizergeschichte —, oder des redlichen, unparteilichen Hld. v. Arx, der aufs sorgfältigste jede Abschweifung vermied und seine Gewissenhaftigkeit so weit trieb, daß er — Urkundensammlungen ausgenommen — nie einem gedruckten Buch etwas nachschrieb, und immer zum Beweise dessen, was er erzählt, seinen Gewährsmann nannte! —

Beinahe hätten wir vergessen, unter den Zwinglischen Biographien auch der neusten Erscheinung noch zu erwähnen; wir meinen nämlich: Ulrich Zwingli's Tod, dramatisch zerarbeitet von C. Birch-Pfeiffer, Zürich 1837 —, eine abentheuerliche Dichtung, worin mit der blinden Leichtgläubigkeit einer unwissenden Lesewelt ein höchst verwerfliches Spiel getrieben wird. Nachdem das Vorwort in gereimter Sprache versichert, „daß ohne alle feindselige Absicht nur ein Blatt geboten werde aus der Geschichte, damit sich Sinn und Blick zu Hohem richte“, und daß der kräftige Geist Zwingli's „in seiner Reinheit heiligem Glanz“ hier erscheinen werde, folgt dann das ungereimte, prosaische Geschreibsel selbst, worin, nebst den gehässigsten Ausfällen gegen die katholische Kirche, auch das alberne Märchen von einem meuchelmörderischen Versuche der römischen Curie, durch zwei gedungene geistliche Banditen, eingewoben wird; eine dreiste, niederträchtige Verläumdung der greßten Art, wovon in den sämtlichen Biographien Zwingli's, — geschweige denn in der Geschichte selbst —, nirgends die leiseste Spur vorhanden ist. (Nicht weniger leichtfertig war der nämliche schreibselige Autor mit „Joh. Gutenberg“ verfahren, wo ebenfalls — nach dem öffentlichen Urtheil gründlicher Recensenten — „die Geschichte zur Fabel umgewandelt“ ward, und vergeblich „historische Wahrheit

und treue Schilderung jener denkwürdigen Zeit“ gesucht würde.) Solch elende Kunstgriffe also müssen der Apotheose des großen Mannes zur Grundlage dienen! Wären nicht gerade je die eifrigsten Verehrer Zwinglis berufen, über solch nichtswürdige Arglist, ihre tiefste Entrüstung auszusprechen! ? —

*

*

*

Unsre protestantischen Brüder haben nun vernommen, wie Lehre und Wandel jener hochgefeierten Reformatoren in der Wirklichkeit beschaffen waren. Alle von uns angeführten Zeugnisse beruhen auf unverwerflichen und unverjährbaren Urkunden. Mit gutem Vorbedacht haben wir uns dabei auf nackte, geschichtliche Darstellung beschränkt, indem wir die Schlussfolgen unsern Lesern anheimstellen, und es für Pflichtverrath hielten, ihrem eignen Urtheile durch anmaßende, einseitige Auslegung, willkührliche Zusätze, prunkvolle Einkleidung u. s. w. vorzugreifen, und ihnen dadurch gewissermaßen einen moralischen Zwang anzulegen. Wohl mögen wir dadurch von der, so beliebten Lehrweise unsrer Vorgänger abgewichen sein; allein was frommen alle, noch so pathetischen Huldigungen dieser Lobredner, wenn doch — früher oder später — die Leicht- und Blindgläubigen einer Täuschung entsagen lernen, in welcher sie, am Gängelband schlauer Führer, durch Vorurtheile der Erziehung und der Gewohnheit, waren festgehalten worden?! —

Nach dieser gedrängten Schilderung der vorzüglichsten neuen Glaubenshelden, wird wohl mancher Leser nur mit banger Besorgniß der Entwicklung dieses Drama entgegensehen.

Auch hier mußte allerdings die Frucht dem Baume entsprechen; den Disteln konnten keine Rosen entsprossen.

Wenn unsre frühere Behauptung richtig ist, daß nur Demuth und Friedfertigkeit, Reinheit der Sitten, klares Selbstbewußtsein, feste, ruhige Besonnenheit, Erleuchtung des Geistes und Verstandes geeignet sein können, den apostolischen Beruf zur Umgestaltung, oder Reinigung der, während fünfzehn Jahrhunderten fortbestandnen, christlichen Glaubenslehre zu bezeugen; so müssen wir freilich, zum Voraus schon, dem Gedanken entsagen, daß solche Männer von Gott auserkoren waren, seiner wankenden Kirche zum Pfeiler zu dienen. Indessen wird, in manchem protestantischen

Landes, schon der zarten Jugend eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem bloßen Namen der Reformationsstifter eingeimpft; sie darf solche nur als Wesen höherer Art, als menschliche Ideale, vom heiligen Nimbus umstrahlt, sich vorstellen. Auch ward in den vielen, aus Anlaß der jüngsten Säcularfeier zu Tage geförderten, Druckschriften der sorgfältigste Bedacht genommen, Alles zu verheimlichen, was auf jene hochgepriesnen Männer den geringsten Schatten werfen konnte; unbedingt wurden die alten, einseitigen Lobsprüche nachgebetet, ohne sich um das Zeugniß der Geschichte weiter zu bekümmern. Selbst in neuester Zeit noch, schienen mehrere, protestantische Gottesgelehrte sich in solchen Hyperbeln überbieten zu wollen. Wenn der eine, Lubern „den großen Mann —, den Mann Gottes —, die Ehre des deutschen Namens —, einen ächten Weisen“; wenn ein anderer ihn „das, von der Vorsehung auserwählte, Werkzeug zu Bekämpfung des Aberglaubens und zu Wiederherstellung des ächten Christenthums“ heißt, — so erblickt der schweizerische Theolog Fäsi, — wie wir oben sahen — in dem Lutherischen Reformationswerk vollends: „nächst der Geburt des Welterlösers, die segensreichste aller Weltbegebenheiten“, und in den Reformatoren überhaupt „ehrwürdige Muster im Streben nach immer reinerer Sittlichkeit, ausgezeichnet durch eine Selbstverläugnung, welche jeden Genuß nur auf Christum und seine Verherrlichung bezog“, u. dergl. m. Ein anderer Theolog der protest. Schweiz, Al. Schweizer, heißt Zwingli, kurz und gut, „den größten Mann, welcher je in Zürich lebte und wirkte“, und weiß auch, „daß durch keinen Mann und kein Werk, der Name Zürichs so weit hin, über alle Welttheile (!), verbreitet ward, wie durch Zwinglin.“

Eben so freigebig, wie mit den Vergötterungen ihrer Glaubenshelden, sind dagegen manche protestantische Theologen mit Verunglimpfung, ja mit Verlästerung des katholischen Cultus, wovon ebenfalls die Sprecher des jüngsten Jubiläums die glänzendsten Beweise ablegten. Die theologischen Annalen von Schultheß wimmeln von den handgreiflichsten Verdrehungen und Unwahrheiten; nicht weniger arge Verläumdungen enthält, — wie wir weiter unten deutlicher sehen werden —, der neueste Catechismus für die christl. ref. Berner-Jugend. Der erstere der eben erwähnten Zürcher-Theologen wagt sogar die grundlose, höchst leichtfertige Behauptung, daß, bis zur Reformationszeit, bei den Katholiken das Neue Testa-

ment Nichts, die Tradition Alles gegolten habe, und daß lehre mit den unzweifelhaftesten Aussprüchen Christi im auffallendsten Widerspruch stehe, — daß, über der menschlichen Mutter, der göttliche Sohn immer mehr sei vergessen worden, — daß Christus erst durch die Reformation in die, ihm seit Jahrhunderten streitig gemachten, Rechte wieder sei eingesetzt worden, — daß die katholische Kirche Lehrsätze aufstelle, welche der wahren Frömmigkeit und Tugend die größte Gefahr drohen“ u. s. w. Uehnlicher Unbedachtsamkeit und Entstellung macht sich der Andere in seinen gedruckten drei Kanzelvorträgen, Zürich 1839, schuldig. Auf diesen Gegenstand werden wir indessen späterhin näher einzutreten uns veranlaßt sehen, wann von den falschen Ansichten über Katholizismus die Rede sein wird.

So hat sich dann diese ungezähmte Lasterungssucht bei den schweizerischen Protestanten, als köstliches Erbgut, bis auf unsre Tage erhalten. Der Toleranz, ihrem so beliebten Aushängeschild, zum Trutz, bestreben sich da, noch in den neuesten Zeiten, theologische Schöngeister, Libellisten und Wiklinge jeder Art, in die Wette mit Zeitungsschreibern und selbst Kalendermachern, den alten Glauben der Väter und ihrer eidgenössischen Brüder nicht nur zu verdächtigen und zu verunglimpfen, sondern mitunter auch auf's pöbelhafteste zu begeistern und zu verwünschen.

Unter solchen Umständen müssen dann freilich denjenigen Lesern, welche nie Gelegenheit, oder Lust hatten, den geschichtlichen Quellen selbst nachzuspüren, und sich lediglich an jene einseitigen Lobhudeleien festhielten, manche unsrer Mittheilungen als höchst paradox vorkommen. Allein es war hier um gründliche, unbefangene Erörterung, um Wahrheit, — und zwar vollständige Wahrheit, nicht um Blendwerk zu thun; und derjenige Schriftsteller erwirbt sich in der That ein geringes Verdienst, welcher entweder aus Bequemlichkeit nur das jurare in verba magistri als Nichtschonur befolgt, oder, aus blöder Aengstlichkeit, den Schleier ererbter Vorurtheile zu lüften sich nicht getraut.

Ganz aus unserm Herzen gesprochen, ist daher jenes blödsinnige Wort Rud. Walters, womit derselbe seine Apol. pro Zwingli schloß: „Möchten doch unsern geliebten Nachkömmlingen, welche einst, wenn wir nicht mehr zugegen sind, diesen Schauplatz betreten

werden, die Zwistigkeiten unsrer Zeit zur warnenden Lehre dienen, doch ja nie mit Aufopferung ihrer eignen, freien Ueberzeugung, irgend einer Lehrmeinung sich unbedingt hinzugeben! Möchten sie nie vergessen, daß wir alle, so viel unser hier auf Erde weilen, dem Irrthum unterworfen bleiben, und daß auch jene Männer, welche bei unsern Zeitgenossen Ehre und Ruhm genossen, nur fehlbare, kurzfristige Sterbliche waren! Die Sache selbst also, keineswegs aber menschliches Ansehen, soll das Urtheil unsrer Nachkommen bestimmen. Die Sache nur sollen sie wohl beachten, sie prüfen und nach göttlicher Vorschrift ergründen, dann aber, — je nachdem sie solche als richtig oder trüglisch erkennen —, sollen sie dieselbe erwählen oder verwerfen.“

Inhalts-Verzeichniß des ersten Heftes.

	Seite.
Einheit, als Hauptgrundlage der christlichen Glaubenslehre, vom Stifter des Christenthums selbst anbefohlen, . . .	1.
Als Zweck aller Offenbarung,	2.
Beweisstellen der heiligen Schrift,	3.
Sie wird auch von den Aposteln als christliches Grundgesetz verkündigt,	—
Zeugnisse der ersten Kirchenväter,	4.
Ihr Werth und ihre Nothwendigkeit werden auch von den protestantischen Confessionen eingestanden,	8.
Die helvetische Confession anerkennt die Beschlüsse der vier ersten oikumenischen Concilien von Nizäa, Constantinopel, Ephesus und Calzedon, nebst dem Athanasischen Glaubensbekenntniß,	9.
Der göttliche Stifter des Christenthums hat, in seiner Weisheit, Liebe und Allmacht, auch für das Mittel zur Erhaltung und Behauptung dieser Einheit gesorgt,	15.
Eine Vervollkommnung der, durch Christum geoffenbarten, Religion ist nicht zulässig, noch denkbar,	16.
Aussprüche Christi, über die Verpflichtung zu unbedingt gläubiger Annahme seiner Lehre,	19.
Die Apostel dringen ebenfalls darauf,	20.
Richtiger Begriff von christlicher Freiheit,	23.
Unzulässigkeit einer willkürlichen Auslegung der göttlichen Lehre,	24.
Ueber Vernunftglauben, im Gegensatz mit dem Offenbarungsglauben; gefährlicher Mißbrauch des erstern,	25.
Aussprüche angesehener, prot. Schriftsteller neuerer Zeit,	31.
Fortschritt in der christlichen Erkenntniß,	38.
Das von Christo selbst, zu Erhaltung der Glaubenseinheit angeordnete Mittel,	40.
Bedeutung und Eigenschaften der kirchlichen Obergewalt,	42.
Erklärung der hierauf bezüglichen Schriftstellen,	—
Zeugnisse der Kirchenväter,	44.
Arglistige Unterscheidung zwischen „römisch-katholischer“ und bloß „katholischer Confession“,	46.
Urtheile protestantischer Schriftsteller,	47.
Anschuldigungen gegen die Römischen Päpste; Erläuterungen	52.

	Seite.
Luthers, andrer Reformatoren und angesehener Gelehrter Urtheile über das Papstthum,	57.
Nähere Zergliederung der Lehre über die Untrüglichkeit der kirchlichen Entscheidungen,	64.
Die Unfehlbarkeit beruht keineswegs auf der Individualität des Papstes, sondern auf der Einstimmung der allgemeinen Kirche,	65.
Ueber besondre und allgemeine — oikumenische — Concilien,	67.
Anwendung der päpstlichen Gewalt und der Conciliarbeschlüsse in den ersten Zeiten des Christenthums,	70.
Erstes oikumenisches Concilium in Nizäa,	72.
Zweites in Constantinepel; drittes in Ephesus; viertes in Calzedon,	73.
Die Uebrigen, als oikumenisch anerkannten, General Concilien,	74.
Das bis auf unsre Zeiten als gültig fortbestandne Symbol von Nizäa,	—
Urtheile der Kirchenväter,	75.
Verwerflichkeit jeder Spaltung,	77.
Ursprung und Fortgang der Häresen seit den ersten Jahrhunderten der Kirche,	79.
Gleichzeitige Verbreitung des Katholicismus,	82.
Verdienste der Jesuiten,	83.
Mißbräuche in der Kirchendisziplin; sie werden von Päpsten und Concilien selbst eingesehen und deren Abschaffung angeordnet,	84.
Ursprung der Kirchenspaltung zu Anfang des XVI. Jahrhunderts,	86.
Verfahren der Urheber; ihre Grundsätze; ihr Unternehmungsplan,	87.
Erfordernisse eines würdigen Reformators,	88.
Benehmen des damaligen Papsts Leo X.,	89.
Korrupthären der Reformation in Schottland und England,	90.
Schilderung der Reformationsurheber im Allgemeinen,	91.
Biographische Notizen über die Reformatoren Deutschlands,	92.
Martin Luther, geschildert durch seine Selbstgeständnisse, Inconsequenz seiner Meinungen; seine Urtheile über Papst, Kirche, heil. Schrift u. s. w.,	93.
Urtheile seiner Zeitgenossen und Mitreformatoren,	104.
Beispiele seiner evangelischen Lehrart,	109.
Seine Ansichten von Polygamie und Enthalttsamkeit,	112.
Einige seiner dogmatischen Kernsprüche,	113.
Gnadenwahl; Unwirksamkeit der guten Werke,	115.
Widerspruch dieser Lehre mit der heil. Schrift und den Kirchenvätern,	120.
Urtheile angesehener Protestanten über Luthers Reformationswerk,	122.
Luthers ursprüngliche Bestimmung,	123.
Philipp Melancthon; günstig beurtheilt v. Erasmus, Luther und P. Martyr,	124.

	Seite.
Seine Mäßigung, Reue und merkwürdige Selbstgeständnisse,	125.
Urtheil Calvins,	126.
Letzte Unterredung Melanchtons mit seiner Mutter,	129.
Jo. Calvin; seine verschiedenen Biographen,	130.
Geschildert von Erasmus; von seinem eignen Lehrer Volmar,	131.
Von Maimbourg, Balduin, Beza,	132.
Bethenswerthes Urtheil von Pap. Masso,	133.
Zeugnisse von Bosuet, Grotius, Cochläus,	134.
Von Florim. Rämund,	—
Calvins Antheil an der Hinrichtung Mich. Servets,	135.
Mosheims gründliche Erörterung dieses Gegenstands,	137.
Calvins Lehrmeinung, beurtheilt von Schlüsselberg, Heshusius und Stancharus,	138.
Calvins, von der Bernerschen Geistlichkeit bestrittne, Lehrsätze.	—
Verhältniß Calvins mit Castalio,	140.
Calvin, beurtheilt von englischen Theologen,	141.
Von Rousseau; Calvins Wankelmuth,	143.
Verschiedne Urtheile über sein Brandmahl, von Volfek, Drelincourt, Maimbourg, Pap. Masso, Campian, Stapleton, Baierlink u. a.,	144.
Selbstgeständniß Calvins; seine ursprüngliche Bestimmung,	149.
Theodor Beza, geschildert von Schlüsselberg, Heshusius, Laundus, Rämund,	—
Seine Biographie von Hieron. Volfek,	152.
Urtheile von Pantaleon, Richelieu, Mezeray, Maimbourg,	153.
Peter Vermilius, genannt Martyr; geschildert von Rämund,	—
M. Buzer, Vermittler zwischen Luther, Melanchton u. Zwingli,	154.
Urtheil von Bayle, Lavater, Simler,	155.
Peter Ochin, geschildert von Beza,	—
Sein Urtheil über die Calvinisten und Zwinglianer,	—
Defgl. über das Dogma von der Dreieinigkeit,	156.
Geschildert von Flor. Rämund,	—
Jo. Hauschein, genannt Decolampad; beurtheilt v. Rämund,	157.
Von Pirckheimer, Erasmus, Luther, Schlüsselberg,	158.
Andr. Bodenstein, genannt Carlostad; geschildert von Melanchton,	160.
Von Luther und Buddäus,	161.
Sein Verhältniß mit Zwingli,	162.
Beurtheilt von Florim. Rämund,	163.
Seine Reue, und Widerruf,	—
Ulr. Zwingli, beurtheilt von Hartmann, Bovius, Parajellus, Buzelin, Salat,	164.
Von Abt Ulrich in Einsiedeln,	169.
Seine amtliche Wirksamkeit in Zürich; erstes Religionsgespräch 1523,	173.
Zweites im gleichen Jahr,	174.
Seine Verehrung 1524. Nähere Aufschlüsse hierüber,	177.
Merkwürdige Umstände; häusliche Verhältnisse,	—
Abschaffung der Messe 1525. Sein Widersacher Am Grüt,	178.

Zwingli's wichtige Selbstgeständnisse, . . .	Seite. 182.
Inconsequenz seiner Grundsätze und Lehrmeinungen, . . .	184.
Seine Entschuldigung, . . .	187.
Urtheile seiner Mitreformatoren und Zeitgenossen; Melancthon, . . .	189.
Brentius, Florim. Rämund, Schlüsselberg, . . .	190.
Luthers Verhältniß mit Zwingli, . . .	193.
Luthers Urtheile über diesen, . . .	195.
Zwingli wird von protest. Scribenten mit Nikl. von Flüe ver- glichen, . . .	200.
Seine Gemüthsstimmung und Benehmen vor Ausbruch des eid- genössischen Kriegs, geschildert von Salat, . . .	201.
Von Wittweiler, . . .	203.
Nähere Umstände seines Todes, nach Geisshäusers Erzählung, . . .	204.
Von Tschudi, Salat und Bullinger geschildert, . . .	206.
Urtheile angesehener Zeitgenossen nach seinem Tod; Swaltther, Bullinger u. a., . . .	208.
Bemerkungen über die, dieser Erörterung zum Grunde liegen- den Hülfsquellen: Salats, Tschudis und Bullingers Chro- nik, Hottingers Kirch. Gesch., Füssli Beitr. z. Ref. Gesch. u. a m., . . .	212.
Schlußwort, . . .	217.



Antiquarische
Bibliothek

Verzeichniß
der Bücher

Katholische Kirche

Die Kirche

Verzeichniß

der Bücher

der Kirche

der Kirche

Verzeichniß

der Bücher

der Kirche

der Kirche

B e l e n c h t u n g

der

V o r u r t h e i l e

wider die

katholische Kirche.

Von einem protestantischen Laien Büchris.

Audiatur et altera pars!

E r s t e r B a n d.

Zweite Abtheilung.

Dritte, umgearbeitete, nochmals vermehrte und verbesserte Auflage.

Luzern, 1843.

Druck und Verlag von Gebrüdern Käber.

M u n c h e n ,

in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Die
Kirchenspaltung
des
sechszehnten Jahrhunderts
in
ihrem Ursprung, Fortgang und ihren Folgen.

Von
einem protestantischen Laien Zürichs.

Luzern, 1843.
Druck und Verlag von Gebrüdern Käber.
Augsburg,
in der R. Kollmann'schen Buchhandlung.

Beleuchtung
der
Verhältnisse

der
Verhältnisse

Katholische Kirche

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

von

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

der Katholischen Kirche

V o r w o r t.

Was wir unlängst in der Einleitung zum ersten Abschnitte bemerkten, findet, in seinem ganzen Umfange, auch hier vollgültige Anwendung. Nachdem wir dort mit den Wurzeln des Baumes uns gründlich bekannt machten, mögen nun auch seine Früchte unsre sorgfältigste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Am Schlusse der vorliegenden Bogen dürfte dann ein unbefangener Rückblick auf das Ganze unsre Leser in den Stand setzen, über den Werth oder Unwerth jener, von uns mit geschichtlicher Treue dargestellten, verhängnißvollen Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts ein gründliches und festes Urtheil sich zu bilden.

Empfänglich und dankbar für jede belehrende Zurechtweisung, sehen wir den öffentlichen Stimmen über die Lösung der uns gestellten Aufgabe getrost entgegen. Nicht aus Eitelkeit oder Ruhmsucht, sondern aus innigem Drange der Ueberzeugung die freie Feder führend, daher auch unverdientem Lobe so wenig als ungerechtem Tadel zugänglich, wünschen und hoffen wir, jeder von uns abweichenden Meinung in dem altbewährten Wahlspruche ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ freundlich zu begegnen. Ein Streit um das Höchste in der Wissenschaft verdient

doch wohl auch, mit wissenschaftlichem Ernste, Anstand und Gründlichkeit, geführt zu werden.

Jenem Meinungsdespotismus hingegen, welcher zwar Glaubens- und Denkfreyheit, — das große Loosungswort unsrer Zeit —, in Schrift und Rede lobpreist, dabei aber jede, seine vorgefaßten Neigungen und Wünsche durchkreuzende Meinung, mit der unduldsamsten Liberalität lästert und verfolgt, sich selbst das Weisheitsmonopol anmaßt und jeden Andersdenkenden mit dem schändlichsten Uebermuth, als einen Finsterling, verlacht (als wäre der kirchlich-dogmatische Stabilismus unverträglich mit dem Fortbildungssystem des Staatslebens), werden wir auch fernerhin, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten, keine Mühe scheuen, und solchen Splitterrichtern die goldne Lehre Sirachs in's Gedächniß rufen: Verdamme niemand, ehe du die Sache erkannt hast; erst prüfe und dann urtheile!

Philalethes.

Ghe wir zur Betrachtung des Reformationswerkes, d. h. der Glaubensstrennung selbst schreiten, können wir uns die Erholung nicht versagen, unsre Leser mit einem Manne näher bekannt zu machen, welcher in jenem verhängnißvollen Zeitpunkt, bei allen geistlichen und weltlichen Machthabern, in höchstem Ansehen stand, auch von den Reformatoren selbst, als väterlicher Gönner geachtet und gepriesen ward, — dessen Name als freundlich mildes, wohlthätiges Gestirn am wissenschaftlichen Horizont des sechszehnten Jahrhunderts leuchtete, und noch von später Nachwelt mit dankbarer Bewunderung und Ehrfurcht wird genannt werden, — dessen entschiedne Geistesüberlegenheit, selbst von den anmaßendsten Neologen unsers Zeitalters, nicht in Abrede gestellt wird; — wir sprechen von dem, wahrhaft großen Desiderius Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, gest. 1536), auf dessen Urtheil, als dasjenige eines wichtigen Gewährmannes, wir uns oft im Verfolg zu berufen, uns zur höchsten Genugthuung rechnen, und daher eine kurze Schilderung seiner ausgezeichneten Verdienste, hier beizufügen nicht unterlassen können.

Vernehmen wir nun zuvorderst die Zeugnisse der Reformatoren selbst, und einiger angesehenen protestantischer Schriftsteller, über diesen merkwürdigen Mann.

Es war im Jahre 1514, als Erasmus zum ersten Mal nach Basel kam, wo sich um ihn, als Vater der Aufklärung, alle Freunde des Lichts und der Wissenschaften versammelt hatten. Im Frühjahr 1515 reiste Zwingli selbst dahin, um den so allgemein geliebten Mann kennen zu lernen, und bezeugte ihm, nach seiner Rückkehr, die herzlichste Verehrung. „Indem ich an dich schreiben will“ — so lauten seine Ausdrücke — „macht mich der Glanz deiner, alles übertreffenden Gelehrsamkeit schüchtern,

und doch ermutigt mich wieder deine liebenswürdige Freundlichkeit, die du mir erzeigtest, als ich nach Basel hineilte, um dich persönlich kennen zu lernen, und die ausgezeichnete Güte, die es nicht verschmähte, sich auch an dem, noch unmündigen und unerfahrenen Freund der Wissenschaften zu erweisen. Ich — ja ich sah deine Geisteskraft, im Geleite der gefälligsten Sitte und Lebensart, welche die Scheu mäßigt; und sie prägte sich mir so tief ein, daß, als ich deine Briefe las, mir war, als ob ich dich reden hörte, und deine kleine schwächliche, und doch so angenehme, durch die feinste Sitte verschönernte Gestalt vor mir sähe. Denn — ohne Schmeichelei gesprochen — du bist noch meine letzte Unterhaltung, ehe ich einschlafe. Es reut mich so wenig, zu dir gereiset zu sein, daß ich mir einbilde, schon einen Namen zu besitzen, und auf nichts so stolz bin, als Erasmus, den um die Wissenschaften und die heiligen Schriften verdientesten Gelehrten, den von Liebe gegen Gott und Menschen begeisterten Mann, der, was für die Wissenschaft gethan wird, sich selbst gethan glaubt, gesehen zu haben, — ihn, für den alle beten sollten, daß ihn Gott erhalte, damit die durch ihn aus Barbarei und Sophisterei hergestellten, heiligen Wissenschaften sich vervollkommen, und nicht, in ihrem Aufkeimen, schon wieder ihres Vaters beraubt werden, verwaist und unerzogen bleiben“ u. s. w. In spätern Briefen vom J. 1517 an Badian in St. Gallen spricht Zwingli von Erasmus, als von „dem gelehrtesten aller Gelehrten, ausgezeichnet nicht nur durch den Umfang seiner Wissenschaften, sondern zugleich noch durch die musterhafte Unsträflichkeit seines ganzen Lebenswandels“. Gleiches Lob ward ihm auch von Zwinglis verschiedenen Freunden zu Theil. Vergl. Z. opp. Vol. 7.

Hinwiederum ermuntert Erasmus den jüngern Zwingli in ihrem Briefwechsel von 1522 und 1523, auf alle Weise zur Volksbildung und Erleuchtung, zu freimüthiger Predigt des Evangeliums, — nur nicht zur Trennung von der römischen Mutterkirche.

Ein neuerer Biograph Zwinglis gesteht selbst: „Wer vermag zu berechnen, was Erasmus auf Zwingli, — welcher all seine Schriften, sobald sie erschienen, sich anschaffte, — durch seine Briefe und Schriften gewirkt hat, durch sein Handbuch des christlichen Kämpfers, durch seine Anmerkungen zum Neuen Testament, durch

seine Darstellung des wahren, reineren Christenthums in seinen theologischen Schriften, sowie dann auch durch die Schilderungen der Unwissenheit und Versunkenheit des geistlichen Standes, den Spott über die Scholastik und das Mönchsleben, durch sein Lob der Narrheit“ u. s. w.

Melanchton in seinem Brief an Erasmus aus Leipzig vom Januar 1519 heißt ihn den Vater der Gelehrsamkeit und Humanität, äußert für seine Werke —, hauptsächlich die Commentarien und Paraphrasen —, die höchste Bewunderung, und huldigt ihm, als seinem väterlichen Gönner; er bittet ihn um Verzeihung, wenn er je eines ungünstigen Urtheils über ihn, sich schuldig gemacht habe, und fügt bei, daß auch Martin Luther ihn außerordentlich verehere, und auf seinen Beifall den größten Werth setze.

Oekolampad in seinen Briefen an Erasmus hält sich für unwürdig, ihm auch nur die Riemen von den Schuhen zu lösen, und äußert seine Ehrfurcht gegen ihn in den stärksten Ausdrücken. In der Vorrede zu einer seiner Schriften hieß er ihn „unsern großen Erasmus“, und that sich auf solch ein Verhältniß nicht wenig zu gut; allein diese ungehörliche Anmaßung ward von Erasmus in starken Ausdrücken zurückgewiesen.

In Briefen an Erasmus von 1519, heißt ihn Luther die Zierde und Hoffnung Deutschlands, bezeugt ihm die innigste Verehrung und Bewunderung seiner, weit überlegnen Kenntnisse und Erfahrungen, indem er ihn seiner unbegrenzten Anhänglichkeit versichert. Erasmus beklagt hingegen in seiner Antwort sich bitterlich, daß man ihn, hin und wieder, als Mitarbeiter an Luthers Lucubrationen verdächtigt habe, während er ihn doch ganz und gar nicht kenne, und von seinen Schriften nichts gelesen habe; er tadelt die so heftige und allgemeine Verläumdungssucht, und spricht die Ueberzeugung aus, daß durch Besonnenheit und Mäßigung mehr erweckt würde, als durch Ungestüm. „Dienlicher wäre es“ — sagt er — „jene zurechtzuweisen, welche das päpstliche Ansehen mißbrauchen, als die Päpste selbst zu lästern; den Schulunterricht zu verbessern, statt zu verschmähen; über tief eingewurzelte Begriffe gründliche Erörterungen anzustellen, statt mit liebloser Härte darüber abzusprechen; sich sorgfältigst vor ver-

wegnem, übermüthigen Ausfällen und vor gewaltsamer Aufreizung des rohen Haufens zu hüten“ u. s. w.

(Uebrigens geht aus allen Briefen des Erasmus an den Erzbischof Albrecht von Mainz und andre seiner angesehenen Gönner und Freunde, die Gewißheit hervor, daß er Luthern weder von Person kannte, noch von seinen Schriften gelesen hatte, — zu welchem letztem auch seine eifrigsten, wissenschaftlichen Studien wahrlich keine Muße übrig gelassen hätten.)

Bonif. Amerbach, Rector der Hochschule, Froben und dessen Eidam Episcopus (Bischof) in Basel, seine vertrautesten — obgleich der Zwinglischen Confession zugethanen — Freunde, von welchen er den ersten zum Erben seines bedeutenden Vermögens, und die beiden andern zu Vollstreckern seines letzten Willens ernannt hatte, setzten ihm das Epitaph als „dem, in allen Beziehungen wahrhaft großen Mann, dessen unvergleichbare Gelehrsamkeit, in jedem Fach der Wissenschaften, mit eben so hoher Klugheit verbunden, die Nachwelt bewundern und preisen wird; — welcher durch die Erzeugnisse seines Geistes, sich unsterblichen Ruhm erwarb, und in der dankbaren Erinnerung aller gebildeten Völker fortleben wird.“ Wahrlich solche Lobsprüche erteilte Basel, nicht einmal seinen eignen Reformations-Helden, jenen großen Geistern Hausschein und Bodenstein. —

Auch Glarean, dessen wir bereits rühmlich gedachten, war für Erasmus ungemein eingenommen und ließ seinen ausgezeichneten Verdiensten um die Wissenschaften, und seinen redlichen Gesinnungen, bei jedem Anlasse, volles Recht widerfahren. An Zwingli schrieb er im J. 1522: Erasmus will sich an keinerlei Partei anschließen; in all seinen mündlichen und schriftlichen Belehrungen ist nur Christus selbst der einzige Zielpunkt. —

Ein berühmter, protestantischer Schriftsteller der neuesten Zeit, spendet ebenfalls dem Erasmus ungemeines Lob. Er war — nach dessen Ausspruch — der merkwürdigste Mann unter allen denen, welche zur Mäßigung und zur Wahl einer glücklichen Mittelstraße riethen, — eine Zierde seines Jahrhunderts, der wahre Wiederhersteller des guten Geschmacks —, ja man darf wohl sagen des Christenthums, welches wenige Schriftsteller so rein und so durchaus practisch, wie er, erkannt und dargestellt haben. Intriguen verstand er nicht, floh sogar die Höfe, schwang

sich zu solch hohem Ansehen empor, daß selbst Könige um seine Freundschaft buhlten, und Dedicationen seiner Bücher suchten. Unabhängigkeit gieng ihm über alles, und da Franz I., Carl V. und Heinrich VIII. ihn an ihre Höfe einluden, lebte er lieber von Bücher-Correcturen; auch die Einladungen an den Römischen und Brabantischen Hof lehnte er, unter verschiedenen Vorwänden, ab. Er war geehrt und gefürchtet von beiden Parteien, wegen seiner unbestreitbaren Geistes-Ueberlegenheit. Gleich anfangs, als noch alles frohlockte, sah er das Uebel voraus, welches die Reformation herbeiführen würde, wie seine Briefe an Ehr. v. Stadion, Bischof in Augsburg, u. a. m. beweisen. Seine ausgezeichneten Verdienste um Religion und Wissenschaften, konnten auch die erklärtesten Feinde ihm nicht absprechen. Unläugbar hat er, auf vielfache Weise und am mächtigsten unter all seinen Zeitgenossen, die Reformation vorbereitet, durch Beförderung gelehrter Aufklärung, mittelst seines allberühmten Namens, durch Verbreitung des Geschmacks an der Litteratur und Erschaffung der Critik, durch seine eignen, in niedlicher, leichter Sprache, — dem reinsten, ungezwungenen Latein —, verfaßten Schriften, durch treffliche Rätthe und großmüthige Unterstützung hoffnungsvoller, studirender Jünglinge, durch so viele Werke über Religion und Theologie, in welchen, nach allgemeinem Urtheil, das Christenthum reiner, als seit vielen Jahrhunderten dargestellt wurde. Ueber dem Studium der heiligen Schriften — sagte er — habe ich bei mir fest beschlossen zu sterben; in ihnen nur finde ich Freud und Ruhe; zu keiner Partei schwöre ich; mit ungebeugtem Muth, durch Ruhm und Schmach will ich, nach meinen besten Kräften, auf das, von Christus vorgesezte Ziel arbeiten. In vollem Ernst strebte er, seine Zeitgenossen, von der theologischen Scholastik und Sophistik, zu den reinen Quellen der göttlichen Weisheit hinzuführen. Schon seine erste, religiöse Schrift enchir. mil. chr. 1502 zeugte, daß er sehr schüchtern und furchtsam war, etwas in der heiligen Schrift nicht ganz klar Begründetes zu behaupten, daß er aber auch keineswegs gestattete, aus dem, dort klar Ausgesprochenen, einen, den herrschenden Meinungen gemäßern Sinn, durch exegetische Spikfindigkeiten herauszuklügelu; sie enthielt die erste reine, von Scholastik gesäuberte, Moral in den neuern Zeiten. Dann schrieb er, über die wichtigsten Theile der theoretischen und

practischen Religionswissenschaft, die vortrefflichsten Werke, — classische Schriften, wie solche, in Absicht auf Inhalt und geistreichen Vortrag, frühere und folgende Jahrhunderte wenig aufzuweisen haben; er gab, auf Antrieb Papst Leo X., — jenes großen Mäzens, für dessen persönlichen Charakter ganz Europa Ehrfurcht hatte —, die erste critische Ausgabe des Neuen Testaments heraus, welche lange die einzige blieb, half der Kenntniß des Wortverstands durch seine Paraphrasen nach („hier lebe ich in meinem Element“, pflegte er von diesen zu sagen), und machte den Anfang zur Critik der Patristik, mittelst seiner Ausgaben der Werke des Hieronymus, Ambrosius, Hilarius und mancher andrer Kirchenväter, wobei er auf die Bearbeitung des ersten, mehr Mühe verwendet zu haben sich schmeichelte, als der Verfasser des Werks selbst. Grimmigen, unverföhnlichen Haß der Schultheologen und Mönche zog er durch seine Satyren auf sich. Während seines Aufenthalts in London, wo ihn der berühmte Großkanzler Thomas Morus gastfreundlich aufgenommen hatte, schrieb er, — in dem kurzen Zeitraum von sieben Tagen und ohne Beihülfe eines einzigen Buches, wie er selbst bemerkt —, sein *Encomium Moriae* (Lob der Thorheit), welches zuerst im Jahre 1501 herauskam. (Eine spätere Ausgabe bei Aldus in Venedig von 1515 ist theuer und selten.) Nicht lange nachher, erschienen seine *Colloquia*, in welch beiden Schriften priesterliche Unwissenheit, Aberglaube, Scheinheiligkeit und leerer Ceremoniendienst, mit der feinsten Laune aufgedeckt wurden. Die Theologen tobten; man schien ganz in Wuth gerathen zu sein. Und wirklich hatte Erasmus schonungslos die, unter der Geistlichkeit eingerissnen Unordnungen angegriffen; die Altermönche (*Pseudomonachos*) heißt er Bauchdiener, Scorpionen u. s. w., beschuldigt sie des Ehrgeizes, der Bosheit und roher Unwissenheit; er sagt, daß sie den Fleischgenuß für Sünde, — aber die schwärzeste Lasterung ihrer Brüder für Tugend halten, und daß der dümmste unter ihnen die meiste Achtung genieße. Da er, ohne sich für die neue Lehre zu erklären, dennoch so äußerst beißend, gegen Anstalten der herrschenden Kirche schreiben durfte, so ist sich wohl nicht zu verwundern, daß diese Gegner ihn einen „Erzfeind — Gotteslästerer — Vorläufer des Antichrists“ nannten. Indessen wurden seine *Colloquia* fast in alle lebenden Sprachen übersetzt, und ein Buchhändler in Paris, Colinet,

der sie im Jahre 1527 von neuem unter die Presse gegeben, soll — da er das Gerücht von einem nahen Verbot derselben verbreitet hatte — in kurzer Zeit, wie Hofmann und Moreri versichern, bei 24,000 Exemplaren verkauft haben. Ja, es wurden, unter des großen Mannes Namen, Bücher herausgegeben, welche er gar nicht verfaßt hatte, auch Manuscripte den Buchhändlern verkauft, welche er nur zum täglichen Gebrauch dictirt hatte, — beides aus Gewinnsucht, weil schon dieser bloße Name jedem Verleger einen schnellen Absatz sicherte. Ein Beweis des entschiednen Einflusses, welchen Erasmus auf seine Zeitgenossen ausübte! —

Als Luther manchen geheimen Wunsch des Erasmus für Abschaffung der Mißbräuche mit solchem Muth aussprach, billigte letzter zwar die anfängliche Unternehmung, ermahnte aber jenen zu mehrerer Vorsicht und Mäßigung, und rügte seine heftige, ungestüme Art, als dem Geist des Christenthums, der evangelischen Vorschrift — nach 2. Tim. II. und Tit. I., — schnurstracks zuwider. Sein Grundsatz war und blieb stets: man müsse nur aufklären, so werde die Finsterniß von selbst verschwinden; das Lesen und richtiger Verstand der heiligen Schrift sei hinreichend, um die Irrthümer und Zusätze der Scholastiker und des herrschsüchtigen Clerus in's Licht zu setzen, und das Volk würde sodann von der seitherigen Religion nichts als die wesentlichen Lehren des Christenthums beibehalten. Als er aber das alte Gebäude so tollkühn zertrümmern sah, erschrak er; dieß hatte er nicht gewollt, sondern nur allmähliche Reformen beabsichtigt; nun zitterte er für Luther, und auch für die gute Sache selbst. Er war überzeugt, daß Luther durch seine Verwegenheit dem Christenthum mehr schade als nütze; nach seiner Meinung war es zuträglicher, entweder ganz zu temporisiren, oder — ohne alle Polemik — nur die evangelische Lehre vorzutragen. Wohl hatte er, durch Reden und Schriften, durch Scherz und Ernst, wirksamer als kein andrer, die Reformation angebahnt, aber solchen Sturm hatte er sich nie gedacht. So ward er Luthern immer abgeneigter. Nach dem Reichstag zu Worms 1521 entfernte er sich immer entschiedner von dessen Partei, und erklärte sich dann im folgenden Jahr, von Adrian VI. aufgefordert, mit voller Ueberzeugung, als Anhänger des Papsts, und Gegner Luthers. Bald nachher schrieb er seine *Diatriba de libero arbitrio*,

gegen ihn, mit möglichster Schonung, worauf aber Luther, — welcher kurz vorher noch in Erasmus die Zierde und Hoffnung Deutschlands bewundernd anerkannt, und seiner Geistesüberlegenheit aufs entschiedenste gehuldigt hatte, — so giftig, böshaft und spöttisch, wie sich kaum denken läßt, und zwar in deutscher Sprache, antwortete, um das gemeine Volk gegen ihn aufzuheizen, bei welchem Erasmus, — in dieser Sprache ungelübt —, sich nicht vertheidigen konnte. (Er hatte sich nicht entblödet, bei verschiedenen Anlässen den allgeachteten Mann, einen „doppelzüngigen Betrüger“, ein „Werkzeug des Satans“, einen „Arianer und Erzkleriker“ zu heißen.) Daß Luther jede seiner vorgefaßten Meinungen mit unbiegsamem Starrsinn verfechte, und gegen alle Andersdenkenden nur Feuer und Flammen speie (wie seine Anhänger noch heutzutage thun), daß er, durch das Glück seiner Unternehmung und die Gunst des Volks übermüthig geworden, auch die gründlichsten, bestgemeinten Ermahnungen in den Wind schlage, — all' dieses ward nicht ohne Grund von Erasmus getadelt, welcher nun sofort von dem wilden Kampfplatz sich zurückzog, und mit ungetheilte Kraft und Lust den Wissenschaften sich widmete.

Von friedliebender Gemüthsart, so daß er eher — wie er oft sagte — ein Landgut verlieren als er streiten möchte, schrieb er schon 1521 die *querela pacis*, worin er zeigt, wie selbst vernunftlose Thiere friedlicher beisammen leben, als die Menschen, — dann die Streitigkeiten der Fürsten, sowie der Mönche und Gelehrten, auch einzelner Menschen gegen einander, und sogar gegen sich selbst schildert, — hierauf den Gedanken schön ausführt, daß Christus ein Friedensfürst sei, und daß die Beförderung der Eintracht, jedem Bekenner des Christenthums, als heiligste Pflicht obliege. Er suchte nun nichts ferner, als Ruhe für sein Alter, und arbeitete bloß darauf hin, von beiden Parteien unabhängig zu bleiben, um nicht in das Getümmel hineingerissen zu werden. Die Sprache des Uebermuths in Religionsgegenständen wies er zurück, und rettete bei jeder Gelegenheit die Ehre und das Ansehen der Wissenschaften, sowohl gegen rohe Mönche, als gegen tolle Aufwiegler, aus allen Kräften. Mit Nachdruck tadelte er zwar, an den geistlichen Machthabern, den Mangel an Entschlossenheit zur Abhilfe, die falschen Mittel zur Dämpfung der Unruhen, und die Begünstigung mönchischer Unwissenheit, hielt sich aber dennoch am liebsten

zu dieser Seite, wo er doch wenigstens feste Ordnung in der Kirchenverfassung, und Macht der Einheit in der Verwaltung erblickte. Dagegen ward er von manchen eifrigen Lutheranern auf's tiefste beleidigt und verunglimpft. In solchen Lästereien wetteiferte Buzer, Farel — von welchen schon früher die Rede war, — ferner Heinrich Eppendorf, hauptsächlich aber der lockre, auch dem Melancthon sehr verhasste, aus dem Elsaß weggewiesene und zu den Zwinglianern geflüchtete „schmutzige Ritter“ Ulrich von Hutten, geb. 1488, gest. 1523 (vergl. die Briefe von Erasmus an Zwingli vom Sept. und von letzterm an Wolsfhart vom Okt. 1523); ein Blutkopf, durch seinen heftigen Uebermuth und zügellose Sinneslust, — die er auch in seinem 36. Jahr mit dem Leben büßte, nachdem er den Verlauf seiner eckelhaften Krankheit der Mit- und Nachwelt in classischem Latein beschrieben hatte, — wahrlich wenig geeignet zum Glaubens- und Sittenreformatör. — Tief gekränkt durch die Bosheit solcher Dunse, bestürzt über die gräßlichen Folgen der neuen Lehre, welche er im mörderischen Bauernkrieg sah, und selbst von seinem lieben Basel durch stürmische Auftritte weggescheucht, brach er oft in bittere Klagen gegen die Lutheraner aus, welchen er Religionschwärmerei und Verachtung der Wissenschaften vorwarf. Er behauptete, daß sie bald das Heidenthum herbeiführen werden, daß sie nicht nur das gute Kraut mit dem Unkraut zerstören, sondern vielmehr jenes ausreißen und dieses stehen lassen, daß sie die kanonischen Gebete verwerfen und lieber gar nicht beten, daß sie, nach Absetzung der Bischöfe, nun auch gegen weltliche Obrigkeit sich empören, daß sie den Judaismus zwar abgeschafft, aber den Epicuräismus an seine Stelle gesetzt haben u. s. w. Unter solchen Umständen ist sich freilich nicht sehr zu verwundern, daß der friedfertige, sich selbst gleichgebliebne Mann, in dem frühzeitigen Tod Zwingli und Desolampads, eine wohlthätige Fügung der weisen Vorsehung erkannte.

Seinem vertrauten Freund Pirckheimer schrieb er: „Ich will nicht untersuchen, wie weit bei Andern das Ansehen der Kirche Gewicht hat; bei mir hat es ein solches, daß ich selbst die Meinungen des Arius und Pelagius annehmen könnte, wenn die Kirche sie gebilligt hätte.“ Freimüthig gestund er ihm, daß er nichts Gründliches hätte, worauf er fußen könnte, wenn er seinen Glau-

ben ändern müßte, und daß er daher lieber beim alten verbleibe, ob ihm gleich einiges darin anstößig vorkomme. Zu dieser Zeit hieß er die Protestanten nur noch „Sectirer“. Dennoch pflegte er keinem derselben, bloß um seiner abweichenden Meinung willen, die Freundschaft zu entziehen, wenn nur jeder „das, was er that, mit ehrlichem Herzen that“. Dieß erklärte er auch in seinem Brief an Coban Hef 1531 aufs treuherzigste. Drei seiner besten Freunde, deren wir schon oben gedachten, Amerbach, Froben und Episcopi in Basel, entschiedne Anhänger Zwingli's, blieben seinem Herzen immer die nächsten, und waren auch bei seinem Hinschied zugegen. Aber unwandelbar war stets, — und dieß erklärte er auch freimüthig den hartnäckigsten Gegnern der neuen Lehre —, seine Abneigung gegen den Mönchsgeist, gegen den Sectengeist in jeder Gestalt, und gegen alle Feinde der Wissenschaften. In den ersten Zeiten der Reformation hatte der weise Mann bisweilen Rathschläge ertheilt, wie sie zu leiten, wie und wo zu reformiren wäre, — aber umsonst. In einem solchen sagte er, von beiden Seiten werde die Schnur so gespannt, daß sie brechen müsse; statt Bilder wegzuschaffen, solle man lieber ihre abergläubische Verehrung beseitigen; statt Priester zu verjagen, sie lieber gelehrt und fromm machen, und nur nach strenger Prüfung wählen; statt den Gottesdienst über den Haufen zu werfen, lieber die anstößigen Gesänge und Ceremonien weglassen; statt die Messe zu verwünschen, um der geizigen und ausschweifenden Priester willen, lieber diese Miethlinge entfernen, und weniger Messen halten lassen; den Ablassglauben soll man denen überlassen, welche Vertrauen darauf setzen; wer nicht an die Kraft der Seelenmessen für die Abgestorbenen glaube, möge sein Geld auf die lebenden Nothdürftigen verwenden; wer die Fürbitte der Heiligen für uns, nicht glaube, soll zu Gott beten, — die Heiligen durch Nachahmung verehren, und die Andersdenkenden dulden; wer die Ohrenbeicht nicht für ein, von Christo eingesetztes Sacrament halte, möge sie wenigstens als eine, von den Vätern eingeführte, durch so viele Jahrhunderte fortbestandene Einrichtung so lange beibehalten, bis die Kirche anders darüber beschliesse; vom Fegfeuer möge jeder halten, was er wolle, da es nicht der Mühe lohne, die christliche Eintracht darüber zu stören; über den freien Willen sollen die Sorbonisten streiten, die Laien aber mit Einfalt und Festigkeit handeln; die guten Werke mö-

gen immerhin vor Gott rechtfertigen oder nicht, so soll uns die Gewißheit leiten, daß auch der Glaube nichts helfe, ohne gute Werke; die Taufe mögen Eltern, gleich nach der Geburt, oder in spätern Jahren vornehmen, wenn sie nur inzwischen ihre Kinder tugendhaft und christlich erziehen; der Streit über das Abendmahl möge verschoben werden, bis eine allgemeine Synode darüber abspreche, oder eine göttliche Offenbarung uns etwas Sichres darüber lehre; über die Anbetung der Hostie soll nicht gestritten werden, da sie ja nicht dem Brod gelte, sondern weil man sie für Christum halte, welcher nach seiner Gottheit überall gegenwärtig sei u. s. w.

Im Jahr 1525 erklärte er dem Magistrat in Basel, — wohin er sich, der vielen Reisen müde, und um den Druck verschiedner seiner Schriften bei Froben zu beaufsichtigen, einige Jahre früher zurückgezogen hatte —, als derselbe seinen Rathschlag über das Lutherische Geschäft verlangte: er möge hierüber kein Urtheil fällen, da es ihm an Gelehrsamkeit, sowie an Kenntniß der Landessprache und Localverhältnisse fehle, und er, als Fremder, für unschicklich halte, sich in Angelegenheiten des Staates zu mischen, wodurch er sich nur Meid und Verfolgung zuziehen würde, — auch habe er seither Päpsten und Kaisern ähnliche Begehren abgeschlagen, — keine Partei sei ruhig genug, und mit Vorschlägen zur Mäßigung würde er beide nur beleidigen. Dann ertheilte er ihm angemessne Winke und Belehrungen. Nicht lange nachher schrieb er seinem Willibald (Pirkheimer), daß er, durch seine verweigerete Einmischung in dieß tolle Geschäft, alle Hitzköpfe gegen sich aufgebracht habe. Er fühlte immer mehr, daß seine Stimme der Mäßigung nicht stark genug sei, um vernommen zu werden; darum wollte er, verschiedener Einladungen ungeachtet, den Reichstag in Augsburg 1530 nicht besuchen, und rieth blos schriftlich, durch den Cardinal Campegius, den Secten etwelche Duldung zu gestatten, da sie dann wohl, wegen ihrem eignen Zwiespalt, von selbst bald ihren Einfluß verlieren würden. Endlich gab er jedoch, wegen überhandgenommener Erbitterung beider Theile, alle Hoffnung zum Frieden gänzlich auf, nachdem auch seine schöne Schrift *de amabili ecclesiae concordia*, — durch welche er die Gemüther zu dem bevorstehenden Concilium vorzubereiten suchte —, keine der beiden Parteien befriedigt hatte.

Wie Erasmus, so dachten damals auch noch andere redliche Männer, welche die, in der Kirche eingerissenen Mißbräuche zwar beklagten, es aber für allzugesährlich hielten, um dieser willen die kirchliche Einheit aufs Spiel zu setzen, da sie die neue Partei, bei allem unverkennbaren Guten, doch immer nur als eine Secte betrachten konnten, die sich im Verfolg wohl von selbst wieder mit der Mutterkirche vereinigen werde. Diesen Männern konnte es nicht entgehen, wie gar menschlich und leidenschaftlich viele der neuen Lehrer ihr Reformationswerk betrieben; auch wurden sie durch die Gräuel der Bürgerkriege nicht wenig abgeschreckt, und stunden, als ächte Freunde der Religion, in der richtigen — von Luther selbst nie widersprochenen — Ueberzeugung: daß man, auch in der katholischen Kirche, ein erleuchteter Christ, nach dem Sinne Christi, sein könne. Zu diesen Männern gehörte der, als Staatsmann, Jurist, Theolog und Schriftsteller gleich ausgezeichnete, mit den Kriegsthaten der Schweizer persönlich vertraute, Nürnberger-Hauptmann und kaiserliche Rath, Willibald Pirckheimer, geb. 1470, gest. 1530, Verfasser der geschätzten Beschreibung des Schweizer- oder s. g. Schwabenkriegs, und daher von seinen gelehrten Zeitgenossen der deutsche „Xenophon“ genannt, des Erasmus Pylades (von J. G. Müller als ein „unparteilicher, ächt patriotischer“ Mann belobt, von E. Hefß aber bitter getadelt und beschimpft, — weil er sich nicht zum Lobhudler Decolampads und seiner Sippschaft erniedrigt hatte), — ferner Wimpfeling in Heidelberg, Ferus (Wild) in Mainz, Spengler in Nürnberg, der durch seine, auf Befehl Kaiser Ferdinands I. verfaßten, Vereinigungsvorschläge für Katholiken und Protestanten, bekannt gewordene Theologe Cassander, der in allen Geschichtsbüchern seines Jahrhunderts gepriesene, von den Protestanten geschätzte, und von den Katholiken bewunderte, durch Mäßigung und Duldsamkeit ausgezeichnete, als Schriftsteller hochberühmte Cardinal Sadolet, der im J. 1535 zu London, wegen seines an Heinrich VIII. verweigerten Supremateids, enthauptete Großkanzler Englands, Thomas Morus (von Herder in s. Terpsichore „der Held und Märtyrer der Gerechtigkeit“ genannt), und andre solch christliche Electiker, deren Verdienst um ihre Kirche, wenn auch verborgen, doch nicht minder groß war, da sie durch ihre stillen, friedlichen Bemühungen, richtigere Begriffe in Umlauf setzten, und dieß zwar zu

einer Zeit, in welcher weit mehr Streitschriften, von den Reformatoren und ihren Gehülfsen gegen ihre eigene Partei, als gegen die Katholiken zu Tage gefördert wurden; zu einer Zeit, wo — wie Schiller XII, 246. bemerkt — „Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften“ waren.

Wahrlich, wir dürfen getrost behaupten, daß kein Gelehrter damaliger Zeiten, unsern Mann an Größe des Geistes, an Vielseitigkeit der Kenntnisse sowohl in den schönen als ernstern Wissenschaften, an Bekanntschaft mit den Ausgezeichnetsten aller gebildeten Nationen Europa's, an Ansehen bei den Mächtigen sowohl als bei den Gelehrten, endlich an allgemeinem Ruhm übertraf.

Noch können wir uns nicht enthalten, einige Zeugnisse gelehrter Zeitgenossen beider Confessionen hier anzuführen, um die Vorliebe zu rechtfertigen, mit welcher wir uns, in der Einleitung zu dieser Skizze, über den persönlichen Werth des gefeierten Mannes, und über die Vollgültigkeit seines Urtheils ausgesprochen haben.

Der Herausgeber seiner Briefe, London 1642, Fol., sagt: „Der Held Erasmus ist nicht nur über alles Lob, sondern auch über den Neid weit erhaben, eben so berühmt als Vater der Wissenschaften und Muster der Beredsamkeit, wie als Feind und Bekämpfer roher Unwissenheit, hochverdient durch seine Beförderung des Studiums der alten Kirchenväter; er ist die Zierde seines batavischen Vaterlandes, ja unsers eigenen Brittanniens und fast aller andrer Völker Stolz und Kleinod, dessen gleichen an Liebenswürdigkeit die Welt keinen sah, noch jemals sehen wird. In diesen seinen Briefen scheint er, nicht weniger sich selbst übertroffen zu haben, als er durch seine übrigen Schriften weit über alle Sterblichen emporragt. Das Bild jenes sturmbelegten Jahrhunderts, stellt er so klar und getreu vor die Augen, daß man in der That zu einer richtigern und gründlichern Kenntniß der damaligen, öffentlichen sowohl als besondern, Verhältnisse dadurch gelangen kann, als durch irgend welche Urkunden der Geschichtschreiber.“

Ein anderer, angesehener Schriftsteller jener Zeit, entwirft von ihm folgende Schilderung: „Sein Arbeitsfleiß war beispiellos; er hütete sich aufs gewissenhafteste, irgend jemanden durch seine Schriften weh zu thun, und enthielt sich in denselben sorgfältig jedes unanständigen, leichtfertigen oder beleidigenden Ausdrucks;

nichts scheute er mehr, als Uneinigkeit und Zerwürfniß; er war der entschiedenste Feind aller Heuchelei, Verläumdung, Ehrgeiz, Habsucht, Mißgunst, Rachgierde und Weichlichkeit; er lebte überaus mäßig, wie es seine körperlichen Umstände erforderten; er blieb unverehlicht, und fröhnte nie sinnlicher Lust; leicht ward er zum Zorn gereizt, aber eben so schnell versöhnte er sich wieder; die christliche Eintracht lag ihm über Alles am Herzen; nie war er von dem Glauben der alten Mutterkirche abtrünnig, und hätte eher auf seine Ueberzeugung zum Theil verzichtet, als die Einigkeit gestört; ob er gleich, von Jugend auf, mit dem Hofleben der Großen vertraut war, verabscheute er doch dasselbe in spätern Jahren; der Vermehrung seiner Glücksumstände entsagte er aus eigenem Willen; Schmeichelei war ihm höchlich zuwider; das Recht, von seiner Meinung abzuweichen und ihn zurechtzuweisen, räumte er jedem gerne ein; nicht leicht ließ er sich in seinem günstigen Urtheil über Andere wankend machen, und blieb in der Freundschaft unerschütterlich.“

Der bereits erwähnte Cardinal Sadolet heißt ihn, „den Wiederhersteller der heiligen Schriften“, rühmt seine Gelassenheit in der Belehrung Andrei, huldigt seinen ausgezeichneten Geistesvorzügen, und versichert ihn seiner unbegrenzten Liebe.

Auch in Rom, wohin er sich aus Scturien begab, ward er allgemein auf's ehrenvollste, sowohl von den Litteratoren, als auch von vielen Cardinälen, vorzüglich dem Cardinal Johann von Medizis — nachherigem Leo X. — aufgenommen, und schlug die ihm angetragne, hohe Würde eines Pönitentiars, mit welcher ansehnliche Einkünfte und Aussichten auf weitere Beförderung verbunden waren, beharrlich aus. Leo, welcher ihn ungemein schätzte und in Briefwechsel mit ihm stand, empfahl ihn dem König von England, Heinrich dem VIII., mit der Versicherung, daß er, vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, ihn wegen seiner Gelehrsamkeit sowohl, als trefflichen Charakters, durch vertrauten Umgang überaus liebgewonnen habe, und sich daher, aus eignem Antriebe, nachdrucksamst für ihn verwende.

Thomas Morus schreibt ihm: „Du, welchem Papst, Könige, Bischöfe, ja alle in der ganzen Christenwelt zerstreuten Menschen, mit herzlichster Verehrung und Bewunderung zugethan sind.“

Der grundredliche Willibald Pirckheimer äußerte sich in einem Briefe an ihn vom J. 1517: „Wer ist glücklicher als du,

der du nicht durch äußere Glücksgüter dir Ruhm erwarbst, sondern durch Tugend und Wissenschaft so sehr alle Andern überstrahlst, daß du noch bei Lebzeiten den Unsterblichen beigezählt wirst. Du hast den Gipfel des Ruhms erstiegen, von welchem dich Keiner herabzustürzen vermag.“

Aus Italien schreibt ihm der Engländer Watson: „Ueberall ertönt dein Ruhm, besonders aus dem Munde der angesehensten Gelehrten, deren viele auf deine Bekanntschaft den höchsten Werth setzen.“

Auch Cardinal Campenius ertheilt seiner Gelehrsamkeit das bündigste Lob, und legte die höchste Achtung gegen ihn an den Tag.

Von Clemens VII. — vorher Julius von Medizis — war er auf's angelegenste nach Rom, vom Kaiser nach Brabant, und von Franz I. nach Paris eingeladen worden, aber seine Körperbeschwerden waren so anhaltend und heftig, daß er sich lieber zu einer baldigen Reise nach der Ewigkeit bereit halten wollte.

Zur Befestigung der Religion und Sittlichkeit, — sagt ein Geschichtschreiber jener Zeit, — erschien Erasmus, dessen Geistesgröße und wissenschaftliche Bildung auch künftigen Jahrhunderten noch vorleuchten wird, in dem nämlichen Deutschland und in dem nämlichen Zeitpunkt, wo der unselige Luther die Zerstörung derselben zu bewirken drohte.

Der treffliche Geschichtsforscher und Humanist, Beat Rhennus, einer der Biographen des Erasmus, und Herausgeber dessen sämtlicher Werke, Basel 1540. 9 Bde. in fol. (Zwingli's vertrauter Freund), rühmt besonders seine Freigebigkeit und großmüthige Unterstützung hoffnungsvoller unbegüterter Söhlinge, welche er bis an sein Lebensend fortsetzte, und noch durch die letzte Willensmeinung diesen edelmüthigen Sinn besiegelte. Eben dieser Rhennus schreibt, in seinem Leben des Erasmus, an Kaiser Karl V.: Er wäre bei deiner Majestät groß gewesen, wenn er gewollt hätte, und hätte täglich noch größer werden können; er hätte im Glanz an jedem königlichen Hofe leben können, denn wo war ein großer Fürst, der sich nicht um ihn beworben hätte. Allein er zog die nützlichen Studien allen Würden, sowie auch allen unedlern Vergnügungen dieses Lebens vor.

Noch ein anderer protestantischer Schriftsteller jener Zeit heist ihn „den sanften, redlichen und grundgelehrten Mann, welcher alle

Theologen seines Zeitalters an gesundem Sinn, gebildetem Geschmack und edler Freimüthigkeit weit übertraf.

Jo. Dingnauer, Pfarrer in Kirchberg, in einem Brief an Zwingli, spricht von ihm als dem „Ausgezeichnetsten unter all seinen gelehrten Zeitgenossen“. Auch Bullinger heißt ihn einen vortrefflichen und „weit in der ganzen Christenheit berühmten“ Mann.

Der Bischof Turzo von Breslau schreibt ihm: „Du bist gegen dich selbst ungerecht, wenn du, aus zu weit getriebener Bescheidenheit, das Lob, welches dir beinahe die ganze Welt spendet, nicht nur nicht annimmst, sondern ihm ausweichst, ja es haffest. Und doch verdienst du weit größere Belohnungen, da durch dich alle schönen Kenntnisse ihren Glanz wieder erhalten haben, die Reinheit der lautern Theologie und anderer Religionsstudien gleichsam vom Tode erweckt, wieder überall neu ausblühen.“

Eben so entschiednes Lob spenden ihm manche neuere, angesehene Schriftsteller: J. G. Müller, J. Marx, L. Wachler u. a. m. Lehrtreter sagt von ihm in s. Gesch. der Litt. IV.: „Für das XVI. Jahrhundert hat Erasmus im Ruhme vollgültiger, weltbürgerlicher, humanistischer Wirksamkeit kaum einen Nebenbuhler.“ Und an einer andern Stelle: „Erasmus war weltbürgerlich wirksam, für europäische Geistesbildung, Gelehrter im umfassendsten Sinne, unermüdet thätig, scharfsinnig, heldenkennd und geistreich, offen für alles Schöne und Wahre. In ihm erkennt die Nachwelt eines der tüchtigsten Werkzeuge zur Vorbereitung und Beförderung der Reformation“. Der, in der kirchlichen Literatur ungemein bewanderte, J. C. Füßlin in s. Epp. ab eccl. helv. ref. ser. heißt ihn „die höchste Zierde Deutschlands, den Hauptpfeiler der Wissenschaften“, und rühmt von ihm, daß er beim Papste die Aufhebung eingerissener Mißbräuche betrieb, ohne jedoch das ganze Gebäude zertümmern zu wollen. Selbst die — ultraliberale — Allg. Kirch.-Z. für Deutschl. u. d. Schweiz zählt Erasmus unter die „erhabensten, katholischen Reformer, welche Unhaltbares nicht verschönerten, sondern an der Wurzel angriffen, aber dennoch an den Fundamentallehren des Katholicismus festhielten.“

Der, als kritischer Geschichtsforscher rühmlichst bekannte Schröckh, welcher schon in seiner ältern Kirchengeschichte Erasmus zu den „Sternen der ersten Größe“ gerechnet hatte, sagt in Luthers

Biogr. S. 154: „Erasmus zeichnete den Weg zur wahren, theologischen Gelehrsamkeit so richtig vor, daß wir noch jetzt keinen bessern betreten können“. In s. Kirchengesch. seit der Ref. I. Thl. heißt es: „Erasmus, dieser ehrwürdige Mann, voll Einsichten und nützlicher Entwürfe, milderte, reinigte, besserte auf allen Seiten bis an sein Ende. Er traf oft genug mit den Reformatoren Deutschlands und der Schweiz zusammen, hielt sich aber immer in der Entfernung von ihnen, indem er nicht, wie sie, das ganze kirchliche und Religionsgebäude niedergerissen wissen wollte, um — wie man ohne Grund sich vermaß — ein festeres zu bauen, sondern gleichsam mit Beibehaltung seiner Wohnung in demselben, es hin und wieder, wo Gefahr war, vor dem Einsturz zu sichern, von Unreinigkeiten zu säubern und wo möglich zu verschönern suchte.“

Man kann sich daher in der That eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten, wenn einer der neuesten Zwinglischen Biographen, — der Zürcher S. Hess —, diesen unvergleichbaren Mann zu beceriteln und zu verunglimpfen sich unterfängt, und dabei als einen wichtigen Umstand anführt, daß Zwingli über ihn, als einen „Doppelzüngigen“, den Kopf geschüttelt habe, und daß viele der Bessern seiner Zeit, — zu welchen dieser Duns freilich auch einen Ulrich von Hutten rechnet! — ihm um seines „leisen Auftretens, seiner Zurückhaltung“ (d. h. Mäßigung) willen ihre Gunst (!) entzogen; oder wenn andre, von den neuern Zwinglischen Lobrednern, ihn einen „Achselträger“, einen „Finstertling“ u. s. w. heißen; — Vorwürfe, durch welche sie wahrlich nicht so fast ihn, als vielmehr sich selbst schänden und verächtlich machen. (Vergl. weiter unten die entschiedne cathégorische Erklärung an die eidgenössische Tagsatzung im J. 1526.)

Was nun seine schriftstellerische Wirksamkeit betrifft, so gränzt solche in der That an's Wunderbare und Fabelhafte. Der Mann, welcher, den größten Theil seines Lebens hindurch, mit vielfachen und hartnäckigen Körperleiden (Augenschwäche, Magenkrämpfen, Uebelkeiten, Steinbeschwerden und Podagra) zu kämpfen hatte, — der Mann, welcher mit allen ausgezeichneten Zeitgenossen, in ununterbrochnem Briefwechsel und Geistesverkehr stand, förderte die Werke der meisten, griechischen und lateinischen Kirchenväter zu Tage; Hilarius, Arnobius, Cyprian, Athana-

sius, Ambrosius, Augustinus, Irenäus, Origenes, Chrysostomus und Basilus wurden von ihm auf's gründlichste bearbeitet, — die lateinischen jedoch, im Allgemeinen, mit glücklicherm Erfolg, als die griechischen; besondre Vorliebe befeelte ihn für Hieronimus, dessen Werke er viermal herausgab; er hielt ihn für den Ersten unter den Vätern der lateinischen Kirche, welcher an Beredsamkeit selbst den Cicero noch übertraf. Aber nicht weniger machte er sich um die classische Litteratur verdient, durch seine, allgemein geschätzte Herausgabe griechischer und lateinischer Autoren (— welch beider Sprachen er gleich mächtig war —), eines Plutarch, Seneka, Xenophon, Demosthenes, Ptolemäus, Aristoteles, Euripides, Lucian, — eines Livius, Quintilian, Cicero, Curtius, Ovid, Plautus, Suetonius, Plinius, Terenz, Cato u. s. w. Ihm verdankt man auch die Edit. princ. des griechischen Textes der Geographie des Ptolemäus, welcher er eine lateinische Vorrede beifügte (Basel, bei Froben und Bischof, 1533. 4.); ferner die erste Ausgabe des Publius Syrus, u. s. w. Dann schrieb er wieder die Adagia, vitas Cæsarum, Epigrammata, Colloquia, Apophtegmata. Sein Enchiridion mil. chr. (Handbuch des christlichen Streikers), allgemein „das goldene Büchlein“ genannt, ward auch in's Spanische, Französische und Deutsche übersetzt, und fand ungetheilten Beifall. Sein Moriaë encomium, innert weniger Monate siebenmal aufgelegt, ward von den Gelehrten aller Länder, von Bischöfen, Erzbischöfen, Cardinälen, Königen, ja von Papst Leo X. selbst, der solches vom ersten bis zum letzten Blatt durchlas, mit besonderm Wohlgefallen aufgenommen, sowie nicht weniger die, auch in's Spanische übersetzte, Querela pacis. Eine Menge andrer, höchst lehrreicher Schriften lassen wir unberührt; allen lag friedfertige, versöhnende Gesinnung zum Grund; viele wurden auch von Wolf Köpflin (Capito), Leo Sudä, Emser, Heidegger u. a. in's Deutsche übersetzt. Manche waren, wegen ihres freimüthigen, derben Inhalts, von der Sorbonne, — vorzüglich auf Anstiften ihres Syndics, Noel Beda —, und strengen Orthodoxen verurtheilt worden. (Daher das oft erneuerte Gerücht, daß seine Schriften und Bild in Rom, Frankreich und Brabant u. s. w. seien verbrannt worden!) Den höchsten Ruhm erwarb er sich durch die, von ihm zuerst unternommene, critische Ausgabe des Neuen Testaments, welche bald nacheinander mehreremal auf-

gelegt, von vielen römischen Theologen zwar ungünstig aufgenommen, von Leo selbst aber belobt ward; — ein classisches, auch noch von den neuesten und angesehensten protestantischen Gelehrten hochgepriesenes Werk, auf welches der Verfasser, nach seinem eignen Geständniß, ungemein viele Sorgfalt und Anstrengung verwendet hatte. (Die erste Ausgabe erschien 1515 bei Froben in Basel. Da kurz vorher Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, und Erasmus ihn deswegen beglückwünschte, erbat er sich zugleich die Erlaubniß, ihm dieß Werk widmen zu dürfen, — was Leo nicht nur genehmigte, sondern in der Folge auch eine zweite Ausgabe 1518 billigte, obschon die dabei befindliche, lateinische Uebersetzung von mehreren katholischen Doctoren der Theologie war angegriffen worden.) Und dieß alles leistete er, keineswegs aus Eitelkeit und Ruhmsucht, sondern immer nur auf ausdrücklichste, dringendste Aufforderung großer Männer seines Zeitalters, welche seine entschiedne Geistesüberlegenheit gern anerkannten, und ihn allein für geeignet und tauglich hielten, dem, durch Irrlehren und Verwirrung tief erschütterten, Deutschland zur Stütze zu dienen. Schon damals war, — wie in den nachherigen Zeiten —, das Urtheil allgemein, daß niemand seinen Werken die Bewunderung versagen könne, als wer sie entweder gar nicht gelesen habe, oder in den Wissenschaften mit gänzlicher Blindheit geschlagen sei. Dieß Urtheil findet auch volle Anwendung auf seine Epist. Lib. XXXI, eine Sammlung zahlreicher — (beinahe 1500), aber dennoch meistens gediegener, inhaltsschwerer, ausgearbeiteter Briefe, in griechischer und lateinischer Sprache, an und von den ausgezeichnetsten Männern seines Zeitalters beider Confessionen, worunter die Päpste Leo X., Adrian VI., Clemens VII. und Paul III., — Kaiser Carl V., — die Könige Franz I. von Frankreich —, Ferdinand von Ungarn, — Sigmund von Polen und Heinrich VIII. von England, — die Königinnen Catharina von England, Maria von Ungarn und Margaretha von Navarra, — die Herzoge Friedrich und Georg von Sachsen, und Ernst von Baiern, — dann viele Fürsten, Cardinäle, Erzbischöfe, Universitäten und Magistraten, sowie auch die Reformatoren Luther, Bucer, Melancthon, Capito, Zwingli, Descolampad, Pirckheimer u. a. Größtentheils betreffen diese Briefe die ernste Kirchenspaltung, und sind unvergängliche Denkmäler seiner tiefen Gelehrsamkeit, in allen Zweigen

der Wissenschaften, seiner besonnenen, gemäßigten, ruhigen Denkensart, der reinsten Religiosität, unbefangener, parteiloser Prüfung, gründlicher Menschenkenntniß, richtigen Scharfblicks, und eines würdevollen, über alle niedrigen Leidenschaften weit erhabnen, Charakters; zugleich sind sie eine köstliche Fundgrube der wichtigsten Urkunden, deren sorgfältige Prüfung zur genauen Kenntniß jener so folgenschweren Zeit ganz unerlässlich ist.

So glich dieß große, wohlthätig fruchtbare Genie einem Licht unter den Irrwischen und Schattenbildern; seine, — bisher unerreichte und wohl auch unübertreffbare —, Wirksamkeit war eine erwärmende Glut, nicht ein verzehrendes Feuer; und wie der Gigant über die Pygmäen emporragt, so verdunkelt dieser hehre, großartige Charakter all jene asterweisen Phantasten, welche durch ihre Selbstsucht und Prahlerei sich eben so lächerlich, als durch ihre Widersprüche, Ungereimtheiten, Rabulistereien und Scurrilitäten verächtlich gemacht hatten! — !

Noch fügen wir, zum Schlusse, einige Stellen aus seinen eignen Schriften bei, welche theils über seine Gemüths- und Sinnesart im Allgemeinen, theils über seine Ansichten von dem Reformationswerk, gründlichen Aufschluß geben.

„So ist nun einmal“ — schreibt er an Frobenius — „meine Gemüthsart beschaffen; denen, welche ich von Herzen lieb habe, kann ich nichts versagen. — Von manchem, ehemals vertrauten Freund muß ich jetzt Unbilden erdulden. So unterliegt alles Menschliche der Veränderung! Was könnte man in unserm Zeitalter schreiben, ohne diesem oder jenem zu nahe zu treten? Immerhin aber habe ich auf's sorgfältigste mich beflissen, Bitterkeiten zu vermeiden und zu entfernen.“

In seinem traulichen Briefe an Servatius kommt folgende Stelle vor: „Nie strebte ich nach Glücksgütern; ebensowenig hat jemals Ruhmsucht mich angefochten; Unmäßigkeit und Trunkenheit habe ich immer verabscheut; nie fröhnte ich der Wohlthut.“ Dann tadelt er die, während seines frühern Klosterlebens bemerkte, Ausgelassenheit jeder Art. „Viele der Unsrigen, fährt er fort, suchen den Gottesdienst und Frömmigkeit nur in der äußern Lebensart und im Ceremonienwesen. Was meinen eignen Wandel betrifft, so ward ich von den Aichtbarsten geachtet, und stund in hohem Ansehen bei den Angesehensten; ich dürfte wohl auch mehr noch zu meinem

Vorthail sagen, ohne mich einer Uebertreibung schuldig zu machen. Kein Land ist, auch Spanien, England, Schottland und Italien nicht ausgenommen, wohin ich nicht gastfreundlich eingeladen werde, und ob mir auch gleich nicht jedermann zugethan ist, — was wohl kaum wünschenswerth wäre —, so sind mir doch diejenigen gut, deren Urtheil das größte Gewicht hat. Alle und jede Cardinäle in Rom empfangen und behandeln mich mit zuvorkommender brüderlicher Zuneigung, — vorzüglich der Cardinal von Bonn, St. Georg, Grymann, und der dormalige Papst; ebenso die Bischöfe, Archidiacone und Gelehrten. Solche Auszeichnung erwies man, nicht meinen äußern Glücksgütern, die ich weder besitze, noch wünsche; — ich gelangte auch nicht dazu durch Ehrgeiz, welchen ich niemals kannte; nur den Wissenschaften verdanke ich sie, welche dort in höchsten Ehren gehalten, von den Unstigen so gering geschätzt werden. In England ist kein Bischof, welcher nicht seinen Tisch, seine Wohnung, seine Gesellschaft mir antrüge. Der König selbst schrieb mir, während meines Aufenthaltes in Italien, eigenhändig, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken; auch jetzt spricht er von mir auf's ehrenvollste und liebevollste; so oft ich ihn grüße, umarmt er mich gar holdselig und blickt mich so freundlich an, daß ich aus seinem ganzen Benehmen auf wahre, aufrichtige Zuneigung schließen darf. Die Königin hat mich sogar zu ihrem Lehrer gewählt. Jedermann weiß, daß es mir leicht wäre, mittelst eines mehrmonatlichen Aufenthaltes am Hofe, die einträglichsten, geistlichen Aemter zu erlangen, allein ich ziehe diese meine Muße und meine wissenschaftlichen Arbeiten all andern, noch so glänzenden Ausichten vor. Der Erzbischof Wilhelm Waram von Canterbury, Primas von ganz England und Reichskanzler, ein gelehrter und rechtschaffener Mann, liebt mich wie einen Vater oder Bruder. Die beiden hiesigen Universitäten wünschen mich zu behalten; an der einen lehrte ich die griechische Sprache und Auslegung der heiligen Schrift, — und zwar, wie immer, unentgeltlich. Colet, Decan bei St. Paul, welcher wegen seiner Gelehrsamkeit und Tugend überall die höchste Achtung genießt, hat mich so sehr liebgewonnen, daß er meinen Umgang jedem andern vorzieht. Mein unwandelbarer Voratz ist: dem Studium der heiligen Schrift bis an mein Lebensende obzuliegen; dieß soll mein liebstes, mein einziges Geschäft sein und bleiben! In diesem vermag ich — nach dem Urtheil

großer Männer — mehr zu leisten als Andre; im Mönchsleben hätte ich wenig Nutzen gestiftet. Von allen angesehenen, einsichtsvollen Männern, mit welchen ich Umgang pflog, fand ich in Frankreich, Italien und hier in England keinen, welcher mir gerathen hätte, zum Klosterleben zurückzukehren.“

Als ihm ein Bisthum in Sizilien zugedacht war, bat er seine Freunde, sich hiefür ja nicht zu seinen Gunsten zu verwenden, indem er seine Muße dem schönsten Bisthum vorziehe. — „Am Studierpult zu sterben ist mein Wunsch, nicht am Hofe eines Fürsten“ (*Studiis immori libet, aulicis negotiis non libet*), schrieb er an Iodocus Sabrutus, als ihn die Königin Maria nach Brüssel einlud. — Da von dem Cardinalhut ernster die Rede war, schrieb er in launigtem Ton an einen seiner treuesten Freunde, den Bischof von Crakau: „Nun vernimm etwas, worüber du lachen wirst. Paul III. scheint es rathsam zu finden, auf das bevorstehende Concilium einige Cardinäle zu wählen, die sich unter den Gelehrten auszeichneten, und da ward dann auch Erasmus vorgeschlagen. Aber wie kommt der Esel unter die Löwen, der Mäusekoth unter den Pfeffer? Nun will man mich mit Präbenden beladen, ungeachtet ich mit Zunge und Feder, ja mit Händen und Füßen mich dagegen sträube und sie niemals annehmen werde. Ich Taginsekt (*animalculum ἡμερόβιον*) soll mich mit müßigen, reichen, gewaltigen Mitwerbern herumschlagen, damit auch ich reich sterbe? dieß sei ferne.“

An Papst Adrian VI., welcher ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu sich eingeladen hatte, schrieb er: „Du dringst in mich, forderst mich auf, und beschwörst mich beinahe, Mittel vorzuschlagen und meine Meinung auszusprechen, wie der überhandnehmenden Unordnung abzuhelfen sei. Hierzu mögen aber meine Einsichten wohl nicht hinreichen; zudem werden diejenigen auf das Urtheil von Erasmus wenig Gewicht legen, welche sich um das Ansehen so vieler Akademien, Fürsten und des Papstes selbst, ganz und gar nicht bekümmern. Von mir, welchen die Lutheraner, in so viel hundert Briefen, als das erste Gestirn Deutschlands, — den größten Helden, — den Fürsten der Wissenschaften, — die Sonne der Gelehrten, den Beschützer, Hersteller und Erretter aller nützlichen Kenntnisse, — als einen Mann ohne seines Gleichen, priesen und feierten, schweigen sie nun gänzlich, oder erlauben sich gegen mich wohl gar die boshaftesten Schmähungen.“

In einem Brief an Ph. Melancthon vom Jahre 1524 versichert er: „Nach Ansehen und Reichthümern verlangt mich so wenig, als ein lendenlahmes Pferd nach schwerer Bürde; des Ruhmes bin ich längst übersatt, wenn anders der Ruhm noch etwelchen Werth haben sollte.“

An Lud. Verus, Theolog bei St. Peter in Basel, schrieb er 1529: „Vor Spaltung und Secten hatte ich immer Abscheu; ich habe mich keiner Partei jemals beigelegt, so sehr auch die Umstände mich dazu verleiten mochten; auch bewarb ich mich nie um Anhänger, sondern wenn sich dergleichen darboten, so überwies ich sie der Schule Christi.“

An Zwingli schrieb er (in einem sehr reichhaltigen Brief vom 1. Sept. 1523): „Du hältst mich für einen unentschlossenen Zauderer. Aber sage mir doch, was ich dann eigentlich — deiner Meinung nach — thun sollte. Alles, was ich bisher schrieb und that, beruhte auf freiem Willen und Ueberzeugung. Verfahre ich auch zuweilen schonend und gelinde, so entferne ich mich doch keineswegs von der evangelischen Wahrheit, die ich vielmehr stets aufs strengste behauptete. Dem Papst führte ich seine Obliegenheit zu Gemüthe, — freilich mit gebührendem Anstand, aber sehr umständlich und freimüthig. Noch hat er mir nicht geantwortet, und fand sich vielleicht beleidigt. Hättest du den Brief gelesen, wahrlich du würdest keine Schmeicheleien darin entdeckt haben. Könnte ichs zweckdienlich finden, so schriebe ich noch nachdruckbarer. Aber Thorheit ist es, Unheil herbeizurufen, wo es Niemanden Nutzen bringen kann. — Was jetzt vorgeht, kann nur zu Verwirrung und Aufruhr führen. Die Folgen lassen sich nicht berechnen. Die Welt wimmelt von schlechten und verkehrten Leuten. Das Gewitter wird losbrechen, wenn alle Leidenschaften sich entfesseln. Ich warnte hinlänglich die geistlichen und weltlichen Machthaber; konnte ich mehr thun? Wollte ich selbst mein Leben in die Schanze schlagen, so sehe ich dennoch nicht ein, was mir weiter zu leisten übrig bliebe. — In vielen Punkten stimmst du mit Luther nicht überein; Decolampad ebenfalls; soll ich um deswillen mit jenem mich herumbalgen? Du darfst dich auf keine besondern Verhältnisse berufen, um mir Rätze und Erinnerungen zu ertheilen; diese können mir von gelehrten Männern zu jeder Zeit nur sehr erwünscht sein. Decolampad ist ein trefflicher Kopf, aber unempfänglich für jede, wenn auch noch

so wohlgemeinte Ermahnung. Hutten's Klageschrift ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Um die Gunst deiner Mitbürger beneide ich ihn wahrlich nicht, und kann mir auch hiefür keine Beweggründe denken. Der Sache des Evangeliums und der Wissenschaften bringt niemand größern Nachtheil als Hutten. Seine giftige Feder kann den deutschen Namen nur herabwürdigen. Nichts ist ruchloser, als durch erdichtete Anschuldigungen den Ruf eines Mannes zu beschimpfen und zu lästern, welchem man doch die wesentlichsten Dienste zu verdanken hat. Uebrigens weiß ich, daß er von Andern hiezu angereizt wurde, und zwar in der Absicht, von meinen Freunden Geld zu erpressen. (Vergl. den Brief von Zwingli an Wolfhart vom 11. Oct. 1523 in Zwinglii Opp. Vol. VII. p. 313., dessen Inhalt hierüber ziemliches Licht verbreitet.) Seiner anderweitigen Thaten mag ich nicht erwähnen; sie sind nur allzubekannt. Mir liegt die Sache der Religion und der Wissenschaften weit mehr am Herzen, als das erlittene Unrecht; auch kann ich keinen Werth auf die Freundschaft derjenigen setzen, welche an solch einem Genie Behagen finden.“

Dem berühmten Morus schrieb er schon 1518: „Aufs sorgfältigste hütete ich mich, immer und überall, in meinen Schriften und Reden, vor allem, was der zarten Jugend auf irgend eine Weise zum Anstoß gereichen, was der Andacht und frommen Uebungen Schaden bringen, was Zwiespalt und Aufruhr begünstigen, und was den guten Ruf meiner Mitmenschen verdächtigen konnte. Mein ganzes Bestreben war dahin gerichtet, nützlichen Studien Vorschub zu leisten, und die christliche Religion aus allen Kräften zu befördern. Dafür weiß mir jedermann Dank, wenige Theologen und Mönche ausgenommen, welche weder besser noch geschickter zu werden verlangen. Bei der Gnade und Barmherzigkeit Christi gelobe ich, all meine Verstandeskräfte, allen Einfluß meiner Ueberzeugung, einzig für den Ruhm Christi, für die katholische Kirche, und für den Nutzen der hl. Schriften zu verwenden.“

Zu seinem vertrauten Brief an Goclenius schreibt er: „Ich fürchte einen blutigen Ausgang. Hätte ich die Bosheit und Arglist der Deutschen gekannt, so wäre ich eher zu den Muhamedanern, als zu ihnen gewandert. Auch Luthern ist nicht wohl zu Muth, da er sieht, daß das Volk nicht evangelisch, sondern satanisch wird, und daß allen Wissenschaften der Untergang droht.“

An einem andern Orte sagt er: „Ich wünschte mit jedermann in Frieden zu leben. Zu Feinden habe ich nur entweder Dummköpfe und schamlose Possenreißer, oder ruhmstüchtige, verläumderische, von toller Mißgunst angetriebne Leute, Bauchflaven und Finsterlinge, welchen mehr an der Welt, als an Christo gelegen ist.“ Scherzhaft erzählt er dann in einer andern Stelle, daß in Constanz ein gewisser Doctor war, welcher in seinem Zimmer das Bild des Erasmus aufgehängt hatte, nur um solches, so oft er bei ihm vorübergieng, anzuspucken, und den Leuten, welche nach der Ursache seines Grolls sich erkundigten, zur Antwort gab: daß er diesem Manne die Schuld alles Unglücks und Elends, welches jene Zeit betraf, zuschreibe. Mit eben so viel Gleichmuth ertrug er die Schalkheit jener Gegner, welche seinen — in den höchsten Beziehungen bestverdiennten — Namen Erasmus (liebenswürdig) bald in Erasinus, bald in Errasmus oder Arasmus verstümmelten, um durch diese schale Ironie ihn verächtlich zu machen.

In vielen seiner Briefe erklärt er, mit keinem Lutheraner je in ein Bündniß getreten zu sein, da ihm dieser tolle Aufruhr immer mißfallen habe, und er, weder im Leben noch im Tode, sich Ungehorsam gegen die Kirche, und Abfall vom alten Christenglauben werde zu Schulden kommen lassen. Dann fügt er bei: „Ich anerkenne keine Partei, als die christliche, wenn man diese so nennen darf; dennoch ward ich von einigen Carmeliten und Dominicanern, in öffentlichen Predigten, aufs wüthendste — oft sogar namentlich — beschimpft und gelästert. Wollte Gott, ich wäre so frei von allen Fehlern, als ich unschuldig an diesem Geschäft bin, dann würde ich auch ohne Beichte ruhig sterben. Anfänglich waren sehr viele und angesehene Männer Luthern gewogen, so lange nur von Abschaffung der Mißbräuche, nicht aber von offenbarer Empörung und Zertrümmerung, die Rede war; kaum hatte ich einige wenige seiner Schriften durchblättert, so konnte ich alsbald mich überzeugen, daß diese Angelegenheit ein schlimmes Ende nehmen werde, und mir ist wahrlich alle Zwietracht so verhaßt, daß selbst ein Streit um die Wahrheit mir mißfiel. Ich war der erste, welcher jenen Mann in Briefen erinnerte, doch ja die Sache des Evangeliums, auch mit evangelischer Sanftmuth und Mäßigung, zu behandeln. Gar oft ward ich gewarnt, meine Mißbilligung doch wenigstens nicht öffentlich auszusprechen, um nicht

Zungen und Federn so vieler Männer von Gewicht gegen mich aufzureizen; ich wußte auch gar zu wohl, wie sehr viele der Unsrigen, aus Haß gegen die Wissenschaften, mich aufs hartnäckigste verfolgen würden; es konnte mir nicht entgehen, daß es für mich dienlicher wäre, an die andre Partei mich anzuschließen. Allein ich war, bin und bleibe unwandelbar entschlossen, mich eher in Stücke zerreißen zu lassen, als Uneinigkeit, besonders in Glaubenssachen, zu begünstigen.“

So sprach, schrieb und handelte jener, wahrhaft große Mann, dessen reine Gesinnungen, makellosen Wandel und gemeinnütziges Leben selbst seine Widersacher nie zu bestreiten wagten, auf dessen Urtheil in Sachen des Reformationswerkes, wir daher im Verfolg uns getrost werden berufen, und dasselbe mit Zuversicht demjenigen der neuen Glaubensapostel entgegenstellen dürfen!

Doch wir kehren nun zum Hauptgegenstand zurück; und nachdem wir die Wurzeln des Baumes untersucht hatten, laßt uns auch diesen selbst und seine Früchte näher in's Auge fassen.

Den persönlichen Eigenschaften der Reformatoren werden wir auch die Unternehmung selbst, in ihrer Entwicklung und in ihren Folgen, ganz entsprechend finden; und am Schlusse dürfte sich dann die Frage leicht beantworten lassen: ob wir nicht Alle, auch jetzt noch, vor ein und demselben Altar knien, und Gott auf die nämliche Weise anbeten würden, wenn nicht niedrige Leidenschaften, Herrschbegierde, Ueppigkeit, Rach- und Habsucht sich in die Reformationsangelegenheit gemischt hätten? und ob der — so protestantischgesinnte — Friedrich II. nicht Recht hatte, als er die Reformation in Deutschland ein Werk der Selbstsucht und des Eigennuzes, in England der sinnlichen Lust, und in Frankreich ein Werk der Neuerungs sucht nannte?

Zuerst erwähnen wir der Reformationsgeschichte Englands in einem kurzen, aber getreuen Umriss; dann betrachten wir die Entwicklung des Lutheranismus in Sachsen, und hierauf verbreiten wir uns; etwas umständlicher, über die Begründung der Zwinglischen Lehre in der Schweiz.

Im Jahr 1509 heirathete Heinrich VIII., kaum 18 Jahre alt, seine Schwägerin Catharina von Arragonien, Wittwe seines ältern Bruders Arthur, aus welcher Ehe nur Maria, geb. 1515,

am Leben blieb. Diesen König schildern uns die Geschichtschreiber Englands, als eben so sittenlos und ausgelassen wie hingegen seine Gemahlin als gewissenhaft, fromm und eingezogen. Im Jahr 1527 erschien an ihrem Hof die berühmte Anna von Bolleyn. Heinrich stürzte nun seine Gemahlin vom Thron, nachdem Cranmer, Erzbischof von Canterbury (ein lasterhafter, verschmitzter und kühner Mann, unter Maria nachher zum Scheiterhaufen verurtheilt), diese Ehe, aus eigener Anmaßung, kirchlich aufgelöst hatte. Dann vermählte sich Heinrich mit Anna im Jahre 1532, und ließ sie im folgenden Jahre als Königin von England krönen. Das päpstliche Consistorium unter Clemens VII. erklärte im Jahre 1533 die erste Ehe Heinrichs mit Catharina als gültig, und bedrohte ihn, im Fall des Ungehorsams, mit dem Kirchenbann. Dieß war es, was den König zu dem Entschluß brachte, sich und seine Staaten vom päpstlichen Stuhl loszureissen, welchen er vorher so eifrig gegen Luther verfochten hatte, daß Leo X. ihm den Titel „Beschützer des Glaubens“ beilegte. Im Nov. 1534 erklärte das Parlament, die kirchliche Gerichtsbarkeit als Recht der Krone, und den König als „Oberhaupt der englischen Kirche“. Dieser forderte nun die Zustimmung der Bischöfe und der gesammten Geistlichkeit, mittelst vorgeschriebnen Eides, indem er die Widerspenstigen mit der Todesstrafe bedrohte. Alle unterwarfen sich, mit Ausnahme des Bischofs von Rochester, S. Fisher, welcher die heldenmüthige Behauptung seiner Glaubensgrundsätze auf dem Blutgerüst blühte. Gleiches Schicksal hatte der berühmte Kanzler Thomas Morus, ein von Erasmus, wegen seiner ausgezeichneten Geistes- und Herzensvorzüge, ungemein hochgeschätzter und geliebter Mann. Willkühr und Gewaltthat waren nun an der Tagesordnung. Mit äußerster Strenge, diese Spaltung zwischen seinem Reich und dem päpstlichen Stuhl zu befestigen bedacht, eiferte indessen der König nicht weniger gegen die Häresie, und ließ eben so kaltblütig die Katholiken morden, als er hinwiederum auch die Schüler Luthers und Calvins, welche ihre Lehre zu verbreiten suchten, zu den Flammen des Scheiterhaufens verurtheilte. Bald nachher mußte dann freilich die Spaltung auch den Irrlehren selbst Thür und Thor öffnen. Und dieß ist eben derselbe Heinrich VIII., der absoluteste aller Despoten, welcher noch unlängst in der Hauptstadt eines paritätischen Schweizerkantons, bei amtlichen Verhandlungen über confessionelle

Verhältnisse, als ein „Mann des Fortschrittes in katholischen Angelegenheiten“ gepriesen, und den regenerirten Freistaaten als rühmliches Vorbild zur Nachahmung vorgestellt wird. — Welch plumper Unverstand! welche Verkehrtheit! — (O’Connell hingegen, — der, mit Englands Geschichte wohl ohne Zweifel gründlicher bekannte, große Volksmann, — hieß ihn unlängst „eines der wildesten Ungeheuer, die jemals, nicht nur einen Thron, sondern die menschliche Natur geschändet haben“.)

Ein neuerer Schriftsteller schildert diese Periode der englischen Geschichte mit folgenden wenigen, aber scharfen Zügen: „Als der Papst seine Einwilligung zur Scheidung Heinrich VIII. von seiner Gemahlin Catharina verweigerte, ward der, in Anna Bolleyn (mit deren Mutter sowohl als Schwester der König früher, — wie es geschichtlich erhoben ist, und Pol in seiner Schrift *de unione ecclesiastica* bestätigt —, ehebrecherischen Umgang gepflogen hatte) sündhaft verliebte Tyrann wüthend, und beschloß, aus Zorn und Rachbegierde, den Sturz der päpstlichen Suprematie in England. Thierische Lust, Gleisnerei und Treulosigkeit war es, was die Reformation in England zur Reife brachte. Diese Anna (von einigen protestantischen Schriftstellern „der große, weibliche Reformator“, von dem Schweizerischen Pädagogen Th. Scherr „die Edle und Liebenswürdige“ geheißen!) lebte, zu allgemeiner Aergerniß, im Ehebruch mit vier Herren des königlichen Hofstaats, und in Blutschande mit ihrem Bruder, dem Herzog von Rochfort, welche sämmtlich als schuldig befunden, — drei Tage nach der Königin Anna —, ebenfalls hingerichtet wurden. Ehe aber Anna das Schaffot besteigen konnte, mußte, auf Heinrichs Befehl, der Erzbischof von Canterbury den König noch von ihr scheiden, und erklären: die Ehe (welche er doch kurz vorher als rechtmäßig und gültig ausgesprochen hatte) sei null und nichtig, und sei es auch stets gewesen.“

Nach Verstößung der Anna Bolleyn, und zwar sogleich am Tage nach ihrer Enthauptung, nahm Heinrich die Johanna Seimer, welche in ihrem Dienst gestanden war, zum Weibe, nach deren Tod er die Anna, Schwester des Herzogs Wilhelm, heirathete, diese dann wieder verstieß und hierauf Catharina Havard, Nichte des Herzogs von Norfolk, zum fünften Weibe nahm. Bald ward auch diese, — des Ehebruchs überwiesen —, hingerichtet, und Heinrich schritt zur sechsten Ehe, mit Catharina Parram, Wittwe Latimers, welche ihn überlebte.

Im Jahr 1547 starb Heinrich VIII., nachdem er vor seinem Ableben wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt war, und die, seinem minderjährigen Thronfolger verordneten, sechszehn Vormünder, für katholische Erziehung desselben in Pflichteid genommen hatte. Die Vormundschaft seines Sohnes Eduard VI. — (aus der Ehe mit Johanna Seimer) — und somit die Reichsverwaltung, führte der Herzog von Sommerset, Oheim des jungen Königs, welcher die, von Heinrich verordneten Vormünder verdrängte. Dieser bieng an Calvinischen Grundsätzen; der Erzbischof Cranmer huldigte, mit abgeworfener Maske, all' seinen Wünschen, und ward sein vertrautester Freund. Dem Herzog selbst war es nur um die Kirchengüter zu thun, von welcher Plünderung sich Viele großen Vortheil versprachen. Cranmer dachte hauptsächlich darauf, seine, bis jetzt verborgen gehaltene Ehe, nun in gesetzlicher Form erscheinen zu lassen. Die Reformation ward beschlossen! Der Herzog ließ Eduard, als Reichsoberhaupt in geistlichen und weltlichen Rechten proklamiren, kündigte eine baldige Abfassung von Glaubensartikeln an, und untersagte alle Predigten. Um das Werk der Reform thätigst zu betreiben, wurden Peter Martyr, Ochyn und Bucer, — welche sich eben in Straßburg aufhielten —, nach England berufen. Nun ward der Gottesdienst seiner ehrwürdigen, aus dem grauesten Alterthum herstammenden, Form beraubt, Ritual, — Liturgie, — Verehrung des Kreuzes aufgehoben, selbst der Glaube an die wesentliche Gegenwart im Altarssacrament umgestürzt, und so sah England, von Erstaunen ergriffen, sich in einen protestantischen Staat umgestaltet!

Eduard starb 1553, und Maria, seine ältere Schwester, folgte — nach einer neuntägigen, unruhevollen Zwischenregierung der Königin Johanna — ihm auf den Thron. Diese war den, von ihrer tugendhaften Mutter Catharina ererbten, katholischen Grundsätzen treu geblieben. Es gelang ihr, allmählig wieder ihr Volk dem päpstlichen Stuhl zu unterwerfen. Das Parlament selbst suchte um die, vom Cardinal-Legaten Poole eingeleitete, Versöhnung an. Das alte Bündniß der Glaubens-Einheit ward hergestellt; die alten Dogmen wurden, nebst der Liturgie, wieder angenommen. Ganz England, obschon tief erschüttert durch die Neuerungen der letzten Regierung, lebte neu wieder auf, in der Rückkehr zur Mut-

terkirche. Auch jetzt noch würde wohl England ihr angehören; allein Maria starb — nach kurzer Regierung — kinderlos.

Auf den Thron folgte ihr 1557 Elisabeth, ihre natürliche Schwester, zwar nicht nach dem Recht der Geburt, aber nach dem letzten Willen des Königs Heinrich; denn sie war eine Tochter der Anna v. Bolleyn, und ward geboren zur Zeit, als noch Catharina, — die rechtmäßige Königin und Gemahlin Heinrichs — lebte, im Jahr 1533. Mit schüchternem Gemüth bestieg sie den Thron, in der Ueberzeugung, nicht gesetzlich dazu berufen zu sein, und war unschlüssig, die Reformation herzustellen, aus Furcht vor gefährlichen Gährungen. Endlich ließ sie sich dazu bewegen, durch die Vorstellungen ihrer Minister, daß sie nie ein dauerhaftes und aufrichtiges Einverständniß mit dem römischen Hofe sich versprechen dürfe, und von demselben nie als rechtmäßige Königin anerkannt werden könnte. Nun ward der Bruch mit dem päpstlichen Stuhle beschlossen, und das Parlament zu diesem Behufe versammelt. In der Pairskammer ward ein Gesetz vorgeschlagen: alle frühern Beschlüsse der Königin Maria aufzuheben, Elisabeth als oberste Regentin in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, — wie früher Heinrich und Eduard —, anzuerkennen, die gesammte Geistlichkeit hiefür in Pfllichteid zu nehmen u. s. w. Stark erhoben sich dagegen die in der Kammer anwesenden — erstaunten und bestürzten — Bischöfe; aber ohne sie einer Rücksicht zu würdigen, ward das Gesetz angenommen. Auch in der Kammer der Gemeinen siegte die Hofpartei. Das Schisma ward zum Reichsgesetz erklärt; wer es mit Rom hielt, ward als Feind Gottes und der Krone Englands angesehen. Die meisten Bischöfe wurden nun wegen verweigertem Eid abgesetzt, verjagt und durch solche Priester ersetzt, welche den neuen Grundsätzen zugethan waren. Parker ward zum Erzbischof von Canterbury geweiht; 1562 waren alle bischöflichen Stühle wieder besetzt. Eine, aus lutherischen, calvinischen und zwinglischen Lehrrsätzen, mit Beimischung einiger altkatholischer Formen, zusammengeknüpfte Staatsreligion ward in 39 Artikeln aufgestellt, vom Parlament und der Königin sanktionirt. Die Widerspenstigen fielen unter dem Henkerbeil, und Ströme von Menschenblut flossen unter diesem grausamen, weiblichen Kirchenoberhaupt. So ward zum zweiten Mal die kirchliche Ordnung umgestürzt, die Glaubens-trennung feierlich proklamirt, und das englische Volk, durch List

und Gewalt, von der alten Christenfamilie losgerissen; — dieß alles auf den Machtspruch jener ehrgeizigen Königin. Die rechtmäßigen Bischöfe waren von abtrünnigen verdrängt, und Parker selbst war von solchen geweiht worden, welchen hierzu durchaus keine kirchliche Befugniß zustund. Dennoch war es der kühnen Elisabeth nicht gelungen, die Bewohner, auch nur einer einzigen Provinz oder Stadt, zu Proselyten ihrer neuen Kirche zu gewinnen. Statt solchen, wurden im Schooße dieser Reformation nur neue Secten erzeugt, die sich so weit ausdehnten, so schnell und tief wurzelten, daß sie, gleich wucherndem Unkraut, nicht mehr auszurotten waren. So gediehen, neben der anglicanischen oder Episcopalkirche, die presbyterianische, neben beiden die Independenten, dann — um nur einige der Glaubensverschiedenheiten zu nennen — die Puritaner, Quäker, Socinianer, Kithaniten, Swedenborgianer, Mennoniten, Arminianer, Glasiten, Unitarier, Luttristen und jene Unzahl von Methodisten, welche alle ihren besondern Kirchenbestand haben, da — wie das monthly review 1830 sich ausdrückt — „jeder, der im Stand ist, sich einen schwarzen Rock zu kaufen, eine Congregation errichten kann.“ Daher steht man, in ganz Brittanien, so viele Altäre aufbauen und niederreißen, — Kirchen, deren je eine die andre verfolgt, — Tempel, die einander fremd sind, — häusliche Versammlungen, in welchen der Gottesdienst zur nämlichen Stunde, mit ganz verschiednen Kirchengebräuchen gefeiert, das Evangelium nach Gutdünken ausgelegt, und die Religionslehre nach den widersprechendsten Meinungen erklärt wird. Die Kirche in England gleicht nun, wie einer ihrer Hauptvertheidiger klagt, einer „Eiche, die in Stücke gespalten ist, mit Keilen, welche aus ihrem eignen Stamme genommen wurden.“ Seit der Epoche der, von Elisabeth bewirkten, Umwälzung ist die Religion in England zu einem Gewühl zahlloser Secten herabgesunken, die Liturgie in Verwirrung gerathen, und ein Chaos von Widersprüchen in den Lehresätzen entstanden, daß kaum Jemand mehr weiß, was er glauben oder denken soll; während der göttliche Gesetzgeber und seine Nachfolger, auf nichts so sehr als Einheit im Glauben drangen, und gegen nichts so sehr, wie gegen Spaltungen eiferten! —

Merkwürdig ist auch das, im letzten Band von Dodd und in den fünfzig Beweggründen des Herzogs von Braunschweig enthaltene, Geständniß der ersten Gemahlin Jakobs II. über ihre Rück-

kehr zur katholischen Kirche. Sie war nämlich, durch die gewissenhafteste Prüfung der Reformationsgeschichte, zur Ueberzeugung gelangt, daß nur drei der verwerflichsten Gründe den Abfall Englands von der katholischen Kirche herbeiführten: 1) Heinrich VIII. sagte sich vom Papste los, weil er ihm die Erlaubniß verweigerte, sein Weib zu verstoßen, und eine andre zu ehlichen; 2) Eduard VI. war ein Kind, und wurde ganz von seinem Oheim geleitet, der sich mit den Kirchengütern bereicherte; 3) Elisabeth, die keine rechtmäßige Erbin des Thrones war, hatte keinen andern Weg, ihn zu behaupten, als daß sie sich von einer Kirche lossagte, welche ein solches Unrecht nicht dulden wollte. „Solche Beschlüsse“, fährt die Königin fort, „konnten gewiß unmöglich vom heiligen Geiste eingegeben worden sein.“

Daß übrigens in England die Zwinglische Lehre der Lutherischen vorgezogen wurde, rührt hauptsächlich daher, weil Luther, wegen seiner Controversen mit Heinrich VIII. und dem Kanzler Morus, verhaßt war, und weil man, beim Beginn der Reformation, unter Eduard VI., die Zwinglische Abendmahllehre — als der päpstlichen Transsubstantiation gerade entgegengesetzt — für die bequemere und geeignetere hielt, um die Gränzcheidung zwischen dem Papstthum und der englischen Kirche auf immer festzustellen. Dazu kam noch, daß Ochin, Vermilius und Bucer, durch ihre Disputationen, der Zwinglischen Lehre mehr Ansehen und Beifall verschafften, da hingegen für die Lutherische damals kein Herold in England sich befand. Zudem war der Lehrstreit zwischen den Lutheranern und Reformirten, damals noch zu keinerlei öffentlicher Kirchentrennung erwachsen (was erst nach Luthers Tod erfolgte), so daß die Gründe und Gegengründe des Lehrstreits nicht konnten zur Wahl vorgelegt werden. Denn, wie man aus Burnet sieht, ward anfänglich die „Verwandlung“ und die „leibliche Gegenwart“ in dem nämlichen — päpstlichen — Sinne genommen, folglich die päpstliche und lutherische Lehre noch vermengt, und somit nur der Unterschied zwischen der römischen und englischen, nicht aber auch zwischen der lutherischen und englischen festgesetzt. Als dann nachher, unter Elisabeth, die Reform in England völlig zu Stande kam, ward — um alle Unterthanen durch Ein Glaubensbekenntniß zu vereinigen — die Lehre der leiblichen Gegenwart nicht ausdrücklich verworfen, sondern in jenen 39 Artikeln der Londoner-

Synode von 1562 weggelassen, und nur die Transsubstantiation, oder katholische Lehre von der Verwandlung, verworfen; im Artikel 28 hieß es daher nur: für diejenigen, welche es nach Vorschrift würdig und gläubig genießen, ist das Brod, welches wir brechen, eine Verbindung des Leibs Christi, und eben so der geweihte Kelch eine Verbindung und Gemeinschaft des Bluts Christi.

Dies Wenige mag genügen, um sich von dem Ursprung und Fortgang der Kirchentrennung in England einen gründlichen Begriff zu machen. Wer jedoch in die nähern Umstände einzudringen wünscht, den verweisen wir auf die Werke eines Whittaker, Tyler, Stuart, — nicht aber Hume oder Robertson, deren Irrthümer über verschiedene Abschnitte der englischen Geschichte erwiesen sind. (Vergl. Cobbets Geschichte der pr. Ref. S. 137—146.)

*

*

*

In Sachsen begann Luther sein Werk, um die Mitte des zweiten Decenniums im sechszehnten Jahrhundert. Wir übergehen die, zum Theil schon oben erwähnten, zum Theil satksam bekannten Umstände seiner polemischen Laufbahn, und betrachten vielmehr die Abweichung seiner Glaubenslehre von der Zwinglischen im wesentlichsten Punkt, — nämlich der Eucharistie.

Nach Lutherischem Lehrbegriff, ist der Leib Christi, seiner natürlichen und räumlichen Gegenwart nach, im Himmel, — und seiner übernatürlichen Gegenwart nach — auf Erde, im Abendmahl. Die übernatürliche Gegenwart leitet Luther aus der persönlichen Vereinigung der Menschheit Christi (folglich auch seines menschlichen Leibes) mit seiner Gottheit her. Kraft dieser Vereinigung und der an die menschliche Natur mitgetheilten Allgegenwart der Gottheit, kann der ganze, ungetheilte Gottmensch, folglich auch sein Leib und Blut, im Abendmahl gegenwärtig sein. Und zwar beruht dieß Empfangen seines Leibs und Bluts, auf des allmächtigen Erlösers eigener, bestimmter Verheißung, welche er dem gesegneten Brod und Wein im Abendmahl gab. Diese werden also, während des Genusses, Darreichungsmittel, des damit vereinigten Leibs und Bluts Christi. Darunter wird um deswillen keineswegs das natürliche Essen — durch Auflösung, Zerstückelung und Verzehrung — verstanden. Wie die Gegenwart des Leibs Christi im Abendmahl, eben so

geschieht auch die Darreichung und Genießung desselben, d. h. so, wie es nach der übernatürlichen Kraft eines allgegenwärtigen Leibs, — einer ausdrücklichen, göttlichen Verheißung zufolge —, geschehen kann. Das Wesen des Abendmahls hängt also nicht von der Gemüthsverfassung des Communicanten ab, wohl aber die Frucht des Abendmahls. Nur demjenigen wird die Frucht des Genusses zu Theil, welcher glaubt. Daher dringt auch die Lutherische Kirche so sehr, auf die Nothwendigkeit des geistigen Genusses, durch den Glauben. Die übernatürliche Gegenwart und Genießung des Leibs Christi im Abendmahl beruht also, nach Lutherischen Begriffen, lediglich auf persönlicher Vereinigung der Gottheit Christi mit seiner Menschheit. Die Lehre von dieser Vereinigung ist ein Geheimniß, auf welchem die Allgegenwart seines Leibs beruht, — sowie dann hinwiederum auf dieser Allgegenwart, in Verbindung mit der ausdrücklichen Verheißung Christi, das Dasein seines Leibs im Abendmahl begründet ist. Ueber solche Geheimnisse unsrer Religion dürfen wir uns nicht verwundern, da die heilige Schrift uns viele derselben, ganz ausdrücklich, selbst als solche bezeichnet; z. B.: „daß in Gott drei Personen seien“ (wo die menschliche Vernunft auch leichter nur Eine Person annehmen würde); ferner: „daß Gott geoffenbaret sei im Fleisch“, welche Wahrheit von Paulus selbst 1. Tim. III. ein ausgemacht großes Geheimniß genannt wird (wo unsre Fassungskraft eher begriffe, daß der Mensch Jesus Christus ein bloßer, von Gott begnadigter, Mensch sei); ferner: „die Bereitung des Leibs Christi aus Maria, der unbefleckten Jungfrau, durch Ueberschattung des heiligen Geistes“, was dem Verstand eben auch paradox genug vorkommt. So würde uns wohl auch besser einleuchten, daß der Menschenstaub im Grabe bleiben, als daß er wieder lebendig und mit seiner Seele vereinigt werden soll. (Und doch glauben auch die Zwinglianer all diese Mysterien, wie der Lutheraner und der Katholik!) Zur übernatürlichen Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahl, war immerhin nur ein einziges Wunder — ein für allemal — nöthig, nämlich: die persönliche Vereinigung der Menschheit Christi mit seiner Gottheit.

Die Lutherische Kirche lehrt folglich keine wesentliche Verwandlung des Brods und Weins, sondern nur die sacramen-

talische Vereinigung, d. i. die Verbindung des sichtbaren Brods und Weins mit dem unsichtbar wahrhaft gegenwärtigen Leib und Blut Christi, kraft welcher Verbindung wir eines mit dem andern zugleich genießen.

Im Lutherischen Catechismus wird auf die Frage: „Was ist nun das Sacrament des Altars?“ geantwortet: „Es ist der wahre Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi in, mit und unter dem Brod und Wein, durch Christi Wort uns Christen befohlen zu essen und zu trinken.“ Durch diese Redensart „in, mit und unter“, wollen die Lutheraner, weder eine räumliche Einschließung, noch eine Vermengung des Wesens ausdrücken, sondern bloß eine sacramentliche Vereinigung, welche bewirkt, daß wir mit dem irdischen Sichtbaren, zugleich etwas himmlisches Unsichtbares empfangen; während nach dem katholischen Lehrbegriff, die wirkliche Gegenwart Christi im Altarsacrament auf der Verwandlung der Substanz beruht.

Wenn einige Kirchenväter die Wörter „Bild, Zeichen, Vorstellung“ (*figura, signum, symbolum, τύπος und ἀντίτυπος*) gebrauchten, so nehmen sie solche in ganz anderm, als Zwinglischem Verstand, so daß sie durch das äußerliche Zeichen nicht etwas Abwesendes, sondern nur das Unsichtbare bezeichnet wissen wollten. Die dunkleren Stellen der Kirchenväter müssen durch ihre deutlicheren erklärt werden. In den ersten Zeiten walteten noch gar keine Zwürfnisse, oder ungleiche Ansichten unter ihnen ob, welche es ihnen nöthig gemacht hätten, sich deutlicher auszusprechen; daher auch in ihren Concilien, Symbolen und Liturgien, nur in allgemeinen Ausdrücken der Abendmahllehre erwähnt wird. Da an Christi eignen Worten damals noch niemand zweifelte, so konnte auch ein besondrer Glaubensartikel über die Verwandlung des Brods in den Leib Christi nicht als nothwendig erscheinen.

An die Lutherische Abendmahllehre schlossen sich im Verfolg auch die Waldenser, Wiclefiten und Hussiten an, indem sie öffentlich den Zwinglischen Lehrbegriff verwarfen.

Während Carlostad, Oekolampad und Zwingli, am heftigsten unter sich über den Sinn der Einsetzungsworte stritten, behauptete Luther unentwegt, die wirkliche Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahl, indem er die Worte des evangelischen Textes

allzu klar und unzweideutig fand, als daß sie irgend eine andere Auslegung zuließen. Vergeblich waren alle Ausgleichungsversuche; auch beim Colloquium in Marburg 1529 konnte keine Vereinigung statt finden, und eben so wenig späterhin auf den Synoden zu Basel und Eisenach 1536; dennoch erfolgte bei Luthers Lebzeiten kein öffentlicher Bruch. Nach seinem Tod begann der Streit aufs neue, wobei Calvin sich besonders thätig bewies; und zuletzt erfolgte dann die förmliche Trennung. Von Seite der Lutheraner ward gegen das Jahr 1580 die formula concordiae, und von Seite der Zwinglianer, theils 1566 die Helvetische Confession, theils aber hauptsächlich 1619 die Synodal-Statuten von Dordrecht aufgestellt, und dadurch die Spaltung zwischen diesen beiden protestantischen Hauptparteien festgegründet.

Zu Widerlegung der Zwinglischen Lehrmeinung vom Abendmahl, berufen sich die Lutheraner vorzüglich auf geschichtliche Urkunden, aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit, auf die Aussprüche vieler der ältesten Kirchenväter, welche sämmtlich gegen den symbolischen oder geistigen Verstand der Einsetzungsworte zeugen, besonders Cyprian in seiner Rede vom Abendmahl des Herrn, — Hilarius Lib. 8. de trinit., — Cyrill von Alexandrien in seinem X. Buch über Joh. XIII. u. f. w. Außer so vielen und klaren Zeugnissen der ältesten Väter werden auch mehrere aus dem VIII. Jahrhundert angeführt. So z. B. schreibt Joh. Damascenus, welcher zu Anfang desselben — folglich noch mehr als hundert Jahre vor dem, durch die Transsubstantiation entstandnen, öffentlichen Sacramentsstreit — lebte, in seinem IV. Buche de orthodoxa fide C. 14: „Brod und Wein ist keine Figur des Leibs und Bluts Christi, sondern der göttliche Leib selbst, indem Christus spricht: das ist mein Leib, nicht: eine Figur des Leibs, und eben so: das ist mein Blut, nicht: eine Figur des Bluts. Fragt ihr, wie das zugehe? so wissen wir nichts anzugeben als: daß Gottes Wort wahr, kräftig und allmächtig —, die Art und Weise aber unerforschlich ist.“ Das Concilium von Nicäa im Jahr 787 spricht sich klar dahin aus: daß kein Apostel noch Kirchenvater, je im figurlichen Sinn davon gesprochen, sondern dieselben vielmehr immer behauptet haben, daß im heiligen Abendmahl der eigentliche und wahre Leib Christi zugegen sei. Selbst Augustinus behauptet an mehreren Stellen ausdrücklich: „daß

die unwürdigen Communicanten —, denen man keine geistige Genießung zusprechen könne —, gleichwohl den wahren Leib und das wahre Blut Christi genößen“; welchem Lehrsatz auch Cyprianus, Basilius, Ambrosius, Chrysostomus, Hieronymus, Leo, Dekumenius u. a. beipflichten; woraus dann klar hervorgeht, wie wenig die Zwinglische Meinung, unter den Kirchenvätern und selbst bei Augustinus, Gründe für sich finde. Auch Justinus Martyr, in seiner ersten Schutzschrift an den Kaiser Antoninus, den Frommen, spricht sich deutlich in obigem Sinn aus. Ambrosius im IV. B. von den Sacramenten sagt C. V.: „Der Herr Jesus Christus selbst bezeugt uns, daß wir seinen Leib und Blut empfangen; ist wohl erlaubt, an seiner Treue und Wahrheit zu zweifeln? Ebenso urtheilen Gregor von Nazianz in seiner andern Rede vom Osterfest, und Cyrill von Alexandrien wider Nestorium. Auch Chrysostomus in der 27. Homil. über 1. Cor. XI. spricht aufs bestimmteste von der, nicht bloß geistigen, sondern mündlichen Genießung des Abendmahls durch die Unwürdigen. (Während diesen von der Zwinglischen Lehre die Theilnahme am Leib und Blut Christi ganz abgesprochen wird.)

Ueber den Punkt der Geheimnisse stellen die Lutheraner, wie wir schon oben bemerkten, den pyrrhonischen Zwinglianern die triftigsten Argumente entgegen. Sie sagen nämlich, das große, gottselige Geheimniß nach 1. Tim. III. und so viele andre mehr, lassen sich nach der Philosophie auch nicht erklären; Geheimnisse seien wohl über, allein ganz und gar nicht wider die Vernunft (was selbst ein Leibniz gegen Bayle behauptet); das Geheimniß unsrer eignen Natur, — die Vereinigung des Leibs und der Seele —, werde ja auch geglaubt, ob man gleich das Band dieser Vereinigung und die wechselseitigen Einflüsse nicht gründlich zu erforschen vermöge; alle Schwierigkeiten, welche man einer, aus Gottes Wort klar hervorgehenden Wahrheit entgegensetzen könne, beweisen lediglich: daß wir nicht alles wissen u. s. w. Wir berufen uns hier zudem auf dasjenige, was wir dießfalls schon S. 18 der 1. Abth. anzumerken Gelegenheit fanden.

Luther sagt in seinen Tischreden S. 17: „Wir Narren können mit unsrer Vernunft nicht begreifen, wissen, noch verstehen, wie es zugehe, und woher es komme, daß wir mit dem Munde reden, und woher die Worte kommen, und daß eines einzigen Menschen

Stimme und Wort, in so vielen tausend Ohren erschalle; dergleichen, wie unsre Augen sehen, und wie das Brod, Speise und Trank im Magen verdaut, und zu Blut und Mist in uns verwandelt werde. Und wir wollen doch, außer und über uns steigen und spekuliren, von der hohen Majestät Gottes, da wir doch nicht einmal wissen können, was bei und in uns täglich geschieht; darum soll man in göttlichen und geistlichen Sachen nur glauben und hören, was Gottes Wort sagt.“ An einer andern Stelle in seinen Tischeden heißt es: „Groß ist der Leute Thorheit; wir arme Menschen, wollen über Gottes Wort urtheilen und richten, da wir ihm doch nur sollten straks gehorsam sein; es ist, als ob die Rachel den Löpfer lehren wölte, wie er sie machen und zubereiten soll; also wollen wir auch uns über Gott erheben, und die Creatur will ihren Schöpfer meistern.“

Der große Leibniz ist für die Lutheraner ein, nicht minder wichtiger Gewährsmann. In seiner Theodizee Ed. Gottsch. S. 25 bis 29, und in seiner Abhandlung von der Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft S. 18—21 schließt er, daß die Lehre von der wahrhaften und wesentlichen Genießung im Abendmahl keinen Widerspruch enthalte, daraus, weil sich die eigentliche Natur und Eigenschaften eines Körpers, überhaupt noch nicht bestimmen lassen, weil, selbst nach dem ordentlichen Lauf der Natur, ein Leib in viele entfernte Körper unmittelbar auf einmal wirken könne, folglich der göttlichen Allmacht kein Hinderniß denkbar sei, daß ein Körper vielen Körpern zugleich gegenwärtig sein könne. Er vereinigt des großen Newton Meinung, von den Eigenschaften und Wirkungen der Körper, mit den Lehren der Augsburger=Confession, daß es nur auf Gott ankomme, solches zu bewerkstelligen; und ob diese Wirkung auch über die Kräfte der Natur sei, so könne man doch nicht sagen, daß sie über die Macht des Urhebers der Natur sei, welcher ja allerdings die, der Natur gegebenen Geseze, auch eben so leicht wieder abzuschaffen, aufzuheben, oder zu ändern vermöge.

Die gefährlichste Klippe für den Glauben, bleibt immer der Mißbrauch der menschlichen Vernunft, indem man alles wissen, — den Ursachen und dem Wesen nach durchdringen, — nicht aber glauben (vergl. Hebr. XI, 1.), d. h. die göttlichen Zeugnisse von solchen, die Gränzen der Vernunft übersteigenden Ge-

heimnissen, nicht annehmen will. Der göttlichen Offenbarung nicht eher trauen, als auch die Vernunft es eingesehen oder darum befragt worden, ob Gott auch wohl Recht habe, — heißt: sich selbst vergöttern, wider Gottes Majestätsrechte sich auflehnen. Die Vernunft soll vielmehr nach Pauli Vorschrift bei 2. Cor. X. unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werden.

Noch ein Argument für den Lutherischen Lehrbegriff vom Abendmahl, wird aus der Vergleichung des Osterlammes im Alten Bund, mit der Eucharistie des Neuen Bundes hergeleitet.

Bei bloß geistiger Genießung würden nämlich die Gläubigen des Neuen Bundes, nicht mehr — ja noch weniger — empfangen, als jene des Alten, so daß die Einsetzung desselben ganz überflüssig gewesen wäre. Diese bildliche Vorstellung wäre der Natur des Neuen Bundes zuwider, indem kein Unterschied sich zeigte zwischen Vorbild — dem Osterlamm — und Gegenbild — dem heiligen Abendmahl; ja die äußerlichen Zeichen wären, im Alten Bund noch weit klarer, als im Neuen, da das Osterlamm den Leib und das Blut Christi weit besser hätte vorstellen können, als das Brod und der Wein.

Und wie könnten wohl die Zwinglianer wider die Lutheraner beweisen, daß der Leib Jesu Christi keine andre Substanz habe, als der Leib der Menschen? daß *ἐστὶ* (ist), welches freilich in manchen Schriftstellen mit „bedeutet“ übersetzt werden kann, auch in den Einsetzungsworten so übersetzt werden müsse, und daß ein möglicher Wortverstand auch allezeit der eigentlich richtige sei? daß eine räumliche Einschließung, die wesentliche Eigenschaft aller Leiber, und selbst auch des Leibs Christi sei? daß es besser sei, bei der Communion sehen, als glauben? und daß unsre Sinne, die untrügliche Richtschnur aller Geheimnisse des Glaubens seien?

Den biblisch exegetischen Hauptbeweis ihres Lehrbegriffs, der sacramentlichen Vereinigung, gründen indessen die Lutheraner auf die Paulinischen Stellen 1. Cor. XI, 23. und X, 16. — Paulus beruft sich nämlich XI, 23. auf Christi ausdrücklichen Befehl, die Einsetzungsworte nach seinem — des Stifters — vollständigen Sinn vorzutragen. Matthäus und Markus melden bloß: das ist mein Leib; Lukas fügt bei: „der für euch gegeben

wird“. Paulus erklärt und ergänzt es. Die drei Evangelisten hatten bloß den Zweck, die Lebensgeschichte und vornehmsten Handlungen Jesu aufzuzeichnen; Paulus aber hatte, in Bezug auf diese sacramentliche Handlung, den Auftrag vom Herrn erhalten: den vollständigen Lehrbegriff vom heiligen Abendmahl seinen corinthischen — ja allen christlichen — Gemeinden, in einer liturgischen Vorschrift vorzulegen, und dieß zwar bei einer erheischenden Gelegenheit, da nämlich, durch eingerissene Mißbräuche zu Corinth, diese Stiftung ganz war verunstaltet worden. Mithin können diese, von Paulus aufgezeichneten Einsetzungsworte, als das vollständigste Glaubensbekenntniß der ersten Kirche über diesen Artikel angesehen werden. Die im 24. V. vorkommenden Worte nun, *το' σῶμα κλώμενον*, halten die Lutheraner für eine sacramentliche Proposition, und für den Hauptbeweis ihrer Lehrmeinung, indem sonst Pauli Ausdruck unrichtig wäre, da Christi Leib im Tode nicht gebrochen ward (vergl. Joh. XIX, 33); ein Ausdruck, welcher auch in der Metapher, nicht den Tod Christi bezeichnen kann, — denn wo gründet sich je eine Gleichnißrede im Mund Jesu auf einen unwahren, und in der Natur der Sache und des Vorfalls nicht liegenden Umstand? Wo heißt im Neuen Testament *κλώμενον* (gebrochen) so viel als „getödtet?“ Das Prädicat „gebrochen“ kann demnach seinem Subjekt „Leib“ unmöglich anders zukommen, als im Sinn der, von der Lutherischen Kirche angenommenen, sacramentlichen Vereinigung des Leibs mit dem Brod. Unmöglich konnte Paulus, mit Wissen und Willen, Gelegenheit zu einem Mißverständnis geben. Was sehen wir den Heiland in jenem ernstesten Augenblick thun? das Brod brechen. Was hören wir ihn von diesem gebrochenen Brod sagen? Dieß ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Ob die Jünger damals dieses vollständig begriffen hatten, lassen wir füglich dahingestellt. Jesus duldet an ihnen viele unzulängliche Begriffe von seiner Person, seinem Amt, Hingang und Reich; vieles, was sie noch nicht ganz fassen und ertragen konnten, verschob er auf die künftige Leitung des heiligen Geistes. (Joh. XVI, 13.)

Zu all obigem kommt bei den Lutheranern noch das argumentum a tuto. In Glaubenssachen ist es immer sicherer, sich an das Ansehen des klaren Wortes Gottes, als an die Einsicht seiner eignen, trügerischen Vernunft zu halten. Immer wagt man

doch zu viel, wenn man die Einsetzungsworte durch eine eigenmächtige Deutung schwächt, die — wer kann's läugnen? — vielleicht doch des Stifters Gedanke nicht könnte gewesen sein; dagegen aber wagt man nichts, wenn man jene Worte in ihrem eignen, natürlichen Verstand annimmt.

Was dann übrigens die Einführung der Lutherischen Doctrin, und ihren damaligen Wettstreit mit der Zwinglischen betrifft, so berufen wir uns auf die, bereits schon in den biographischen Notizen ihrer Urheber mitgetheilten, geschichtlichen Umstände, und fügen hier nur noch Weniges nachträglich bei.

Daß Luther anfänglich keineswegs eine wirkliche Trennung, wie solche nachher sich gestaltete, beabsichtigte, und nur im Verfolg durch gekränkten Ehrgeiz hiezu verleitet ward, unterliegt gar keinem Zweifel. Das mit dem Ablass getriebne, ärgerliche Unwesen war es, was ihn im Jahre 1517 auf den Schauplatz führte. Damals war er — wie er selbst bezeugt — „ein junger Doctor, neulich aus der Esse gekommen, häßig und lustig in der heiligen Schrift.“ In seinen Tischreden gesteht er ganz unverholen: „Wenn Cajetanus (Cardinal Thomas de Vio von Gaeta, päpstlicher Nuntius und Legat bei Kaiser Maximilian, einer der gelehrtesten Theologen) mit besserer Bescheidenheit, zu Augsburg am Reichstag im Jahre 1518, mit mir umgegangen wäre, und wenn er mich angenommen hätte, da ich in aller Demuth zu ihm gieng, und nieder auf die Kniee fiel, dann auf die Erde, so lang ich war, liegend, so wäre es nimmermehr dahin gekommen; denn zu derselben Zeit sah ich noch wenig Irrthümer des Papsts; hätte er stillgeschwiegen, so hätte ich leichtlich auch geschwiegen.“

Damals hatte sich Luther noch bereit erklärt, dem Urtheil des Papsts — welchen er als Kirchenoberhaupt und Gottes Stellvertreter auf Erde anerkannte — sich zu unterziehen. Er schrieb ihm 1518 (s. Ep. 61.): „Heiliger Vater! heiß mich kommen, heiß mich gehen, mach mit mir, was dir nur immer gefällt! heiß mich leben, heiß mich sterben: Deinen Willen werde ich immer nur als den Willen Jesu Christi ansehen.“ Und in einem andern Brief: „Vor Gott und allen Geschöpfen betheure ich, daß ich nie gesonnen war, noch bin, das Ansehen der römischen Kirche und ihres Oberhirten zu untergraben. Ich bezeuge, daß ich diese Kirche hoch über

alles schätze, was im Himmel und auf Erde ist, — Jesum Christum einzig ausgenommen.“ (Luth. Op. I, 183.)

Da Herzog Friedrich von Sachsen beim Papst ausgewirkt hatte, daß Luther, — statt nach Rom zu kommen —, von dem Legaten Cajetan, wie oben bemerkt, abgehört werden möge, schrieb er diesem Legaten: „Ich gestehe es, und habe es schon anderwärts bekannt, daß ich mich des verwegensten Leichtsinns schuldig gemacht, und den Namen des obersten Kirchenhaupts nicht mit der gebührenden Ehrfurcht behandelt habe; diese und andre Uebereilungen erkenne und bereue ich, bitte auch dieserwegen männiglich um Verzeihung; habe ich durch die Ablassprediger, welche ihr Amt schändlich verwalteten, mich hinreißen lassen, etwas zu sprechen oder zu schreiben, welches übel ausgelegt werden könnte, so bedaure ich solches innigst, indem ich zugleich betheure, daß es ganz und gar nie in meiner Absicht gelegen war, den Stellvertreter Gottes auf Erden zu beleidigen.“ Im Verfolg dieser Verhandlungen begab sich Luther zum Legaten, und las, in Gegenwart des Notars und vier kaiserlicher Rätthe, folgenden Widerruf: „Ich Martin Luther, Augustinerordens-Bruder, erkläre und bezeuge, daß ich der heiligen römischen Kirche, in all meinen Reden und Handlungen, aufrichtig und treu zugethan bin; und sollte mir etwas entfallen sein, oder ich etwas, dem Zuwiderlaufendes gesagt haben, so wünsche und bitte ich, daß solches als nicht geschehen betrachtet werden möge.“

Während dieser Unterhandlung ward das Colloquium in Leipzig zwischen Luther, Carlostad und Eck gehalten, wo ersterer dem letztern gestund, daß er das Schisma der Hussiten schon deswegen durchaus nicht billigen könne, weil sie nur aus eigner, freier Willkür von der Kirche sich getrennt, und die Einigkeit in derselben gestört haben. Sa nach dieser heftigen Disputation schrieb Luther an Leo X.: „Man hat mich beschuldigt, als hätte ich die Vermessenheit gehabt, sogar deinen persönlichen Charakter, heiligster Vater! anzutasten; allein ich kann und muß es betheuren, daß, so oft ich Gelegenheit hatte, deinen Namen zu nennen, ich es stets mit der größten Ehrerbietung gethan habe. (Oben hatte er dem Cardinal Cajetan das Gegentheil eingestanden.) Der unbefleckte Ruf deines Lebens ist in der That so erhaben, und von den Gelehrten aller Welttheile so laut gepriesen, daß er jeder Verunglimpfung

Trutz bieten kann. Ich bin nicht so unverständlich, daß ich denjenigen tadeln sollte, welchen die ganze Welt lobt“ u. s. w.

Zu dieser Zeit schien überhaupt Luther keine eigentliche Dogmen, sondern nur Mißbräuche in Disciplinarsachen, angreifen zu wollen. Man sah in dem Ungewöhnlichen der Ausdrücke Luthers (in den 95 Sätzen) nichts als eine gesuchte Schulzänkei, wie deren mehrere unter verschiedenen Mönchsorden bestanden; es ist sich daher auch nicht sehr zu verwundern, daß man in Rom die Sache so lange nicht von der ernsthaften Seite betrachtete, — gab doch Luther selbst seine ersten Theses nur für eine Schulmeinung aus. Dieselben waren auch in der That nicht von der Art, daß man daraus auf einen förmlichen Bruch Luthers, mit dem römischen Stuhl und der katholischen Kirche, hätte schließen können. Auf der andern Seite waren die Mißbräuche, denen er sie entgegengesetzt hatte, so auffallend, und was Fegsel vom Ablass verkündigt hatte, so thöricht, daß auch der geringste und unwissendste Mann leicht dahin gebracht werden konnte, Luthern in den meisten Punkten Recht zu geben. Dem Papste selbst schrieb er: „Diese Thesen sind nur als wissenschaftliche Unterhaltung, nicht als Lehrbegriff oder Dogmen anzusehen; daher sie auch etwas dunkel und unbestimmt abgefaßt sind.“

Indessen verzog sich die Unterhandlung, der entrüstete Eck gieng nun selbst nach Rom, und drang dort auf die strengsten Maßregeln. Noch schrieb Luther an den Papst ernstlich, aber doch sehr demüthig, nennt zwar Rom ein Babel, aber den Papst einen Daniel in der Löwengrube.

Bald darauf erschien die Bulle des Papstes Leo vom 15. Juni 1520, und nun ward die Erbitterung allgemein. Nachdem Luther, welcher sich — wie J. G. Müller in s. Reliquien richtig bemerkt — von der Kirche nicht trennen wollte, aber von ihr ausgestoßen ward, am 10. Dec. 1520 die erste Bulle und die päpstlichen Decretalien, öffentlich verbrannt hatte, erfolgte am 4. Jan. 1521 die Excommunicationsbulle. Nun schalt er den Papst, welchen er kurz vorher einen Daniel in der Löwengrube genannt hatte, einen Antichrist, lästerte gleich einem Wahnsinnigen, und ergoß sich in die heftigsten Schmähungen. Sein Uebermuth kannte keine Schranken mehr, und er schrieb jetzt selbst dem Herzog von Braunschweig, daß sein Name überall hoch gefeiert werde, und niemand sich ihm ferner zu widersetzen wage; er hielt sich nun für ein untrügliches

Orakel, und ward bald überall „der zweite Papst“, nicht mit Unrecht, geheißen.

Daß übrigens hauptsächlich auch das Zusammentreffen der wichtigsten, politischen Verwicklungen es war, was den Fortbestand des Reformationswerkes möglich machte und begünstigte, unterliegt keinem Zweifel. Nach dem Reichstag in Augsburg 1518 war Luther, von allen Seiten verlassen, im Begriff, sich in ein andres Land zu entfernen, als er, am Abend seines Abschiedsmahls mit seinen Freunden zu Wittenberg, den kurfürstlichen Befehl erhielt, die Abreise zu unterlassen, worauf dann bald, durch die päpstliche Bulle, der Krieg auf Leben und Tod begann. Als er im J. 1521 vom Papst verbannt, und vom Kaiser geächtet ward, und der, eben so gelehrte, als kluge und gewandte Cardinal und päpstl. Nuntius Hieron. Aleander ein Blutbad der Deutschen unter sich selbst erwartete, wurde Carl nach Spanien gerufen; da entstand der französische Krieg, in welchen die meisten Fürsten verflochten wurden, und wo Franz ganz Italien in Schrecken setzte; bald starb Leo X., und mit erstaunender Schnelligkeit verbreitete sich der Lutheranismus in Deutschland. In der That hätte Luther, für seine Neuerungen, wohl nie einen günstigeren Zeitpunkt treffen können, als den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Einige Zeit früher hätte wahrscheinlich Hussens Schicksal seiner gewartet, einige Zeit später wäre er, in der Reihe namenloser Reformatoren, in Vergessenheit gerathen. „Die verschiedenartigsten Ursachen“, sagt Menzel in s. Gesch. der Deutschen, „trafen in Deutschland zusammen, um diese Wirkung hervorzubringen, und dem Unternehmen Luthers eine Bedeutsamkeit zu verschaffen, die es, unter andern Verhältnissen, schwerlich würde erlangt haben.“

Ähnliche Bewandniß hatte es bei den Religionszwisten in der Schweiz. Als sich die fünf Stände mit Erzherzog Ferdinand von Oestreich gegen Zürich verbündeten, mußte dieser schleunig nach Ungarn ziehen, wo Suliman das Ungarische Heer geschlagen hatte, und schon Deutschland bedrohte. Wenn der Protestantismus am stärksten von Seite des Kaisers in Gefahr war, so ward dieser jedesmal von den Türken, vom Papst, oder den Franzosen gedrängt; und es läßt sich gar nicht bezweifeln, daß die Augsb. Confessionsverwandten, auch jene erste Bewilligungsfreiheit vom Jahre 1532,

nicht würden erhalten haben, wenn nicht eben damals der Kaiser ihre Hülfe, gegen die türkische Macht, dringend bedurft hätte.

Die Konflikte zwischen Luther und Zwingli noch insbesondere betreffend, geben die Verhandlungen der, im Oct. 1529 zu Marburg abgehaltenen Disputation, wo Luther und Melancthon, gegen Zwingli und Oekolampad, persönlich auf den Kampfplatz getreten waren, merkwürdige Aufschlüsse. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die „Gegenwart Christi im Abendmahl“. Zwingli bestritt diesen Satz, weil es sich gar nicht annehmen lasse, daß durch das bloße Wort des Priesters, das Brod sich in Christi Leib verwandeln würde, und Christus unmöglich überall zugegen sein könne; er behauptete, daß Gott von den Menschen nicht den Glauben an solche Dinge fordere, welche sie auf keine Weise mit ihrem Verstand zu begreifen vermögen. Luther entgegnete, daß auf Gottes Allmacht, gar nicht von unsern beschränkten, sinnlichen Begriffen dürfte geschlossen werden, — daß dem Christen zur Pflicht gemacht sei, noch andre, weit unbegreiflichere Gegenstände dennoch zu glauben, — wie z. B. die Menschwerdung Gottes, — seinen Kreuzestod, als Gott und Mensch zugleich u. s. w. —, daß jenes wundervolle Geheimniß, nicht von der priesterlichen Würde, sondern von der Allmacht des göttlichen Wortes abhänge, — daß Gottes Allgegenwart, welche doch von niemand bezweifelt werde, ein eben so undurchdringliches Geheimniß sei, wie seine wesentliche Gegenwart im Abendmahl, und man hier der göttlichen Offenbarung Glauben schenken müsse, was auch immer die Vernunft dagegen sagen möge, u. s. w. Durch Luthers, des Supernaturalisten, Belehrung ward, — wie die Acten deutlich aussprechen —, Zwingli, der Rationalist, zum Schweigen gebracht. Bei diesem Colloquio führten übrigens, nach dem Zeugniß damaliger Schriftsteller, Zwietracht und Ehrgeiz den Vorsitz, und nichts ward entschieden; allein Luther behauptete eine auffallende Ueberlegenheit, so zwar, daß, — wie auch Brentius und Schlüsselberg erzählen —, Zwingli ihn dringend und flehend um brüderliche Zuneigung bat, aber beharrlich von ihm, mit dem Ausruf abgewiesen ward: „Verdammt sei eine solche Eintracht, die der Sache Gottes Schaden brächte; weg — weg von uns! euch treibt ein andrer Geist als uns! —“ Auf dieß Verhältniß nun that sich Luther sehr viel zu gut, während Zwingli hingegen, sich nicht wenig durch diese

Zurückstoßung beschimpft fand. Das Colloquium ward dann aufgehoben, weil eben damals eine, vorher unbekannte Krankheit, — der englische Schweiß genannt —, in Deutschland um sich griff. Der Streit ward auf sich selbst beruhend gelassen, „bis der wahre, richtige Sinn der Einsetzungsworte des Erlösers, vom heiligen Geist geoffenbart werde.“ Dennoch erklärte Luther fest und wiederholt, daß er die Zwinglianer keineswegs als Brüder, sondern als Häretiker betrachte; und der gelassne Melancthon schrieb hierüber an Mart. Gerlach: „er habe die Zwinglische Lehre, im Colloquium zu Marburg, sattfam als eine solche kennen gelernt, die gar nicht von Christus ihren Ursprung habe, und sei nun überzeugt worden, daß die Zwinglianer von ganz kindischen Begriffen ausgehen.“

Der sächsische Theolog Justus Jonas fällt, über das Benehmen der Zwinglianer bei diesem Colloquium, folgendes Urtheil: „Zwingli zeichnet sich durch einbildisches, hochfahrendes Wesen und rohe Manieren, Descolampad durch ungemeine Gutmüthigkeit und Geradheit, — Hedio durch feines Betragen und Freisinnigkeit, — Bucer aber durch Schlaueit und Arglist aus, welche er unter dem Schein von Scharfsinn und Klugheit zu verbergen suchte. (J. J. war geb. 1493, gest. 1555, Prof. der Theol. in Wittenberg; Luthers Begleiter nach Worms und Marburg, und sein emsiger Gehülfe in der Bibelübersetzung; einer der vorzüglichsten Beförderer des Reformationswerks in Leipzig, Halle und Coburg; von Erasmus sehr hochgeschätzt; er neigte sich mehr auf die Seite von Melancthon, als von Luther, — welcher lehrte in seinen Armen verschied.)

Daß übrigens Luther den Ruhm der ursprünglichen Reformation= oder vielmehr Deformation=Stiftung mit Zwingli zu theilen, ganz und gar nicht gesonnen war, ist bekannt genug. Ueber des Lektern dießfallige Anmaßung höchlich erzürnt, schrieb er seinen Freunden in Straßburg: er könne sich rühmen, Jesum Christum am ersten gepredigt zu haben, allein Zwingli wolle diesen Ruhm ihm streitig machen. „Kann man wohl schweigen“, — so schließt er —, „während diese Leute unsre Kirchen beunruhigen und unser Ansehen untergraben? Es giebt keinen Mittelweg; entweder müssen sie oder ich Diener des Satans sein.“

Wenn aber die meisten Lobredner Zwinglis den Beginn seiner

Reform auf das Jahr 1516 setzen, so laßt ihr frommer Eifer sie nicht bemerken, daß sie ihn unbedachtsamer Weise, dadurch zugleich der Heuchelei und des Betrugs, beschuldigen. Damals ward er nämlich als Pfarrer in Einsiedeln angestellt, gelobte gewissenhafteste Seelsorge, und hielt auch Wort, indem er Messe las, Beicht hörte, und allen Verrichtungen eines katholischen Priesters sich unterzog, — was er ja ehrlicher Weise nicht thun konnte, wenn er solche für abergläubisch und gottlos gehalten hätte. Auch bei Uebernahme der Leutpriesterei in Zürich beschwor er, — wie Hott. in s. hist. eccl. VIII. bezeugt —, vor Probst und Capitel die genaue Erfüllung aller, einem römisch-katholischen Seelsorger obliegenden Pflichten! (Vergl. die Haupturkunden in der Zürcherischen Chronik, Codd. Mscr. F. Nr. 139. S. 100 und 102.) Und hieraus sollte eine göttliche Sendung, oder Berechtigung, zum Umsturz des römisch-katholischen Glaubens gefolgert werden dürfen? — Welcher Unsinn! —

Nachdem wir uns nun mit dem Lutherischen Lehrbegriff über die Eucharistie, — als wesentlichstem Abweichungspunkt von dem Zwinglischen —, bekannt gemacht, und die von erstem aufgestellten Beweisgründe vernommen haben, betrachten wir die Entstehung, den Fortgang, und die Folgen der kirchlichen Reform in der Schweiz.

Hier begann Zwingli, — ein paar Jahre später als Luther in Deutschland —, das Werk der Kirchentrennung.

Die gegenseitigen, persönlichen Verhältnisse dieser beiden Hauptreformatoren haben wir bereits aus ihren biographischen Schattenrissen ersehen, und wissen auch, daß dieselben, über den wichtigsten Punkt der Glaubenslehre, sich durchaus nicht vereinigen konnten, sondern vielmehr sich immer leidenschaftlicher anfeindeten und in gegenseitiger Verfekerung zu überbieten suchten. Der, durch Bucers und Melanctons Vermittlung eingetretene, trügerische Waffenstillstand war von kurzer Dauer, und bald brachen die drei großen Abendmahls-Parteien, — die Lutherische, Calvinische und Zwinglische —, in ihren verschiedenen häretischen Richtungen los, jede einzelne sich wieder in neue Unterabtheilungen zersplitternd, bis der Starrsinn des Privaturtheils, über diesen Einen hehren Gegenstand, eine solch verworrene Masse von Grillen erzeugt hatte, daß zur Zeit Bellarmins —, wie dieser große Mann meldet —, nicht weniger als zweihundert verschiedene Meinungen über die Worte

„dies ist mein Leib“ aufgezehlt wurden. — Doch die ganze Geschichte jener Zeit wimmelt, von warnenden Lehren der traurigsten Art; und nichts kann uns von der Bethörung oder Unwissenheit der Leute, die noch immer den Ruf: „die Bibel, die ganze Bibel, und nichts als die Bibel!“ im Munde führen, schlagender überzeugen, als wenn wir sehen, wie gerade die Männer, welche diesen Ruf zuerst erhoben, und die Bibel zur Entdeckung göttlicher Wahrheit als allgenügend erklärten, in all diese wilden, endlosen Zermürbungen, über den Sinn einer Stelle gerathen konnten, die nur aus vier der einfachsten, klarsten Worte besteht. Diese ärgerlichen Streitigkeiten dauerten auch in der That lange, mit gegenseitiger Heftigkeit fort, indem, wie wir bereits oben bemerkten, erst nach dem Tode Luthers und Zwingli, eine förmliche Trennung beider Confessionen, denselben ein Ende machte.

In den verschiednen Bundesstaaten der Schweiz, hatte die neue Lehre auch ein sehr ungleiches Schicksal; größtentheils mußte sie mit hartnäckigen Hindernissen kämpfen, so zwar, daß hin und wieder der Wankelmuth, in einzelnen abgefallnen Gegenden, sogar eine Rückkehr zu der ehevorigen Lehre bewirkte. Der Hauptantrieb gieng von Zürich aus, wo Zwingli 1519 als Prediger auftrat, dann einige obrigkeitliche sowohl, als geistliche Personen für seine Ansichten zu gewinnen mußte, und auch das Volk, durch mehrere Druckschriften, auf die beabsichtigte Veränderung vorzubereiten beflissen war.

Den Hergang und das Ergebniß der in den Jahren 1523 und 1525 in Zürich stattgefundenen Religionsverhandlungen, und die in Folge derselben überhandgenommenen Verwirrungen, haben wir schon in der ersten Abtheilung berührt.

Unter solch bedenklichen Umständen ward, von den sämmtlichen eidgenössischen Kantonen ein Colloquium, oder Disputation, auf den 16. Mai 1526 nach der, mit vollem Recht als neutral zu betrachtenden, weil von keinem besondern Canton abhängigen, Stadt Baden im Aargau angeordnet, wocüber wir nun, — da diese Periode einen Hauptabschnitt der Reformationsgeschichte der Schweiz bildet, und wir im Besiß der wichtigsten, hierauf bezüglichen Urkunden uns befinden —, eine zusammenhängende Uebersicht, in getreuer Uebersetzung, hier mittheilen.

Zuvörderst wird des, zwischen Luther und Zwingli damals bestandnen Verhältnisses, in der Einleitungsschrift folgendermaßen gedacht: „Unter den, von allen Seiten her an sich gezogenen, Gehülfen erwarb sich Luther einen sehr anhänglichen, willfährigen und eifrigen Schüler in der Schweiz, Namens Ulrich Zwingli, Prediger in Zürich, welcher zuerst Luthern und dessen verführerischer Lehre gewaltigen Beifall zollte, und ihn durch seine Schriften als einen unverdroßnen und wirksamen Diener und Streiter Gottes pries, welcher mit äußerstem Fleiß die heiligen Schriften erforsche, und das Wort Gottes so getreu und emsig verkündige, wie vor ihm seit tausend Jahren keiner gethan habe. Gleichwie nun Luther in Sachsen, so hat, nach ihm, auch Zwingli in der Schweiz, die alten heiligen Väter —, die so viele Jahrhunderte hindurch glücklich bestandene Einheit im heiligen Geist —, das einmüthige Einverständniß der christlichen Kirche —, und die Auslegung der heiligen Bücher —, durch Predigten und Druckschriften verächtlich zu machen, zu unterdrücken und zu zernichten sich erkühnt.“

Dann werden Zwinglis Neuerungen aufgezählt: „Er begann alle christlichen Anordnungen umzustürzen, alle Sacramente abzuschaffen und zu entweihen; er hob alle christlichen Vorschriften auf, machte aus dem höchsten, göttlichen Amt des Messopfers Jesu Christi, eine Abgötterei, hieß das hochwürdige Altarsacrament — entgegen seinem Lehrmeister Luther — „gemeines Bäckerbrod“, unterdrückte das Verdienst der guten Werke, lehrte Freiheit des Fleisches, statt Freiheit des Geistes, verleitete gottgeweihte Klosterpersonen beiderlei Geschlechts, zum Eidbruch, beraubte Klöster und Kirchen ihres kostbaren Eigenthums. Ueber alles dieses noch, errichtete er eine neue, abgesonderte Kirche, in welcher er verwaltet, nachläßt, bindet, löset, befiehlt und verbietet, gleich als ob ihm die höchste, geistliche und weltliche, Macht zustünde.“

Hierauf erklären die Eidgenossen, daß alle ihre bisherigen, noch so dringlichen Vorstellungen, fruchtlos geblieben seien, und daß Zwingli, nicht nur keine Belehrung angenommen, sondern vielmehr öffentlich, auf Kanzeln und in Büchern, allem christlichen Anstand und brüderlicher Liebe zuwider, jede wohlgemeinte Erinnerung verläßt, ja sogar mit schändlicher Lästerung vergolten habe; — wie es freilich nicht anders von einem Manne sei zu erwarten

gewesen, der längst schon, keinerlei Auslegung und Lehre, lebender und verstorbener, gelehrter, — berühmter, heiliger Männer, noch die Aussprüche älterer oder neuerer Kirchensammlungen, sobald dieselben seinen eignen Lehrsätzen nicht günstig lauteten, im mindesten zu achten gewohnt war.

So urtheilten und klagten über Zwingli und seine Lehre, nicht etwa nur einzelne beschränkte Köpfe, sondern die zwölf Mitstände der schweizerischen Eidgenossenschaft, — und nicht etwa aus voreiligem Eifer, beim Beginn der Zwinglischen Umwälzung, sondern bereits sechs Jahre später, nachdem das Werk schon aus seinen Früchten erkannt werden konnte!! —

Die alten, schweizerischen Glaubensbrüder erklären dann ferner in bündigster Sprache: „Da Zwingli, gleich seinem Lehrmeister Luther, gegen alle väterliche, freundliche und christliche Ermahnungen in seinem hartnäckigen, verblendeten Sinn verharre, dabei aber dennoch sich immer rühme, nur nach den heiligen und biblischen Schriften, nach dem heitern und klaren Wort Gottes, zu lehren, und durch solches Vorgeben dem Volke Vertrauen einflöße, so haben sie, mit allem der Sache angemessenen Ernst und Eifer, auf wirksamere Mittel gedacht, um die Irreführten zu belehren und auf die richtige Bahn zurückzuführen, die Rechtgläubigen aber, in ihrer redlichen Anhänglichkeit, an den bisherigen, seit fünfzehn Jahrhunderten festgehaltenen Glauben zu bestärken.“

„Mittlerweilen trug es sich zu (so fahren sie fort), daß drei, ausgezeichnet gelehrte und berühmte Theologen: Doctor Joh. v. Eck, Vicekanzler der Universität Ingolstadt in Baiern, Doctor Joh. Faber, des Herzogs von Oestreich Geheimer Rath, und Doctor Thomas Murner, (— in Paris, nach Vollendung seiner dortigen Studien, zum Magister der freien Künste, und dann auch zum Doctor der Theologie und beider Rechte befördert —) Lector und Prediger in Luzern, unaufgefordert, sich schriftlich und mündlich antrugen, Zwinglis manigfaltige Irrthümer, wodurch er das Wort Gottes verunstalte, willkürlich entstelle und verkehre, und den heiligen Geist durch menschlichen Wahn verdränge, aus brüderlicher, christlicher Liebe gegen ihre Glaubensgenossen, wann und wo es uns beliebe, in öffentlicher Disputation zu erörtern, und mit Gottes Hülfe aufs vollständigste zu widerlegen. Aus solch freundchristlichem Antrag

schöpften wir nicht wenig Trost und Freude, indem wir uns der zuversichtlichen Hoffnung überließen, daß bei solch wohlgemeint gemeinschaftlicher Unterredung und Berathung, die Gewißheit ausgemittelt werde, welcher von beiden Theilen die heilige Schrift gründlicher verstehe, und daß der irrende Theil seinen Wahn widerrufen, und somit Gleichförmigkeit im Glauben hergestellt werde.“

Demzufolge ward dann von den Eidgenossen solch ein Colloquium auf den 16. Mai 1526 in der Stadt Baden im Aargau angeordnet, und sie erließen an ihre „geliebten Mitverbündeten von Zürich“ die freundlichste, dringendste Einladung, ihre Botschaft zu dieser Tagssatzung zu senden, auch den Magister Ulrich Zwingli und andre Prediger oder Gelehrte, zur Beiwohnung dieser Disputation und christlichen Gesprächs anzuhalten.

Um das Geschäft mit desto mehr Feierlichkeit zu behandeln, ersuchten sie die, in ihren Gebieten befindlichen Bischöfe von Constanz, Basel, Wallis und Lausanne, wo möglich in Person, oder doch durch vertraute Abgeordnete, beizuwohnen, oder drei bis vier rechtschaffne, schriftbewanderte Männer mitzunehmen. An die drei oben-erwähnten Doctoren erließen sie das Ansuchen, ihrem eignen Antrag Genüge zu leisten, und bei der angeordneten Disputation sich einzufinden.

Wirklich traten alle Botschafter zusammen, und Samstags vor Pfingsten erklärten, in der Pfarrkirche zu Baden, obige drei Gelehrte öffentlich sich bereit: vor den Gesandten der zwölf Cantone und Jedermann, den alten christlichen Glauben in Schutz zu nehmen und zu verfechten.

Von Zürich erschienen zwar die Gesandten der Regierung, aber weder Zwingli selbst, noch andre Prediger oder Gelehrte. Nun ward gemeinschaftlich, von allen zwölf Ständen nebst Zürich, berathen: ob nicht diese Männer, um derer willen doch hauptsächlich das Colloquium war veranstaltet worden, mittelst aller nur wünschbaren und erdenklichen Sicherkeitsanstalten, könnten vermocht werden, sich ebenfalls einzufinden. Allein die Zürchergesandten lehnten alles ab, und führten als Hauptweigerungsgrund an: daß der Ort Baden Zwingli nicht anständig, sondern verdächtig sei.

Hierauf erklärten alle übrigen Gesandten: „Damit unsre lieben Eidgenossen von Zürich, und Zwingli nebst den andern Gelehrten, auf keinerlei Weise Bedenken tragen können, obschon wir Eidgenossen kraft unsrer Bünde keine Sicherheit, noch *salvum conductum* benöthigen; so haben wir dennoch und zum Ueberflus den sieben alten Orten, welchen die Herrschaft über Baden zusteht, Auftrag ertheilt, die vollständigsten Sicherheitsurkunden auszufertigen, um jedermann allen Argwohn in unsre Redlichkeit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu benehmen, und haben auch dieselben unsern lieben Eidgenossen überschickt, mit Erbieten, wenn sie in der Form irgend eine Abänderung wünschten, ihnen auf jede, nur immer beliebige Weise, in guten Treuen zu entsprechen.“

In der That ward auch Dekolampaden und seinen Kampfgenossen nicht ein Haar gekrümmt; und wenn J. C. Hess in seiner Biographie Zwinglis behauptet, „daß der, dem Reformator zugesandte Geleitsbrief unbestimmt gelautet habe“, so macht er — auch dießfalls — sich einer grellen Unwahrheit schuldig. Vielmehr geht aus dem Briefwechsel von Dekolampad und Bovillus mit Zwingli, vom 18., 22., und dann hauptsächlich vom 23. Mai 1526 aufs deutlichste hervor, daß es diesem an Muth gebrach, den dringendsten Ermunterungen und Aufforderungen seiner Freunde zufolge, persönlich dem Religionsgespräch beizuwohnen. S. Opp. Zwing. Vol. VII. Wohl mag es auch die Besorgniß eines ungünstigen Ausgangs gewesen sein, was unsern Zwingli zu dem bittern Urtheil über die schweizerischen Abgesandten in Baden vermochte: „Wer wollte doch diese Bauern lehren verstehen, wer Recht habe, oder nicht; sie verstünden sich besser auf's Kuhmelken“. Die angesehensten Magistrate der Schweiz waren demnach, in Zwinglis Augen weniger zu diesem Geschäft geeignet, waren in der biblischen Dogmatik und Exegese weniger bewandert, als jenes (nach dem Zeugniß damaliger Geschichtschreiber, des Lesens und Schreibens zum größern Theil unkundige) Handwerkercollegium Zürichs, welchem er — kaum drei Jahre vorher — den Entscheid über sein neues Lehrsystem vertrauensvoll anheimgestellt hatte? —

Die erwähnten *litteræ salvi conductus* (sicherer Geleitsbrief) finden sich in der „*causa helvetica orthod. fidei, disp. Helvet. in Baden superiori coram XII Cant. oratoribus ac nuntiis, Luzern 1528*“ wörtlich abgedruckt, sind aufs allerumständlichste, bün-

digste verfaßt, und von allen Gesandten der sieben regierenden Stände, — aus ausdrücklicher Vollmacht ihrer Obern —, ausgefertigt. Es ergiebt sich aus diesem Actenstück auch der Umstand, daß Zürich vorher oft schon, — auf Tagsatzungen sowohl als in Briefen —, zu jeder Erörterung und Berathung sich bereitwillig erklärt hatte.

„Allein alle Wünsche, Bitten, Ermahnungen sämmtlicher eidgenössischer Boten und Gesandten waren vergeblich; unsre Eidgenossen von Zürich verschmähten sie unter mancherlei Ausflüchten, und ihre Gesandten kehrten nach Hause zurück.“

„Damit aber nicht solch ruhm- und ehrwürdige Congregation gelehrter, angesehenen Männer sich fruchtlos bemüht hätte, und da von beiden Theilen hochachtbare Gelehrte zugegen waren“, so wurde wirklich zum Werk selbst geschritten, und das Colloquium hatte seinen Fortgang.

Am heiligen Pfingstabend fand in der Kirche die erste Versammlung Statt, wobei von jeder Partei zwei Notarien ernannt und nebst vier Präsidenten in Pflichteid genommen wurden; alle zweckdienlichen, sorgfältigsten Anordnungen waren, mit strenger Unparteilichkeit, getroffen worden. Eck und Murner machten ihre Schlusssätze über die, von Zwingli bestrittenen, von ihnen aber zu verfechtenden, Lehrpunkte öffentlich bekannt.

Montags den 21. Mai fand, in der Pfarrkirche zu Baden, die erste öffentliche Disputation, bei offenen Thüren, in Beisein aller eidgenössischen Gesandten der XII Stände nebst St. Gallen und Müllhausen, auch vieler auswärtigen und einheimischen Zuhörer, Statt.

Gegen Eck traten Dekolampad, Magister Smeli von Basel, Ulrich Studer, Berchthold Haller von Bern, Heinrich Link von Schaffhausen, Joh. Hef von Appenzell, Dominik Zyli von St. Gallen, Math. Kessler von Gais, Bened. Burgauer von St. Gallen u. a. m. auf.

Gegenseitig ward die Discussion mit aller Freimüthigkeit geführt, und selbst Zwingli nahm daran mittelbar den thätigsten Antheil, indem er den Hausſchein (Dekolampad) mittelst täglicher Zuschriften unterstützte, welche er ihm, durch seinen Famulus Thomas Plater, nach Baden sandte. Unter den Oppugnanten zeichnete sich zwar Dekolampad vorzüglich aus, allein Eck behauptete fortwährend

eine auffallende Ueberlegenheit. (Dieser Eck, eigentlich Joh. Meier, geboren zu Eck in Schwaben, auf welchen die Zwinglischen Pseudobiographen, — sowie auf seine beiden Collegen —, allzu vornehm herabblicken, ein in der Philosophie und Theologie ungemein bewandter Mann, ward seiner Gelehrsamkeit wegen von Luther selbst, mit welchem er sieben Jahre früher in Leipzig disputirt hatte, und von Melancthon — in dessen Br. an Descolampad — sehr gerühmt; auch Rämund heist ihn einen „angesehenen, ausgezeichneten Gelehrten“; und in der Geschichte des Colloq. zu Worms wird ihm das Lob eines, „in der Theologie und Jurisprudenz überaus bewanderten Mannes“ ertheilt. Schon fünf Jahre vor dem Reichstag in Augsburg hatte er sein Enchiridion locorum communium adversus Lutherum geschrieben, welches im J. 1525 dreimal, im folgenden Jahr fünfmal — und zwar an verschiedenen Orten, namentlich auch in Dresden — im J. 1527 wieder zweimal, 1528 einmal, 1529 zweimal, — also vor 1530 über zwölfmal aufgelegt wurde. — In einer öffentlichen Schrift über die Verhandlungen in Baden hieß es von ihm: „Ganz besondern Ruhm erwarb sich Doctor Eck, welcher, mehrere auf einander folgende Tage hindurch, die glänzendsten Beweise seiner gründlichen Gelehrsamkeit gab; heilig und unvergesslich ist und bleibt das Andenken dieses Mannes, der immer in den vordersten Reihen, das vielköpfige Ungeheuer der Häresie, und jene trügigen, wilden Goliathe muthvoll bekämpfte und besiegte.“ (Er starb 1543.)

Eine, von Zwingli aufgestellte Beschuldigung: „daß die Disputation in Baden für dreißigtausend Gulden erkaufte und bestochen worden sei“, ward von Faber als eine grelle, dreiste Lüge erklärt; und da Lekturer mit Zwingli selbst, wegen dessen Ausbleiben, nicht in Erörterung eintreten konnte, so übergab er schriftlich den Gesandten der 22 Kantone seine Abhandlung, indem er bitterlich klagte, daß Zwingli dieß Colloquium selbst hervorgerufen, und nun feiger Weise sich entzogen habe. (Joh. Faber — eigentlich Schmid — des Erzherzogs Ferdinand Rath, stund wegen seiner Gelehrsamkeit in ausgezeichneten Gunsten bei Adrian VI., dem Kaiser Maximilian und vielen Fürsten Deutschlands, ward auch von Erasmus vorzüglich geschätzt, und hatte, früher schon, ein großes Werk gegen Luther herausgegeben.)

Diese Schrift Fabers erschien bei Ulrich Werhart in Tübingen

1526 im Druck unter dem Titel: Christenliche Beweisung über sechs Artikel u. s. w. Er zergliedert darin auf's sorgfältigste die Bestandtheile der Zwinglischen Lehre, und zeigt derselben Verwandtschaft mit den, von ältern Häretikern, seit der Apostel Zeiten, verbreiteten Irrlehren, wobei er beweist, daß selbst die Alogianer, Nicolaiten, Badianer, Arianer, Albonenser und noch die neuern Husiten, — deren aller Lehrsätze von den angesehensten Kirchenversammlungen waren verworfen worden —, weniger verderbliche und strafbare Grundsätze, als Zwingli verbreitet haben.

Hauptsächlich beweist Faber die, in der Zwinglischen Doctrin vorkommenden Widersprüche, aus dessen selbsteigenen Schriften, indem er siebenunddreißig klare, wörtliche Stellen einzeln anführt, worin Zwingli die Gegenwart des wahren Leibs und Bluts Jesu in dem Altarssakrament, behauptet und gelehrt hatte, dagegen wieder andere achtundzwanzig Stellen, worin er den schroffen Gegensatz aufstellt. Solcher, von Zwingli unter seinem Namen von 1521 — 1526 in Zürich durch den Druck herausgegebenen, Schriften waren wohl gegen vierzig. (Die ungemein gemüthliche, ungekünstelte Entschuldigung des weisen Mannes, in Hinsicht auf seine grellen Selbstwidersprüche haben wir oben, Abthl. 1. S. 187, 188, bereits mitgetheilt.) Seine Hauptmaxime, „nicht zu halten und zu glauben, was nicht heiter und öffentlich in der Bibel stehe“, wird vielfach Lügen gestraft, und bewiesen, wie oft und stark dießfalls Zwingli sich widersprach. Nachdem Faber hiefür, aus dessen eignen Büchern, dreiunddreißig solcher Beweisstellen angeführt, schließt er: „Aus diesen Punkten allen ergiebt sich, daß der Zwingli sich doch gar zu sehr widerspricht; wann es ihm gefällt, so will er halten die Ding, so nicht in der Bibel stehen; — wann es ihm aber nicht gefällt, so will er allein das Schwert der Bibel, und sonst kein ander Wehr oder Waffen in der Hand führen.“

Ferner schreibt Faber: „Im Buche von der wahren und falschen Religion sagt Zwingli: Jeder, welcher das Wort Gottes predigt, soll und muß vorerst selbst glauben, was er sagt, damit er nicht als ein Gleisner erfunden wird, denn die größte Sünde des Menschen ist Gleisnerei. Nun hat aber Zwingli fünf Jahre nacheinander in Zürich gepredigt, daß, unter der Gestalt von Brod und Wein, das wahre Fleisch und Blut Christi sei, und

hat es doch nie geglaubt, wie er solches selbst, in seinem Brief an den König von Frankreich, gesteht.“

In einer andern Stelle: „Seht doch, wie Zwingli ein Pöpstler ist! Uns wirft er vor, daß wir von seinetwegen viel tausend Gulden ausgegeben haben, als ob er die Perle im Acker sei, für welche wir alle Dinge verkauft haben. Aber was thut er? So lange ihm der Papst Pension gegeben, hat er aus Petro gemacht einen Obersten der zwölf Apostel, und da er ihm nun nicht mehr wollte Geld geben, will er Petrum kanm mehr als einen armen Fischer gelten lassen.“

„In seinem Apologetico nimmt Zwingli die vier heil. Concilien der ersten Kirche an; und in all seinen Büchern hält er weder eins noch keins.“

„Item, an die von Zoggenburg schreibt er: „Wie viele Schriften hab ich ausgehen lassen, die mich alle würden Lügen strafen.“

In einem andern Abschnitte führt Faber die unmäßigen Lobeserhebungen an, womit Zwingli den Luther überschüttete, während er zugleich eine Menge von Punkten erwähnt, und mit Belegen unterstützt, worin ihre beidseitigen Lehren einander entgegenstehen.“

Dann entwickelt er auch die Widersprüche, worin die Zwinglischen Lehrsätze sich mit den Dogmen der ältesten Kirchenväter und so vieler Martyrer befinden, die durch unsträflichen Wandel, standhaftes Bekenntniß, Glaubenseinheit und heldenmüthigen Tod ihre Treue besiegelt haben; z. B. eines Dionysius Areopagita, — eines Clemens, — Prochorus, — Hermas, Ignatius, — Polykarpus, — Irenäus und anderer mehr.

Ferner zählt er fünfzehn General-Concilien auf, derer einmüthigen Beschlüssen die neue Lehre Zwinglis widerstreitet.

Murner, welcher, nach Faber, als Verfechter der alten Lehre austrat, klagte, daß er, nebst sieben andern Doctoren, seit mehreren Jahren, durch die Libelle der Neugläubigen, auf's ärgste verläumdete, und des Götzendienstes sei beschuldigt worden, welcher Lasten er müde, er die strengste Verantwortung selbst sehnlich wünsche. Er gründet hierauf seine Schlußsätze hauptsächlich auf juridische Ansichten, in via justitiæ, honorum et famæ, und rügt das strafbare Verfahren der Neugläubigen, welche, allen evangelischen Vorschriften zuwider, via facti zu Werke gegangen seien. „Wenn wir Geistliche, ruft er aus, unrecht gehandelt haben, warum for-

dern sie uns denn nicht vor Gericht? Haben wir uns aber nicht verfehlt, warum rauben sie uns ohne Rechtspruch alle Güter, und bestrafen uns, ohne uns vorgeladen, angehört, noch durch öffentliches Recht verurtheilt zu haben?“ — (Vergl. die Ereignisse vom J. 1841 in einem türkischen Schweizer-canton!)

Indem er die Handlungen der Apostaten aus rechtlichem Standpunkt beleuchtet, stellt er unter anderm folgende Behauptung auf, welche wir genau übersetzen: „Unsre evangelischen Räuber dürfen keineswegs auf den Scheingrund sich berufen, daß sie fromme Handlungen des Mitleidens ausüben, und das geraubte Vermögen der Geistlichen, den Armen werden zufließen lassen; denn Gott verabscheut jede Ungerechtigkeit. Auch dürfen solche Neuerungen nicht unter Vorwand etwelcher Verbesserung, noch unter dem Deckmantel des Glaubens verübt werden; denn würde ich auch vom Glauben abweichen, und wäre ich sogar ein Jude, so dürft ihr aus diesem Grund dennoch nicht mein Eigenthum mir entreißen. Auch dürfen die Wohnungen und Versammlungsörter, selbst der Juden, weder verbrannt, noch unter irgend einem Vorwand beschädigt werden; und wäre auch Jemand sogar der größten Verbrechen schuldig, so ist ja eben deswegen die richterliche Gewalt und der Schutz der öffentlichen Sicherheit angeordnet, damit Keiner sich selbst Hülfe zu verschaffen sich unterfange. Höre, räuberischer Zwingli! daß du, unter keinerlei religiösem Vorwand, uns zu Grunde zu richten befugt bist. Du hast keinerlei Recht, unsre Gotteshäuser und Klöster, wie in Ittingen geschah, zu berauben, — zu verbrennen — und zu zerstören, kein Recht, unser Eigenthum zu verkaufen und zu versteigern. Wären wir auch selbst großer Verbrechen schuldig, so dürfte dennoch, nur die Macht und das Ansehen der Gesetze, gegen uns in Anwendung gebracht, keineswegs aber eigenmächtig und gewaltthätig gegen uns verfahren werden.“

Ueber all diese Schlusssätze sollte zwischen Murner und Zwingli die öffentliche Disputation in Baden stattfinden; da aber Lekturer nicht gerathen fand, zu erscheinen, so übergab jener seine Schlusssätze, nebst Beleuchtung, in Schrift verfaßt, den Boten der 12 eidgenössischen Kantone. Er zergliederte zugleich neun Beweistitel

jedes rechtmäßigen Besizes, und zeigte dadurch die Ungültigkeit und Rechtlosigkeit der, von den Apostaten begangenen Entfremdungen des kirchlichen Eigenthums. Hernach handelt er, in acht Artikeln, von den Scheingründen und irrigen Lehrsätzen, womit die neuen Häretiker ihre Unthaten ausschmücken und beschönigen. Auch rügt Murner mit ernstem Nachdruck, die durch die Aufwieglungen der Sectenhäupter überall entstandenen, Ummwälzungen aller moralischen und politischen Ordnung, und die blutigen Bürgerkriege. Er zeigt ferner die Ungereimtheit einer vorgeblichen Prüfung der Zwinglischen Lehrsätze, durch eine, aus zweihundert Laien und in allen Wissenschaften gänzlich unbewanderten Handwerkern bestehende Regierung, während doch gerade Zwingli selbst alle Autorität der kompetentesten Gelehrten, Kirchenväter, Concilien u. s. w. verwarf, nur seine eigne Willkür zum Ausleger der heiligen Schriften erhob, und seinem eignen Verstande die unbedingteste Machtvollkommenheit anmaßte, zuwider der Paulinischen Lehre 1. Cor. XIV. und den Aussprüchen so vieler Apostel und Kirchenväter, welche alle den Entscheid, bei abweichenden Meinungen Einzelner, nur der Kirche zuerkennen. (Wohl nicht mit Unrecht schrieb daher im J. 1528 ein schweizerischer Gottesgelehrter: „Also sollten die von Zürich, durch St. Pauls Exempel bewegt, im Zweifel des Glaubens, auch zu der höchsten Obrigkeit in Glaubenssachen, sich gekehrt haben, und nicht also ein Gespräch halten vor Schneidern, — Kartenmalern, — Weinrößern u. dgl. in den höchsten Glaubensangelegenheiten.“)

Dann zeigt Murner die Strafbarkeit der Entwendung aller kostbaren Kirchengeräthe von Silber und Gold, unter dem Vorwand, daß sie zum Götzendienste mißbraucht worden seien, und fügt bei: „Es liegt klar am Tage, daß die evangelischen Bösewichte uns fälschlich der Abgötterei beschuldigen, sintemal wir die Bilder nur als Spiegel der Wahrheit betrachten, und durch ihren Anblick uns zur Nachahmung ihrer Tugenden ermuntern, indem solche Bilder dem Gedächtniß der Laien sich eher einprägen, während Schrift und Wort nur flüchtigern Eindruck zurücklassen. Allerdings wurden von den Aposteln die heidnischen Götzen, die Bilder falscher Götter abgeschafft, welche auch die Christenheit stets verworfen hat; allein unsre Gedächtnißbilder wurden in

den heiligen Schriften nirgends jemals untersagt. Zwingli beklagt sich, in seinem Brief an die fünf Schweizerkantone, gar bitterlich über die Luzerner, daß sie sein Bild verbrannt haben; sich selbst aber klagt er nicht an, daß er die Bilder des gekreuzigten Erlösers, seiner Heiligen und Blutzegen, selbst durch's Feuer vertilgte, wobei er jedoch freilich den goldnen und silbernen Gnade widerfahren ließ, und sie gefangen in Besitz nahm. So liegt diesen evangelischen Räubern weit mehr an der Beschimpfung und Schmach ihrer eignen Personen, als Gottes und seiner Heiligen.“

Wenn dieser Murner, geb. 1475, gest. 1536, — gleich J. Am Brüt, und überhaupt jedem Gegner Zwinglis —, von dem jüngern J. Jac. Hottinger und seinen Mitgenossen so überaus vornehm und schmöde abgefertigt wird (Hottinger spricht nämlich von Murners „giftiger Zunge“, und heißt ihn „streitsüchtig, rachgierig, Empörer gegen Regenten und Vorgesetzte, geizig, bäurisch, hochmüthig, Abentheurer, wüthenden Fanatiker“), so dürfte man das gleiche Recht auch gegen sie geltend machen, und sich dabei auf die Autorität von Männern stützen, deren entschiedne Ueberlegenheit an Einsichten sowohl, als unbefangnem Sinne, sie gewiß selbst auch empfinden müssen. So ehrt z. B. Fel. A. Balthasar in Murner einen ausgezeichnet gelehrten, scharfsinnigen Mann, und findet es sehr begreiflich und verzeihlich, daß derselbe seine Gegner mit den, zu jener Zeit gebräuchlichen, auch gegen ihn auf's freigebigste angewandten, Waffen muthvoll bekämpfte, nachdem alle ruhigen Gegenvorstellungen ihren Zweck verfehlt hatten. Auch J. C. Füßli IV. 81. nimmt ihn, gegen den Vorwurf von Unredlichkeit, kräftig in Schutz. Der treffliche Geschichtsforscher Eödlin von Tiefenau, lobt Murners Verdienste um die Buchdruckerkunst und Sprachwissenschaften, indem er gleichzeitig mit Froschauer in Zürich eine Buchdruckerei in Luzern anlegte und selbst besorgte, mehrere Werke aus dem Hebräischen in's Lateinische — auch Virgils Aeneide in deutsche Reimen übersehte, und überhaupt durch schriftstellerische Leistungen sich nicht geringen Ruhm erworben hatte. In Balthasars Helvetia VI. 650 wird seiner ebenfalls sehr rühmlich gedacht, und Hottingers dreiste Angabe Lügen gestraft, mit dem caustischen Beisatz: Hat dann Homer, um seinen Achill zu verherrlichen, den Hector und Agamemnon in Speißbürger und Pinsel umgeschaffen?

Ja, Lessing empfahl das Studium seiner Gedichte, um daraus zu erlernen, was die deutsche Sprache Nachdrückliches, Verbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes an sich habe. Flögel ist Murner ein gar nicht schlechter Dichter, den Luther sehr wohl kannte, da er zuweilen selbst der Held seiner Gedichte war. — Murner war schon in seinem 24. Jahr Franziscaner und ward zu Paris Magister. Nicht lange nachher war er auch unter den Lehrern der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau, und weil er damals zu den besten deutschen Dichtern gerechnet ward, so krönte ihn Kaiser Maximilian I. in Worms zum Poeten. Zu Krakau, wo er auch lehrte, wurde er Baccalaureus der Theologie, und 1509 war er schon Doctor dieser Wissenschaft. In Straßburg las er 1520 juristische Collegien; nicht lange nachher war er in England bei Heinrich VIII., der ihn als Luthers entschiedensten Feind ausdrücklich zu sich berufen hatte. Aus England kam er 1523 zurück, und war 3 Jahre später Professor der Theologie in Luzern. — Allgemein war er als ein witziger, scharfsinniger Kopf, und als einer der bessern Dichter damaliger Zeit geachtet.

Nach geendeter Disputation, welche achtzehn Tage hindurch gedauert hatte, wurden hinsichtlich der, von den vier beeidigten, öffentlichen Notarien verfaßten Bücher, die genauesten Vorsichtsmaßregeln getroffen, alle Exemplare auf's strengste durchgesehen und verglichen, auch derselben Uebereinstimmung, von den Präsidenten und geschwornen Schreibern bekräftigt.

Dann wurden, von den Gesandten aller eidgenössischen Cantone, öffentlich und feierlich, alle anwesende, auswärtige sowohl als einheimische, Gelehrte und Schriftforscher beider Parteien ersucht und angelegentlichst gebeten (*rogati serio et cum omni diligentia supplicati*), „zum Lob des allmächtigen Gottes und des heiligen christlichen Glaubens, zu Nutz und Frommen des Seelenheils und der christlichen Einigkeit“ sich zu erklären, und das Geständniß abzulegen: ob sie die Schlusssätze des Dr. Joh. Eck für christlich, mit den heil. Schriften übereinstimmend und in denselben fest gegründet halten? oder ob sie seinen Gegner Jo. De colampad, nebst dessen Anhang, für besser und gründlicher unterrichtet erkennen?

Hierauf unterschrieben sich „der Wahrheit allein und dem heiligen christlichen Glauben zur Steuer, und zur Beruhigung ihres Gewissens“ für Dr. Eck: vier und achtzig, geistliche und weltliche

Gelehrte, aus der Schweiz sowohl, als aus verschiedenen Gegenden Deutschlands. Für Dekolampad erklärten sich nur schweizerische Theologen, und unter diesen manche nur in einzelnen, der von ihm aufgestellten, fünf Lehrsätze, nämlich: von Basel fünf Gelehrte in allen fünf Punkten; von Schaffhausen zwei bedingt und einer in sämtlichen Punkten; von Appenzell zwei in allen Punkten, und einer in drei Punkten für Dekolampad, in zwei für Eck; von Glarus zwei bedingt; von Wesen und Schänis zwei bedingt; von Bern verweigerte Berchtold Haller jede Erklärung; von Solothurn, Mülhausen und St. Gallen fünf bedingt und drei unbedingt. Mehrere erklärten auch, daß sie gegen die Bilder nichts einwenden, in der Meinung, daß sie nicht angebetet werden, daß man davon keinen Mißbrauch in den Ceremonien mache, und auch kein Vertrauen auf sie setze. (Dieser nähern Umstände geschieht in Bullingers Chronik, auffallender Weise, keine Erwähnung, — dagegen aber, eines weitläufigen, auf diese Disputation verfaßten Spottgedichts.)

Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Basel lebte, war auch ersucht worden, „da gelehrte Männer beider Parteien ihn gar hoch schätzen und verehren, auch Zwingli sich oft auf ihn, als einen hochgelehrten, wichtigen Gewährsmann berufen habe“, der Disputation beizuwohnen, wozu er jedoch sich nicht herbeiliess, wohl aber, durch die Gesandtschaft von Basel, einen verschlossenen, mit eigener Hand unterzeichneten, lateinischen Brief „an die gesammte Tagsatzung“ einsandte, worin er, in den stärksten Ausdrücken, seine feste Anhänglichkeit an den altchristlichen Glauben bezeugte, zur Einigkeit in demselben dringend ermahnte, und sich dann zugleich auch über anonyme, von den Sectirern herausgegebene Libelle beklagte (worunter hauptsächlich auch Leo Juds pseudonyme Schrift verstanden ward, deren Melch. Aldam in vit. theol. germ. p. 97. erwähnt), in welchen ihm die Beistimmung zu den neuen Lehrsätzen zugeschrieben wird. Da dieser große und gelehrte Mann, bei den Reformatoren selbst (als „vir vere doctus et consummatissimus, graeci ac latini sermonis peritissimus“) in hohem Ansehen stand, so gewinnt dadurch dieser Brief, und die darin enthaltene Herzensergießung, großes Gewicht. Er äußert sich, in Betreff der Eucharistie, ganz unzweideutig folgendermaßen: „Ich bezeuge und erkläre auch ausdrücklich, vortreffliche Herren! daß ich mir's gefallen lasse, für den ersten aller

häretiker gehalten zu werden, wenn in den vielen, von mir geschriebnen Werken, auch nur eine einzige Stelle kann aufgefunden werden, welche über die Abendmahllehre einen andern Sinn ausdrückt, als denjenigen, welchen bisher die katholische Kirche, den heiligen Schriften gemäß, anerkannt hat.“ Und weiter sagt er: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, der allein die Herzen der Menschen kennt, und verzichte auf seine Barmherzigkeit, wenn je in meinem Gemüth eine Meinung waltete, welche demjenigen widerstritten hätte, was bisher die katholische Kirche so einträchtig behauptet hat. Was Andre für Offenbarungen mögen gehabt haben, mag ihre eigne Sorge sein. Mich einmal konnten bisher keine Gründe bewegen, den Geboten der Mutterkirche untreu zu werden. Und zwar leitet mich hierbei keineswegs menschliche Furcht, sondern reine Gewissenhaftigkeit (religio) und Furcht der göttlichen Ungnade.“ (Vergl. Br. von Oskolampad an Zwingli, in Z. opp. Vol. VII. p. 421.)

Als Ergebnis der Disputationsverhandlungen erklärten die XII Stände der Eidgenossenschaft durch das Organ ihrer Abgeordneten, unter Vorsth des Consuls, Dni. Casp. de Mulinen, equitis aurati, einstimmig: „Nachdem Mag. Ulrich Zwingli, allen Bitten, Erwartungen, und seinem eignen, wiederholten Antrag zuwider, nicht erschienen, um die von ihm gestiftete, neue Lehre zu verfechten und zu verantworten; — nachdem er und seine Anhänger jede Belehrung beharrlich abgelehnt, und, trotz der gründlichsten Ueberweisung, dennoch bei ihren Meinungen verbleiben; — nachdem, in Folge uralten christlichen Gebrauchs, die Herstellung der, früher schon verworfenen, häreischen Lehren der Willeiten und Hussiten, welche von Zwingli auf's neue verfochten werden, mit der schwersten Excommunication zu bestrafen ist; — nachdem die neue Lehre durch öffentliche Bulle Papst Leo X., wie auch durch Beschlüsse der Pariser-, Lütticher- und anderer Universitäten, und durch Erklärung Kaiser Karls V. verurtheilt und verworfen worden; — nachdem der alte, mit dem Blut so vieler tausend Märtyrer besiegelte, Glaube der Väter, bis auf diese letzten Jahre noch, während fünfzehn Jahrhunderten, von der Schweiz, in Uebereinstimmung mit der ganzen deutschen Nation, bekannt und gefeiert worden; so sind wir, die XII Cantone, mit Gott entschlossen, das heilige Evangelium, nach

allgemein christlichem Verstand, nach der Auslegung der erleuchteten Kirchenlehrer, und nach dem Beispiel der unsträflichen Blutzegen, fernerhin treu und unverlezt zu bewahren, und verbieten zugleich jede eigenmächtige, verwegene Neuerung, jede Lästerung Christi und seiner göttlichen Mutter, indem wir alle kirchlichen Sätze und Gebräuche ferner beibehalten werden, wie sie von den frommen Kirchenvätern vorgeschrieben und von unsern Vorfältern, noch bis auf diese jüngsten Zeiten, sind beobachtet worden u. s. w.“

Nach obiger, actenmäßiger Darstellung sind dann auch die vielen, irrigen Angaben der neuern s. g. Historiographen zu berichtigen und zu ergänzen; und es verräth in der That ein sehr oberflächliches Geschichtstudium, aber desto mehr dreiste Anmaßung, wenn J. B. Bögel i in seiner Schweizergeschichte, T. 3. S. 75., zu behaupten sich nicht entblödet, „daß die Disputation in Baden mit vieler Parteilichkeit geleitet ward, und die davon gedruckten, Acten, — Salats Lügen (!), geringen Glauben fanden.“ Die unverwerflichsten Zeugnisse und Urkunden vereinigen sich, diese unbesonnene Verdächtigung Lügen zu strafen. Auch L. Meyers Darstellung in s. Handb. der Gesch. schw. Eidg. I, 371. ist nicht nur einseitig, sondern theilweise ganz unrichtig. Mögen die guten Leute uns für nachstehende, gründliche Zurechtweisung Dank wissen! Nach beendigter Disputation zu Baden, ward dem dortigen Landvogt von den eidgenössischen Gesandten anbefohlen, die von den beeidigten vier Notarien verfaßten gleichlautenden vier Exemplare der Disputationsacten in Verwahrung zu nehmen und Niemanden auszuliefern, daher auch das Begehren von Zürich, Bern und Basel wegen Aushingabe einer dieser Original-Urkunden abgeschlagen ward. Späterhin nahm Joh. Huber von Luzern auf Befehl der übrigen Stände eine Abschrift davon, deren genaueste Uebereinstimmung mit dem Original, von einen der Präsidenten und den vier Notarien bezeugt ward. Im folgenden Jahr gab Murner die Disputations-Acten, nach gedachter Abschrift in den Druck. Die Originalien blieben im Schloß zu Baden aufbewahrt, und zwar so, daß dießfalls gar keine weitere Nachforschung geschah. Als im J. 1720 der Zürcher'sche Landvogt Ulrich Nabholz, eine Bauverbesserung unternahm, ward in der Wand des Wohnzimmers ein heimlicher Schrank entdeckt, in welchem sich die vier Original-Urkunden vor-

fanden. Diese wurden dann nach Zürich abgeliefert, und drei derselben der Stiftsbibliothek, das vierte aber der Stadtbürgerbibliothek übergeben. Füßli verglich selbst eines von diesen Autographis mit dem gedruckten Exemplar, und fand beide ganz übereinstimmend; daher er auch nicht begreifen kann, warum Desolampad das letztere eine *depravatam disputationem* heißen konnte. (Vergl. F. A. Balthasar hist. Aufsch. 150. Hottinger Gesch. der Eidg. w. d. K. II, 85 und J. C. Füßli I, 204 und IV, 81.

Da der Hauptstreitpunkt bei dieser Disputation die Abendmahllehre betraf, in deren Verfechtung sich Dr. So. Faber ganz besonders auszeichnete, so können wir nicht umhin, einige seiner Erläuterungen hierüber nachträglich anzuführen:

„Es wäre wahrlich eine seltsame und unschickliche Rede von Christo gewesen, daß er vor den Jüngern, in solch ernstlichem Handel, durch einen ungebräuchlichen tropum, oder verblühten Ausdruck, sie hätte in Mißverstand führen wollen, als ob er sie absichtlich in Irrung verwickeln wollte, besonders zu dieser Zeit, da er von ihnen abscheiden wollte, gewiß aller Ernst vorhanden war; und wiewohl er eine schöne, lange Predigt — so Johann der Evangelist beschreibt — gethan, jedoch so hat keine verborgne oder heimliche Rede statt haben mögen, wie er dann auch keine heimliche Parabel braucht, sondern öffentlich mit ihnen gehandelt, daß sie auch wirklich darob sich gefreut, und zu ihm gesprochen haben: siehe, jetzt redest du auch gar öffentlich und brauchst keine verborgne Rede oder Sprüchwort. Daraus wohl zu ermessen, daß besonders in den Einsetzungsworten, woran der ganze Handel gelegen, ohne tropus — ohne fremde Allegorie, soll und muß verstanden werden. Ohne allen Zweifel würden die Jünger — wie vorher mehrmals — gesagt haben, was er durch solche Rede verstehen wolle, wie er dann auch von den Kaphernaiten in der Jünger Beisein gefragt ward, als er sein Fleisch zu einer Speise fürhielt: wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben, — und die Jünger auch gesagt hatten: das ist eine rauhe, seltsame Rede, wer mag sie verstehn? So nun auch der heilige Johann Evangelist betrachtet wird, vom dreizehnten bis zum achtzehnten Hauptstück, findet man, daß Christus in allen heimlichen, göttlichen Dingen sich so ganz klar und deutlich ausgesprochen hat. Warum sollte er dann hier etwas verhehlt, oder verschwiegen

haben? Darum dann auch die heilige, christliche Kirche und alle die vornehmsten Lehrer, von den Zwölfboten Zeiten her, diesen buchstäblichen Verstand der Worte angenommen; — man wollte dann der Schrift Gewalt anthun, und sie wider ihren natürlichen Sinn biegen, wie der neuen Glaubensmacher Art und Weise ist. Daher folgt, daß jeder christliche Verstand mit offenen Worten sagen muß, der wahre Leib und Blut Christi seien wirklich im Abendmahl zugegen, unter der Gestalt des Brodes und Weines; denn es wäre ja ganz wunderbarlich, daß in einer solch verständlichen Rede sollte eine Figur eingeschlossen sein, welche doch mit keinem einzigen Wort, von irgend einem der Jünger und Apostel gemeldet wurde; wie dann auch der gelehrte heilige Paulus 1. Cor. XI., aus dessen Munde Christus selbst geredet, mit fast gleichen Worten mit dem Evangelisten übereinstimmt. Die neuen Glaubensmacher dürfen sagen: weil Christus leiblich gen Himmel gefahren, so könne er nicht im Abendmahl gegenwärtig sein; sie wollen nicht glauben, sie legen dann Hände und Finger in des Herrn leibliche Wunden; sie binden ihn zur Rechten seines Vaters, daß er, wie ein Gefangener, sich nicht mehr bewegen, noch verändern möge; sie messen ihn nach gemeinen, natürlichen Körpern, ja sie wollen ihm nicht mehr zugeben, als ihren eignen Leibern; und doch können sie nicht läugnen, daß er von der Hölle sei auferstanden, — daß er den großen Stein vom Grab gewälzt, gen Himmel aufgefahren, und nach seiner Auferstehung vierzig Tage auf Erden gewandelt; sie wissen auch, daß der Herr gemehrt hat die fünf und sieben Brode, und sehen alle Tage, daß ein Körnlein in das Erdreich fällt und sich dreißig bis vierzigfach vermehrt, was ja alles doch auch unsrer Vernunft zu begreifen unmöglich ist. Zudem hat Christus nicht gesagt: so oft ihr Brod essen werdet, sondern gar ausdrücklich: dieses Brod, als zum Unterschied von all anderm Brod; daher dann auch Paulus bezeugt: welcher essen wird dieses Brod unwürdig, wird schuldig am Leib und Blut des Herrn. Wenn nun dieses Brod keinen Unterschied hätte von anderm, gemein natürlichem Brode, so würde sich auch Niemand an diesem Brod, mehr als an jedem andern verletzen, oder an des Herrn Leib schuldig werden. Lucas beschreibt auch im XXII., daß der Herr mit seinen Jüngern ein

Nachtmahl gehalten, dieses Nachtmahl hat er vor- und nachher Pascha genannt: in demselben ist ungehefelt Brod gewesen; da hat er gesagt: ein solches Pascha wolle er nicht mehr mit ihnen essen; es ist auch ein Weingewächs darin gewesen, da hat er gesagt: davon wolle er nicht mehr trinken; und auf solches alles und alle andere Speisen hat er gegeben diese Speis, als sein Leib und Blut. Daraus kann man ersehen, daß diese Speis eine ganz andere Meinung haben muß, als andre Speis und Trank, als Brod und Wein, die er zum Pascha gebrauchte. Darum sagt auch Paulus: Der Mensch soll sich bewähren und also von diesem Brode essen und diesen Trank trinken, denn wer unwürdig solches genießt, wird sich selbst das Urtheil essen und trinken, weil er nicht unterscheidet den Leib des Herrn. Die neue Lehre ist also wider die heilige Schrift, den gemeinen und rechten Verstand derselben, wider die Meinung aller heiligen Lehrer und Martyrer, und wider den Glauben und Brauch der christlichen Kirche. Die Stelle bei Joh. VI, 63. widerlegt nur die Meinung der Rapharnaiten, als ob sie müßten des Herrn Fleisch stückweis essen und mit den Zähnen zermalmen, wie andre Fleisch und Speise, denn er sagt klar vorher: das Brod, welches ich jetzt geben werde, ist mein Fleisch, das ich für das Leben der Welt geben werde. Warum sollte auch Christus nicht im Sacrament leiblich können zugegen sein, er, der sich auch vor den Juden unsichtbar gemacht, von und zu ihnen, bei verschlossnen Thüren aus- und eingegangen, — der zu Damask mit Paulo selber gesprochen und dennoch im Himmel gewesen, und auch ohne Ursache gesagt hätte: wenn zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich in ihrer Mitte. Christus hat befohlen, daß man ihm zurüste das Pascha, und daß man zubereite alles, was die Herrlichkeit des Gesetzes erfordere, als ein gebratnes Lamm, ungehefetes Brod und wilden Vattich. Da nun alles zubereitet war, hielt er die alte und neue Säkung einander entgegen; nachdem er das Lammlein — welches die alte Säkung vorstellte — beseitigt, nahm der Herr Jesus und setzt seinen Jüngern für: eine unverzehrlche Speise, die das wahre Leben ist, nämlich das Brod, welches vom Himmel herabgestiegen ist, und den Menschen ewiges Leben giebt. Irenäus, des heil. Johannes Jüngers-Jünger, schreibt ja schon im ersten Jahr-

hundert der Kirche im 4. B. gegen die Häretiker also: der Herr an seinem letzten Nachtmahl hat in seine Hand genommen das Brod, welches ein Geschöpf war, und hat daraus gemacht seinen Leib; darnach hat er genommen den Wein, der auch eine Creatur war, und hat daraus gemacht sein Blut. Dieß hat die Kirche von den Zwölfboten hergenommen, und in der ganzen Welt opfert sie es Gott.“

Soweit Fabers Erläuterungen der Einsetzungsworte zum Abendmahl des Herrn, welche er der neuen, zwinglischen Doctrin entgegenstellte, und siegreich gegen Decolampad und andre Anhänger derselben vertheidigt hatte. Wahrlich, es bedurfte der starrsinnigen Vermessenheit und Verblendung jener neuen Glaubensapostel, und des unbegrenzten Uebermuths ihrer spätern Nachfolger, um solch einleuchtenden Gründen, solch vollwichtigem Zeugniß, Sinn und Herz zu verschließen. —

Ueber den Fortgang des Reformationswerks in der Schweiz giebt die Geschichte uns folgende Aufschlüsse:

Die sieben alten Orte, welche Berns Wankelmuth sahen, zögerten nicht, eine eigene Gesandtschaft dahin abzuordnen, um diesen Canton wo möglich dem alten Väterglauben treu zu erhalten; ihre Vorstellungen fanden Gehör, und der Große Rath beschloß: „daß alle ketzerischen Schriften außer Umlauf gesetzt, die verheiratheten oder sich noch verheirathenden Priester aus dem Lande gewiesen, und in Glaubenssachen keine Neuerungen vorgenommen werden sollen.“ Zu genauer Ausführung dieses Beschlusses verpflichtete sich die Regierung, sogar durch einen feierlichen Eid. Nur acht Mitglieder des Kleinen und Großen Rathes hatten nicht beigestimmt. Dennoch ward wenige Monate nachher Berchtold Haller wieder vom Messelesen dispensirt, und ihm die Erlaubniß ertheilt, das Wort Gottes nach seinem Sinne zu verkündigen! In solchem Geiste wurden damals die Religionsangelegenheiten behandelt! Bitterlich klagten über diese Abtrünnigkeit die alten Stände, wie aus der „Appellation und Berufung der Gottesgelehrten Eck, Faber und Murner, Luzern 1527“ hervorgeht, worin nochmals das Unrecht der Schismatiker und all ihre begangenen Frevel aufgedeckt, ihre Sophismen entkräftet, und die von ihnen aufgestellten Lehrsätze aufs bündigste widerlegt wurden.

Allein Bern nahm auf die wiederholten, dringendsten Vorstel-

lungen seiner ältesten Bundesbrüder keine Rücksicht; vielmehr ward von ihm eine Disputation, auf Sonntag nach der Beschneidung Christi 1528, ausgeschrieben. Diese Einladung erhielt Luzern erst am 6. Jenner und antwortete am nämlichen Tag (uff trium regum MDXXVjjj), indem es über dieß Betragen sich höchlich beschwerte. Murner schreibt ihnen: „Der Zwingli hat zwei Meilen Wegs nicht wollen gen Baden kommen, und Wunderding für Entschuldigung vorgeschlügt, und ihr, Capito und Bucer, seht auch nicht gekommen, als die Sache vor den zwölf Ständen behandelt ward. Es ist nur Luft und Rauch, womit ihr umgeht. Ihr handelt eure Sachen so, daß ich kaum schnell und eilends, mit großer Hast, dieses zu schreiben noch Zeit hatte.“

Vergeblich drangen die treugebliebenen Rechtgläubigen in die Apostaten, um Untersuchung vor den Gesamteidgenossen. „Wir stellen unser Leib, Ehr und Gut, und wollen ihrem Verufen entsprechen mit der Hülfe Gottes, als fromme, ehrliche und christliche Doctoren vor allen Orten einer freien, löblichen Eidgenossenschaft, daß die neuen Prädicanten des ehrlosen, falschen und erdichteten Glaubens, eine löbliche Herrschaft von Bern verführt und mit Unwahrheit betrogen, mit Fälschung der heiligen und göttlichen Schriften und andern mehr Listen, vom Weg der ewigen Seligkeit abgewendet haben.“

Alles umsonst! Die Disputation, welcher Zürichs Bürgermeister, nebst drei Mitgliedern des Raths und fünfundzwanzig andre Personen bewohnten, begann mit erstem Jenner. Zwingli selbst erschien, mit einer Bedeckung von dreihundert Mann (!), obgleich zum weit größten Theil nur seine Anhänger aus den verschiedenen Cantonen zugegen waren, und nur sehr wenige Katholiken sich eingefunden hatten. — Da Jeder die Bibel auf seine Weise auslegte, so konnte der Streit nicht zu Ende gebracht werden, und nur eine Minderheit der Geistlichen pflichtete den aufgestellten Sätzen bei. Eck und Cochläus schrieben gegen diese Disputation, in welcher sie viele wesentliche Irrungen, Widersprüche und Schriftverfälschungen aufdeckten. Indessen zerhieb die Regierung den gordischen Knoten, indem sie sich selbst zum obersten Richter über die Bibelauslegung aufwarf, und somit eine, mehr als päpstliche Machtvollkommenheit sich anmaßte. Die Protestanten wurden als Sieger erklärt, Glaube, Kirchenzucht und Cultus umgemodelt, und dadurch

der Grund zu dem, nachher im Canton ausgebrochenen Bürgerkrieg gelegt. Mit welch empörender Eigenmacht, auch in diesem Canton, von Seite der republikanischen Gewalthaber verfahren, — welche Menge der frevelhaftesten Mittel in Anwendung gebracht wurde, um den alten Väterglauben zu zerstören und die kirchliche Umwälzung zu vollenden, — welch blutige Folgen dann das geknechtete Volk trafen, — darüber enthält C. L. v. Hallers „Gesch. der prot. Ref. des Cant. Bern“ die gründlichsten, aus den unverwerflichsten Urkunden geschöpften Aufschlüsse, deren Kenntniß zu richtiger Würdigung dieses wichtigsten Abschnitts der vaterländischen Geschichte unerlässlich ist.

In Zürich schritt Zwingli, — getreu seinem schon angeführten Wahlspruch —, auf der betretenen Bahn unaufhaltsam fort; zugleich nahm aber auch die Verwirrung immer mehr überhand. Vergeblich hatten die Eidgenossen, zu drei verschiedenen Malen, durch ihre Gesandtschaften, die Zürcher-Regierung ermahnt, von der neuen, alles Unheil bringenden Lehre abzustehen, — vergeblich ihr die kräftigste Mitwirkung zu Abhülfe alles Ueberdrangs zugesichert; denn das neue Evangelium, wie Id. von Arx richtig bemerkt, gewährte dem Rath zu Zürich die herrlichste Aussicht auf große Vermehrung der öffentlichen Einkünfte, und Uebergewicht in der Eidgenossenschaft. Sowie indessen die Völker Deutschlands im Freudentaumel Luthers Lehre umfingen: „daß der Geist keinem Menschen unterworfen sei, und keinen andern Herrn als Gott selbst erkenne“, so verpflanzte sich diese Lehre auch nur zu bald nach der Schweiz, wo Zwingli den Grundsatz aufgestellt und vertheidigt hatte (im 42. Art. der ersten Zürch.-Disp.), „daß, wenn die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten boshaft, und wider das Gesetz Christi (d. h. gegen die Zwinglische Auslegung desselben) handeln, man befugt sei, sie ihrer Stellen zu entsetzen.“ Laut drohten zuerst die, an Deutschland grenzenden Bauern der östlichen Cantone, die Obrigkeiten und den Adel niederzubeugen; und wie dort, in einer Schrift „von der Freiheit des Christenmenschen“, der Beweis durch die Bibel war geführt worden, daß im Neuen Testament die Entrichtung des Zehnten abgeschafft worden, — und es unchristlich sei, von den Gläubigen Zinse und Abgaben zu fordern, so fand diese Lehre auch hier bald Anklang; und nun weigerten sich Thurgauer, St. Galler, Toggenburger, Sarganser, Rheinthaler und Zürcher,

den Zehnten zu stellen. Da sprachen die Bauern zu einander: „Schau, das ist das recht Evangelium; unsre alten Pfaffen haben alle gelogen und falsch gepredigt!“ Schon Salat, und nach ihm Eschudi, berichten, daß die Abschaffung des Zehnten, der hauptsächlichste Beweggrund beim Zürcher-Landvolk, für Einführung der Glaubensreform war; auch Berchtold Haller hatte an Bullinger geschrieben, „daß die Bauern mittelst der Reformation vom Zehnten und andern Lasten befreit zu werden hofften.“ (Und würde wohl nicht überall und zu jeder Zeit, die rohe Volksmasse den Einflüsterungen arglistiger Aufwiegler offnes Gehör leihen, welche ihr die Abschaffung der Zehnten und anderer Territoriallasten in Aussicht zu stellen die Kühnheit hätten?!). Da Zwingli nur immer das klare Wort Gottes gelten ließ, und die Bauern nirgends im Evangelium den Zehnten klar vorgeschrieben fanden, so war in der That ihre Widerseßlichkeit begreiflich, und leicht vorauszusehen. „Nachdem die Stellung des Zehnten von der Regierung wieder beschlossen war, und sich die Bauern in ihrer Erwartung getäuscht sahen, wurden sie unwillig, fluchten den Pfaffen, und redeten auch dem Wort Gottes übel.“ Die östlichen Bezirke klagten, „daß ihre Herren von Zürich ihnen nicht Wort gehalten, sondern die Klostersgüter bei Nacht und Nebel weggeführt haben“; sie meinten, ab den im Land liegenden Klöstern so viel zu lösen, daß sie sich „von der Stadt Zürich loskaufen“ möchten (Bullinger). Bald erreichte die Gährung eine bedenkliche Stufe. Weder Befehle und Drohungen, noch Bitten der Vögte, und selbst der obrigkeitlichen Gesandtschaften, vermochten das „wüthende“ Volk (wie Bullinger sich ausdrückt) zu besänftigen, bis ihm eine schriftliche Einreichung seiner Beschwerden an die Obrigkeit zugestanden ward. In dieser Klageschrift erklärten sie nun, sie anerkennen keinen andern Herrn, als nur Gott; auch seien sie weder Ehrschak noch Zoll, Umgeld u. s. w. schuldig; die Fische im Wasser, Thiere in den Wäldern, Vögel in der Luft, gehören dem Armen wie dem Reichen u. s. w. Immer höher stieg die Erbitterung in einzelnen Cantonen, und die Entzweiung unter den Eidgenossen nahte sich dem längst befürchteten Ausbruch. Bald erfolgten nun jene unseligen Bürgerkriege, welche das Land zerfleischten, und so viele tausend Familien in Elend und Jammer stürzten, worüber die Geschichte der Eidgenossen uns der blutigen Blätter so

manche aufbewahrt. Die alten Urkunden und Chroniken liefern, wie wir bereits sahen, thatsächliche Beweise, daß man nichts weniger als allgemein, dem Werk der Kirchenreform und seinen tollkühnen Urhebern selbst zugethan war. Schon der schlimme Ausgang der lutherisch-zwinglischen Fehde in Marburg, hatte bei den Einwohnern Zürichs eine bedenkliche Mißstimmung hervorgebracht; von der Regierung selbst aber wurden die gewaltsamsten Mittel zur Einführung der Reformen angewendet (mögen auch Zürcherische Scribenten noch so sehr das Gegentheil behaupten —); und im gleichen Manifeste, — der „Unterweisung über die Bilder“, — in welchem der Rath erklärte, daß niemand den andern zum Glauben, noch auch davon dringen soll, gebot er dennoch unter Todesstrafe, daß alle Pfarrer das Wort Gottes nach Zwingli's Auslegung treulich predigen sollen; „denn wo die Hirten nit recht mit dem göttlichen Wort speisen, soll man sie dannen thun, ja gar tödten, nach dem Gesetz Moses.“ Auch die Miteidgenossen wurden von dem übermüthigen Zürich je länger je schnöder behandelt, und die nachdrucksamste Vermittlung der Schiedsorte in Bremgarten ward von ihm keiner Rücksicht gewürdigt; Zürich sträubte sich auf's unbarmherzigste, „wollte von keinem Vergleich hören, und wegen proviant nützlich bewilligen.“ (Waser.) Vergebens schrieben die Bundesgenossen von Straßburg: „es sei abscheulich und gräulich, allen Christgläubigen Proviant und Leibesnahrung seinen Mitchristen abzustreichen, als wodurch nicht die Thäter und Strafwürdigen, sondern vielmehr alte, betagte und kranke Leute, Kindbeterinnen, geborne und ungeborne Kinder und andre Unschuldige gestraft werden.“ Vergebens hatte auch Bern an Zürich geschrieben: „Wir sind im mindesten nicht überzeugt, daß man mit Hellsparthen den Glauben pflanzen könne.“ Zürich, weil es sich zweimal mächtiger fühlte, als alle fünf Orte zusammen, wollte ihnen daher auch nicht ferner auf eidgenössischen Tagen fünf Stimmen einräumen. (Eine bundesbrüderliche Gesinnung, welche sich auch drei Jahrhunderte später auf's neue kundgab!) Ueber die damals in Zürich geherrschte Schreckensregierung ließen sich der sichern und traurigen Belege eine Menge anführen. Umsonst würde man auch zu läugnen versuchen, daß Zürich, den alten beschwornen Bünden — wie Hottinger selbst zugiebt — ganz zuwider, durch Abschneidung aller Lebensmittel, selbst solcher, die in fremden Ländern erkauft waren, seine ältesten

Miteidgenossen zu bekämpfen nicht verschmähte. (Mykonius, Zwingli's Herzensfreund und Biograph, gesteht ganz ausdrücklich die Abschneidung alles Verkehrs — *commeatus* — von Zürich gegen die fünf Orte. S. dessen eigenhändige *narratio veriss. civ. Helv. belli* in der Zürch. Stadtbibl. Codd. Mscr.) Die fünf katholischen Orte beklagten sich 1531 bei der Tagsatzung, daß Zürich sie mit schändem Hohn und Uebermuth behandle, und mit Bern ihnen unchristlicher Weise und den Bünden zuwider, alle Zufuhr von Salz, Korn und andern Lebensbedürfnissen abschneide. Auch andre Stände suchte Zürich zu bewegen, „ihnen und dem Wort Gottes zu Ehren“ den fünf Orten kein Korn und Salz mehr zugehen zu lassen. Der, kurz vorher mit den fünf Orten abgeschlossene, Landesfriede ward von den Zürchern vielfach verlegt; diese ließen kein Zwangsmittel unversucht, um die Annahme der neuen Lehre durchzusetzen, und gaben eigenmächtig Befehle in die gemeinen Herrschaften, ohne Wissen der mitregierenden Cantone, „mit so viel Gebietens“, wie Tschudi sagt, „als ob sy von Zürich allein da Herren wären.“ Der zürcherische Bürgermeister Heinrich Waser, Jos. Simlers Schwiegersohn, schreibt in seiner Chronik: „Von 1529—31 wurden die V Orte von Zürich mit Uebermuth behandelt, und ihnen der Landesfriede nicht gehalten; solche Verschmähung litten sie geduldig; aber der Trutz, Drang und Zwang ward immer ärger. Zürich nöthigte, dem Landesfrieden stracks zuwider, auch die gemeinen Herrschaften zum neuen Glauben und vertrieb den Abbt von Et. Gallen, ja es stiftete sogar Zwiespalt in den fünf Orten selbst.“ Die eidgenössischen Schiedleute, — besonders auch der redliche Gilt Tschudi —, gaben sich alle erdenkliche Mühe, um die ruchlose Sperre abzuwenden; aber vergeblich! Mit Flammenzügen findet sich, in den vaterländischen Archiven jener Zeit, die Klagschrift der, zur Verzweiflung gebrachten Gebirgsvölker eingegraben, worin sie erklären: „daß sie nothgedrungen zu den Waffen greifen, nachdem die Zürcher ihnen sogar alle Zufuhr von Getreide und Lebensmitteln gehemmt und abgestrickt haben, um nicht nur sie, sondern auch ihre Kinder im Mutterleibe der Hungersnoth preiszugeben. „Sy sollend inen thun, als sy wolltend, daß inen hinwider von inen auch beschehe, wie sy das Evangelium, des Anbenger sy sich zu syn berümtend, lehrt.“ Und in dieser Sperre entdeckte ein neuer, hochherziger Biograph Zwingli's — Cal. Hess —

den Beweis, daß damals in Zürich „die gute Sache“ die Oberhand behielt! Dürsteler hingegen, in s. Ehr. Mscr. 4 B. fol., auf welchen sich sonst die Zürcherischen Historiker in allen, ihren vor-gefaßten Meinungen zusagenden, Punkten so gerne berufen, hält allerdings diesen Krieg für „erzwungen, indem die Zürcher den Bogen allzuhoch gespannt, und souveränen Mischständen in Glaubenssachen eigenmächtig Gesetze vorschreiben wollten.“ Auch Gelzer in seinen „drei letzten Jahrhunderten der Schweizergesch.“ tadelt die Abschneidung der Zufuhr an die fünf Orte als eine Maßregel, die grausamer und unkluger war, als ein wirklicher Krieg; zugleich gesteht er, daß die Reformirten sich unlängbar, vor Ausbruch dieses zweiten Cappelkriegs, ungesetzliche Uebergriffe auf gewaltsame Art erlaubt hatten.

Als Haupttriebrad und Aufwiegler in dieser unheilvollen Fehde erscheint der große Schweizer-Reformator Zwingli. Wer von diesem Vorwurf ihn loszusprechen versuchen will, zernichte vorher die unverjährbaren, authentischen Urkunden jener Zeit in den schweizerischen Archiven und Geschichtsbüchern, welche noch der späten Nachkommenschaft die handgreiflichsten, unverwerflichsten Belege für diese Anschuldigung überliefern werden. Der ehrwürdige, allgeachtete Tschudi bezeugt ausdrücklich, „daß Zwingli diesen Handel öffentlich auf der Kanzel betrieb, und Verachtung gegen die fünf Orte predigte“; ferner, daß Zwingli „die Abstrickung der Lebensmittel gegen die fünf Orte angestiftet, und von der Kanzel als göttlich billige Sache empfohlen hatte, mit Beifügen, daß es doch noch besser und Gott gefälliger wäre, daß man sie als Gottes offene Feind bekriegen sollte. Das ward von denen von Zürich an die von Bern gebracht, und war dero von Zürich Stimm, den Krieg zu Handen zu nehmen. Aber die von Bern widerriethen auf diesmal und dünkt sie besser zu seyn, ihnen vorerst die proviant abschlagen, und zu sehen wie sich die fünf Ort dabei anlassen wölthind.“ Auch Zwinglis Brief an seine Freunde vor der Cappel-Schlacht, worin er ihnen zuruft: „Fürchtet den Krieg nicht! der Friede nur, an welchem viele so fest hangen, ist Krieg, und der Krieg, auf welchen wir dringen, ist Friede“, — dieser Brief, sagen wir, ist der unbestechbaren Geschichte als bewährte Urkunde anheimgefallen. Auch mag es wohl Hotttingern genug Ueberwindung gekostet haben, das Geständniß abzulegen, „daß Zwingli durch alle ihm zu

Gebotne stehenden Mittel die Zürcherische Regierung zum Kriege zu stimmen gesucht habe, — daß er auf Reinigung des Kleinen, wie auch des Großen Raths drang, und seinen Gegnern — mittelst der ihm gewognen Mehrheit der Regierung — Schrecken einzufloßen keine Mühe sparte, — daß er hierauf meistens bei den Sitzungen des — aus seinen entschiedensten Freunden gebildeten — Geheimen Raths zugegen war, und in den Protokollen als Beisitzer genannt wurde, auch auf förmliche Auffagung der Bünde mit Schwyz und scharfe Sperre aller Zufuhr gegen diesen Canton antrug, — daß er nach Möglichkeit jede Vermittlung der eidgenössischen unparteilichen Stände hinderte, und — ungeachtet Bern, jeden Beistand verweigernd, Zürichs Verfahren als uneidgenössisch und unredlich erklärte — dennoch beharrlich auf Krieg drang.“ (S. Zwingli's Brief an seine Obrigkeit im Zürich. Staatsarch. DCXI, 5.) An einer andern Stelle heißt Hottinger seinen Zwingli einen „eben so muthigen Krieger, als kenntnißvollen, gewandten Staatsmann.“ Auf der Zürcher Stadtbürgerbibl. Codd. Mscr. findet sich das Autographum „Zwingli's Rathschlag“ vom J. 1529 aufbewahrt, worin sehr umständliche Anleitungen für die bevorstehenden kriegerischen Operationen enthalten sind, den zweifelhaften Grenzbezirken mit Raub, Brand und Mord gedroht, verschiedene Streifcorps angeordnet werden u. s. w. p. 5. „Item den Pündten anzeigen, das sy ouch von stundan, die Gueter der Gotshüseren zu iren Handen nemind, wie ouch mine Herren geton habend mit zimlicher bescheidenheit. söliche practik sol man ouch mit denen von St. Gallen verlaßen, das sy von stund an das kloster ynnemmind, Abt, münch, hab und alles das da ist.“ p. 8. „Reiserstul und dieselhofen by verbrennen und verderben, so verre sy es guetlich nit tun wölltind, tröwen, das sy niemand durch ire furt laßind“. ibid. „die iij tusend schickte man schnell für horgen, über die schindellege und alten matt gen schwyz gen kilchgaß. Da bhend in der kilchen was von silber und gold wär, raumen, derglychen in den Hüsern und g'fangen hinführen wyb und kind der Gwaltigen und sich bhend widrum fehren Horgen zu. Wenn sy uns vor gebrennt hettind, dörste man ze kilchgaß zu schwyz nit me denn das rathhus wol anzünden, mueste das ganz dorf brennen“ u. s. w. Nach Hottingers Urtheil zeugen diese Eingaben von der „tiefften Kenntniß der Verhältnisse der Politik

und aller Falten des menschlichen Herzens“; auch ist darin der zweckmäßigste Gebrauch der verschiedenen Waffenarten dargestellt, mancher strategische Kunstgriff angegeben, u. s. w. Zugleich gesteht dann übrigens der nämliche Hottinger, daß vor Ausbruch des zweiten Cappeler-Kriegs in Zürich gewaltige Gährung und Erbitterung, auch Mißtrauen und Uneinigkeit, selbst im Rathe, gegen Zwingli, als „den Stifter des einheimischen Kriegs und Ursacher aller Noth, als übermüthigen Frevler aller Rechte, als Zwingherrn gleich Landenberg und Gessler, der allein dem Frieden mit den fünf Orten im Wege stehe“, herrschte; und daß „auf dessen Betreiben, dem geschwornen Brief entgegen, eine Aenderung in der Wahlordnung des Großen Raths war vorgenommen worden, welche viel und großen Meid und Haß gegen Zwingli zuwegegebracht hatte.“ Selbst Sal. Hess giebt — sowie Hottinger — zu, „daß Zwingli meistens die Beschlüsse der Regierung von Zürich in Religions- und Kirchensachen entworfen und geleitet habe“. (Salat findet den Grund solch unverföhnlicher Aufhegung — und wohl nicht mit Unrecht — in Zwinglis damals verzweiflungsvoller Lage, in welcher ihm der kriegerische Entscheid noch als einziges Hülfsmittel übrig blieb.) Es zeugt daher wahrlich von einem sehr oberflächlichen Studium der vaterländischen Geschichte, wenn ein Zürcher-Scribent — E. Drelli in seiner Darstellung der Ref., Thur 1819 — zu behaupten sich erdreistet, daß Bern auch „Zürich verleitet habe“, gegen Zwingli — des wahren Eidgenossen — ernste Warnung, „Kornsperrre gegen die katholischen Bundesbrüder zu verhängen“, — und wenn J. C. Bögelin in seiner s. g. Gesch. d. schw. Eidg., auch nach ihm Gelzer, fabelt, „daß Zürich ungern in die Abschneidung der Zufuhr gewilligt, und daß Zwingli ernstlich davon abgemahnt habe.“ Wo ließen sich je ältere oder neuere Geschichtschreiber solche Widersprüche und Entstellungen zu Schulden kommen?! Welch beachtenswerthe Nuhanwendung ergäbe sich nicht vielmehr aus des Zürcherischen Predigers Gäsi pathetischem Rufe: „Wer die gesetzlichen Schranken durchbricht, um einer auch noch so heilbringenden Lehre Eingang zu verschaffen, — sei er im Uebrigen noch so untadelhaft und bescheiden —, im Augenblicke, wo er zu gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nimmt, folgt er nur dem Triebe seiner Leidenschaft, und ist Sklave seiner Gefühle“!?

Der verhängnißvolle Krieg gegen die, dem alten Väterglauben treu gebliebenen Nachbarcantone brach los, und jener osterwähnte Zwinglische Lobredner gesteht selbst, „daß alles ohne Ordnung und Plan, in großer Verwirrung geschah, daß die gehofften Kampfgenossen sich auf dem Hülfzug absichtlich versäumten und abfielen, als es gerade am schlimmsten stund (mit Ausnahme der Thurgäuer, welche — laut Waser's Meldung — mit gen Cappel zogen), daß dann auch die Zürcher an Ehre, an Gut und an Volk großen Schaden litten, und daß allgemeine Verzagttheit sich ihrer ganzen Stadt bemächtigte. Gelzer in s. drei letzten Jahrb. der Schw.-Gesch. bemerkt hiebei: „Auf der Seite der Katholischen war jetzt die meiste Kraft, Ausdauer und Eintracht. Sie konnten sich darauf berufen, daß nicht sie den Landsfrieden gebrochen, während die Reformirten sich mit Ausländern in Verbindungen eingelassen; sie konnten mit Zuversicht behaupten, daß nicht sie, sondern die Reformirten durch die harte Sperre den Krieg angefangen, so daß sie jetzt nur zur gerechten Selbsthülfe die Waffen ergreifen.“ Den Erfolg der Schlacht selbst dürfen wir als bekannt voraussetzen, und das Loos des Urhebers haben wir bereits, zwar ohne romantischen Schmuck, aber der geschichtlichen Wahrheit gemäß, dargestellt. Eine der nächsten Wirkungen dieses Ereignisses war die Unterhandlung der zürcherischen Landschaft durch ihren Abgeordneten, einen Bauer, Namens Suter, mit den fünf Orten, worüber er dem, zu Horgen im Feld gelegnen zürcherischen Kriegsrath umständlichen Bericht erstattete. Die verschiednen Chronikschreiber stimmen dießfalls in der Hauptsache überein. Der oberste Hauptmann, Escher von Zürich, wollte zu keiner Nachgiebigkeit sich bequemen, allein die Landschaft drang beharrlich auf Frieden, indem sie vorstellte, daß beim Krieg das Land weit mehr als die Stadt zu leiden und zu verlieren habe, wie die Erfahrung schon sattsam gezeigt; je größer der Feind Mangel habe, um so verzweifelter wehre er sich; man habe groß Unrecht gegen die fünf Orte begangen, Bünde und Landsfrieden gebrochen, Proviant abgeschlagen u. s. w., „darum ist Gott über uns erzürnt und kriegt selbst wider uns. Die Berner haben uns im Stich gelassen; so machten sie's immer in unsern vordern alten Kriegen, und halfen uns nur zum Verderben; daher das Sprüchwort von unsern Altvordern: die von Zürich leiden eher ein Schaden dann ein Schand, die von Bern

aber eher ein Schand als ein Schaden; jeß soll uns der Schaden wickig machen? Dann ward beschlossen, ohne Widerred, den verordneten Anwälten volle Gewalt zu geben, so gut möglich zu handeln, und ohne einen gemachten Frieden nicht wieder zu kommen, und ihn anzunehmen, so gut sie ihn erlangen mögen. Die fünf Orte wußten nicht, was die Zürcher gerathschlagt hatten, und daß sie so weich worden waren, sonst hätte man ihnen den alten christlichen Glauben wieder bedungen; aber Schultheiß Dolder von Luzern wehrte sich stark dagegen, „wollen sie nit an Gott glauben, so mögen sie an den E... glauben“. Diesem Rath ward durch das Mehr gefolgt, weil man eben nicht wußte, daß die Zürcher sich Alles hätten gefallen lassen; derselb Schultheiß und die mit ihm stimmten, Ammann Troger von Uri und Ammann Eboß von Zug lebten nicht viel Jahr mehr, auch ward nit mehr als um Ein Hand das Mehr. — Die Zürcher nahmen die ihnen vorgeschlagenen Friedensartikel alle sogleich an, und frugen noch: ob sonst weiter nichts von ihnen begehrt werde? Drauf sprach Escher: So sey Gott gelobt, daß wir wieder Lieb Eidgenossen sind; alle boten einander die Hand und giengen ihnen die Augen über. — Im ersten Artikel des hierauf geschlossenen Friedens verheißten die Zürcher, ihre getreuen lieben Eidgenossen von den fünf Orten bei ihrem „wahren, ungezweifelten, christlichen Glauben“ zu lassen; dagegen wollen die fünf Orte auch die Zürcher bei ihrem „Glauben“ bleiben lassen. Wollen Einige in den gemeinen Herrschaften den „alten, wahren, christlichen Glauben“ wieder annehmen, so geben die Zürcher dieß zu.

Bald nachher fand eine Tagleistung des zürcherischen Landvolkes in Meilen Statt, in welcher eine ernste Vorstellungsschrift an die Obrigkeit zu erlassen beschlossen ward. Diese Urkunde ist Zinstag vor Andrea 1531 datirt, und die Landesauschüsse führen darin eine sehr derbe, entschiedene Sprache. „Ohne Wissen und Willen der Landschaft“, so erklären sie, „soll sürohin nicht gekriegt werden mögen; die Geistlichen, um deren Nutzens willen der nit sollend Krieg an die Hand gewachsen, der uns so übel erschossen, sollen nicht ferner mit weltlichen Sachen sich beladen; hinfür soll die Regierung Prädicanten wählen, die friedsam seien, und soll der hergelaufenen Pfaffen und „Schwaben“ abstehen, die aufrührerischen Schreier, welche die friedliebenden Leute öffentlich von der Kanzel als gottlos schelten, hinwegthun, auch Rei-

nem hinfür eine Pfrund weiter verleihen, dann von einem Jahr zum andern, und keinen einer Gemeind aufbinden, der ihr nicht angenehm sei u. s. w.“ Diesem Verlangen ward, mit landesväterlicher Huld, ohne Zaudern entsprochen. „Auf diesen Fürtrag ward der Schrecken dermaßen in Predicanten, Bürgermeistern, Großen und Kleinen Rätthen und Bürgern so allgemein zu Zürich, daß der Landschaft in ihrem Begehren an ihr gut Vergnügen gewillfabret wurde.“ (Ein, für die Zürcherische Geistlichkeit freilich nicht sehr behagliches, Vermächtniß ihrer hochgepriesenen Reformation!)

Hier können wir nicht unbemerkt lassen, daß die Katholiken, ob sie gleich nach dieser Schlacht die Gewalt hatten, Bedingungen vorzuschreiben, dennoch mit einer Mäßigung verfahren, deren sie vielleicht von der andern Seite sich nicht zu erfreuen gehabt hätten. Bei den Reformirten herrschte große Mißstimmung und eine solche Erschöpfung, daß Zürich es erleben mußte, wie die fünf Orte ihm an den Kriegskosten fünfzig Kronen nachließen, und dazu bemerken durften, sie thun dieß, „damit man spüren möge, daß sie gute treue Eidgenossen sein wollen.“

In diesen Zeitpunkt fällt auch „Bullingers trefflich Bedenken, wie ein liebe Stadt Zürich wider die V Orte am besten könne ihr Ehr und Gut behalten.“ Da heißt es unter anderm: „Kein Freundschaft hilft nüt diesen Leuten; so muß man erwählen das Recht oder offenen Krieg. Der Krieg ist nicht zu rathen aus vielen Gründen. Das Recht ist auch nicht für uns; denn es ist kein frei, sondern ein parteijisch verdinget Recht, nach Laut und Sag der Bünde, deren Buchstabe auf Ihrer Seite gut, und wider uns übel lautet.“ (Peter Füssli Chron.)

Die bedenklichste Verwirrung griff nun auch in andern Gegenden der Schweiz, sowie in Deutschland, immer weiter um sich. Mit dem Joch der Kirche, schüttelte hier und dort das Volk jedes Band, auch die nothwendigsten Gesetze, von sich, um aller Pflicht gegen Obrigkeit und Vaterland sich zu entledigen. Das Pantheon anab. et enthus. 1702 liefert die kläglichsten Belege, welch großes Unheil der Pöbel verbreitete, indem er jeden ordnungsmäßigen Religionsunterricht verschmähte, jeden noch so tollen Einfall, als Offenbarung vom Himmel ansah, und durch keinerlei Ansehen sich von den bedaurlichsten Ausschweifungen zurückhalten ließ.

„Jedermann“, schreibt selbst der reformirte Lauffer VII, 279., „wünschte nun eine Veränderung; der eine aus Liebe zur Neuerung, der andere aus Eigennutz, ein dritter aus Ehrgeiz; andre wieder aus Liebe zur Ungebundenheit, um ihrer Gelübde los werden und sich in den Ehestand begeben zu können“ u. s. w. Von Unterwürfigkeit und Gehorsam war gar und ganz keine Rede mehr; der Freiheit folgte Zügellosigkeit und Anarchie. Jeder maßte sich das Recht an, die Kirche umzugestalten, Dogmen nach seiner Willkühr aufzustellen, und jedem gesetzlichen Ansehen Hohn zu sprechen. Die s. g. Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ward zur wirklichen, ganz eigentlichen Revolution, d. h. zur gewaltsamen Umwälzung (wie selbst Bretschneider in seiner Allg. Kirch.=Z. gesteht), welche jedoch von den Herrschenden unterstützt ward, indem diese dadurch zu größerem Güterbesitz, mittelst Aufhebung der Klöster, und zu größerer Gewalt, mittelst Beseitigung der, ihre bisherige Herrschaft hemmenden, kirchlichen Schranken gelangten. —

Streit und Verfolgung wurzelten tief im Schooß einer Kirche, in welcher, nach den Grundsätzen ihrer Religion, nur allgemeiner Friede, Bruderliebe und Wohlwollen herrschen sollte. Das große, verführerische Beispiel, welches die Reformatoren den Freunden einer schrankenlosen Freiheit gegeben hatten, konnte nicht so leicht wieder in Vergessenheit geraten; und gar viele, welche das Joch des römischen Stuhls abgeschüttelt hatten, weigerten sich, ihr Gewissen von Mönchen beherrschen zu lassen, die das ausschließliche Recht sich anmaßten, die Schrift zu erklären, deren Auslegung doch — nach ihrer eignen Behauptung — Jedermann freistehen sollte. Jene Aufwiegler sahen nicht ein, daß es zwischen unbedingter Freiheit und unbedingtem Gehorsam keinen Mittelweg giebt, daß, wer in einem Fall, bei Religionsfragen das menschliche Ansehen verwirft, sich nicht leicht in andern Fällen von demselben unterjochen lassen wird, und daß es keine gefährlichere und verhasstere Einschränkung der Menschenrechte giebt, als wenn man sich, unaufgefordert, andren zum Mittelmann zwischen Gott und ihrem Gewissen aufdringen will. Von christlicher Duldung hatten überhaupt die Reformatoren so ganz und gar keinen Begriff, daß sie vielmehr in die protestantische Kirche den Geist der Herrschaft und Lieblosigkeit, — den heftigsten Verfolgungsgeist verpflanzten,

welchen man selbst am römischen Hof vergeblich gesucht hätte. Die Jahrbücher der Intoleranz können kein scheußlicheres Beispiel von Religionseifer und Grausamkeit aufweisen, als die Hinrichtung Servets, welcher (siehe 1. Abth. S. 136), in einer protestantischen Stadt, durch den allgewaltigen Einfluß protestantischer Kirchenlehrer, zum Feuertode verurtheilt ward, — wegen eines Verbrechens (Negation der göttlichen Dreieinigkeit und der Gottheit Christi), das sich die angesehensten, protestantischen [s. g. Gottesgelehrten unsrer Zeit zum höchsten Ruhme und Verdienst rechnen. Was Calvin zu vollbringen sich nicht scheute, das ward auch von dem — sonst sanften und duldsamen — Melanchton, sowie von Bullinger — in seinen Br. ad Polonos vom Jenner 1556 — unbedenklich gutgeheißen. Früher schon hatte Luther und andre Wittenbergische Gelehrte, dem Landgrafen von Hessen ein, auch von Melanchton unterzeichnetes responsum theologicum eingereicht, „daß man die Ketzer am Leben strafen könne“. In eben diesem Sinne erklärte sich auch die Lüneburgische Kirche. In Sena wurden Wiedertäufer, nach dem Spruch der Wittenbergischen Juristen, durch's Schwert hingerichtet; eben so unbarmherzig verfuhr man mit ihnen in der Schweiz, wo auch Gotteslästerer enthauptet wurden (1529 in Basel); in Leipzig ward solchen Bösewichtern die Todesstrafe durch's Feuer von den Juristen zuerkannt. In Lübeck wurden, noch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, Gotteslästerer durch's Henkerschwert aus dem Wege geräumt. Dieß waren die Früchte einer Reformation, welche das Recht der allgemeinsten Denk- und Glaubensfreiheit zu behaupten, die Menschheit erleuchten und besänftigen zu wollen sich rühmte! Wer kann läugnen, daß die, von den Reformatoren etwa beabsichtigten, Vortheile wieder weit überwogen wurden, von der furchtbaren Erbitterung, welche die Reformation, nicht nur zwischen Katholiken und Protestanten, sondern hauptsächlich, und vielmehr noch, zwischen den verschiedenen Parteien der Protestanten untereinander, erweckte; und daß, genau betrachtet, die menschliche Vernunft nur einer andern Herrschaft zu huldigen bestimmt ward, da in den protestantischen Ländern die, als unentbehrlich gefühlte Würde eines geistlichen Oberhauptes, mit der höchsten weltlichen Macht vereinigt wurde, und diese letztre nun, als gebietender Schiedsrichter in Glaubenssachen anerkannt wird.

Unbegreiflich ist's auch in der That, wie Zwingli den Päpsten so heftig den Vorwurf macht, daß sie, neben dem Hirtenstab, auch das Schwert führen; giebt er ja doch selbst auch seiner obersten Staatsbehörde, neben dem Schwert, den Hirtenstab in die Hände. (Und diese spricht immer noch, in ihren neuern Gesetzbüchern, von „aufhabendem bischöflichem Amt über die evangelisch reformirten Kirchen und Schulen.“) Verträgt sich, in der Hand eines Magistrats der protestantischen Schweiz, der Bischofsstab mit der weltlichen Gewalt — dem Schwerte —, so wird doch wohl, auch in der Hand des Papstes, beides sich vertragen. Vielleicht sogar führt Letzterer eben so gewandt und mild das Schwert, als jener den Hirtenstab. — Wenigstens klagte schon Melancthon, daß man, statt eines leichten Jochs, ein eisernes sich aufgehalsset habe, und daß die Weltlichen sich schrecklichere Gewalt aneignen haben, als je die Päpste. In monarchisch-protestantischen Staaten, hat es vollends noch eine seltsame Bewandniß mit dem landesbischöflichen Hirtenamt. „Diese Suprematie in England dem königlichen Haupt einräumen, heißt“ — wie Cobbet richtig bemerkt — „sie nach Umständen einem Weibe, oft einem Kinde, und selbst einem Kindelein einräumen.“ Ein angesehener, protestantischer Theologe sagt: „daß in unsrer Kirche die oberste Leitung und letzte Entscheidung auch in eigentlich geistlichen Sachen, bei einer Person, die nicht geistlichen Standes ist, bei dem Landesherrn steht, das ist ein, in Eile und Unordnung begangener Fehler, den man auf ordentlichem Wege wieder gut zu machen hat“. Hiezu bemerkt ein Anderer: „Eine Person aber, welche die oberste Leitung und letzte Entscheidung in eigentlich geistlichen Sachen, unabhängig vom Landesherrn hat, ist ein Papst.“ (Harms 95 Sätze, von einem aufgekl. Theol. comment. und beurtheilt.) Und in der Allg. Darmst. Kirchen-Z. von 1829 heißt es: „Aufrechtig, und mit mir gewiß viele tausend protestantische Geistliche, möchten lieber von dem geistlichen Bischof eines fremden Landes, aber zu unsrer Kirche gehörig, dem ein geistliches Collegium mit Rath und Stimmgebung zur Seite steht, Vorschriften annehmen über das, was und wie wir zu lehren und wie wir die Feier des Cultus einzurichten haben, als von dem eignen Landesherrn, der doch immer nur ein Laie ist, wenn er sich auch Summus episcopus nennt.“

Wenn dann Ruchat in s. Reformationsgeschichte, die Beleuchtung I. Thl. zweites Heft.

hauptung wagt, daß die katholische Religion nur durch Unwissenheit, Eigennuß, Gewalt und Betrug sich erhalten habe; so fragen wir hinwiederum, jeden redlichen und aufrichtigen Protestanten, ob nicht vielmehr gerade diesen Mitteln, die Reformation ihren Ursprung und Fortgang zu verdanken habe? — der Unwissenheit, indem überall das unwissende Volk über Glauben und Kirchenzucht entschied; — dem Eigennuß, indem Plünderung der Kirchen und Klöster einen Hauptzweck der Reformation ausmachte; — der Gewaltthätigkeit, indem mit bewaffneter Hand die Altäre und Bilder zertrümmert, Tempel zerstört, und durch Feuer, Schwert und Verbannung, die Völker zur neuen Lehre genöthigt wurden; — der Lüge und Unredlichkeit endlich, indem, nach dem eignen Geständniß des großen Reformators, in s. Briefe vom August 1530 an Melancthon, er und seine Gehülffen sich allerdings auch der Ueberlistung, der Lügen und andrer Vergehen, zum Behuf ihres Reformationswerkes, schuldig machten.

Doch, wir enthalten uns des eignen Urtheils über die kläglichen, unmittelbaren Wirkungen des Reformationswerkes, und lassen dagegen, — als die zuverlässigsten Beweise —, die vollgültigen Zeugnisse seiner Urheber selbst, und andrer glaubwürdiger Zeitgenossen sprechen.

So schreibt Calvin (Br. an Melancthon p. 145): „Es ist äußerst wichtig, zu verhüten, daß die künftigen Jahrhunderte, von den unter uns herrschenden Spaltungen, doch ja nichts erfahren; denn es ist über alle Vorstellung lächerlich, daß seit dem Anfang einer Reformation, da wir nun mit der ganzen Welt gebrochen haben, wir unter uns selbst immer uneinig sind.“

Ebenderfelbe (in s. Br. p. 5.): „Nun erst erkenne ich den ungemeinen Schaden, den wir der Kirche, durch unser voreiliges Urtheil und unsre unüberlegte Hefigkeit, zugefügt haben; denn das, an Freiheitsfönn nun gewöhnte Volk, hat alle Bande zerrissen, und begehrt nicht ferner unsre Beihülfe, um Jesum Christum zu suchen.“

Im libr. de scandalis, Genfer Ausgabe 1551, p. 90, klagt er: „O wie viele bekennen zwar das Evangelium mit dem Mund, schänden aber dasselbe durch die größten Ausschweifungen, durch den ruchlosesten Lebenswandel; mit dem Mund nur ehren sie Gott, aber mit ihren Handlungen verläugnen sie ihn. Eine wahre Gotteslästerung ist es, das Evangelium selbst als Deckmantel

der Verbrechen zu mißbrauchen. Die Pastoren, ja die Pastoren, welche die Kanzel, den erhabenen Lehrstuhl Christi, besteigen, — die sich durch tadelloses Betragen vor allen übrigen Christen auszeichnen sollen —, sie selbst liefern jetzt gar oft die ärgerlichsten Beispiele der Sittenverderbniß und aller Laster. Daher sind ihre Predigten ohne Einfluß und Ansehen, wie die Fabeln eines Possenreißers auf der Bühne. Und solche Prediger wollen sich noch beklagen, daß das Volk sie geringschätze und spottweise mit Fingern auf sie zeige; ich aber muß vielmehr noch über die Geduld des gemeinen Volks mich verwundern, daß nicht Weiber und Kinder Roth und Kehrlicht auf sie werfen. Solche Prediger müssen dann freilich auch zu jedem Fehler Andern durch die Finger sehen, und ihnen noch gute Worte geben.“

Bucer machte dasselbe Geständniß, und fügte bei, „daß man bei der Reformation keinen andern Zweck hatte, als eine Religion zu erfinden, in welcher man ganz nach seiner Neigung leben könne.“ Gleiche Klage äußert Geisshäuser (Mykonius), Nachfolger Oekolampads in Basel.

Der sanfte und unglückliche Melancthon, welcher durch die Hälfte seines Lebens seinen Uebertritt zur Secte der Reformirten beweinte, schrieb im innigsten Vertrauen an einen seiner Freunde, 2. B. 202. Br.: „Ich habe mehr Thränen geweint über das Unheil der Reformationspaltungen, als Wasser in der Elbe fließt. Das Volk will das, im Freiheitsstaumel abgeworfne Joch sich nicht wieder auflegen lassen; besonders die Reichsstädte, welchen nicht die Religion, sondern die Freiheit am Herzen liegt. Unfre Anhänger streiten nicht für das Evangelium, sondern um zu herrschen. Die Kirchenzucht ist ganz im Verfall. Ueber die wichtigsten Dinge ist man im Zweifel. Das Uebel ist unheilbar.“

Ebenderfelbe cons. Theol. p. 249 sagt: „Durch nichts ward unser Evangelium mehr in Mißcredit gesetzt, als durch die in unsrer Mitte eingerissnen Spaltungen. In der Verwirrung der, die Köpfe durchkreuzenden Ideen weiß man wohl, wem man ausweichen, aber nicht, wem man folgen soll.“

Wolf Köpflin, genannt Capito (Hosprediger und Vertrauter des Erzbischofs Albrecht von Mainz, nachher berühmter protestantischer Lehrer in Straßburg, und Gefährte Bucers), schrieb an seinen Freund, Wilhelm Farel in Genf: „Das Ansehen der Pre-

diger ist vollständig vernichtet; alles neigt sich zum Untergang. Wir haben keine Kirche mehr, selbst nicht eine einzige, wo man nur noch eine Spur von Disciplin fände. Das Volk sagt uns feck heraus: ihr wollt euch zu Tyrannen der Kirche aufwerfen, ihr wollt ein neues Papstthum einführen. Das Volk hat allen Zügel gewegworfen, und ruft uns zu: wir kennen das Evangelium genug; gehet, und predigt denen, die euch hören wollen. Um Christum und seine Lehre zu finden, bedürfen wir eure Lehre nicht.“

Erasmus de lib. arb. sagt: „Wie kann ich mich überzeugen, daß solche Leute vom Geist Christi angetrieben werden, da ihre Sitten gar so sehr von seiner Lehre abweichen? Früher machte das Evangelium aus Unbändigen Sanftmüthige, aus Raubsüchtigen Wohlthätige, aus Ungefügigen Friedfertige, aus Verläumdern Liebevollen; aber diese Neuen werden wie Rasende, bemächtigen sich durch Betrug fremder Güter, erregen überall Unruhen, und verläumdern ihre eignen Gutthäter.“

In seinem Sendschreiben an die Brüder in Niederdeutschland und Ostfriesland, sagt ebenderfelbe: „Ich spreche nicht von bloßem Hörensagen, sondern aus selbsteigner Erfahrung; jene, welche ich ehemals als redliche, unverdorbene, treuherzige Leute kannte, sind gar nicht mehr zu erkennen, sobald sie zur Sekte der sogenannten Evangelischen übertreten; jetzt sprechen sie nur von Mädchen, werfen ihre frechen Blicke überall herum, versäumen das Gebet, sind eigennützige, rachsüchtige, eitle Menschen. Kurz, ich rede aus Ueberzeugung: aus diesen Leuten ist eine Natterbrut geworden. Zeige mir nur einen Einzigen, der durch sein neues Evangelium ein besserer Mensch geworden sei; wohl aber zeige ich dir viele, die schlechter und liederlicher geworden sind.“

An einer andern Stelle: „Diese elenden Leute vermochten durch ihr Gebet nicht einmal einem hinkenden Pferd zu helfen; ihre Wunderthaten sind. Feuer, Blut, Todschlag, Missetheile; ihr Gott ist nicht der Gott des Friedens, sondern der Entzweiung.“

„Die Herolde dieses neuen Evangeliums trachten nur nach zwei Dingen, nach Geld — und Weibern; obschon sie in die manigfaltigsten Secten sich zersplittern, huldigen sie doch alle gleichmäßig dem Bacchus und der Venus, und haben dem Fasten und der Keuschheit den Krieg erklärt. Ich sah einen abfallenden Mönch, welcher drei Weiber zur Ehe nahm, und einen abtrünnigen Priester, welcher eine Ehefrau heirathete.“

„Die neuen Dogmen sind freilich anziehend. Niemand ist verpflichtet zu beichten; die päpstlichen Verordnungen von Enthaltensamkeit und Fasten wirft man auf die Seite; durch genugthuende Werke hat man sich nicht abzuhärten, da Christus ja überflüssig für uns bezahlt hat; in Betreff des ewigen Heils kommt es nicht darauf an, ob deine Werke gut oder böse seien; glaube nur, daß er dich zu erlösen gestorben sei, so bist du deiner Seligkeit gewiß, wie deine Werke auch immer mögen beschaffen sein. Gelübde gelten künftig nicht mehr, und die bereits abgelegten werden aufgehoben; niemandem ist's verboten ein Weib zu nehmen. Solche Lehren schmeicheln freilich dem Ohr, aber in dem Honigbecher ist verborgenes Gift enthalten. Diese Leute scheinen zu glauben, daß ich im Herzen mit ihnen einverstanden sei, und daß nur Furcht und Hoffnung mich vom öffentlichen Bekenntniß abhalten. Ja, wirklich hält Furcht und Hoffnung mich von ihrer Gemeinschaft ab. Ich fürchte nämlich die Hölle, wenn ich wider die Stimme meines Gewissens mich zu einer Lehre bekenne, welche ich für gottlos halte; ich hoffe hingegen eher Verzeihung meiner Sünden von Gott, weil ich, trotz aller Anlockungen, dennoch der Kirche nicht untreu geworden bin.“

Duditius in den theol. Br. des Theod. Beza p. 13. ruft aus: „In welcher Lage befinden sich doch die Unsrigen! Von jedem Wind der Lehre hin und her getrieben, wissen sie allenfalls, was sie heut für eine Religionsmeinung haben, aber nie, was sie morgen glauben werden; sobald der eine Lehrer sich einem Glaubensartikel nähert, wird er gleich von einem andern als gottlos verschrieen; menstruum habent fidem, — jeden Monat wechseln sie ihren Glauben.“

Georg Major de confus. dogm.: „Traurig ist's in Wahrheit, wenn man all' unsre Spaltungen und Zerwürfnisse bedenkt; das Volk weiß aus Verwirrung nicht mehr, wo es die Wahrheit finden soll, und ob Gott noch eine Kirche auf Erden hat.“

Musculus sagt: „Will man eine Bande von Schurken und Ruhestörern sehen, so suche man sie nicht unter dem Papstthum, sondern man gehe in die Städte und Länder, die jetzt lutherisch und evangelisch genannt werden; da wird er zu sehen kriegen, bis auf den höchsten Gräuel und Ekel, daß ihm auch das Herz darüber wehe thut, und er sich, als vor dem scheußlichsten Meerwunder, entsetzen wird.“

Und wie urtheilt der große Luther selbst über die Wirkungen seines Erlösungswerkes? (dieser — „nächst der Geburt des Welt-erlösers — segensreichsten aller Weltbegebenheiten“, — wie ein neuerer Schw. Theologe sich ausdrückt. S. Abthl. 1. S. 218.)

„Wir erfahren jetzt, welch gar ein gräulicher Geiz die Herzen fast Aller besessen hat. Niemand erzeigt Milde den Armen, wie er billig sollte; (warum sollte; da doch jedes gute Werk von Luther selbst als Todsünde war erklärt worden?) Man entdeckt nur immer neue Wege und Weise, um alle Ding und Waaren zu steigern. Aber siehe die vorige Zeit an! da schneit es zu mit aller Macht: da war jedermann willig zum geben. Welch ein Wust ist jetzt zu Leipzig; die ist doch gar in Geiz ertrunken. Summa: die Welt ist des Teufels, und die Leute sind eitel Teufel geworden.“ (Nachlese aus Dr. M. Luthers Schriften, S. 208.)

Aus Post. Cap. I. Dom. Adv.: „Die Welt verschlimmert sich täglich und wird immer schlechter. Die Menschen unsrer Zeit sind weit mehr zur Rachsucht geneigt, weit geiziger, gefühlloser, unbescheidner und widerspenstiger, kurz weit schlechter als zur Zeit des Papstthums.“

Aus Serm. Conv. germ. p. 55.: „Es ist eine eben so auffallende als ärgerliche Erscheinung, daß die Welt täglich schlechter wird, seit man die reine Lehre des Evangeliums durch das Licht der Aufklärung erleuchtet hat.“

Aus Post. 1. Cor. XV.: „Edeleute und Bauern thun sich jetzt darauf zu gut, daß man nichts weiter von ihnen fordere, als daß sie sich anpredigen lassen. Viel lieber möchten sie aber ganz und gar mit dem Worte Gottes verschont bleiben, und gäben für all' unsre Predigten zusammen nicht gern einen halben Heller; sie berücksichtigen gar keine Rechenschaft im künftigen Leben; ihr Wandel gleicht ihrem Glauben; sie sind Schweine und bleiben es; sie glauben wie Schweine, und sterben als wahre Schweine.“

An einer andern Stelle: „Die Leute zu unsrer jetzigen Zeit sind gar vermessne Unfläuter, und viel geiziger als sie zuvor je waren; sie hälften ungern einem Armen auch nur mit einem Heller.“

Aus seinen Tischreden S. 86, 99, 183 u. f. w.: „Ach die Welt taugt gar nichts mehr; sie ist des Teufels wie sie geht und steht. Alle Welt ist in den Sünden versoffen; Bauer, Bürger und Edeleute geben nicht ein Kliplein um das Evangelium, sondern

schnarchen dagegen, verachten, ja verfolgen es sogar. Also sehe ich mein Wunder in der Kirche, daß unter den Zuhörern einer da hinaus, der andre dort hinaus geht, und unter so einem großen Haufen kaum zehn oder zwölf sind, die etwas aus der Predigt merken wollen. Der meiste Theil läßt sich dünken, es schmecke ihm der Wein oder Bier eben so gut während der Predigt, als zu andrer Zeit. Wenn ich jetzt wollte reich werden, so wollte ich nicht predigen, sondern ein Gaukler werden und durch die Lande ziehen; da wölk ich mehr Zuseher und Geld haben, als jetzt Zuhörer. — Es ist in der Apokalypse gekommen bis zum weißen Pferd; die Welt wird nicht lang mehr stehen, ob Gott will nicht über hundert Jahr.“ (!?)

Aus L. über Gal. II.: „Ohne Zweifel wird der Teufel die Sacramentirer und Schwärmer noch so hart reiten, daß sie unzählig viel Secten und Kottereien anrichten werden, und viel neue Ding und Werke sich vornehmen.“

Aus L. über 2. Petr. II.: „Jetzt geht es so zu: je länger man predigt, je böser und verstockter wird die Welt; es hilft weder ermahnen, strafen, noch drohen. Es thut frommen Christen und Predigern wohl herzlich weh; sie können es aber so wenig ändern, als Noah und Noth es zu ihrer Zeit konnten. Es wird aber, besorge ich, noch wüß und gräulich zugehen, ehe der Tag der Erlösung kommt, wo Christus die Seinigen erretten, und die verfluchte Welt in Abgrund der Hölle verdammen und verstoßen wird.“

Ueber das also, was uns als eine sehr natürliche und ganz unabwendbare Wirkung der Neulehre erscheint, geräth Luther in große Verwunderung. Derselbe Mann, welcher die heiligste, und durch die besten Gründe unterstützte Autorität verworfen hatte, klagt, daß seine eigne Lehre bei seiner Partei so wenig gelte, und daß „der Adel, Bürger und Bauern und fast jedermann, hohes und niedriges Standes, das Evangelium viel besser kennen, denn er M. Luther, oder denn St. Paulus selbst, wie sie sich dünken ließen. Denn sie waren klug und meinten, daß sie gelehrter seien als alle Pfarrherren“; gleichsam als wenn die Behauptung: jeder Christ sei fähig und berechtigt, unmittelbar aus der Bibel seinen Glauben zu schöpfen, zu einem andern Resultate hätte führen können. Er hatte daher alle Ursache, die Seinigen zu beschwören, daß sie der Mahnung des Evangeliums: den Baum aus den Früchten zu

erkennen, doch ja keine Folge leisten möchten. „Gotteswort, Evangelium und Lehre soll man nicht nach den Früchten und Leben urtheilen. Die Schwärmer sind unsinnige Narren und fehlen weit, und werden sammt allen denen, die Gottes Wort aus den Früchten der Zuhörer urtheilen und richten wollen, schändlich betrogen. Denn also schreien sie: ja zu Wittenberg werden die Leute nicht frommer aus der Predigt des Evangeliums und derweil die Leute nicht frommer werden, so muß die Lehre nicht recht sein.“ Luther sucht dann die Parabel vom Säemann, dessen Saamen zum Theil auf Felsengrund gefallen, zu seinem Vortheil zu deuten und schließt mit dem Ausruf: „Ach, es ist eine große Thorheit, daß sie wollen das Wort aus den Früchten urtheilen. Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, welche selig macht, nur die daran glauben“. Trutz dieser kahlen Entschuldigungen, durchschaute auch Luther die Beweggründe derjenigen, welche mit so großem Eifer sich seiner Lehre angeschlossen: „Die Herren und der Adel suchen nur ihren Eigennuß, drum wirds ihnen bekommen, wie dem Hund das Gras. Jedermann will reich an den Bettelstücken der Klöster werden; sie mögen sich aber fürsehen, daß nicht ihr Reichthum zu Bettelstücken werde.“ Die Klöster und Kirchen gehören den Schreibfedern (?), den rechten Gottesdienst damit zu bestellen. So nimbt sie aber der Spieß und bestellet des Teufels Dienst damit; es gehet ungleich zu; Gott muß strafen. Das hat man aus der Erfahrung, daß diejenigen, die da geistliche Güter an sich gezogen haben, zuletzt darüber verarmt und zu Bettlern werden. Die vom Adel haben die Klostergüter unter ihre Rittergüter gezogen, und haben die Klostergüter unsre Rittergüter gefressen und verzehrt, daß wir weder Klostergüter noch Rittergüter mehr haben.“ Diesen Satz illustrierte Luther durch eine Fabel, deren — unsers Wissens — noch keiner seiner heutigen Verehrer Erwähnung gethan: Ein Adler holte einen Braten vom Opferaltar des Zeus, und brachte denselben den jungen Adlern ins Nest, und flog wieder hinweg und wollte mehr Speis holen. Es war aber am Braten eine glühende Kohle hangen geblieben; dieselbe, als sie ins Nest gefallen war, zündet sie das Nest an, und als die jungen Adler nicht fliegen konnten, da verbrannten sie mit dem Nest und fielen auf die Erde. „So pflegt es“, fuhr Luther fort, „denen zu gehen, so die geistlichen Güter an sich gerissen, die doch zu Gottes Ehren

und zu Erhaltung des Predigtamts und Gottesdiensts gegeben sind; dieselbigen müssen ihr Nest und ihre Jungen, d. i. ihre Rittergüter und andre weltliche Güter verlieren und noch wohl Schaden an Leib und Seel dazu leiden.“ (Zischr. Jena, 1603. S. 292.)

Schröckh in s. Kirchengeschichte I, 646. gesteht, daß der Unmuth über die in Wittenberg (an der Hauptquelle des reinen Gottesworts!) eingerissne Sittenverderbniß Luthern zu dem Entschluß brachte, diese Stadt im Jahr 1545 zu verlassen, mit dem Vorsatz, nie wieder dahin zurückzukehren. Er selbst sagte damals: „Ich bekenne für mich, und andre müssen ohne Zweifel auch bekennen, daß mir's mangelt an solchem Fleiß und Ernst, den ich jezt weit mehr als zuvor haben sollte, und daß ich jezt viel nachlässiger bin, als unter dem Papstthum, und ist jezt nirgend ein solcher Ernst beim Evangelium, wie man zuvor gesehen hat, bei Mönchen und Pfaffen.“

Der gelehrte Hug'o Grotius ergießt sich in bittere Klagen, über die jämmerliche Wendung, welche das Reformationswerk genommen; er schreibt in seinem voto pro pace: „Anfänglich war die Rede nur davon, die Kirche von einigen, eingeschlichenen Mißbräuchen zu reinigen; allein es blieb nicht bei diesem Vorhaben; bald entstanden in verschiedenen Ländern mancherlei Parteien, welche auch unter sich selbst uneinig waren, und sich hinwieder in gar viele kleinere Secten zersplitterten; und da der Boden fruchtbar ist, wo ein jeder sich alles erlaubt wähnt, was andre schon vor ihm verübten, so konnte die Verwirrung nur immer bedenklicher überhand nehmen; die vorzüglichsten Urheber der Reformation handelten dabei mit ungestümer Leidenschaft, und keineswegs nach Vernunftgründen.“

Auch Schlüsselberg, theolog. Calv., gesteht, „daß nicht allein das schändliche Epicurische Wesen, sondern auch alle Irrthümer, Rotten und Secten mit Gewalt, wie eine allgemeine Sündfluth oder Seuche, überhandnehmen.“

Ein andrer Schriftsteller jener Zeit sagt: „Durch die Menge der paradoxen Sätze, sind die Grundfesten unsrer Religion erschüttert, die Grundartikel unsers Glaubens werden zweifelhaft, und dem Atheismus werden Thür und Thore geöffnet. Wollte man einen Tag in Schweigerei und toller Ausschweifung zubringen, so bediente man sich der sprüchwörtlichen Redensart: hodie lutheranice vivemus.“ (Heute soll's ächt lutherisch zugehen!)

Mag. C. Faber nennt seine Lutherischen Mitprädicanten: „Mammonsknechte, grobe Simonisten, eingedrungene Gesellen, Bier-Amseln, Esel, gottlose Schelmen, Sodomiten, schändliche Heuchler“ u. s. w. Der Prädicant G. Strigeniz bekennt: „Jetzt darf Mancher wohl eine ganze Nacht sitzen, und saufen bis am Morgen; dann tritt er auf die Kanzel und predigt, und ist voll — nicht des heiligen Geistes — wohl aber des süßen Weines, und plaudert daher, was ihm einfällt. Mancher ist so voll, wann er taufen soll, daß er das Kindlein nicht halten kann, und allerlei Aergerniß anrichtet.“ Der Lutherische Prädicant Joh. Saubert bemerkt hierüber: „Strigeniz, der berühmte Prediger, hatte während seines Amtes noch eine goldene Zeit, gegen unsern Jahren zu rechnen, was die gemeinen Sünden und Laster anbelangt. Hilf, ewiger Gott, wie klagte er! Wie würde er aber jetzt klagen unter uns, wenn er noch lebte!“

Eben so starke Klagen führen noch viele andere Schriftsteller der damaligen Zeit, über die heftigsten Ausbrüche aller Leidenschaften, und die, durch Luthers Lehre und Beispiel bewirkte, allgemeine Sittenverderbniß. Ueber die Ausgelassenheit, Polygamie u. s. w. eines Knox, Buchanan und so viel anderer neuer Kirchenlichter, ist in der Geschichte nur Eine Stimme. Auch die Reformationsgeschichte Polens, 1562, enthält die bedauerlichste Schilderung, von den Schandthaten der dortigen Glaubenshelden.

In der Schweiz verschlimmerten sich die Sitten fortwährend, statt — wie man's von einer sogenannten Reformation zu erwarten berechtigt war — sich zu bessern. Der Damm, welchen die römische Kirche dem Laster noch entgegenzusetzen vermochte, ward durchbrochen. Sechs Jahre nach der Reformation hatte in Zürich die „Zuchtlosigkeit, Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes, grausames Schwören und Gotteslästerung“ so sehr überhand genommen, daß die Obrigkeit ein strenges Sittenmandat zu erlassen sich genöthigt sah, welches nur allzu deutliche Beweise enthält, daß die Aufhebung des Eölibats der Priester, dem ärgerlichen Wandel derselben kein Ziel zu setzen im Stande war. In den Synodal-Acten vom Jahr 1528, „sub antistite Hr. Ulrich Zwingli“, kommen unter dem Titel „Censur-Redel“ bittere Klagen über unsittliches Beteagen vieler Pfarrgeistlichen vor. Nicht besser giengs in Basel, wo die Regierung, — wie Erasmus als Augenzeuge berichtet, — einen

der eifrigsten Herolde des neuen Evangeliums, wegen schändlicher Aufführung, des Landes verweisen mußte, und einen andern Priester mit Ruthen ausstäupen ließ, weil er selbst gestund, sich — „seit er der neuen Secte angehangen“ — allen Gattungen der Laster ergeben zu haben. Zehn Jahre später sah es in Zürich auch schlimm genug aus. In den Verhandlungen der dortigen Synode vom Mai 1533–1535 finden sich, über Zwinglis nächste Amtsbrüder und Schüler, keine sehr schmeichelhafte Zeugnisse vor. So heißt es darin unter anderm: Leo Juda (der fromme Christus Zeuge, — „mit Zwingli Ein Herz und Eine Seele“, wie Sal. Hess uns versichert) sollte fleißiger predigen, und nicht mit fremden Sachen sich abgeben; andre seien Streit- und schmähfüchtig, studiren nicht fleißig, ziehen immer auf die Jagd; noch andre seien des Ehebruchs und der Polygamie geständig, viele als Räuber —, Lügner —, Trunkbolde —, Flucher —, Vaganten —, Roßhändler —, Taugenichtse — u. s. w. berüchtigt. Selbst die Conf. orthod. Eccl. Tigur. min. 1545 (folglich vierzehn Jahre nach Zwinglis Tod, von Rud. Gwalter — seinem Schwiegersohn — herausgegeben) enthält folgendes merkwürdige Geständniß: „In diesen neusten Zeiten, herrscht in der christlichen Welt großer Jammer und Elend. Unglück jeder Art, Bekümmernisse, Anfechtungen, Gefahren, Aufruhr und Krieg nehmen so sehr überhand, daß Alles sich zum Verderben zu neigen scheint; Glaube und Gottesfurcht, Liebe und Sanftmuth, sind aus den Herzen gewichen; die meisten Menschen pflegen das Wort Gottes und alle Ermahnung, Unterricht und Belehrung nicht nur zu verachten, sondern auch feindselig zu hassen und sich heftig dagegen aufzulehnen.“

An Bullinger schrieb Gwalter im Aug. 1540: „Der Räuber, Diebe und verworfensten Menschen, giebt es jetzt überall eine solche Menge, daß es wirklich den Schein gewinnt, als hätten alle bösen Geister sich gegen die Menschheit verschworen; ungescheut wird dem Hyäus und der Venus gehuldigt; die größten Ausschweifungen rechnet man sich noch zum Ruhm und zur Ehre. Die Musensöhne haben ganz soldatisches Aussehen, und in der Sittenlosigkeit befolgen sie das Beispiel ihrer Lehrer.“

Leo Juda äußerte sich auf seinem Sterbebette, gegen die, zu ihm berufenen sämtlichen Prediger und Lehrer Zürichs, vier Tage vor seinem Hinscheid: „In Einstedeln hatte ich mich gründlichst mit

dem Evangelium bekannt gemacht, führte aber dort, — durch Versuchungen mißleitet, — ein unanständiges Leben. Mein Amt in Zürich glaube ich redlich verwaltet zu haben. Euch ermahne ich zur Standhaftigkeit und Klugheit, in diesen gefahrvollen Zeiten. Vorzüglich lege ich euch Eintracht ans Herz. Meidet Zermürfnisse und Krieg! Strebt nach Frieden! Ich hatte zum (Cappeler-) Krieg angereizt, aus welchem großes Uebel entstand, aber ich hoffe und bitte zu Gott, daß er gnädig mir verzeihe. Möge der schmachvolle Ausgang jenes Krieges Euch zur Warnung dienen!“ (Hätte wohl nicht auch sein Busenfreund Zwingli gleiche Reue bezeugt, wenn ihm ein ruhiges Sterbestündchen zu Theil geworden wäre? —)

In banger Ahnung über das Schicksal der protestant. Zürcherischen Kirche schrieb Bullinger, noch in seinen spätern Jahren, in die Synodalacten von 1566 die Worte: „Wir pfeifen bald auf dem letzten Löfflin. Gott wird's nit leiden.“

Hauptsächlich scheint man in damaliger Zeit, hinsichtlich des Ehebruchs, bei dem geistlichen Stand, es eben nicht so genau genommen zu haben. In den Erkenntnissen der Zürcherischen Synode von 1545 heißt es z. B.: „Der Pfarrer Lorenz Meyer ward als ein reuender Ehebrecher wieder aufgenommen.“ Und in denjenigen von 1584: „Es soll furohin kein Ehebrecher mehr vor drei Jahren in Synodum gelassen werden.“ So trug die Reformation, nach zwei Menschenaltern, eine wahre Deformation zur Schau! —

Auch die Synodalreden des Antistes Breitingen, in den ersten Decennien des siebenzehnten Jahrhunderts, lauten noch keineswegs befriedigender. „Viele unsrer Geistlichen“, heißt es daselbst, „sind zu all anderm eher geneigt, als zur gesunden, lieben Wahrheit; es giebt solche, die wünschten, daß keine Religion wäre, als diese Freiheit. Wir können leider nicht läugnen, daß kaum ein Fehler an Dienern der römischen Kirche getadelt ward, der nicht auch einigen unsers Standes anflehte“ u. s. w. Der größten Vergehungen beschuldigt er vollends seine Amtsbrüder in der 36sten Synodalrede.

J. Oporin in Basel schrieb an Ampelander, Pfarrer in Bern: „Der Teufel hat uns mit dem neuen Papstthum betrogen; — im alten Papstthum ist gegenwärtig mehr Freiheit, als in den evangelischen Republiken.“

Arminius gesteht: „Allerdings haben unsere Voreltern das Heilige gewissenhafter behandelt; auch jene, welche wir Päpster heißen, übertreffen uns weit, in der Ehrerbietung gegen alles, was zum Glauben und zur Kirche gehört; unglaublich ist bei uns die Verwirrung in den Begriffen und dem Sectenwesen.“

Von vorzüglichem Gewicht ist aber wohl auch das Zeugniß des berühmten Clavean — dessen wir schon früher gedachten. Dieser schrieb am 21. Jänner 1550 seinem trauten Freunde, dem großen Geschichtschreiber Gils Ischudy: „Die jetzige Jugend ist so durchaus schlecht, daß sie dem Sodoma und Gomorrha nahe ist. Trunkenheit, Treulosigkeit, Ruchlosigkeit, Entehrung des Heiligen haben sich aller Gemüther bemächtigt; nie war die Welt in solche Verderbniß versunken.“ Und einige Jahre später: „Einst sang ich: Thöricht ist doch die Welt, und thöricht ihr eitles Getriebe; nun rufe ich aus: Welche Laster, welche Gottlosigkeit, welch ruchloses Zeitalter! Doch genug der Klagen; des Herrn Wille geschehe! Ich habe jetzt hinreichend getrauert, denn ich überzeuge mich, daß es nutzlos ist, wie sehr ich mich quäle und wie sehr ich klage. Besser ist es, mit Democrit, über das thörichte Streben der Menschen zu lachen und stillschweigend diesem Trauerspiele zuzusehen. Gott allein kann helfen; außer ihm wahrlich niemand. Daher habe ich auch Allen Lebewohl gesagt. So will ich meines Gottes und Erlösers harren, bis er mich von dem Jammer und Elend dieses Lebens abrufft.“

Und wie leicht ließe sich noch, eine Menge solcher Aussprüche, der wichtigsten Männer jener Zeit, über die nächsten unmittelbaren Folgen dieser verhängnißvollen Glaubensänderung anführen. — !

Auch neue protestantische Schriftsteller können sich nicht enthalten, in obige Klagen einzustimmen. Vernehmen wir ihre Geständnisse!

„Luther hatte hinsichtlich des, nach seinem Tode um sich greifenden Unwesens, richtig prognostiziert. Gränzenlos war in der That das Verderben, welches, nach seinem und der übrigen Reformatoren Ableben, die Scholastiker in die Lehre des Christenthums brachten. Ein neues Papstthum des Scholasticismus und der Priestergewalt entstand, nicht weniger drückend als das abgeschaffte, und bürgerliche Kriege fast durch ganz Europa. Nach Luthers Tod erhoben, unter dem Theil seiner Anhänger, welche das lauteste

Wort nahmen, — besonders durch die Partei von Jakob Andrea, Doctor der Theologie und Kanzler der Academie Tübingen, Verfasser der Formula concordiae (damals von Vielen auch spottweise „Wappen- oder Gefellenbuch“ genannt —) Pharisäismus, Scholasticismus, Herrschsucht und Verfolgungswuth, ihr Haupt so arg, als kaum je vorher empor. Auf die Zeit der Reformation erfolgte eine Zeit der Geistesclaverei, wie sie nie vorher denkbar war.“

Ein Bettelmönch durfte, zu jener Zeit, nur auf die Kanzel steigen, und aus voller Kehle „Evangelium“ rufen, dabei aber auf die Geistlichkeit und Menschenfaktionen tüchtig loschimpfen, so sah er sich bald an der Spitze eines großen Anhanges, ward Prediger oder Pfarrer, geschätzt und geehrt. Solche Leute sahen hier einen Weg, mit Weib und Kindern leben zu können, und noch ganz geschwind ein angesehener und berühmter Mann zu werden. (Schmidt Gesch. d. Deutschen V.)

Allerdings hätten wir das Recht, von den ausgezeichnetsten Reformatoren, vollendete Muster der Tugend und Frömmigkeit zu erwarten. Aber weit entfernt, daß dieses der Fall wäre, überzeugt uns vielmehr die Geschichte, daß der Patriarch Luther ein Spielball seiner zügellosen Leidenschaften, des Stolzes, des Zorns und der Wohlust gewesen, daß er, von Ungeßüm, Schimpffsucht und Frevelwuth im höchsten Grade beherrscht, die Posaune des Auf- ruhrs, des Bürgerkriegs, der Empörung und des Elends war, — und endlich, daß er, nach seiner eignen Erzählung, in dem wichtigsten Artikel seiner vorgeblichen Reformation, dem Einfluß böser Geister sich blindlings hingegeben hatte. Fast eben so schwere Beschuldigungen lasten auf seinen Hauptjüngern Carlostad, Zwingli, Ochsin, Calvin, Beza und Cramner, welches letztern Leben, von seiner Jugend im Collegium, bis zu seinem Tode auf dem Schaffot, ein so fortgesetztes Gewebe von Ausschweifung, Heuchelei, Meineid, Grausamkeit, Schwelgerei, Uudank und Empörung war, wie man vielleicht in der Geschichte kaum ein Beispiel findet. (Mor. Lieber Ziel und Ende der Contr. II.)

Der, in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts herrschende Disputirgeist (*λογομαχία*), — kein Streben nach Wahrheit, sondern bloß Zank um Meinungen —, schadete dem Ansehen der protestantischen Kirche ungemein, hemmte die religiöse Aufklärung, störte in ihrem Innern den Frieden, und verwirrte

die wahrheitsuchenden Gemüther; er bewirkte eine neue Barbarei für das folgende Jahrhundert.“

Wie der schweizerische Geschichtschreiber Laufer hierüber urtheilte, haben wir oben bemerkt.

Und wer kann läugnen, daß all jene Unzahl von Colloquien, nur zur Befestigung der gegenseitigen Feindseligkeiten diente? Die Verwirrung war in der That kläglich; der nämliche, große Geist ward an einem Orte weggejagt, am andern hinerufen, z. B. in Magdeburg der Superintendent Heshusius, in Regensburg und anderwärts. Die Synoden, Convente, Colloquien der Lutheraner und Zwinglianer folgten sich Schlag auf Schlag, aber der hartnäckige Starrsinn der Sectenhäupter vereitelte jeden Zweck. Von der ersten Disputation in Leipzig, 1519, wo der Funke zur Flamme ward, bis 1590, zählt man nicht weniger als 45 solch schismatischer Kirchenversammlungen; darunter waren die wichtigsten: 1520 in Worms, wozu Luther berufen ward, mit welchem Eck im Namen des Kaisers disputirte; dann 1523 in Nürnberg, wo Luther —, 1525 in Halle, wo Dekolampad —, 1526 in Baden, wo die Zwinglianer verurtheilt wurden —, 1529 zu Marburg in Hessen, wo der Landgraf, im Streit zwischen den Lutheranern und Zwinglianern, Del statt Wasser ins Feuer goß und das Uebel unheilbar machte, — im gleichen Jahr zu Schwabach und Schmalkalden, wo der Landgraf den frühern Fehler, statt zu verbessern, noch verschlimmerte, — 1530 in Augsburg, wo die Spaltung zwischen den Protestanten sich entschied, — 1531 in Frankfurt und Schmalkalden, wo sie bestätigt ward, — 1534 in Constanz, wo Bucer vergeblich zwischen Luther und den Zwinglianern zu vermitteln suchte, — 1536 in Wittenberg, wo Bucer den Zwinglianern abtrünnig ward.“ u. s. w.

Wer übrigens in der Kirchengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht ganz Fremdling ist, muß längst schon die volle Gewißheit erlangt haben, daß von Seite der abgefallnen Fürsten, beim Reformationswerk hauptsächlich auf die Kirchengüter ihr küsterner Blick gerichtet war; und ebensowenig läßt sich in Abrede stellen, daß damals die reichen Grundbesitzer des Bauernstandes, wohl nicht so fast um Reinheit der Religionsanstalten, als hingegen um unentgeltliche Aufhebung der Zehnten und Bodenzinse sich bekümmerten; auch nahm in Sachsen der unselige Bauernkrieg ganz eigentlich daher seinen Ursprung. Nach Luthers eignem, un-

verholnem Geständniß waren die Klostergüter das stärkste Reizmittel zur Reformation. „Viele Fürsten“, sagt er, „sind gut evangelisch, weil es noch katholische Monstranzen und Klostergüter giebt.“ Bekannt ist auch der alte Reim, welchen ein Mönch an die Mauer seiner Zelle schrieb:

*Quas aedes sacras pietas construxit avorum,
Has mala posteritas destruxit more luporum.*

Und hier dringt sich uns dann freilich von selbst die Frage auf: in welchem geregelten, gesitteten Staate ward je der Grundsatz geltend gemacht, daß Schenkungen zu einem andern, als dem, von den Stiftern angeordneten und vorgeschriebenen Zwecke, verwendet werden dürfen? Wo hat je ein Rechtskundiger oder Moralist diesen Satz aufzustellen gewagt? Der berühmte, protestantische Rechtsgelehrte Schlettwein hat gründlich erwiesen, daß hiezu nicht einmal die Majestätsrechte den Regenten ermächtigen. Nur in dem s. g. Corsarenrechte könnte dieser Grundsatz eine, seiner würdige Stelle finden. (Mögen sich auch gewisse, moderne Staatskünstler und Gesetzgeber unsers heimathlichen Ländchens dieß gesagt sein lassen!)

Noch ist das Recht zu Vergabungen für milde, fromme Zwecke — unsers Wissens — nie und nirgends bestritten worden. Und warum sollte diesem, von den Stiftern ausgesprochenen, Willen nicht nachgelebt werden dürfen und müssen? „Wenn die Vermächtnisse der Verstorbenen nicht mehr heilig gehalten werden, so ist gar kein Eigenthum mehr sicher“, ruft uns der große, schweizerische Geschichtschreiber Joh. v. Müller zu. Und ein andrer, geistvoller Schriftsteller der neuern Zeit sagt eben so treffend: „In der ganzen Welt giebt man den Gütern, die Namen von den Eigenthümern, denen sie angehören. So ist von den Staatsgütern, der Staat Eigenthümer, Verwalter und Besorger; von den Gemeindgütern ist es die Gemeinde, von Zunftgütern, die Zunft, von Gesellschaftsgütern, die Gesellschaft, von Privatgütern, der Privatmann; warum sollte es nicht von Kirchengütern, die Kirche sein? Ist die Kirche denn nicht auch eine — obgleich größere — dennoch eben so gesetlich bestehende Gesellschaft, oder Gemeinde, wie jede andre? Wohl unterschieden sich vielmehr die Kirchen-, Tempel- und Religionsgüter bei allen Völkern — selbst bei den Heiden — dadurch, daß sie heilig gehalten wurden; ja die

größten Erobrer der Vorzeit ließen sie unberührt, und Alexander der Große, statt sie zu plündern, machte vielmehr den bestehenden Tempeln noch Schenkungen. Ueber den Ursprung der Kirchen- und Klostergüter walten keine Zweifel. Durchgehends entstünden sie aus Vergabungen gewaltiger Machthaber, welche selbst Eigenthümer ihrer Ländereien waren, und daher, wenn sie ihre Schenkungen als Staatsgut angesehen wissen wollten, dieselben nur behalten durften, statt sie zu veräußern, und ihre Eigenthumsrechte der Kirche abzutreten. In den — noch vorhandenen — Stiftungsurkunden finden sich vielmehr die stärksten Verwünschungen über diejenigen ausgesprochen, welche je sich des Sacrillegiums schuldig machen, und diese Güter ihrer Stiftung zu entreißen sich erklähnen sollten. Die Güter der Klöster flossen aus drei Quellen: aus eignem, in die Klöster mitgebrachtem und zusammengetragnem Privatvermögen, — aus Vergabungen, — und aus Ansiedelungen der Mönche in herrenlosen Wildnissen, zur Zeit der Völkerwanderungen; folglich beruhen sie doch wohl auf den rechtmäßigsten Titeln, welche je dem ordentlichen Besitzthum zum Grunde liegen konnten.“

Wie es in der Schweiz zur Zeit der Kirchentrennung zugeieng, haben wir bereits oben gesehen; und freilich stünde es ganz kläglich um die Finanzen dieser protestantischen Freistaaten, ohne den gewaltsamen Raub jener Besitzthümer, welche von frommen Stiftern selbst unläugbar gerade zu dem entgegengesetzten Zweck, nämlich nur zu Befestigung und Auefnung des katholischen Glaubens, ganz ausdrücklich waren bestimmt worden. —

Und wer könnte ohne Grauen und Entsetzen all' jene Drangsale überdenken, welche, als unmittelbare Wirkungen der Glaubentrennung, den größern Theil von Europa heimsuchten.

Luther hatte, so viel und so stark, von der Freiheit des menschlichen Glaubens und Willens gepredigt und geschrieben, — hauptsächlich im Buche von der babylonischen Gefangenschaft —, daß die Bauern in Deutschland, welche ihn nicht recht verstanden, nun auch ganz frei und unabhängig zu werden glaubten; sie verweigerten daher alle Steuern und Frohndienste, den Klöstern die Zinsen und Zehnten u. s. w. Und warum sollte dem Volke nicht eine Lehre erwünscht und willkommen gewesen sein, welche ihre Anhänger von jeder Last, jeder Schranke befreite,

und gerade seinen heftigsten Leidenschaften freien Zügel ließ, — dem Stolze, der Alles zu wissen vermeinte, und sich nun auf einmal zum Richter über das Evangelium, ja sogar über die Kirche selbst erhoben glaubte, — der Habsucht, welche sehr geneigt war, sich mit dem Raube der Kirchengüter zu bereichern, — der Unmäßigkeit und Wohlthust, indem nun Alles zu jeder Zeit gestattet war, Priester, Mönche und Nonnen sich verheiratheten, und die Weltlichen sich nach Belieben von ihren Weibern trennen konnten, um andre zu ehlichen, — und dann vorzüglich auch dem Freiheitschwindel, jenem ungezügelmten Hang nach einer trügerischen, vorübergehenden Unabhängigkeit, der alle häuslichen Bande verachtet, allen öffentlichen Gesetzen Hohn spricht, jeder Ordnung spottet, und dadurch zuletzt sich selbst nur eine schimpfliche Knechtschaft bereitet. —

In Thüringen erregte Thomas Münzer, — ein noch heftigerer Bilderstürmer als Carlostad —, ein unruhiger, verwegener Empörer, der sich selbst einen „Knecht Gottes, mit Gedeons Schwert wider die Gottlosen ausgerüstet“, nannte, und dabei die feindlichen Kugeln ohne Schaden mit seinem Ermel aufzufangen vorgab (vgl. Abth. I, S. 203.), im J. 1525 jenen unseligen Bauernkrieg, welcher sich über das Allgäu, Württemberg, Schwaben und Franken ausdehnte, dann zwar durch die vereinte Uebermacht der Fürsten gedämpft ward, aber einer sehr beträchtlichen Zahl verführter und verführender Bauern das Leben kostete.

Dieser Münzer war anfänglich ein Schüler Luthers. Der Grundsatz seines Lehrers, alles kirchliche Ansehen zu verwerfen und die heilige Schrift nach eigener Einsicht zu verstehen und zu erklären, leuchtete ihm nur gar zu wohl ein, und gewaltig schimpfte dann auch er über Kirche und Papst. Er wurde aber, gerade diesem Grundsatz der freien Selbstprüfung zufolge, Stifter einer eignen Religionspartei oder Secte, nämlich der Wiedertäufer, und trennte sich von Luther, indem er „das reine Wort Gottes in der Bibel“ anders verstund, als dieser. Sein Gehülfe war Niklaus Storch, ein in der Bibel wohlbelesener Buchmacher, welcher, — anfänglich zwar auch ein Anhänger Luthers, bald aber seinem Meister sich überlegen fühlend —, in der Stadt Zwifau, auf eigne Faust zu lehren begann, auch sich zwölf Apostel und zweiundstebenzig Jünger wählte, denen er als Oberhaupt und göttlicher Prophet vorkund.

Münzer und Storch flößten ihren Schülern, eine ungemeine Verachtung und Widerseßlichkeit gegen alle obrigkeitliche Gewalt ein; sie beabsichtigten die Einführung einer Gemeinschaft der Güter — Communismus — und behaupteten, alle Besitzungen der Gottlosen, das heißt: derjenigen, welche es nicht mit ihnen hielten, gehören ihnen, weil sie die Gerechten seien. Zum Beweise dessen, beriefen sie sich auf die dritte der acht Seligsprechungen: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erbreich besitzen.“ Sie versprachen ein Reich, wo sie, nach gänzlicher Ausrottung aller Gottlosen, d. h. aller, die sich nicht an sie angeschlossen, in vollkommener Glückseligkeit herrschen würden. Sie verwarfen alle Sacramente, und allen äußerlichen Gottesdienst, insbesondre die Kindertaufe. Wer sich zu ihnen gesellte, ward nochmals getauft, daher sie den Namen „Wiedertäufer“ erhielten. Die Hauptgrundlehre Münzers, von der Gemeinschaft der Güter, und von der Gleichheit der Stände, ohne alle Obrigkeit, verschaffte ihm viele tausend Anhänger (was wohl auch heutzutage unschwer erreicht würde). Mehrere Fürsten Deutschlands forderte er auf, ihm, als „dem Sanftmüthigen“, ihre Besitzungen abzutreten, und erschien dann bald, an der Spitze von vierzigtausend, bewaffneten Bauern, um seinen Forderungen den gehörigen Nachdruck zu geben. Mit diesem seinem mächtigen Anhang, eroberte er ansehnliche Städte, z. B. Würzburg und Bamberg in Franken, drang bis in's Elsaß vor, und ließ als „der König der Sanftmüthigen“ überall die gräßlichsten Spuren von Verheerung, Raubsucht und Blutvergießen zurück. Durch ganz Schwaben, im Oestreichischen, in Kärnthén, in Ungarn, im Erzbisthum Salzburg, in Franken, im Erzbisthum Mainz, dem ganzen Rheingau hinunter bis nach Cöln, im Bisthum Speyer, in der Pfalz, im Elsaß u. s. w. wurden zu jener Zeit Kirchen und Klöster niedergedrissen oder verbrannt, Geistliche, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, gemißhandelt, Bilder und Crucifixe zer schlagen, Messgewänder, Monstranzen, Kelche und andre kostbare Gefäße geraubt und alle Tempelschändung verübt, deren sich auch unsre neuere Zeit hin und wieder schuldig macht. — Umsonst setzte sich Luther dieser Secte, wie den Calvinern und Zwinglianern, mit der, ihm eigenthümlichen Heftigkeit entgegen. Er hatte sie zu seinen Schülern gemacht; diese aber hielten sich für Meister, und wollten sich das Recht der freien Schriftauslegung, nach

ihrer eignen Einsicht und Willkür, nicht nehmen lassen. Er hatte sie gelehrt, die Kirche zu verachten. Dieß thaten sie; sie verachteten aber auch ihn. Münzer nannte den Luther einen „Erzteufel, den Erzkanzler des Teufels, der eine fleischliche Freiheit lehre“ u. s. w.; sich selbst aber nannte er — wie wir schon oben sahen — einen „Knecht Gottes wider die Gottlosen, mit Gedeons Schwert.“ Nun gerieth Luther in wahre Wuth, und forderte die Fürsten und männiglich auf, ohne alle Barmherzigkeit über diese Bauren herzufallen und sie niederzumachen; der nämliche Luther, welcher kurz vorher die Könige und Fürsten, alle ohne Unterschied, „Räuber, wilde Thiere, und die größten Schurken der Erde“ geheißen hatte; Luther, der in Deutschland die Flamme des Aufstands und Bürgerkriegs angeschürt und laut zur Ermordung des Papstes, der Cardinäle und aller katholischen Fürsten aufgefördert hatte; — der den, so gemäßigten deutschen Kaiser einen rasenden Narren, einen Helfershelfer des Teufels, einen Tyrannen nannte, den Niemand dulden, sondern Jedermann sammt dem Papste erwürgen und tödten solle. „Eitel Teufelswerk treiben sie“, schrieb er, „und insonderheit ist es der Erzteufel (Thomas Münzer), der zu Müllhausen regiert, und nichts als Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet; darum soll man zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann. So soll nun die Obrigkeit hie getrost vordringen, und mit gutem Gewissen darein schlagen, so lang sie eine Ader rühren kann. Wer auf der Obrigkeit Seite erschlagen wird, ist dann ein rechter Martyrer vor Gott, und wer auf der Bauren Seite umkommt, ein ewiger HölLENbrand. Darum, liebe Herren! rettet hie, helfet hie! steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir; seligern Tod kannst du nimmermehr finden.“ Und solch hartes, unbarmherziges Verfahren predigt Luther gegen jene Bauren, welchen nichts zur Last fiel, als daß sie von einem Manne sich irre führen ließen, der sich mit eben so viel Recht und nach ebendenselben Grundsätzen, wie Luther selbst, für einen Glaubensverbesserer ausgab. Zudem hatte er wenige Jahre vorher selbst den Grundsatz aufgestellt, „die Bauren hätten redliche Ursache, mit Kolben dreinzuschlagen.“ Und thaten dann diese Leute und ihre Verführer etwas andres, als was Luther selbst that und jedermann thun lehrte, indem sie nämlich „die heilige Schrift nach ihrer eignen Einsicht, mit Verwerfung des

kirchlichen Lehramts, auslegten.“ Luthers Benehmen in dieser Angelegenheit, ist übrigens auch noch in einer andern Beziehung beachtenswerth. Er schrieb nämlich an den Rath der Stadt Mühlhausen — wohin sich Münzer begeben hatte —, „daß man ihn befrage: von wem ihm das Lehramt sei aufgetragen worden? Wenn er dann sagt, Gott und sein Geist habe ihn gesandt, wie die Apostel, so laßt ihn solches beweisen mit Zeichen und Wundern, oder wehret ihm das Predigen. Denn wo Gott die ordentliche Weise will ändern, so thut er allerlei Wunderzeichen dabei.“ Mit dem nämlichen Recht, konnte man doch wohl auch Beweise einer außerordentlichen Sendung mittelst Wundern und Zeichen, von Martin Luther begehren; denn er war mit seinem neuen Evangelium, von welchem die ganze Kirche und das ganze Alterthum nichts wußte, ebenfalls auf ungewöhnlichem Wege aufgetreten, konnte sich wohl auch auf keine apostolische Sendung berufen, und bewies seine vorgebliche, außerordentliche Weihe, eben so wenig durch Wunderzeichen, als Münzer. —

(Einige Chroniken jener Zeit sprechen von fünfzig-, andre sogar von hunderttausend, bedaurlichen Opfern dieses Krieges. Vergleiche Pet. Haarer's Geschichte des Bauernkrieges. Gnodalii historia sed. rust. 1525. u. a. m. Sartorius in s. Gesch. des Bauernkriegs gesteht selbst, daß die Prädicanten der Reformation vieles zu Verbreitung des Aufstandes beitrugen, als Anführer oder Redner sich bei den Heeren der Bauern befanden, auch die Manifeste derselben verfaßt und nach allen Theilen Deutschlands in Umlauf gesetzt hatten.) Die Folge dieser Catastrophe aber war dann, daß die Fürsten sich alle Klöster zueigneten, und solche größtentheils in landesherrliche Aemter und Cameralgüter umschufen.

Ein Jahrzehend später fand das sonderbare Schauspiel in Westphalen statt, daß von den Wiedertäufern ein Schneidergeselle, Johann Bokolt von Leiden, zum König gewählt ward, und es dem Bischof zu Münster, nur mittelst Unterstützung andrer Reichsstände, und nach einer sechszehnmonatlichen Belagerung der Stadt Münster gelang, dieß Königreich zu zerstören. Die Chroniken jener Zeit, entwerfen uns von diesem Ereigniß ein höchst klägliches Bild, und während der Belagerung war die Hungersnoth so groß, daß — (wie auch Corvinus bestätigt) — sogar Kinder geschlachtet wurden. (Dieser Schneiderkönig nannte sich rex justitiae

in terra, und führte königlichen Hofstaat; beim Nachtmahl diente er immer als Priester zu; übrigens hatte er auch durch ein Edict die Polygamie eingeführt, und selbst das Beispiel dazu gegeben, indem er drei Weiber nahm, und bald noch eils andre hinzufügte, — gestützt auf Luthers Expl. in Genesin 1525 und auf das Vorbild Abrahams. Das Ende seiner Regierung war, daß er im Jenner 1536 nebst seinen Hauptgehülfen, Knipperdolling und Krecking, mit glühenden Zangen gezwickt und zu Tode gemartert wurde, welche Qualen sie auch ganz heldenmüthig ertrugen.)

Und wer vermag ohne Schauder, an die, durch den Calvinismus in Frankreich entstandenen, Religionskriege zurückzudenken, welche von 1560—1572 fortwütheten, und nur durch die Gräucl der Bartholomäusnacht — 24. August 1572 — beendigt wurden, nachdem die Hugenotten, laut des Geständnisses eines ihrer eignen Schriftsteller, allein in der Dauphiné 900 Städte und Flecken verbrannt, und 378 Priester oder Klostergeistliche, in Einer Empörung ermordet hatten! —

Der Ereignisse in England haben wir schon früher gedacht; auch dort säumte Heinrich VIII. nicht, dem Papst alle Rechte und Einkünfte zu entziehen, alle Stifte und Klöster aufzuheben. Daß es ihm, bei Plünderung der Kirchengüter seines Reichs, im mindesten nicht um irgend etwelche Reform der Kirche selbst zu thun war, ist aus Spelmanns Geschichte des Kirchenraubs satksam bekannt. Sechshundert fünf und vierzig Klöster, neunzig Collegien und hundert und zehn Hospitäler — ohne das Bisthum Durham — hatte dieser Kirchenräuber an sich gerissen und zerstört; unter Eduard VI. aber, — oder vielmehr dessen ruchlosem Oheim —, wurden zweitausend dreihundert vier und siebenzig Collegien, Kirchen und Hospitäler eingezogen, um aus deren Eigenthum, diesem Oheim und seinen sittenlosen Gefährten, fürstliches Vermögen zu verschaffen, die, — gleich Banditen sich über ihren Raub zankend —, bald einer den andern unter das Henkerbeil brachten. „Das war des König Heinzen Evangelion, das er suchte“, sagte sehr treffend Mykonius, ein Gehülfe der Reformatoren. (Vergl. auch theatr. crud. hær. nost. temp. Antv. 1587.) Mit tiefer Entrüstung äußert sich hierüber der ernste Burnet. „Diese grobe und unerfüllliche Gier, nach den Gütern und Reichthümern, welche frommen Zwecken gewidmet waren“, sagt er in f. Ref.-Gesch.,

„ohne auch nur einen Theil davon, zum Besten des Evangeliums, oder für den Unterricht der Armen zu verwenden, machte alles Volk glauben, es sei der Raub, und nicht die Reformation, was ihrem Eifer eine solche Thätigkeit gebe. Das ungeordnete und unsittliche Leben vieler Befenner des neuen Evangeliums, gab ihren Feinden Veranlassung genug, zu sagen, sie hätten der Beicht, der Buße, dem Fasten und dem Gebete Lebewohl gesagt, um sich ungehindert einem zügellosen, liederlichen Leben überlassen zu können.“

In Schweden ward die lutherische Lehre von König Gustav nur nach langen Streitigkeiten und heftigem Widerstand der Bischöfe eingeführt.

In Dänemark war König Christian — wie der protestantische Geschichtschreiber Mosheim klar auseinandersetzt — „keineswegs von Neigung für die wahre Religion, sondern nur von Begierde nach Vergrößerung seiner Macht und Herrschaft besetzt, und beförderte die lutherische Lehre nur deswegen, weil er durch dieselbe eine unumschränkte Gewalt zu erlangen und die mächtigen Bischöfe ihrer Einkünfte und ihres Ansehens zu berauben gedachte.“ Grotius in s. app. de antichr. zeigt, daß auch in seinem Vaterlande — Holland — die Reformation nur mittelst Empörung und Gewalt die Oberhand gewinnen konnte.

Ueberhaupt aber folgten in den meisten Ländern die Fürsten nur allzugern der Neigung ihrer Unterthanen, da ihnen die Reformation, wegen der Befreiung von der bischöflichen Gewalt und Einziehung der Klostergüter, wichtige Vortheile gewährte.

In Deutschland raffte, nach siebenjähriger, bitterster Hungersnoth, eine vorher unbekannte Krankheit, sudor anglicus (Englischer Schweiß) genannt, — welche, nach einem Brief des Thomas Morus an Erasmus vom August 1520, in England furchtbar gewüthet hatte —, eine unglaubliche Menschenmenge weg; dann folgte die Pest, endlose Religionszwiste, und zuletzt noch jener schreckliche, dreißigjährige Krieg von 1618—1648, wodurch ganze Länder, — vorzüglich Würtemberg, Sachsen und Brandenburg —, verwüstet und entvölkert wurden.

Nach den, von einigen damaligen Chroniken aufgestellten Berechnungen, waren, nur von 1550—1580, in den Religionskriegen über 900,000 Menschen hingerichtet worden, worunter sich 39 Für-

sten, 148 Grafen, 135 Freiherren, 147,518 Edle und 700,060 Gemeine befanden. (Seit Anfang der Reformation ließe sich also eine noch weit beträchtlichere Zahl annehmen.) Hierzu kommen dann erst noch die Mezeleien von 1620 in Belslin, 1655 und 1686 in Piemont, 1640 in Irland, ferner in England, den Niederlanden, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien u. s. w.

Auch sagt uns die unbestechbare Geschichte, daß die ersten Nachfolger der Reformatoren, von der römischen Kirche geächtet, vergeblich sich an die griechische anzuschließen gesucht hatten. Jakob Andrea — Schmiedlein genannt — war es, welcher, zum Beuf dieser beabsichtigten Vereinigung, im Jahr 1579 seine formula concordiae nach Constantinopel sandte, und, — obschon zurückgewiesen —, sich dennoch späterhin nochmals bittlich dafür, ohne Erfolg verwendet hatte. Der Patriarch ertheilte hierauf seine letzte Antwort im J. 1581, worin er die neue Lehre, als ein, von allem göttlichen Ansehen entblößtes, Menschenwerk erklärt, und mit den ernstesten Worten schließt: „Belästigt uns nicht ferner mit euren Zuschriften; ihr geht mit den größten Kirchenlehrern ganz widersprechend um; mit Worten zwar ehret, mit den Werken aber verachtet ihr sie.“

So waren jene „Kirchenspäne“ beschaffen, von welchen die Confess. helvet. C. 17. p. 76 in religiösem Wahnsinne sagt: „Dann es gefällt also Gott, daß er durch diese Kirchenspäne seines Namens Ehre fördern, und sie zu Erleuchtung der Wahrheit gebrauchen will.“

Nothwendig hatten dann freilich die, immer steigenden Verwirrungen im Gefolge der Reformation, ihren Urheber die Augen öffnen müssen, wie wir oben bereits gesehen haben. Zu spät erkannten es die unglücklich Verblendeten, daß, um das Gebäude der Wahrheit niederzureißen, es nur der Betäubungen eines ungezügelteren, schwärmerischen Geistes bedarf, welchen sich der große Haufe so gerne hingiebt, daß es aber ungemein schwer hält, das Niedergerissne wieder aufzubauen, die zerrüttete Ordnung wieder herzustellen, und die vom Schwindel religiöser Unabhängigkeit ergriffnen Köpfe zum Gehorsam zurückzuführen.

Niemand wünschte wohl diese Herstellung inniger als Melancthon. „Wollte Gott“, schrieb er an Luther, „ich könnte die Gewalt der Bischöfe herstellen! Ich sehe im Geiste voraus, welch eine

Kirche wir haben werden; wenn wir alle kirchliche Polizei zerstören, wenn wir keine Kirchenvorsteher mehr haben werden, die uns auf sichern Wegen führen; wenn wir alle alten, ehrwürdigen Gebräuche abschaffen, was wird und muß dann endlich aus unsrer Kirche werden!“ Und von dieser Ueberzeugung war nicht Melancthon allein durchdrungen, denn er äußert sich in den nämlichen Briefen, daß viele seiner neuen Glaubensgenossen darin mit ihm übereinstimmen. Schon in der Augsb.-Confession sprach man von der Gewalt der Kirche, von Einstimmung der alten Kirche, selbst der katholischen Kirche, ja sogar vom Lehramt der römischen Kirche ziemlich deutlich. Einzelne Doctoren der Theologie, von anerkannter Gelehrsamkeit, schlossen sich ebenfalls den Grundsätzen der kirchlichen Autorität an. Der merkwürdigste unter ihnen, ist der berühmte Abt von Lokum, Molanus, Freund und Mitarbeiter Leibnizens, im Plan der Vereinigung, welcher längere Zeit zwischen ihm und Bossuet, dem großen Bischof von Meaux, verhandelt, aber leider nicht ausgeführt ward. Molanus sagt: „Alle Christen sind gleicher Meinung, daß die, von einem Concilium festgesetzte, Auslegung der heiligen Schrift, jeder Privatauslegung vorzuziehen sei.“ Daher erklärt auch die Augsburger Confession: „daß ein öcumenisches Concilium das letzte, und schon in den ältesten Zeiten benutzte Mittel sei, um jede kirchliche Spaltung zu beseitigen“, und fordert auch dessen Anwendung. Die Synode von Dordrecht und alle übrigen, welche von beiden Seiten abgehalten wurden, bestätigen ebendasselbe; jene von Charenton spricht sich deutlich aus, daß, wenn es jedermann erlaubt wäre, sich an Privatauslegungen der heiligen Schrift zu halten, es am Ende so viele Religionen gäbe, als es Pfarreien giebt. Molanus und Leibniz, diese gelehrten Männer, haben also der Kirche die gesetzliche Gewalt zugestanden; nach ihrer Ueberzeugung, und nach den Beschlüssen der Synode von Charenton, darf niemand die allgemein angenommene Auslegung der heiligen Schrift verwerfen, — ein öcumenisches Concilium (und dieß waren doch unläugbar, nach der Meinung aller Parteien, jene von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Calcedon) hat vor allen übrigen den Vorzug; und die Unfehlbarkeit ist das Merkmal, das Attribut des größern Theils der Kirche, weil ihr der Beistand des göttlichen Geistes zugesagt ist. Wahrlich mehr hatte die katholische

Kirche — selbst zur Zeit Luthers und Calvins — nie verlangt! Wie bedauerlich ist daher eine Spaltung, welche bloß daher entstand, weil man das Ansehen und die Gewalt der Kirche entkräftete und zerstörte, obschon man späterhin ihre Heilsamkeit und Nothwendigkeit dennoch anzuerkennen sich nicht enthalten konnte.

Wir haben oben die eignen Geständnisse der Reformations-Coryphäen selbst, ihrer eifrigsten Anhänger, und einiger ihrer angesehensten Zeitgenossen über die nächsten Wirkungen dieses großen Werkes vernommen. Mögen auch die angeführten Zeugnisse uns von den, so einseitigen Lobrednern jener Glaubenshelden wohlbedächtiglich verschwiegen und vorenthalten worden sein, sie beruhen nichtsdestoweniger auf unverwerflichen und unverjährbaren Urkunden!

So ist es gekommen, und so mußte es kommen, denn „die Reformation, — (also spricht jener prahlerische Biograph des erlauchten Zwingli noch im Jahr 1819), — einmal in Bewegung gesetzt, nimmt ihren unaufhaltbaren Lauf, dessen Ende nicht abzusehen ist; sie kann ihrer Natur nach nie stille stehen, und geht immer ihren großen Gang; wer kann ihrem Einfluß widerstehen?“

Und dieser „große Gang“, — worin bestand —, wohin führte er?!

Wir haben die ernste, laute Antwort der Geschichte bereits vernommen, um welche jedoch jener Lobhudler sich wenig bekümmert zu haben scheint. Eben so mangelhaft ist seine Kenntniß der eignen, vaterländischen Angelegenheiten. Hat er jene unseligen Zerwürfnisse vergessen, welche seine Landsleute beider Confessionen zerfleischten, und nie ganz unter ihnen verschwanden? Konnten ihm die, unmittelbar auf die Reformation gefolgten, schrecklichen, endlosen Religionskriege, in welchen eidgenössische Krieger bald auf heimatlichem Boden, bald in Frankreich wegen der Hugenotten, einander feindselig gegenüberstuden, unbekannt sein, oder etwa gar als geringfügig erscheinen? Und machte die vaterländische Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, dann so gar keinen Eindruck auf ihn?

Das Benehmen des päpstlichen Stuhls, bei der, in Sachsen und der Schweiz überhandgenommenen, Kirchentrennung haben wir bereits, im frühern Abschnitt dieser Darstellung vernommen. Auf Leo X., welchem weder die Reformatoren, noch auch neuere protestantische Schriftsteller das Lob eines aufge-

klärten, — friedliebenden, — freisinnigen Mannes, und großherzigen Beförderers der Wissenschaften streitig machen, folgte Adrian VI., von 1521 — 1523, ein Mann voll guten Willens, aber ohne Thatkraft, welcher nur Schritt für Schritt gehen wollte, und ob seinen Entwürfen bald starb. (Zwingli selbst hieß ihn einen „trefflichen Mann, von welchem sich die Kirche, im Hinblick auf seine frühern Verdienste, Heil versprechen konnte.“ Auch Bullinger rühmte seine „vortreffliche Gelehrsamkeit, und seinen guten, frommen Wandel.“) Hierauf bestieg Clemens VII., dessen wir oben öfters gedachten, den päpstlichen Stuhl; und nach ihm Paul III. von 1534 — 1550. Dieser setzte eine Congregation von vier Cardinälen und fünf Prälaten, zur Prüfung der abzustellenden Mißbräuche nieder, welche hierauf 1537 ein Gutachten einreichte; 1541 schrieb er das Concilium nach Trient aus, wo sowohl päpstliche als kaiserliche Gesandte erschienen, aber nichts erzwengt ward; 1542 lud der Legat, auf dem Reichstag in Speier, abermal nach Trient ein; die Protestanten weigerten sich, zu erscheinen; dennoch ward es am 13. Dec. 1545 feierlich eröffnet, aber schon war die Spaltung unheilbar geworden. Dieß Concilium, welches nicht nur wegen der eingerißnen Häresie, sondern hauptsächlich auch wegen der, in Verfall gerathnen Kirchenzucht zusammentrat, sprach in Sess. VI. Cap. von der Verbesserung, die klare Absicht aus: „die zerfallne Disciplin herzustellen, die verdorbnen Sitten unter dem Clerus und Christenvolk zu verbessern, auch zu diesem Behuf den Anfang bei denen zu machen, welche die höhern Stellen in der Kirche bekleiden.“ Und in der That ward auch redlich Hand ans Werk gelegt; manche Mißbräuche und üble Sitten wurden sorgfältigst beseitigt; der Glaube der Väter ward rein hergestellt, und die Kirchenzucht wesentlich verbessert. Sind auch jetzt noch Mißbräuche hin und wieder vorhanden, so werden sie von der Kirche nicht nur nicht gebilligt, sondern verabscheut, und immer mehr ausgerottet. Daher ein neuerer Schriftsteller mit Grund behauptet, daß wohl keine Spaltung, oder doch gewiß keine Haupttrennung von der Mutterkirche je entstanden wäre, wenn diese zu Anfang des XVI. Jahrhunderts so wäre beschaffen gewesen, wie sie es dermal ist.

*

*

*

Gehe wir nun zu einer nähern Erörterung über die dermalige Lage und Verhältnisse des Protestantismus schreiten, finden wir dienlich, unsern Lesern über die Abstammung dieses Wortes selbst Kenntniß zu geben. Die protestantische Kirche erhielt nämlich diese Benennung nicht eben zum Spotte, — wie Rosenmüller will, — sondern weil man damals keinen passenderen, gemeinschaftlichen Namen finden konnte. Sie schreibt sich von einer, am 19. April 1529 von den evangelischen Ständen, gegen den Beschluß des Reichstags in Speyer eingereichten „Protestation“ her, worin dieselben erklären, „daß sie, in Sachen, die Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil betrafen, nur Gott als den höchsten Richter ansehen, und den mehrern Stimmen des Reichstags nicht gehorchen können; daher sie, im Fall diese ihre Beschwerde kein Gehör fände, vor Gott und Menschen protestiren u. s. w.“

In welcher Gestalt stellt sich aber gegenwärtig der Protestantismus uns dar? Wo sind jene gesegneten Früchte, welche wir ihm zu verdanken hätten? Was ist aus der Augsburgerischen und helvetischen Confession, aus Melanchthons Apologie der erstern, — was aus Luthers Catechismus, — aus der Formula concordiae, — diesen vormalß symbolischen Urkunden der protestantischen Kirche, geworden? — Man zeige uns auch nur Ein, allgemein gültiges, protestantisches Lehrsystem! — Wo ist dann das Ganze, welches man — allen Parteien gegenüber — das wirkliche und ächte System des Protestantismus nennen könnte? Wo soll man es suchen? Etwa in der heiligen Schrift? Um in dieser zu finden, was Gott geoffenbaret hat, braucht man doch wahrlich nicht Protestant zu sein; und wer wird die heilige Schrift in einer andern Absicht lesen, als um zu finden, was in ihr aufbewahrt ist. Oder in den symbolischen Büchern unsrer Confession? Wer weiß es nicht, daß diesen keine allgemein bindende Autorität zugestanden wird, — nicht zu gedenken der vielen Widersprüche in der so verschiedenartigen Masse dieser Schriften. Oder in den dogmatischen Lehrbüchern unsrer Theologen? Man führe uns auch nur ein einziges Werk an, welches ein allgemein gültiges protestantisches Lehrsystem enthielte! Existirt also jenes Ganze nur in den Köpfen, in der Einbildung, so darf man es wohl mit ganz besonderm Rechte ein Hirnspinnweb nennen. — „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ heißt das große Loosungswort, das eigentliche Schibboleth der

Protestanten. Unser dormalige Clerus hält es für Pflicht, — wie selbst Schröckh gesteht —, den Glauben zu prüfen, zu läutern und zu ändern, so oft eine neue Ansicht dieß zu erfordern scheint; sein Lehrsystem gleicht der — nicht wenig bedeutsamen — Windfahne, auf den protestantischen Kirchen, und wendet sich geschmeidlich nach jedem Hauche des Zeitgeistes. Die aufgeklärten Schriftforscher unsrer Zeit, gelangen zu den manigfaltigsten, widersprechendsten Resultaten; auch ist es gar nichts Seltenes, von protestantischen Kanzeln herab, mit dreister Zuversicht, die Aussprüche Christi und seiner Apostel, auf die eigenmächtigste Weise auslegen zu hören; — von Leuten, welche in ihrem Eigendünkel, sich den gelehrtesten und sprachkundigsten Kirchenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte weit überlegen fühlen. Mögen indessen diese modernen Theologen, auch noch so sehr in ihren Ansichten von einander abweichen, immerhin berufen sie alle sich, gleicher Maßen, auf ihren hellen Verstand und Scharfsinn, und jeder hält seinen Gegner für einen Obscuranten.

Sa, wenn wir die, so ganz einfache Frage aufwerfen: was ist Protestantismus? so vernehmen wir die verschiedenartigsten Auslegungen. „Er besteht in der Freiheit, zu glauben, was man will, und zu thun, was man will“, so sagt schlechtweg ein anglicanischer Bischof; „in der Freiheit eines Jeden, sich die Lehre und den äußern Cultus nach eigener Einsicht, und unabhängig von jeder menschlichen Autorität, zu bestimmen“, sagt das Leipz. Conv.-Lex.; „im Glauben an seine eigene Vernunft“, belehrt uns der hochehrleuchtete Prof. Paulus in Heidelberg; „in Freiheit der eignen Prüfung, der Auslegung und des öffentlichen Bekenntnisses“, behauptet J. J. Heß bei Anlaß des protestantischen Jubiläums; „weder in Glaubenslehren und Kirchengesetzen, noch in der Beibehaltung dessen, was früher geglaubt worden, sondern nur in der Meinungs- und Aeußerungsfreiheit“, wollen andre Zürcher-Theologen. Ein hochweiser Staatsrath des schweizerischen Waadtlandes setzt lediglich das Gewissen an die Stelle der Glaubensbekenntnisse, und erkennt in diesen letztern nur einen „protestantischen Papismus“. Andre Mitglieder ebenderselben Behörde finden überhaupt jede Confession dem Prinzip des Protestantismus (freier Forschung) widerstreitend, die Helvetische Confession aber insbesondere — wegen ihrer Lehre von der ewigen Verdammniß — im Widerspruche mit dem Geiste des Evangeliums selbst; — daher

dann auch in diesem, neuerlich abgehaltenen, waadtländischen Concilium ganz förmlich auf „unbegrenzte Cultusfreiheit und Abschaffung der Staatskirche“ angetragen ward. Somit bedürfte man fernerhin weder Prädicanten noch Lehrer; denn jeder Unterricht überliefert dem Schüler einen frühern Glauben, oder wenigstens denjenigen seines Meisters, und bringt ihm folglich Vorurtheile bei, welche — dem Geiste des Protestantismus zuwider — den freien und unabhängigen Gebrauch seiner Privatvernunft beschränken.

Umsonst würde nun auch der Protestantismus in sich selbst Rettungsmittel gegen den eingetretenen Zerfall alles positiven Glaubens suchen; die uneingeschränkte Denkfreiheit führte ihn herbei, und der Protestantismus selbst ist es ja eben, der den Menschen diese Freiheit gewährt, welche er ihnen demnach auch nicht füglich wieder nehmen kann. Ja, es darf und soll und es kann nicht von uns verhehlt werden! In dem constitutiven Prinzip des Protestantismus, so wie es schon von unsren Reformatoren aufgefaßt wurde, liegt nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst eine gewisse Nothwendigkeit des beständigen Fortschreitens, und somit auch eine beständige Aenderung für die Theologie.

Nach dem Geständniß des großen, protestantischen Theologen Pustkuchen hat das Christenthum, wie solches von den Schriftstellern und Gelehrten unsrer Zeit geltend gemacht wird, seine ursprüngliche Reinheit ganz und gar verloren; ja er getraut sich zu behaupten, daß ein solches Christenthum, von jedem Jahrhundert, als verfälscht wäre zurückgestoßen, und von den Reformatoren selbst verworfen worden.

Ähnliche Klagen führt auch der gelehrte, freisinnige Rosenmüller de christ. Theolog. orig. p. 65.

Der berühmte Oberhofprediger, Dr. Reinhard, gesteht ganz unumwunden, bei Anlaß der jüngsten Jubelfeier der Kirchenverbesserung am Königl. Sächsischen Hof: „Ich habe es mir schon lange nicht mehr verbergen können, daß sich unsre Kirche, wenigstens diejenigen, welche am lautesten in derselben sprechen und für die vorzüglichsten, aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und seiner Freunde, und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichen Sinne, immer mehr entfernen. Ja, sollte Luther aus seinem Grabe wiederkehren, so würde er jene Lehrer, die sich für seine Nachfolger in unsrer Kirche

ausgeben, unmöglich als die Seinigen erkennen und zu der von ihm gestifteten Kirche halten können. Und doch wollen wir immer dieses Fest feiern, und auf Männer uns berufen, welche ein ganz andres Evangelium lehrten, wollen ihren Namen, ihr Ansehen, ihr Beispiel dazu mißbrauchen, unsre Abweichung und unsern Unglauben damit zu beschönigen. Die Unverschämtheit verwegener Klüglinge wird zu groß, die Frechheit des Unglaubens zu auslassen, die Verwirrung zu bedenklich, als daß wir unthätig bleiben dürften. Wie zur Zeit der Reformation die Kirche einer Verbesserung bedurfte, so bedarf nun Alles derselben; damals verfinsterte Aberglauben, jetzt verbreitet Unglauben eine, noch weit trostlosere Nacht.“

Starke findet den Protestantismus so ausgeartet, daß gegenwärtig kaum etwas mehr als sein bloßer Name vorhanden sei.

Auch Rose erblickt in der protestantischen Kirche Deutschlands nur den bloßen Schatten eines Namens, da diese Lossagung vom Christenthum sich nicht auf das Lutherische oder Calvinische Bekenntniß beschränke, sondern ihren verderblichen Einfluß mit gleicher Gewalt, über jedes andre verbreite. „Die rationalisirenden Theologen Deutschlands“, — fügt er bei —, „durch kein Gesetz gebunden, als durch ihre eignen Einfälle, deren einige mehr, andre weniger ungereimt sind, behaupten: daß sich im Neuen Testamente nur die, ihrem Zeitalter angepaßten Meinungen Christi und seiner Apostel, nicht aber ewige Wahrheiten, befänden; daß Christus selbst weder die Absicht noch die Kraft gehabt habe, ein bleibendes System zu lehren; daß, wenn er — wie es mitunter geschehen — irgend eine bleibende Wahrheit lehrte, er dieß gethan habe, ohne deren Natur zu ahnen; daß die Apostel noch weniger von einer wirklichen Religion verstanden hätten; daß die ganze Lehre Christi, sowohl als seiner Apostel, wie sie nur an die Juden gerichtet, so auch eigentlich keiner andren Quelle, als der Jüdischen Philosophie entnommen sei; daß Christus selbst geirrt, und seine Apostel seine Irrthümer verbreitet hätten, und daß mithin keine einzige seiner Lehren, auf ihr Zeugniß angenommen werden müsse; — daß vielmehr, ohne Rücksicht auf die Autorität der Schrift und ihren behaupteten göttlichen Ursprung, jede Lehre nach den Principien der gesunden Vernunft geprüft werden müsse, ehe man sie als eine göttliche gelten lassen dürfe.“

Die Allg. Kirch. Z. für Deutschl. und die Schweiz zeigt, daß fester Bibelglaube nur mehr in der katholischen Kirche möglich sei, und der consequente Protestantismus — als Rationalismus — zur Verwerfung jeder Glaubensautorität, folglich auch der Bibel, gelangen müsse. Orthodoxe Protestanten — fügt sie bei — die noch an symbolische Bücher, das Nicäanische Symbolum u. s. w. glauben, stehen immer noch auf katholischem Boden. Dr. Strauß liefert den faktischen Beweis, daß eine bloß schriftliche Quelle des Christenthums, die Bibel allein, vor den vernichtenden Waffen der Sceptsis und Kritik nicht sicher sei; und darin liegt unstreitig eine Rechtfertigung des Katholizismus.“

Breszius in den Apol. 2. Thl. klagt über „unbegrenzte Willkür, in Erklärung der evangelischen Geschichte“, und über „die unseligsten Folgen des Scepticismus“.

Heß, in den Geschichten und Schriften der Apostel Jesu, führt ebendieselbe Klage, in den stärksten Ausdrücken.

Kleuker, in seinen neuen Prüfungen der Beweisgr., 2. Thl. S. 216. sagt: „Man arbeitet aus allen Kräften daran, die heilige Schrift immer mehr in Mißcredit zu setzen.“

In einer gehaltvollen Schrift: Ueber die Gränzlinien der Aufklärung, wird S. 31 gesagt: „In Absicht der Religion und des Reiches Gottes, haben wir schon völlig den babylonischen Thurm-bau. Lediglich durch die Lehrer kommt die Religion in Verachtung. Der Prediger reißt einen Stein aus der Mauer; gleich greifen nun auch die andern zu, und reißen alles nieder.“

Joh. v. Müller, in seinen vertrauten Briefen an Biester, 1801, klagt: „Selbst Theologen machen sich's zum Geschäft, die Grundsätze des ächten Christenthums in einem seichten Deismus zu verschwemmen; die Grundlehren des Christenthums nennen sie theologische Vorurtheile; ihre Religion ist nun zu einer armseligen Hütte geworden, die kaum noch gegen Wind und Wetter deckt. Es existirt unter den Protestanten eigentlich keine Kirche mehr, d. i. eine Verbindung der Christen, die durch denselben Glauben und durch dieselben religiösen Grundsätze und Heilmittel vereinigt sind; sondern ein Haufe von Menschen, wovon — vorzüglich unter den cultivirten und gelehrten Ständen — der geringste Theil dem Luther, Calvin, Zwingli u. s. w. mehr anhängt, der größte aber seinen eignen Meinungen folgt, so falsch und irrig sie

auch sein mögen, und die Schrift als ein bloßes Vehikel behandelt, in welches man — der, weniger aufgeklärten, noch zu bigoten und abgöttischen Bibelverehrer wegen — die Moral einhüllen müsse; der größte Theil indessen die ganze heilige Schrift, die Offenbarung und die Dogmen des Christenthums verwirft und dem Deismus, dem Halbbruder des Atheismus, huldigt.“

Ebenderfelbe schrieb kurz vor seinem Tod, 1809 den 9. März, an einen Freund: „Bei uns Protestanten spricht sich völliger Antichristianismus laut aus. Die Schrift sollte unser Glaubensgrund sein; wie sie nun ausgelegt und gedeutet wird, mag ich gar nicht sagen.“ Ueberhaupt äußert er, in vielen seiner Briefe, den tiefsten Kummer, über den Verfall der protestantischen Kirche. So sagt er T. VII, 195: „In der That wird die protestantische Kirche immer mehr ein eigentliches Babel; alle Jahre wird ein biblisches Buch ausgestrichen; abscheulich ist's, wie man verfährt. Gegen diese elende Secte — die kalte, unempfindliche — wollte ich lieber noch mit Mystikern sein. Die Verderbniß steigt seit einer Anzahl Jahre so, daß aller Zaum zerrissen scheint. Die Geistlichen wollen nicht mehr an die Bibel; sie haben den Sinn dafür nicht mehr; sowohl die Philosophen mit ihrer strohernnen Scholastik, als die pyrrhonischen Philologen, haben ihnen denselben genommen.“ Und T. XVII, 173 klagt er: „Ich bin der Meinung, daß das gothische Gebäude der alten Kirche, welches ich nie hätte anzünden mögen, durch Mordbrenner, denen es nur um Stehlen zu thun war, verbrennt worden ist. Die großen Quaderstücke, die es so lange und sicher getragen, hätten zwar wohl vom Schutte gesäubert, nicht aber mit Papierballen vertauscht werden sollen. Was vom Alten gut ist, ist doppelt gut. Wer wird sich lieber einem nagelneuen, unprobirten Schiffe, als einem, das schon mehrere Reisen gemacht hat, anvertrauen?“

Zu spät jammerte der große Friedrich von Preußen, der sich in Voltaires Spötterperiode nicht wenig auszeichnete, über den Tolerantismus — den er doch selbst gepredigt —, und über den Indifferentismus — den er durch sein Benehmen gegen alle Confessionen gelehrt und befördert hatte. „Die schönste Bataille“, sagte er zu seinem Kanzler, „wollte ich darum geben, wenn ich die Religion und Moralität meines Volks wieder da haben könnte, wo ich sie bei meiner Thronbesteigung fand.“

Der geh. Cab.-Rath Brandes, über den Einfluß des Zeitgeistes, führt — so wie der Ob.-Präs. Bulow in Magdeburg — dieselben Klagen, über Verfall und Mangel der Religiosität, und daß der Lehrbegriff der protest. Kirche von so vielen Geistlichen verlassen, umgangen und untergraben werde. (Nicht mit Unrecht behauptete Rousseau in s. lettres de la montagne: „Die protestantischen Geistlichen wissen nicht mehr, weder was sie wollen, noch was sie sagen. Fragt man sie: ob Jesus Christus Gott ist, so wagen sie nicht zu antworten. Fragt man sie: welche Geheimnisse sie annehmen, so getrauen sie sich ebenfalls nicht zu antworten. Man weiß weder, was sie glauben, noch was sie nicht glauben; ja man weiß nicht einmal, was sie zu glauben scheinen. Die einzige Weise, ihren Glauben zu erhalten, ist die, den der Andern anzugreifen.“)

Ein andrer Schriftsteller sagt: „Wo der schöne Grundsatz der Reformation angenommen wird, hört bei den Vorstehern der Kirche alles Ansehen, bei den Gläubigen aller Gehorsam auf. Alle abweichenden Meinungen sind gewissermaßen privilegiert. Jeder ist berechtigt, den Sinn der heiligen Schrift nach seiner Willkühr auszulegen; er erkennt kein Gesetz des Ansehens; jeder hat gleiches Recht zur Auswahl einer beliebigen Lehrmeinung. Hierin besteht ja eben das große Vorrecht des Protestantismus!“

Die Schweiz. evang. Kirch.=Z. betrauert die „in Todeschlummer versunkene reformirte Gesamtkirche“.

Die Allg. Literaturzeitung sagt mit dürrer Worten: „daß jetzt eine fast gänzliche Auflösung und Desorganisation jener Verbindung, die man Kirche nennt, sich zeige; daß der größte Theil das Christenthum, für eine bloß menschliche, mit allerlei Erfindungen und Täuschungen verbundene Erfindung halte, sich einer nähern Verbindung mit der Kirche schäme und sich über dieselbe erhaben denke, — und daß die Kirche, da sie nichts mehr für die Zucht und Befruchtung der Mitglieder thun kann, sich allmählich selbst zerstöre.“

Trembley, der protestantische Verfasser des gründlichen, trefflichen Werks „sur l'état présent du Christianisme“, spricht den heutigen Protestanten nicht nur die Bedeutung ihres eignen Namens ab, sondern sagt und beweist auch, „daß sie sich ganz von dem entfernen, was alle Christen seit der Apostel Zeit geglaubt

haben, und daß ein Mahomedaner, der noch die Wunder Christi annimmt, näher den Christen sei, als die neuen Lehrer der Protestanten.“

In Dr. Chr. Fr. v. Ammons: Einheit der evang. Kirche, Dresden 1826, wird von dem Protestantismus, als einem „schwindfüchtigen, ausgedorrten, todtgelben“ gesprochen. Ebendasselbst heißt es: „Auch mir kommt es vor, als sei etwas in unserm jetzigen Protestantismus, das einen ehrlichen Mann zwingen kann, katholisch zu werden; ich meine die Kerns-, Wesens- und Inhaltslosigkeit unsers Glaubens, — die Sublimirung alles materiellen Glaubens in wesens- und lebenslose, rationelle Begriffe, — das unruhige Vordringen des Verstandes auf dem Gebiete des Glaubens, welcher Christum austreibt, und sich dafür an seine Stelle setzt. Wehe dem ganzen Protestantismus, wenn er sein urkatholisches Princip verkennt und verläugnet!“

Schleiermacher legt — in f. Ref.-Alm. — das unumwundene Geständniß ab: „Nach acht protestantischen Grundsätzen ist es nicht möglich, daß Streitigkeiten innerhalb unsrer Kirche selbst, anders als auf eine, bloß vorübergehende Weise können entschieden werden; oder vielmehr, um es ganz herauszusagen, sie können nie kirchlich entschieden werden, sondern müssen in sich selbst verbluten.“ Und in f. Dogmatik sagt er: „Der Streit ist in der protestantischen Kirche so groß, daß das, was Einigen die Hauptsache des Christenthums scheint, Andere für bloße Hülle halten, und daß, was diese hinwieder für das Wesentliche ausgeben, jenen als dürftig erscheint, so daß sie meinen, es lohne sich nicht, das Christenthum nur deswegen dafür zu halten.“

Eben so ernst und eindringend lauten die Aussprüche und Klagen andrer angesehenen, protestantischer Theologen Deutschlands.

„Unsre Kirche ist dermaßen verdorben, daß kein Glücken mehr hilft. Nothwendig muß allerdings unser Cultus gehoben werden; geschieht aber nichts weiter, als dieses, so thut ihr nichts, als daß ihr auf das Gesicht eines Auszehrenden, ein mattes Glämmchen der Röthe treibt, welches bald wieder erlöschen wird. — Gebt dieser Kirche, wie sie nun einmal ist, die bestmögliche Verfassung, und ihr zieht nur einem, von tödtlicher Auszehrung ergriffenen, Körper ein neues Kleid an. In keiner Kirche findet sich wohl heutigen Tages eine größere Verschiedenheit der Meinungen, als in der

reformirten. — Der Protestantismus ist gegenwärtig ein lockres Gewebe, welches die vielen Kirchen und Kirchlein im lieben Vaterlande nur mühsam zusammenhält. Ein großer Theil der Lehrer kann den Namen der christlichen Kirche gar nicht mehr in Anspruch nehmen, und man darf den Fall des Protestantismus mit Sicherheit erwarten; die Theologie der Protestanten ist nichts als reiner Naturalismus. — Leider ist es wirklich der Fall, daß die protestantische Kirche, wenigstens in großen Städten, selbst nicht weiß, was sie eigentlich glaubt. — In einer Stadt des nördlichen Deutschlands ist es dahin gekommen, und zu einer bekannten Sache geworden: einen andern Glauben lehrt die Universität, einen andern das Schullehrerseminar, einen andern die Gelehrten, einen andern die Bürgerschule, einen andern lehren die beiden Nebenschulen, noch einen andern die dreißig, vierzig Privat Institute; so daß es sich findet, was auch nicht anders sein kann, die Eltern und die Kinder, die Brüder und die Schwestern, die Ehemänner und die Ehefrauen, die Vornehmen und die Geringen, die Gelehrten und die Ungelehrten stehen in ihrem Glauben wenigstens so weit von einander ab, als immer die verschiedenen Kirchen von einander abstehen, und sollen doch alle gleichmäßig für protestantische Christen gehalten werden. — Ueber die wichtigsten Glaubenslehren herrscht ein unglücklicher Zwiespalt unter den Theologen einer und derselben evangelischen Kirche, und alle Lehren, die noch wirklich allgemein geglaubt werden, könnte man zusammen auf einen Nagel am Finger schreiben; wo aber jeder glaubt, was ihn gedünkt, da ist keine Kirche mehr. — Von einer „unsichtbaren Kirche“ träumten die Intellectualisten, wie die Mystiker, so viel, daß darüber die sichtbare fast unsichtbar wurde. Die unsichtbare Kirche kann eben so wenig ohne die sichtbare auf Erden bestehen, als die Seele ohne den Leib; durch Einsetzung des Lehramtes hat Christus selbst die äußere Kirche begründet (und sie daher auch mit einer Stadt auf dem Berge, dem Licht auf einem Leuchter u. s. w. verglichen). — Heut zu Tage macht sich der kirchliche Indifferentismus als Aufklärung oder Toleranz geltend. — Nicht selten hört man zwei Doctoren der Theologie von Einer Confession, auf Einer Akademie, jeden seine Meinung für die allein wahre preisen, da doch Einer gewiß, wenn nicht alle beide, Unrecht haben müssen. Weichen nun die, auf protestantischen Universitäten angestellten Reli-

gionslehrer in ihren, auf die Begründung eines richtigen, der Schrift angemessenen, protestantischen Glaubens abzwirkenden, mündlichen und schriftlichen Vorträgen so von einander ab, wie Paulus, Wegscheider, Zwesten, Hahn und andre, so haben doch wohl die Katholiken das Recht, zu fragen: Haben denn die Protestanten eine Kirche? Worin besteht der protestantische Kirchenglaube? Bei wem sollen wir ihn suchen? — In dem Kopfe und Herzen des Volkes entsteht, aus der Uneinigkeit der Geistlichen selbst, nichts als Verwirrung. Das Volk hört, das Volk liest, und nun weiß es selbst nicht mehr recht, woran es ist, wem es glauben, wem es folgen soll. — Viele, die sonst an die Lehre ihres Pastors so fest und unverrückt halten zu können glaubten, als an die Angeln der Himmelsthüre, fangen an, irre zu werden. Weitergekommene sehen schon klarer, und gerathen in Zweifel, welche sie vorher nicht ahneten; sie sind nicht weit genug gefördert, um sich herausfinden zu können, und fallen entweder dem Indifferentismus oder der Verzweiflung anheim. — Nicht allein unter den höhern Klassen, sondern auch allmählig unter dem übrigen Volke, hat sich eine fast völlige Gleichgültigkeit für kirchliche Dinge immer mehr verbreitet. — Wie traurig ist es, daß vornehmlich den Männern aus dem gebildeten Mittelstande im Allgemeinen, zwar nicht Sittlichkeit, aber doch Religiosität fehlt! — Der ganze Glaube an die Wahrheit der Religion muß geschwächt werden, wenn man sieht und hört, wie bald diese, bald jene Lehre von Einigen zwar als wichtige Wahrheit behauptet, von Andern aber für einen speculativen, menschlichen Zusatz erklärt, oder gar als unvernünftig, unter der Hand, wohl auch öffentlich, verlacht wird.“

Alle diese Sätze sprechen wir nicht als unsere individuellen Ansichten, oder Muthmaßungen aus, sondern berufen uns hiefür auf ansehnliche Gewährsmänner der neuern Zeit, deren Namen in der protestant. theologischen Literaturgeschichte guten Klang haben, und verweisen unsre Leser auf derselben nachfolgende, gehaltvolle und anziehende Schriften: Rose, Zustand der protestant. Religion in Deutschland; Becher, über Toleranz; de Wette, der Protestantismus, 1828; Archidiac. Harms, Leitfaden in der Vorbereitung zu meiner Confirmation; Pustkuchen-Glanzwow, Wiederherstellung des ächten Protestantismus; von Ammon, die unveränderliche Einheit; Langsdorf, Blößen der protest. Theologie; Bickell,

Reform der protest. Kirchenverfassung; Tenisch, über kirchliche Reformen; Kirchhoff, Wiederherstellung der prot. Kirche; Gaf, theol. Stud. und Crit. u. s. w.

Die sonderbare Vereinigung, welche neuerlich zwischen Lutheranern und Reformirten stattgefunden hat, scheint übrigens eine, unter den Protestanten stark verbreitete Gleichgültigkeit in hohem Grade zu verrathen. So wünschbar auch die Einigkeit sein mag, so ist sie doch zu theuer erkauft, wenn solches auf Kosten eines wesentlichen Glaubenssatzes geschieht. In dem jetzt erwähnten Falle wird freilich von keiner Seite ein Glaubenssatz zum Opfer gebracht, weil die Grundlage der Vereinigung darauf beruhte, daß über Glaubenspunkte in keine Erörterung eingetreten werde; die Vereinigung besteht bloß in einem gemeinschaftlichen Gebrauche der Kirchen und Lehrer, und im Empfange des heil. Abendmahls aus den Händen dieser Prediger ohne Unterschied. Bedenkt man aber, wie wesentlich diese beiden Religionsparteien von einander verschieden sind, so ergiebt sich ganz deutlich, daß eine solche Vereinigung nur durch eine gänzliche Gleichgültigkeit von beiden Seiten gegen die besondern Lehren ihrer Stifter kann bewirkt worden sein. Ohne die andern Unterscheidungen zu erwähnen, so groß sie auch sind, wollen wir bloß darauf aufmerksam machen, daß über den höchst wichtigen Punkt der leiblichen Gegenwart diese beiden Kirchen beinahe ebensoweit von einander abweichen, als die englischen Protestanten von den Katholiken. Hieraus ergiebt sich, daß von Seite der Lutheraner nur Gleichgültigkeit gegen ihre eignen Lehrsätze sie dazu verleitet, mit den Reformirten in Gemeinschaft zu treten, und daß bloß die Ueberzeugung von dieser Gleichgültigkeit, die Reformirten bewogen haben kann, sich mit denjenigen zu vereinigen, welche das fest glauben, was hingegen in ihren Augen ein sehr großes Verderbniß der Reinheit der christlichen Lehre war, oder gewesen sein sollte. „Es ist mir erschrecklich zu hören“, sagte schon Luther in seinem Briefe an die Frankfurter, „daß in derselben Kirche oder bei demselben Altar, sollten beide Theile einerlei Sacrament holen, und Ein Theil sollte glauben, er empfangе eitel Brot und Wein, der andre aber glauben, er empfangе den wahren Leib Jesu Christi. Und oft kommt es mir unglaublich vor, daß ein Prediger verstockt und boshaft genug sein könne, um hiezu stillzuschweigen. Wer solche

Prediger hat, der sei gewarnt vor ihnen, als vor dem leibhaftigen Teufel selbst.“

Wenn nun der Protestantismus, als eigentliche Kirche, gar nicht mehr existirt, — wie selbst von seinen entschiedensten Gönnern zugegeben wird, — wenn er, einem endlosen Perfectibilismus als Spielball preisgegeben, einem Bruchstück ohne Zusammenhang und feste Grundlage gleicht: wie kann er dem, nach Gewißheit sich sehnenden Gemüth, Vertrauen einflößen, — wie kann er ihm Friede und Beruhigung gewähren? Sollte dort, wo Uneinigkeit, Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit herrschen, die wahre Kirche sich finden, — und nicht vielmehr da, wo Einheit, Festigkeit und Sicherheit vorhanden sind, wo eine Verfassung besteht, die allen Neuerungen in der Lehre und in den übrigen wesentlichen Heilmitteln, unerschütterlichen Widerstand leistet? — Luther, der Hauptreformer, und seine Consorten, sind, nach ihren eignen Geständnissen, bei ihrer Unternehmung, von Leidenschaft hingerrissen, nach keinem systematisch zusammenhängenden Plan verfahren. Nie beabsichtigten sie die Gründung einer Reformation, wie sie nachher sich entwickelte, oder einer Kirche, wie die heutige protestantische dasteht; sie eiferten wohl gegen den schändlichen Ablassunfug und andre tadelnswerthe Mißbräuche, aber nie lag die eigentliche Trennung in ihrem Plan. Nur die heftige Gemüthsart war es, was sie nachher verleitete, die ganze Kirche — und besonders die Hierarchie derselben — dreist anzugreifen; und in der Folge vermochten sie dann selbst nicht mehr, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, wie wir durch ihre eignen Erklärungen und überzeugt haben. Kaum war aber die erste Scene eröffnet, so spielte auch der böse Dämon seine Rolle; er änderte das Thema, reizte den Hochmuth der Schriftgelehrten, die Habsucht der Mächtigen, die Streiklust der Theologen und die frevelnde Unbändigkeit der aufgeregten Massen. Und so ist leider am Ende das, was anfänglich als Reformation war ausgegeben — und auch allgemein gewünscht worden, in eine sehr umfassende Glaubens- und Kirchenstörung, in eine förmliche Härese übergegangen, und zwar in eine solche, wie noch keine der frühern ihre Rückwirkung und Negation wider die Kirche, Hierarchie und Heilsordnung so weit getrieben, noch keine so kühne und vielfache Zerstückung des apostolischen Gesamtglaubens ausgesprochen hatte; so daß man nicht Unrecht hat, den Cal-

vinismus, Lutheranismus und Zwinglianismus, eine Sammlung und Wiederaufwärmung älterer Häresen, z. B. des Aetius, Jovinian, Vigilantius, der Waldenser, Wiclefiten und Hussiten zu nennen. Man wollte das Unbegreifliche begreifen, das Unergründliche ergründen, das Geoffenbarte wie ein, durch den eignen Forschgeist Entdecktes behandeln, und ward „erdrückt oder geblendet von der Glorie der unerforschlichen Majestät“, — wie der weise Salamon sagt. Eine bloße, leere Hypothese, im Drang der Umstände von den Reformatoren aufgerafft, ist es, daß Bibel- und Vernunftgebrauch, als die einzige Quelle und Richtschnur und als das einzig hinlängliche Wiederherstellungsmittel des ursprünglichen Christenglaubens, — wenn er je wirklich wäre ausgeartet gewesen —, könne und müsse angesehen werden. Eine reine Hypothese, ja vielmehr eine unverantwortliche Verdrehung des einzig wahren Gesichtspunktes und der Geschichte, eine auffallende Schmähung der Kirche, und eine indirekte Lästung des heiligen Geistes ist es, wenn behauptet wird, daß der wahre Christenglaube jemals im Wesentlichen ausgeartet und ganz in Vergessenheit gekommen sei. Dieß hatte bis zum Ausbruch der Reformation kein frommer und weiser Mann in Deutschland behauptet, vielmehr zielten alle Klagen, Beschwerden und Wünsche der Deutschen nur auf Reinigung und Verbesserung. Eine grundlose Hypothese, ja eine sehr verwegene Verdrehung der Wahrheit ist es, wenn man nachdenkenden Lesern weis machen will, daß das Hauptergebniß der Reformation, welches doch — manches zufällige mitbegleitende Gute abgerechnet — in Einführung einer zersückten Heilsordnung und eingestürzter Kirchenverfassung bestund, die Wiederherstellung des allein wahren und vollständigen Christenthums gewesen sei.

Die Protestanten sind nicht einig im Glauben, nicht in der Lehre, nicht in der Disciplin; sie können es aber auch, ihren Principien nach, nicht sein, und es nie werden, sondern es müssen — wie die Erfahrung zeigt — nur immer größere Spaltungen entstehen. Nirgends waltet Verbindung und Zusammenhang unter ihren zahllosen Secten; diese haben — wie Swift sagt — nicht genug Religion, um einander zu lieben, aber immer genug, um einander zu hassen. Nothwendig muß dieß weitläufige, verworrene Sectenwesen, das immer nur mehr überhandnimmt, und dem Hauptcharakter der christlichen Kirche so sehr widerspricht, — da die Wahrheit nur Eine ist, und ewig unabänderlich bleibt, —

den Protestantismus höchst verdächtig machen; seine außerordentliche Zersplitterung in zahllose Secten (man denke nur an Holland, an die nordamerikanischen Freistaaten, in welchen sich dermal 288 Religionsgesellschaften befinden —, und an England, dessen neuere Kirchengeschichte beinahe so viele protestantische Secten zählt, als die ganze übrige Christenheit zusammengenommen!), die immer steigende Uneinigkeit und Streitsucht unter seinen Bekennern, kann nur die Ueberzeugung begründen, daß unmöglich Jesus Christus eine solche Kirche habe stiften können, die immer nach menschlicher Willkür sollte umgestaltet und verbessert werden, und daß folglich der Protestantismus nicht aus Gott, sondern von dem Menschen herstamme. — Ganz richtig bemerkt Möhler, daß nicht zwei protestantische Theologen von einiger Bedeutung vollkommen miteinander in dem, was Christus gelehrt habe, übereinstimmen. Gewöhnlich wollen sie das Wesentliche vom Unwesentlichen getrennt wissen, und glauben dann in erstem Uebereinstimmung zu finden; als wäre nicht gerade die Frage: was wesentlich und was unwesentlich sei, zu den Hauptgegenständen zu zählen. Wie ließe sich dann im Wesentlichen eine Uebereinstimmung erwarten, wenn man selbst darin nicht einig ist, was wesentlich sei; und immerhin sollte es sich unter Christen doch wohl nur fragen, was Christus gelehrt habe, um es fortan zu glauben; — denn unwesentliche Lehren trug der göttliche Stifter des Christenthums keineswegs jemals vor.

Wohl mag der Schwindelgeist falscher Aufklärung, auch manchen Kopf von der katholischen Seite ergriffen haben; allein der wichtige Unterschied besteht immer darin, daß der Katholik auf solche Irrwege geräth, indem er die von seiner Kirche vorgezeichnete Bahn verläßt, der Protestant aber, indem er auf der Bahn seiner Kirche fortschreitet, — der Katholik, indem er wider die Prinzipien seiner Kirche, — der Protestant, indem er gemäß denjenigen seiner Kirche handelt. Der Katholik hört dann von demselben Augenblick an auf, Katholik zu sein; der Protestant hingegen wird dadurch ein immer vollkommenerer Protestant (mag er nun Strauß, oder Ruge, Feuerbach, Bauer u. s. w. heißen), je weiter er auf seiner Bahn vordringt. Wer will, wer kann dies bestreiten?

Die Kirche der Lutheraner, Calvinisten, Reformirten, Methodisten, Anglicaner, Socinianer u. s. w. ist — nach ihrem eignen

Geständniß — auf Glaubensfreiheit gegründet; sie duldet die Verschiedenheit der Ansichten, duldet mithin den Irrthum, und muß ihn dulden; folglich ist sie schon deswegen nicht jene Kirche, von welcher der Weltheiland (Matth. XVI, 18. XXVIII, 20.) sagte: daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, daß er bei ihr bleibe bis an der Welt Ende, daß der Tröster des Vaters bei ihr sein, und der heilige Geist sie in alle Wahrheit leiten werde. Wenn sie irren kann, so ist sie nicht — nach 1 Tim. III, 15. — die Kirche Gottes, Säule und Grundfeste der Wahrheit, so ist wohl vielmehr die Warnung Pauli — Eph. IV, 14. — auf sie anwendbar. Wenn sie irren kann, wo sind dann jene von Jesus Christus selbst eingesetzten Hirten und Lehrer, um ewig der Kirche vorzustehen, sie zu regieren, und in ihr den Glauben festzustellen, damit sie nicht von jedem Wind der Lehre hin und her getrieben werde?

Möchten doch die Protestanten einmal beherzigen, was schon der große Kirchenvater Augustinus sagte: „Wenn wir vom Evangelium nur dasjenige glauben, was wir wollen, und das nicht glauben, was wir nicht glauben wollen, so glauben wir uns selbst, nicht aber dem Evangelium. Wir glauben Menschen, nicht Gott.“

Der Protestant glaubt schlechtweg, was seine Väter glaubten; diese glaubten hinwiederum, was ihre Ahnen lehrten, und so stufenweise zurück, bis zum Zeitpunkt der Kirchentrennung; er hat also zur letzten Stütze, die Autorität seiner Reformatoren, welche jedoch nie untrüglich war, und nach ihrem eignen Willen durchaus nicht als untrüglich betrachtet werden sollte und durfte.

Sa, es gesteht die Neue, in Zürich erscheinende Kirchenzeitung mit lobenswerther Unbefangenheit: „daß es in der evangelisch reformirten Kirche auch solche Grundsätze und Lehren gebe, welche nicht mit der heiligen Schrift übereinstimmen.“ Eben so unverhohlen ward, ganz neuerlich noch, im Schooß der höchsten Regierungsbehörde eines reformirten Schweizerkantons, behauptet und zugegeben, daß die bestehenden Catechismen, welche sonst als Grundlagen des reformirten Lehrsystems galten, ganz unbrauchbar geworden seien, — daß es gegenwärtig keinen protestantischen Lehrbegriff mehr gebe, — daß die Confessio

helvetica alles Ansehen und alle verpflichtende Kraft verloren habe, — und daß viele Dogmen der reformirten Kirche, von den einen Geistlichen zwar noch anerkannt und gelehrt, von den andern aber, als veraltet und untauglich, verworfen werden, demzufolge bald jeder Geistliche gewissermaßen eine eigne Kirche repräsentire.

Und wenn ein ansehnlicher, protestantischer Freistaat noch unlängst sich bewogen fand, eine neue Bibelübersetzung, neuen Catechismus, Abendmahl-Liturgie, Cultus-Revision u. s. w. anzuordnen, so darf und muß doch wohl jeder Unbefangene, aus dem Bedürfniß solcher Neuerungen, auch auf die Mangelhaftigkeit, Unvollkommenheit und Unzulässigkeit des Bisherigen schließen. Wie natürlich ist dann aber zugleich auch die Besorgniß, daß eine folgende Generation, ebenfalls das Verwerfungsurtheil über die jetzigen Arbeiten aussprechen werde, so daß zuletzt der protestantische Cultus — gleich den bürgerlichen oder Municipalverfassungen — einer periodischen Umgestaltung, d. h. Reformation, unterliegen müßte. Wirklich spricht sich auch, in neuester Zeit, ein Theolog ebendesselben Freistaats, Alex. Schweizer, dahin aus, „daß die Lehre und Lehrform unsrer Kirche, nicht mehr recht zusammenstimme mit der jetzigen Lebens- und Weltansicht fortgeschrittener Geister, — daß das Einzelne in Lehre und Darstellung, jetzt fortgebildet werde von Leuten, die eben so gelehrt und fromm seien, wie die Reformatoren, — daß aber auch die, jetzt neu einzuführende Liturgie und Catechismus, hoffentlich einst Besserm Platz machen werden.“ (Umgekehrt behauptet der, wohl auch nicht ungelehrte, Oberhofsprediger Dr. C. Fr. von Ammon, „daß mit der Idee einer fortschreitenden Reformation, der Protestantismus in das Heidenthum hinein, und das Christenthum, aus der Welt hinaus reformirt werde“! Welcher von Beiden hat nun Recht?) Noch tröstlicher lautet aber seine Versicherung, „daß eine, der jetzigen Ueberzeugung und Frömmigkeit entsprechende Umgestaltung der Kirchenlehre, dem Reiche Gottes nur wahren Vortheil bringen werde“; zugleich wird diese jetzige, — dermalige —, Ueberzeugung und Frömmigkeit näher angedeutet, indem es heißt: „Wenn diejenigen „Recht“ bekommen, welche z. B. die auffallendsten Wunder, nur als bildliche Darstellungen erkennen, so wird dadurch unsere Kirche nicht erschüttert, sondern Tausende von Zweiflern werden das Evangelium wieder freudiger

annehmen.“ Kann der Rationalismus sich verständlicher aussprechen? Und welcher Behörde, welchem — geistlichen oder weltlichen — Individuum soll die Befugniß übertragen werden, jenes „Recht“ zu beschließen? —

Während der Katholik unwandelbar, der Religion Jesu Christi, als eigentlich göttlich positiver Religion huldigt, die Bücher des A. und N. Testaments als heilige, unter Leitung des göttlichen Geistes verfaßte Urkunden, mit gläubiger Ehrfurcht annimmt, sie nicht zersplittert und zerstückelt, sondern alle Bestandtheile derselben ihrem ganzen Inhalt nach, als unmittelbare, — folglich keinem weitem Vervollkommnungsprozeß, von Seite menschlicher Vernunft und Willkür, unterworfenen — Geschenke der Gottheit anerkennt; wie denkt, lehrt und handelt dagegen der, mit Erleuchtung und Aufklärung sich brüstende Protestant?

Aus einigen hier zusammengestellten Hauptresultaten, zu welchen die neuern rationalistischen Bibelforscher gelangten, werden wir nicht ohne Erstaunen sehen, was die Phantasie, unter der ernsten Maske der Vernunft, auf dem Gebiete der Theologie und Exegese aufzuführen im Stande ist.

Im Alten Testament sind die Geschichte der Schöpfung, des Paradieses, von Adam und Eva u. s. w. nur Allegorien oder Mythen. Der Pentateuch, den man als eine Art von „theokratischem Epos“ betrachten kann, ist nicht von Moses geschrieben, sondern in einer viel spätern Zeit compilirt worden, und Jehova war nur der Hausgott oder Fetisch der Familie des Abraham, welchen David, Salomon, und die Propheten späterhin zu dem Range eines Schöpfers aller Dinge erhoben. Moses hat das, ihm zugeschriebne fünfte Buch nicht verfaßt, noch Salomon den Prediger, weil hier wie dort, angenommen werden müßte, daß der Verfasser seinen eignen Hinscheid erzählt habe. Die Psalmen waren eine Art von Anthologie (Blumenlese), zu welcher David und andre Schriftsteller Beiträge lieferten. Davids Muse nimmt keinen hohen Flug, aber Lieder und Klaggedichte gelingen ihm sehr gut. Das Buch Esther ist eine mährchenhafte Erzählung; Ruth nur geschrieben, um zu beweisen, daß David von guter Familie abstamme. Die Geschichte des Jonas ist eine bloße Wiederholung der Fabel vom Herkules, den ein See-Ungeheuer verschlungen hatte. Die Prophezeiung im

Jesaias, vom Falle Babilons, ist offenbar von einem geschrieben; der bei der Belagerung gegenwärtig war; und die in denselben Zusammenstoppungen enthaltenen Weissagungen, welche sich auf Christum beziehen sollen, haben nur auf die Ereignisse und das endliche Schicksal des Geschlechts der Propheten überhaupt Bezug.

Im Neuen Testamente, gehört die wunderbare Geburt Christi, in die Cathgorie fabelhafter Dichtungen, gerade so, wie die Geschichten von den Menschwerdungen der indischen Götter, und besonders die, der Geburt des Buddha von einer Jungfrau, welche ihn von einem Regenbogen empfangen. Der Beweggrund Christi, sich für einen Propheten auszugeben, war, daß er dadurch als Sittenlehrer mehr Ansehen erhalte, und ebenso entschloß er sich nochmals, sich für den Messias auszugeben, weil einige seiner Anhänger glaubten, daß er diese Person sein müsse. Nach Wieland war Jesus Christus ein vornehmer, jüdischer Magier, der selbst nicht im entferntesten daran dachte, der Stifter einer Religion zu werden, und dessen Institut nur allmählig die Gestalt einer Religion annahm. Vieles von der Dunkelheit, in welche die Lehren des N. Testaments gehüllt sind, muß der Dummheit und dem Aberglauben der Apostel zugeschrieben werden, die häufig die Sprache ihres Meisters mißverstanden, und deren grober Irrthum, in Beziehung auf seine Verheißungen eines künftigen Reiches, ihn in Schwierigkeiten mit seinen Jüngern verwickelte, aus denen er keinen Weg sah, sich mit Ehren herauszuziehen, als den Tod.

Wir wollen einige dieser großen Wortführer des Rationalismus noch näher bezeichnen.

Die Allg. Bibl. der neuesten deutsch. Litt. 1. Bd., 1784, hält das Alte Testament für Fabel und Täuschung, schreibt die Wunder Christi, frommem Betrug, und die Paulinischen Thaten und Schriften, rabbinischen Künsten zu.

Die Allg. Bibl. der theol. Litt. von Schmid und Schwarz, 1801, macht aus der göttlichen Sendung und Gesetzgebung Moses, ein Werk des Betrugs und der Dummheit.

In den Aphorismen am Grab der Theologie, 1802, wird, mit Berufung auf mehrere große prot. Theologen, das Neue Testament die Hemmkette der Aufklärung genannt, die für unser Zeitalter nicht passend, ja ganz unnütz sei.

In der theol. Monatschr. von Augusti, 1801, S. IX.

wird gesagt, daß es besser wäre, wenn wir gar keine schriftliche Nachrichten von Jesu hätten; daß man in den Urkunden des neuen Bundes, die reine Lehre Jesu nicht sicher erhalten habe; daß die Apostel selbst oft Jesum nicht verstanden haben; daß in diesen Urkunden sich Widersprüche finden; und daß überhaupt eine geschriebene Religionsverfassung, früh oder spät veralten und sich selbst vernichten müsse.

In den ausführl. Erklär. der sämmtl. Messian. Weissag., Darmstadt 1801, werden die Propheten des Alten Bundes für „Gaukler und Betrüger“, und diejenigen, welche noch einigen Werth auf die Weissagungen des Neuen Bundes legen, für „Schwärmer und Verrückte“ erklärt. (Und diese Schrift wird in der Allg. d. Bibl. B. 69. S. 228. als eine solche anempfohlen, welche Ungewißheit, Blindheit und Thorheit habe verschwinden lassen.)

Nach des Superintendenten Cludius Urausichten des Christenthums, 1808, gehört zur Religion Jesu nichts von seiner Person und Geschichte, nichts von allem, was er von sich, als dem Sohn Gottes, vom Reich Gottes, von den Schicksalen seiner Lehre und Kirche sagte; Jesus hätte sich für etwas ausgegeben, das er gar nicht war; seine Wunder wären ein Hirngespinnst, von seinen Jüngern und dem Volke angestaunt und vergrößert; sein Bekenntniß, daß er der Sohn Gottes sei und gleich wie der Vater verehrt werden müsse (Joh. V, 23.), wäre falsch! Im Evang. Matthäi findet er viele fremde Zusätze und Verfälschungen; Johannes Evangelium und Briefe sollen nicht von ihm, sondern irgend einem fremden Juden herrühren (ist der Herr Superintendent verrückt?); sie enthalten viel Tadelnswerthes, und Widersprüche; der Lehrbegriff in denselben sei gnostisch. Paulus glaube noch an's Judenthum, und die Lehre von der Vorsehung und Unsterblichkeit fehle bei ihm; Petri und Jakobi Briefe, und jener an die Hebräer, seien wie die Paulinischen; überhaupt aber bieten die Schriften des Neuen Testaments, keinen zusammenhängenden Lehrbegriff dar.

Bretschneider, Schultheß, Stäudlin u. a. m. bestreiten die Aechtheit des Evangeliums Johannes; letzterer hält solches ganz zuversichtlich, für das Werk eines Philosophen aus der Alexandrinischen Schule, und den λόγος — verbum — lediglich für den

Funken des göttlichen Geistes, welcher in allen vernünftigen Wesen glimme. Uebrigens belehrt uns die Allg. Kirch. Z. 1836, Nr. 15 im Litteraturblatt, daß Bretschneiders Zweifel und Einwürfe, — als seien nicht nur die Briefe, sondern auch das, dem hl. Johannes zugeschriebne Evangelium, Producte irgend eines Gnostikers aus dem zweiten Jahrhundert —, in einer langen Reihe von Streitschriften und Recensionen der verschiedensten Art, geprüft und vollständig widerlegt wurden, so daß er zuletzt selbst auch diesen Gegnern seine Zustimmung erteilt habe. (Eine ausdrückliche Bestätigung hierüber enthält die, sehr beachtenswerthe Recension der „Gesch. des Urchristenthums von Gfrörer“, in den Blättern für litt. Unterhalt. 1839, März.) Ueberhaupt aber wird die Autenticität des Joannäischen Evangeliums und anderer neutestamentlicher Schriften, bald ganz, bald theilweise, von gewichtigen, protestantischen Theologen bestritten, dann aber auch wieder von eben so vollwichtigen Theologen vertheidigt; — und beide machen gleichmäßige Ansprüche auf die Richtigkeit ihres Urtheils.

Eben so erhoben sich ernste Zweifel, hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der drei übrigen Evangelien, und zwar durch eine sehr wichtige Entdeckung, welche wir vor allem dem Scharfsinne des gelehrten Michaelis verdanken, die aber Andre nach ihm in ein, noch helleres Licht setzten. Die von diesen Critikern vorgebrachten Gründe sollen klar beweisen, „daß die drei ersten Evangelien keineswegs Werke jener Verfasser sind, deren Namen sie tragen, sondern bloße Ueberschreibungen oder Uebersetzungen ältrer Urkunden.“ So wären dann die Geister aller denkenden Christen, dem peinlichen Zweifel preisgegeben, ob dieselben Hände, welche copirt, nicht auch untergeschoben haben, und ob die Protestanten nicht am Ende finden möchten, daß ihre einzige Glaubensnorm nur ein zweifelhaftes, trügerisches Unterpfand sei, verlassen von jedem Lichte der Tradition, welches, in Verbindung mit der Schrift, die katholische Kirche durch alle Jahrhunderte sicher hindurch geführt hat. Bertholdt, einer jener Critiker, behauptet: daß das Original der drei ersten Evangelien, in aramäischer Sprache sei geschrieben gewesen, und daß die Briefe des heil. Paulus sowohl, als alle die andern Briefe nur Uebersetzungen aus dem Aramäischen seien. Statt der guten, alterthümlichen Vorstellung, das Neue Testament sei eine Sammlung von Werken der Männer, deren Namen sie tragen,

und die unter unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes geschrieben hätten, müßten wir nun also glauben, daß der ursprüngliche Erzähler der evangelischen Geschichte ein Unbekannter gewesen sei, und daß die Evangelien und Briefe, die wir im Griechischen lesen, nur Uebersetzungen von Leuten seien, deren Namen verloren gegangen, und die sich selbst durch verschiedne, in ihrem Werke enthaltene Schnitzer verrathen.

(Treffend bemerkt in dieser Hinsicht der berühmte Joh. von Müller: „Wo ist also nun selbst die heilige Schrift, wenn es dem Einen unsrer großen Theologen gefällt, einen Brief des heiligen Paulus zu verwerfen, einem Andern das Evangelium Johannis, und einem Dritten die drei übrigen Evangelien?“)

In den Erklärungen des Paulinischen Gegensatzes: Buchstabe und Geist, Sena 1799, heißt es: Daß man gleich bei der Reformation, die Urkunde des Neuen Testaments hätte abschaffen sollen; daß eine positive Religion noch zu den Vorurtheilen der Apostel gehört habe; daß das Neue Testament zur Schwärmerei führe; und daß man ohne dasselbe, — auch wenn der Name Jesu ganz in Vergessenheit käme —, sich in der Religion genugsam behelfen könne.

Hofmann in f. Belehrungsbuche gemeinnütziger Kenntnisse, — dem preussischen Minister Maßow gewidmet! — behauptet, „die christliche Religion komme von einem Manne ohne Ansehen her, und sei nur vom Pöbel angenommen worden.“

In Bredows merkwürdigen Begebenheiten aus der allg. Weltgeschichte, Altona 1808, einem Buche, welches zum vierten Male aufgelegt und in vielen Schulen wirklich eingeführt ward, — finden wir die Offenbarung des alten Testaments ganz kurz abgefertigt, indem der Verfasser sagt: „Von dem, was in den ältesten Zeiten auf der Erde vorgefallen ist, wissen wir nur Weniges, und dieß Wenige nur unbestimmt. Die frühesten Begebenheiten, von welchen wir einigermaßen zuverlässige Kunde haben, reichen nicht über tausend Jahre vor Christi Geburt hinauf. Was jenseits dieser Grenze liegt, ist entweder ganz erdichtet, oder so mit Erdichtungen vermischt, daß man die Wahrheit kaum ahnen kann.“

Prof. Krug, in f. Zeitschrift: Hermes, 1819, St. IV, ertheilt den Mächtigen der Erde den Rath, sich über alle positive Religionen, zur Höhe der ewigen Vernunftreligion zu erheben;

und behauptet, daß alle wesentlichen Glaubensartikel, dem ächten Protestantismus nichts weiter als Versuche zur Anregung der ewigen Vernunftreligion seien.

Nach Sänisch univers. Ueberbl. der Entwickl. d. menschl. Geschlechts, Berlin 1801, sind Stolz und Unduldsamkeit die Wirkungen des Glaubens an die Bibel; die künstliche Magie des Heiligthums aber sei verschwunden, Jehovah wäre ein Fetisch oder Hausgott der Abrahamschen Familie gewesen, welcher erst durch David, Salomon und die Propheten, zum Schöpfer Himmels und der Erde war erhoben worden. (Und dieser Sänisch — welcher sich nachmals selbst entleibte — war Prediger in Berlin!)

In Krummachers christl. Volksschule, Essen 1823, S. 229, behauptet ein Doctor der Theologie ganz unbefangen: der Apostel Paulus habe so geschrieben, wie etwa heutzutage ein ungebildeter Corporal oder eine Dienstmagd; auch habe er, durch seine unbesonnenen Behauptungen, die Laster der ersten Christen veranlaßt.

Eckermann, in seinen theolog. Beiträgen, sagt: daß er auch nicht eine einzige Prophezeiung im Alten Testamente finden könne, welche sich deutlich auf Christum beziehe.

Noch stärker äußert sich hierüber Eichhorn in seinen hebr. Propheten 3. B. 1816 — 1819. Und ebenderfelbe spricht in der Bibl. d. bibl. Litt. die Meinung aus, daß die drei ersten Evangelien, von Matthäus, Marcus und Lucas, nach einem verloren gegangenen aramäischen Evangelium der Hebräer, seien verfaßt worden.

Nach U. Fr. Gfrörers Urtheil, sind die drei ersten Evangelien aus der alten christlichen Sage entstanden, und enthalten daher Wahrheit und Dichtung untereinander gemengt; doch könne man letzteres Element, mit Hilfe des vierten Evangeliums, ausscheiden, indem dieß Johannische Evangelium, — von einem Augenzeugen, der Wahrheit gemäß geschrieben —, als laute, historische Quelle betrachtet werden müsse. „Nur der Christus des Johannes“, sagt Gfrörer, „ist der geschichtliche.“ Ebenderfelbe giebt zu, daß durch Strauß, die ganze evangelische Geschichte in Zweifel gezogen worden sei, und daß es jetzt gelte, den historischen Grund für sie wieder zu erobern. Dann fügt er bei: „Der traditionelle Ursprung der synoptischen Evangelien, und die sagenhafte Natur ihres Inhalts galt, schon vor Strauß, der großen Mehrzahl derjenigen Theologen, welche nicht geradezu einen buchstäblichen Glauben an alles, von

den Evangelisten Berichtete fordern, so sehr als Thatsache, daß diese Ansicht bereits in Compendien übergegangen war.“ (Vergl. z. B. Hase's Leben Jesu, Cap. 4.) Hier dürfen wir aber nicht unbenutzt lassen, daß Gfrörer hinwiederum, von angesehenen Theologen, als der „böartigste und verderblichste Sceptiker“ geschildert, und einer, in der That „allen Glauben übersteigenden Anmaßung, marktschreierischer Unverschämtheit, unerhörter Ungezogenheit und Gehässigkeit seiner Aeußerungen, über die anerkanntesten, theologischen und philosophischen Notabilitäten“, beschuldigt wird. (S. Bl. f. l. Unt. 1839. März.)

Ein anderer Gelehrter erklärt schlechtweg die meisten Propheten als Betrüger, welche auch die Ursache seien, warum es in der Welt keinen wahren Glauben gebe.

Dr. Paulus in Heidelberg, welcher alle Wunder wegzuraisonniren versteht, sagt in seinem Comment. 3. B. S. 810: „Christus sei nicht wirklich gestorben, sondern habe bloß in Ohnmacht gelegen.“ (Eben dieser hocheleuchtete Theolog ist es, welcher in seinen Collegien die Apostel „Packesel Jesu Christi“ nannte.)

Ein Anderer behauptet, Christus habe sich nach seinem vorgeblichen Tod an einen Ort begeben, welcher nur seinen Jüngern bekannt gewesen sei.

Noch Andre schreiben die Wunderheilungen Christi, den Wirkungen des thierischen Magnetismus zu.

Dr. Fr. Fischer in f. Einl. zur Dogm. sagt: „Die dogmatische Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelien, welche bisher auf das apostolische Ansehen des Matthäus gegründet werden konnte, müssen wir denselben an und für sich ganz absprechen.“

Nach Geisse Parad. über hochwicht. Gegenst. des Christenth. rührt gar keines der vier Evangelien, von den vorgesezten Verfassern her.

Mauvillons Urtheil, in Betreff der Wunder in der evangelischen Geschichte und besonders desjenigen von der Speisung der 5000 Männer, geht schlechtweg dahin, daß „die Kerls, die dergleichen erzählten, kein Mensch kenne, daß sie Lügensäcke seien, und daß alles, was man für ihre Ehrlichkeit anführe, nur aus der Luft gegriffen sei.“

Der gelehrte Wegscheider erblickt in der, von den Evangelisten so klar dargestellten, Himmelfahrt Jesu Christi, lediglich ein Mythos (Fabel).

Am unverholtensten äußert sich aber der Verfasser einer, in Helmstädt erschienenen Schrift, *vindiciae sacr. N. T. script.*, daß nämlich Jesus sich getäuscht habe, und ein frommer Schwärmer gewesen sei, der wirklich übernatürliche Kräfte zu besitzen, selbst geglaubt habe. Ebendasselbst wird auch die Auferstehung Christi geläugnet, und der größte Theil dessen, was von Jesu und den Aposteln erzählt wird, unter die Märchen gerechnet.

Schleiermacher suchte die Auferstehung Christi, als eine gleichgültige, das Wesentliche des Christenthums nicht berührende, Thatsache bei Seite zu stellen.

Waren aber nicht das Leiden und der Kreuzestod sowohl, als auch die Auferstehung Christi, von den Propheten vorhergesagt worden? Freilich ist zwischen diesen beiden Weissagungen ein großer Unterschied. Daß Jesus Christus gelitten habe und gekreuzigt wurde, haben die Juden nie geläugnet; daß er aber wieder auferstanden sei, läugnen die heutigen Juden, und auch ihre Väter läugneten es. Das Leiden und der Kreuzestod sind keine Wunder, und enthalten kein göttliches Zeugniß für Jesus Christus; nur darum, daß sie von den Propheten vorgesagt und beschrieben wurden, geben sie ihm allerdings ein göttliches Zeugniß. Die Auferstehung aber ist schon selbst ein Wunder, und würde Jesu Christo ein hinlängliches Zeugniß geben, wenn sie auch nicht wäre vorhergesagt worden. Wäre Jesus Christus nicht auferstanden, so könnte gar kein göttliches Zeugniß für seine Sendung und Lehre, keine göttliche Weissagung von seinem Leiden und Tode vorhanden sein. „Ist Christus nicht auferstanden, sagt Paulus, so ist all euer Glaube eitel, und unsre Predigt vergeblich.“

Der große Senaische Philosoph, Fichte, — dessen wir bereits im ersten Hefte erwähnten, — brach in den prophetischen Ruf aus: „In fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsre Religion!“ In neuester Zeit macht sich am rationalistischen Horizont als flimmerndes Meteor hauptsächlich das Zwillingspaar: Feuerbach und Bruno Bauer, bemerkbar, von denen jener über das historische Christenthum geradezu das Todesurtheil aussprach, der letztere aber das ganze Christenthum schlechtweg als Lüge und Albernheit erklärt.

Wahrlich, wenn es im Protestantenthum so finster und bedenklich aussieht, wie kann dasselbe dann dem Katholizismus

noch Abfall vom ächten, reinen Christenthum vorwerfen? Hatte der ernste und gelehrte Brentius (in recogn. pr. et ap.) so gewaltig Unrecht, als er behauptete: die Reformirten werden es dahin bringen, daß die Nestorianischen Grundsätze wieder erwachen, daß einer unsrer Glaubensartikel nach dem andern verschwinden, und durch den Unglauben der Heiden, Salmudisten und Muhamedaner werde verdrängt werden? Und täuschte sich Montagne so gar sehr, als er — in f. Essais L. 2. C. 12 — den Protestantismus als sichern Weg zum Atheismus und Nihilismus bezeichnete; — eine Ansicht, zu welcher auch mehrere der neuern, gewichtigen Schriftsteller sich bekennen.

Während der Katholik die Gottheit Christi laut und öffentlich, mit Freude und Wonne, als eine Lehre bekennt, welche die Propheten vorher verkündigt —, Jesus selbst durch seine Wunder und Weissagungen beurfundet —, durch seine eignen Geständnisse von sich selbst bestätigt — und vor seinem Tode noch aufs feierlichste bezeugt hatte; welche die Apostel nicht nur verkündigten, sondern auch mit dem Martertod bekräftigten; welche seitdem ununterbrochen in der Mutterkirche geglaubt, bekannt und vertheidigt worden, und welche Lehre von dem Katholiken, als der Angel des wahren Evangeliums, des göttlichen Christenthums, betrachtet wird; läugnen angesehene Protestanten, den Arianern der Vorzeit gleich, die Gottheit Jesu, und halten dessen Lehre für eine rein menschliche, welche dem Richterstuhl ihrer beschränkten Vernunft sich unterwerfen soll! —

Fassen wir diesen hochwichtigen Gegenstand etwas näher in's Auge!

Der Katholik findet diese Grundlehre des Christenthums, in den heiligen Schriften des Neuen Bundes ganz klar und wörtlich ausgesprochen, und von den Kirchenvätern der ersten drei Jahrhunderte, — diesen unverwerflichen Zeugen des Urchristenthums —, aufs entschiedenste bestätigt. Aus den Schriften dieser ehrwürdigen Männer, schöpfen wir die volle Ueberzeugung und Gewißheit, daß die Urchristen und ersten Schüler der Apostel, die betreffenden Stellen der heiligen Schrift, im nämlichen Sinne verstanden, wie sie die Kirche noch heut zu Tage versteht, indem diese in ihrer Lehre nie etwas änderte, noch jemals ändern, sondern

bis an der Welt Ende, mit Paulus (Röm. IX.) anbetend ausrufen wird: „Christus, der da ist Gott über Alles, hochgelobt in Ewigkeit!“

Mag auch die Gottheit Christi, — wie die Dreieinigkeit —, ein, für jeden endlichen Verstand durchaus unbegreifliches, weil das innigste Wesen der Unendlichkeit selbst betreffendes, Geheimniß sein; immerhin ist sie die Hauptgrundlage des Christenthums, mit welcher dieses steht oder fällt. Die Grundidee der ganzen Offenbarung bleibt immer diese, daß der, von Gott abtrünnig gewordene, und demnach der Verwerfung anheimgefallene Mensch, einer Erlösung bedurfte, — daß der Erlöser die, zwischen Gott und der gefallenen Menschheit geöfnete, unendliche Kluft ausfüllen mußte, was folglich nur ein, ebenfalls unendliches Wesen zu leisten vermochte. Um als wahrer Mittler zwischen Gott und der gefallenen Menschheit aufzutreten, mußte der Erlöser beide, die Gottheit und Menschheit, in seiner Person vereinigen. Als Gott allein, hätte er nicht leiden (gehorsamen bis zum Tode des Kreuzes), und als Mensch allein, nicht vermitteln können. Er mußte Gott und Mensch zugleich sein. Nur in ihm, vermöge der Menschheit aufgenommen, konnte der Mensch gerettet, wieder zum göttlichen Leben neugeboren werden, und in demselben heranwachsen. Dieß war die Grundlage alles Glaubens im Urchristenthum.

Ignatius, Bischof von Antiochien, Schüler des Apostels Johannes, gest. im J. 107, heißt in seinem, an die Römer geschriebenen Briefe, sowie in seiner ep. ad Eph. 7, Jesum mehrmals „Gott, unsern Gott.“ Eben so bestimmt sprachen sich Justin, gest. 165, in s. Apol. 2, 6. und Irenäus, gest. 203, in lib. 3. c. hær. c. 6. hierüber aus. Derselbe behauptet im nämlichen Buche (das er hauptsächlich gegen die Gnostiker schrieb, welche schon zu den Zeiten des Apostels Johannes, die ewige Gottheit Jesu Christi zu läugnen anfangen, und gegen welche auch Johannes vorzüglich sein Evangelium richtete), — Lib. 3. contra hær. c. 19: „Wer der Wahrheit auch nur ein wenig nahe gekommen, wird offenbar einsehen, wie alle Propheten, wie die Apostel, wie der Geist selbst, Christum weit über alle Menschen, die damals waren, als Gott und Herrn, als ewigen König, als den Einziggebornen, als das menschengewordene Wort verkündigt haben.“ Eben so deutlich lautet sein Ausspruch in lib. 5. c. hær. c. 17. Clemens, Patriarch von Alexandrien, gest. im J. 220, sagt in s. adm. ad Gr.: „Nun

aber ist Christus erschienen; er, der selbst das Wort ist, der allein beides zugleich ist, Gott und Mensch. Glaube, o Mensch! dem, der Mensch und Gott ist; glaube dem lebendigen Gotte, der gelitten hat und angebetet wird, dem göttlichen Wort, welches der offenbarste Gott ist, gleich dem Herrn des All's."

Auch andre Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts, z. B. Tertullian, Hippolytus u. a., äußern sich in gleichem Sinne. Origenes, der gelehrteste Mann seiner Zeit, der Lehrer vieler heiliger Kirchenvorsteher, dessen Weisheit zu bewundern, der heidnische Philosoph Porphyrius, in seiner Jugend, selbst eigens eine Reise nach Alexandrien unternahm, — zu dessen Lobe Bischof Gregor, der Wunderthäter, gest. 265, so vieles schrieb, bekennt in mehrern, zu Widerlegung der Schmähschriften des heidnischen Philosophen Celsus verfaßten, Büchern ganz offen die Lehre der Urkirche von der Gottheit Jesu Christi. So sagt er in præf. ad L. 1. de princ.: „In den letzten Zeiten ist Jesus Christus Mensch geworden, und hat Fleisch angenommen, da er Gott war; aber als er Mensch geworden, ist er Gott geblieben, wie er es vorher war.“ Und ebendasselbst: „Gott, der ist, und war, und kommen wird, nämlich Jesus Christus.“ Aehnliche Aussprüche ließen sich noch in Menge anführen. Da Celsus den Christen vorwarf, daß sie nur an Einen Gott zu glauben vorgeben, und doch neben ihm auch noch einen, vor Kurzem da gewesenen Menschen (*hominem nuperrimum*) anbeten, antwortete ihm Origenes: „Hätte Celsus eingesehen, was bei Joh. X, 30. steht: Ich und der Vater sind Eins; thue ich die Werke meines Vaters nicht, so möget ihr mir nicht glauben; thue ich sie aber, so glaubet den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollet, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist und ich in dem Vater, — so hätte er sich gewiß nicht begeben lassen, zu behaupten, wir beten einen andern an, als den höchsten Gott.“ An einer andern Stelle sagt ebenderselbe Kirchenvater: „Christus ist niemals zum Sohn Gottes vorerwählt (*prædestinirt*) worden, sondern er war es schon von jeher. Er ist, wie der Vater; denn er ist die Kraft Gottes, die Weisheit Gottes, die Aeußerung der Kraft Gottes, der reinste Ausfluß der Herrlichkeit des Allmächtigen, der Glanz des ewigen Lichtes, und das Bild der Güte Gottes.“ Gregor, der Wunderthäter, dessen wir oben erwähnten, spricht in f. expos. fid. von Christus, als dem „alleinigen

Herrn, einzig aus dem einzigen Gott, Gott aus Gott.“ Wir schließen mit einer Stelle aus Cyprian, dem Bischof von Carthago und Primas von Afrika, gest. im J. 258, dem großen Licht des dritten Jahrhunderts, den die Kirche jederzeit als einen der vorzüglichsten Lehrer der Wahrheit anerkannte. Dieser sagt (de van. idol. c. 5. und de trin. c. 11.): „Christus ist unser Gott. Wenn wir behaupten, er sei in einem wesentlichen, wahren Leib erschienen, so wollen wir damit nicht sagen, er sei nur Mensch allein gewesen, sondern die Gottheit des Wortes habe sich in ihm, in der innigsten Gemeinschaft verbunden, und fest glauben wir mit der heiligen Schrift, daß er auch Gott sei.“

Auch schon den Heiden war bekannt, daß die Urchristen Jesum, als wahren Gott ansahen und verehrten. Daher sagt Plinius in seinem Amtsberichte: „daß sie Christum als einem Gott — Loblieder singen.“ Man warf den Christen spottweise vor, „daß sie einen Gekreuzigten anbeten“ (quod crucifixum adorent); die Apologisten widersprachen dieß nicht, sondern bekräftigten es vielmehr, und Arnobius Afer — gest. im J. 303 — sagt ganz beherzt: „Ihr Heiden mögt wollen oder nicht (vobis invitis) — Christus ist dennoch Gott; ja Gott ist Christus, und wir werden euch dieß so oft zurufen, daß es euch die Ohren zersprengen möchte.“ Dionysius von Alexandrien, gest. im J. 264, sagt vertheidigungsweise op. fragm.: „Diejenigen sprechen Unwahrheit, welche mir vorwerfen, als läugnete ich, Christus sei einer und derselben Wesenheit (consubstantialis) mit dem Vater. Das Wort consubstantialis habe ich freilich nicht gebraucht, aber mit andern Worten habe ich das Nämliche gesagt.“ Daraus läßt sich der wichtige Schluß ziehen, daß nicht nur der Begriff einer göttlichen Mitwesenheit, sondern auch das Wort consubstantialis zur Bezeichnung dieses Begriffs, schon lange vor dem Concil zu Nicäa bekannt und üblich war, dessen Ausspruch somit keineswegs ein neues Dogma, sondern vielmehr ein altes, allgemein bekanntes, ja selbst das Fundamentaldogma des ganzen Christenthums bestätigte.

All' diese einstimmigen Zeugnisse hallen, erbauend und trostreich, durch alle Jahrhunderte in der katholischen Kirche fort; die Gottheit Jesu wird in Catechismen, Ritualien, Meßbüchern, Glaubensbekenntnissen fort und fort ausgesprochen, — in Predigten, Lehr- und Gebetbüchern allgemein und standhaft vorgetragen, —

vorzüglich aber durch Anbetung des Gekreuzigten bei der Messe öffentlich bekent, und mit der ihr gebührenden Ehrfurcht dargestellt. Dieses Bekenntniß und die Anbetung der Gottheit Jesu, ist dem frommen und andächtigen Katholiken, auch außerhalb des Gotteshauses, eigen. Der gewöhnliche, wenigstens auf dem unverdorbenen Lande übliche Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ ist ein schönes Loosungswort für so manchen Wandrer auf dem Wege, auch außerhalb der Kirche den Gott der Christen im Gedächtniß zu behalten, zu ehren und zu preisen. Mit entblößtem Haupte und herzlichster Rührung entgegnet der fromme Landmann oder Wandrer: „In Ewigkeit!“ — Welchen Eindruck diese sinnvolle Grußformel auch auf den genialen, gemüthlichen Lavater machte, schildert uns dieser in dem anziehenden Verse:

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
von der Du Ziel und Seele bist?
Wem regt beim Gruß sich nicht die Zähre:
„Gelobet seist Du, Jesus Christ!“
O Heuchler, welcher Christi Namen
sonst nennt, und nicht sein frohes „Amen“
antwortet, — nicht mit Bruderblicken,
nicht sagt mit innigem Entzücken:
„In Ewigkeit, in Ewigkeit!
sei Jesus Christ gebenedeit!“

Wie wenig stimmt nun aber mit den, oben angeführten Aussprüchen ehrwürdiger und unverwerflicher Zeugen des Urchristenthums, der Rationalismus oder Arianismus unsrer neuern Zeit überein! Vernehmen wir einige seiner angesehensten Wortführer!

Allg. Litt. B. 1811. Erg. bl. N. 41 heißt es in der Recension der Ewaldschen Charfr. Pred.: daß Jesus nicht Gott, und daß seine Verehrung abgöttisch sei.

In der Schrift an den König der Britten „über die Gottheit Christi“ wird diese Lehre eine dogmatische Spikfindigkeit, eine zu speculative Lehre, leere Töne, unverstandene Wörter, die keinen Zusammenhang mit practischen Kenntnissen haben, geheißen.

Berthold crit. Journal der neuesten theol. Litt. B. V. St. III. setzt Jesum in die Cathégorie des Herkules, Romulus, Alexander u. s. w.

Nach Cludius Uransichten des Christenthums hätte sich Jesus für nicht mehr, als einen bloßen Gesandten Gottes ausgegeben, und niemals göttliche Ehre verlangt. (Wie stimmt dieß mit Joh. V. 23. 26.; VIII, 58.; X, 30. 38.; XIV, 1. 9.; XIX, 7.; XX, 28. Marc. II, 7.; XIV, 62.; Röm. IX, 5.; 1 Joh. II, 23., in welchen Stellen die wahre Gottheit Christi aufs entschiedenste und unmißverstehbarste ausgesprochen wird —, und überhaupt mit dem ganzen Neuen Testamente zusammen? Kann man dem Christenthum dreister Hohn sprechen?)

Ueber einen Ausspruch in des Superintendent. Seyfarth's Religionsunterr. für gem. Chr., „daß Vater, Sohn und heiliger Geist ein Einziges göttliches Wesen seien“, bemerkt der Rec. in der Jen. Allg. Litt. Z.: „Das mag der beschnittne Jude glauben!“ Er fügt hinzu, daß hiefür nur die Stelle 1 Joh. V, 7. angenommen werde, deren Unächttheit längst erwiesen sei (woher hat wohl der hochgelehrte Recensent diese dogmatische und critische Weisheit?); ferner: daß bei der Dreieinigkeitslehre sich nichts denken lasse, und man sie unter keinen vernünftigen Begriff bringen könne u. s. w.

De Wette sieht in Jesu ein Werkzeug Gottes, der sich aber in seinem Plan betrogen hatte.

Ullmann, Archid. in Wunsiedel, erblickt in Christo den „Ersten Protestanten“.

Und wie viele Zeugnisse ließen sich noch anführen, aus der Jen. allg. Litt. Z., aus den neologischen Exegeten Eichhorn, Paulus, Hezel, Augusti, Efermann, Leo, Is. Haffner, Stählin, Michaelis, Schulze, aus dem Repertor. für die Litt. in Leipzig, Wegscheiders instit. theol. chr. dogm. u. s. w., worin überall der nackte Antichristianismus ganz ungescheut verkündigt wird. Wahrlich, auf solche Weise wird bald nur noch in der katholischen Kirche, das Bekenntniß Petri laut ausgesprochen werden dürfen: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Und für die aufgeklärtern Protestanten, — die schwächern bleiben geborgen — (Matth. XI, 25.), scheint Christi eigner Ausspruch: „wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht“, bereits die Gültigkeit verloren zu haben.

Auch andere Lehren des Christenthums, Dreieinigkeit, Veröhnungstod, Taufe, selbst Auferstehung der Leiber und Ewigkeit

der Strafen, — überhaupt alle Geheimnißlehren, welche der Katholik, dem Evangelium gemäß, gläubig annimmt, werden vom Rationalismus gänzlich verschlungen.

In einem, von der Zürcherſchen Behörde für die Secundarſchulen eingeführten Lehrbuche (Hofmanns Erdbesch. 3. Aufl. S. 300.) wird gesagt, „daß die evangelischen Pietisten drei Götter, nämlich Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den heiligen Geist, anbeten.“ Welch alberne, böshafte Lüge! Wahrlich der schamloseste Unglaube konnte für seine Zwecke kein dienlicheres Lehrbuch sich wählen.

Clausen, Prof. der Theol., behauptet, daß alle Briefe des Apostels Paulus, Erzeugnisse der ältesten, christlichen Tradition seien; kein Wort im N. T. sei ausdrücklich mit Jesu höchster Autorität besiegelt, und die heilige Schrift sei sowohl dogmatisch, als auch historisch sich selbst widersprechend; die Lehre von den Engeln sei mehr heidnisch als christlich; die Lehre von der Wiederkunft Christi zum Gericht sei falsch, und ganz von morgenländischer Phantasie geschmückt. Eine der trostreichsten und wichtigsten Lehren des Christenthums, jene der Versöhnung durch Christi Leiden und Sterben, wird von ihm ganz wegdisputirt, „da sie Born und Rachgierd des höchsten Wesens voraussetze, und zur unfruchtbaren Bigoterie führe.“ Auf ähnliche Weise urtheilt der hochgelehrte Professor, über andre Dogmen des Christenthums, und verschont selbst das Heiligste nicht. Solch erbauliche Grundsätze und Lehren, werden den angehenden Gottesgelehrten, in öffentlichen Schulen der protestantischen Kirche beigebracht!

Auch einen andern deutschen Theologen, Cannabich, sehen wir, in s. „Critik alter und neuer Lehren“, mit all diesen Geheimnissen reine Arbeit machen, indem er die, in seiner eignen Kirche gelehrtte Trinität, Erbsünde, Rechtfertigung, Genugthuung Christi, Taufe und Abendmahl schlechtweg verwirft. So kann z. B. das Dogma von der Dreieinigkeit — seiner Meinung nach — als eine neue, ungegründete, und der Vernunft widersprechende Lehre, ohne Anstand aus dem Religionsunterrichte verbannt werden; nur empfiehlt er dabei etwelche Vorsicht, damit nicht schwachen Christen ein Aergerniß oder ein Vorwand gegeben werde, die ganze Religion zu beseitigen. „Diese Lehre“, schreibt er, „muß dadurch, daß sie nicht mehr berührt wird, und daß die alten, sie begünstigenden Formeln geändert, gemildert, verbessert

und nach und nach ganz weggelassen werden, in Vergessenheit gerathen, und die Lehrer müssen verpflichtet werden, durchaus nichts Positives und Bestimmtes davon zur Sprache zu bringen und keinen Werth auf diese, bloß speculative Lehre zu setzen.“

Eben so rücksichtslos verfuhr, in der neuern Zeit, der protestantische Schweizertheolog Schultzeß, traurigen Andenkens. Unablässig, und mit der ihm eignen Reckheit, hatte er in den, von ihm 1826—1829 herausgegebenen theologischen Annalen, jedem Offenbarungsglauben Hohn gesprochen, die Lehrkanzel ungescheut durch die vermessenste Selbstvergötterung entweiht, und dabei jeden Gegner mit der brüderlichsten Erbitterung verfolgt. „Gott muthet den Menschen nicht zu, daß sie etwas ihnen Unbegreifliches glauben sollen. — Dogmatiker verstehen längst nicht mehr das apostolische Glaubensbekenntniß. — Die Katholiken schmachten eben jetzt adernoch nach einer rein christlichen, protestantischen Kirche, finden aber in der Helvetischen und Augsburger Confession, Catechismen u. s. w. zu viel alten Sauerteig und Ueberbleibsel des barbarischen Zeitalters und der Scholastik; wir sind ihnen nicht evangelisch, nicht protestantisch genug (ipse dixit!). — Wer Einheit des Lehrbegriffs fordert, im Schooße der vaterländischen Kirche, gefährdet die Glaubens- und Gewissensfreiheit aufs höchste; den perhorrescire ich. (!) — Die angeblich wunderbaren Wirkungen des göttlichen Geistes im Urchristenthum, können vor einer gründlichen Prüfung nicht bestehen. — Ueberhaupt ist auf Wunder nichts zu halten. — Das Pfingstwunder, sowie die sichtbare Himmelfahrt Christi lösen sich in Fabeln auf. (!) — Die Apostelgeschichte ist überhaupt ein Buch von zweifelhafter Autorität. — Die Stelle bei Marcus über die Himmelfahrt, sowie jene bei Lucas über die Himmelfahrt und die Ausgießung des heiligen Geistes, sind verfälschte Einschiebel.“ — So lauten einige der Kernsprüche des dreisten Vernunfttritters. Dagegen ward er dann auch hin und wieder derb abgefertigt, und namentlich in Rheinwalds und Gersdorfs Repertorien, von weit überlegenen Gegnern mehrmals zurechtgewiesen, indem sie ihn „der epegetischen Willkühr, der Rabulisterei, einer gewaltsamen Verdrehung der einfachsten Schriftworte zu Gunsten seiner vorgefaßten Meinungen“ beschuldigten und überführten. Einem seiner schriftstellerischen Erzeugnisse (die evangelische Belehrung 1833) ward sogar „pöbelhafter Kneipenton“, ihm selbst aber

„aufgeblasene, einbildische Selbstsucht im erbärmlichsten Grad“ und „unmäßige Anpreisung seiner eignen Schriften“ vorgeworfen. In den, an die Kirche von Genf, bei Anlaß der dritten Reformationstjubelfeier, erlassenen litt. gratulatoriis wird von ihm das Evangelium Johannes als „unächt“, und die Lehre von den fünf Wundenmahlen Christi als die „Erfindung Justins und seines Nachbeters Tertullian“ erklärt. Seiner schriftstellerischen Geschäftigkeit (*πολυπραγμοσύνη*) setzte er, noch im letzten Lebensjahr, die Krone auf, durch Herausgabe seiner „Vorlesungen über das historische Christenthum, nach der wissenschaftlichen Ansicht des XIX. Jahrhunderts“. Die neuesten theologischen Zeitschriften Deutschlands beklagen schmerzlich, „daß Schultheß sein irdisches Tagewerk, angeblich im Dienste der Wissenschaft, mit solch' herzlosen Angriffen auf die evangelische Geschichte beschloßen habe“, finden jedoch einen Beruhigungsgrund für die geringe Schädlichkeit dieser Schrift darin, daß solche, — gleich allen übrigen litterarischen Produkten des schreibseligen Verfassers, — wenig genießbar, noch zur Lectüre anreizend sei.“ Hinsichtlich der Form wird gerügt, daß seine Untersuchungen, nach allen Seiten hin, vom geraden Wege ablenken, daß er mit eigenthümlicher Planlosigkeit von einem Gegenstand auf den andern springe, und daß er mit Unrecht, — sei es aus Befangenheit oder Unmaßung —, seine vom historischen Christenthum aufgestellten Ansichten: wissenschaftliche Ansichten des neunzehnten Jahrhunderts heiße, während sie doch nur die individuelle Ansicht des „mit allen Parteien in Widerspruch stehenden Sonderlings“ aussprechen. Ueber den Gegenstand selbst aber wird bemerkt, daß Schultheß überhaupt mit Dr. Strauss nicht bloß gemeinschaftliche Sache mache, sondern in vielen Stücken diesen noch überbiete, namentlich in dem bitteren, wegwerfenden, und wahrhaft rohen Ton, in welchem er die heilige Schrift und ihre Verfasser behandle. Dem Evangelisten Matthäus, und vorzüglich Lucas spricht er gar sehr wenig Glaubwürdigkeit zu, und wirft ihnen „Unkunde und Geschmacklosigkeit“, dann auch wieder „Albernheit und Einfalt“ vor. Verschiedene Stellen in 1 Cor. XI. und 1 Tim. II. erklärt er geradezu für unächt. Das historische Christenthum überhaupt, schildert er schlechtweg als „frommen Betrug“. Die offenbarungsgläubigen Theologen, besonders den ächt protestantischen, einsichtsvollen, heldenkenden Steudel, behandelt er

auf die unwürdigste Weise. (So weit war dieser Gelehrte des schweizerischen Athens von attischer Urbanität entfernt!) Die newtestamentlichen Wunder erklärt er als „baare Fabeln“, welche ihm Eckel erwecken, etwa „wie Kröten, die er in einem Napf voll Milch zappeln sieht“. (Welch' edle Schreibart!) Die dritte seiner Vorlesungen artet in die vollkommenste Verworrenheit aus. Der Christus der Evangelien ist ihm ein halber, gleichsam mißrathener, noch zu ergänzender; der Jesus des Matthäus hat sich gar übel getäuscht, und erscheint unwidersprechlich als Phantast u. s. w. Mit solcher Tollkühnheit hat das winzige, irrende Johanneswürmchen die hehre Sonne zu verdunkeln sich abgemüht! — Und ein solches Scandal konnte, von seinen weltlichen und geistlichen Obern ungeahndet, verübt werden? — !

So wetteiferten in früherer, — und wetteifern noch in neuerer und neuester Zeit, — christliche Religionslehrer des protestantischen Deutschlands, auf Kanzeln und Cathedern, ja Oberconsistorialrathspräsidenten und Generalsuperintendenten (in welcher zierlichen Latein Luther die bischöfliche und erzbischöfliche Würde umzumodeln, sich das übergroße, eigenthümliche Verdienst erwarb), die Grundlehren des Christenthums verächtlich zu machen und zu zerstören.

Alle diese hocheerleuchteten, starken Geister — Strauß, dessen Getriebe noch jüngsthin so viel unverdientes Aufsehen erregte, nicht ausgeschlossen — erscheinen übrigens dem Geschichtskundigen, wie wir schon oben, Abthl. 1 S. 79 und ff. auseinandersehten, genauer betrachtet, lediglich als Parodisten (Nachbeter) eines Cerinthus, Ebion, Basilides, Carpocrates, der Allogianer und anderer Häretiker der ersten christlichen Jahrhunderte, welche die Gottheit Christi, seine Auferstehung u. s. w. läugneten, allein durch die Autorität der Kirche zurechtgewiesen, und als Irrlehrer erklärt wurden. In ihre Fußstapfen treten nun jene Kraftgenies unsrer Zeit, deren phantastische Meinungen wir oben erwähnten.

Der eine hält den Glauben an die, in der Bibel vorkommenden Geheimnisse für eine durchaus gleichgültige Sache; ein anderer hält die Erscheinung des Engels, welcher der Maria ihre göttliche Mutterchaft verkündigte, für eine bloße Wirkung der reizbaren, weiblichen Einbildungskraft. Noch einer behauptet, daß Jesus nur Achtung für sein Werk, keineswegs aber Anbetung seiner Person verlangt habe, und daß in dieser Hinsicht die

christliche Kirche der größten Kezerei und der Anbetung dreier Götter mit Recht beschuldigt werde. Andre erklären die Dreieinigkeitslehre für grundlos, vernunftwidrig, und daher auch ganz entbehrlich beim Religionsunterricht. So tollkühn wagt der Rationalismus und Antichristianismus sein Haupt zu erheben! — ! Herr Superintendent Cannabich giebt sich in seiner Critik der practischen, christlichen Religionslehre, auch als einen, nicht sehr strengen Moralisten zu erkennen, indem er sagt, „daß ein gemäßigter, sinnlicher Genuß der Liebe, außer der Ehe sowenig als in der Ehe, der Sittlichkeit zuwider sei, und daß jener bloß deswegen vermieden werden müsse, weil er nach den Sitten derjenigen Menschen, unter welchen wir leben, für unanständig gehalten werde, auch die zu großen Ausschweifungen in derselben oft mit dem Verlust der Ehre und der Gesundheit gebüßt werden müßten.“ Der, eben so laze, menschenfreundliche General-superintendent Henke, in seinem Magazin, behauptet schlechtweg: „die Monogamie und das Verbot unehlicher Vermischung gehören zu den Ueberbleibseln des Mönchthums, und beruhen auf blindem Glauben!!“ —

Solch' aufgeklärte Lehre der Vorsteher und Häupter einer, sich evangelisch nennenden Kirche, ist freilich dem Katholiken ein Gräuel, gehört jedoch allerdings zum unbestreitbaren Vorrecht des so hoch gepriesenen Protestantismus! — ! Solch ausschweifenden Ueberwitz in kirchlichen, religiösen und moralischen Dingen können und dürfen nun einmal nichtkatholische Confessionen, ihren Hauptgrundsätzen nach, unmöglich hindern; sie sind nicht befugt, diesen gefährlichen Phantasten Stillschweigen zu gebieten. Hat man ihnen das Recht in die Hände gegeben, nach ihrer Privatan sicht aus der Schrift die Glaubenslehre anders zu gestalten, wie könnte und dürfte ihnen das, ganz gleichartige Recht abgesprochen werden, auf ähnliche Weise auch die Sittenlehre zu verändern? Die meisten, nichtkatholischen Confessionen hatten, bei ihrem Ursprung, eine oder die andre kühne, gefährliche und schädliche Lehre in ihrem Gefolge, welche nicht nur den Glauben, sondern auch die Sitten zu stören, die frühern Grundsätze umzustossen und die sittlichen Gefühle zu verwirren geeignet waren; und hatten sie in ihrer Mitte keinen, von Gott angeordneten, allgemein anerkannten Richter und Geistes-Obern, der in solchen Fällen werththätig einzuschreiten

und die sittenwidrige Lehre wegzubannen vermochte, so blieb eben nichts übrig, als daß der weltliche Herrscherarm den Knoten zerhieb, wie dieß manche Sectirer in früherer und späterer Zeit erfuhren. — Die katholische Kirche hingegen wacht nicht nur über die Glaubenslehre, sondern ihr Augenmerk bleibt auch auf die Sittenlehre gerichtet; jeder Grundsatz, jede Lehre, welche der Reinigkeit der Sitten, der Unsträflichkeit des christlichen Wandels, der Ruhe und Ordnung des geselligen und weltbürgerlichen Lebens widerstrebt, wird von ihr, sobald sie davon sichere Kunde erhält, gebrandmarkt und sie rechnet sich's zur heiligen Pflicht, die Gläubigen mit ernstem Nachdruck davor zu warnen, — wie solches die Sorgfalt und Strenge der kirchlichen Oberhirten in Hinsicht auf die Lehren und Grundsätze der öffentlichen Moral satzsam beurfundet.

Und jene, oben angeführten, auf Indifferentismus zielenden Grundsätze und Behauptungen werden von Männern aufgestellt, welche in besonderm Rufe von Gelehrsamkeit stehen, kirchliche Aemter bekleiden, und zu Lehrern künftiger Seelsorger bestimmt sind! Mit solch frevelhaftem Uebermuth werfen sich diese vorgeblichen Diener des göttlichen Wortes zu Herren und Richtern desselben auf! Kann ein Lehrsystem uns Trost und Sicherheit gewähren, in welchem die trügerische Vernunft als höchster Richter über Glauben und Offenbarung angenommen, und dabei mit eherner Stirne behauptet wird: die heilige Schrift sei ein buntes Gemisch von Wahrheit und Irrthum, die Geschichte Jesu sei durch Wundersagen, Zusätze und Dichtungen entstellt, und die apostolischen Briefe seien Früchte späterer Zeit!? —

Aber nicht nur auf Hochschulen, in theologischen Hörsälen — nein, auch in den neuen Bildungsanstalten, in den Gymnasien und sogenannten Pädagogien waltet dieser Geist des Indifferentismus. Wie mancher aufblühende Knabe betritt mit reiner Seele, durchdrungen vom Glauben an die Religion, welche seine Eltern, seine ersten Lehrer ihn kennen und lieben lehrten, jene Schulen; und wie bald nachher becritelt und belacht er, als afterweiser, übermüthiger Jüngling, die Grundlehren des Christenthums, und rühmt sich hellerer Einsichten, von vorurtheilfreien Illuminationen eingefogen! Die Religion ist ihm nun ein schaler Volkswahn

geworden; und — zerknickt liegt die Blume der Unschuld, zu den Füßen der bestürzten, getäuschten Eltern! —

Wer aus dießfalls etwelcher Uebertreibung zu beschuldigen versucht sein möchte, dem können wir gleichlautende Urtheile befugter Sachmänner, eines Prof. Dr. Gaf, Hupfeld, Krummacher u. a. m. vorhalten. Ersterer sagt in s. theol. Stud. und Crit.: „Den Anfänger in der Wissenschaft, und das ist doch immer der Studirende, in das völlig Unentschiedne zu versetzen, so daß ihm die Wahl zwischen dem scheinbar Entgegengesetzten fast gleichgültig erscheint, das kann doch nur zu einer trostlosen Verwirrung führen, besonders an einem Gegenstande, wie der christliche Glaube, und bei der Vorbereitung zu einem Berufe, wie der eines Lehrers in der Gemeinde, dessen ganzer Erfolg so wesentlich von der eignen, innern Festigkeit dessen abhängt, der ihn verwaltet. Auch von den besten Köpfen unter den Candidaten zum Predigtamte ist es nur selten zu erwarten, daß sie in der ungeheuren Menge von Meinungen, welche sie von den Professoren vernehmen, deren einer einem alten, der andre einem neuen, und der dritte einem eignen Systeme folgt, sich zurecht finden; die meisten derselben kommen vielmehr, in einem wahrhaft traurigen Zustande der Verödung und des Schwankens, von der Universität zurück.“ Hupfeld klagt im Nachw. zur Reform der protest. Kirchenverf.: „Von der bedenklichsten Art und Richtung ist, seit dem vollständigen Siege des Verstandesprinzips, und der Ausmerzung des Unbegreiflichen aus dem Christenthum, die Theologie, welche auf den Cathedern und in den Lehrbüchern des protestantischen Deutschlands herrscht. Und nun erwäge man die Wirkung, welche die Theologie auf die Gemüther der Jünglinge, die sich auf den Universitäten zum Dienste der Kirche bilden, macht, und von da aus sich über die Kirche verbreitet. Schwerlich wird demnach im Ernste können bezweifelt werden, daß das Hauptübel, woran die protestantische Kirche krankt, und wovon ihr Lebensprincip bedroht ist, von den Universitäten ausgegangen ist, und zum Theil noch ausgeht; und ich glaube, nur eine ganz gewöhnliche Unparteilichkeit zu beweisen, wenn ich dieses, — obgleich selbst Mitglied einer Universität, und selbst von der alten Kirchenlehre abgefallen, — offen anerkenne.“ Krummacher fühlt sich vollends zu dem kläglichen Geständniß gedrungen: „Unsre Volksschule ist in das Heidenthum gera-

then; das christliche Element ist durchaus, theils absichtlich verbannt, oder durch Nachlässigkeit verschwunden, theils zur Nebensache gemacht, und in den Hintergrund gestellt worden. Unsre Schulen sind verweltlicht, und werden nur als Anstalten betrachtet, die Jugend zu irdischem Gewinne, Erwerb und zur Kunst abzurichten, und das nennt man, sie zu guten Staatsbürgern erziehen, als ob jemand ein ächt und wahrhaft guter Bürger eines christlichen Staates sein könnte, ohne ein Christ zu sein, und als ob das Christenthum nicht Grundfeste und Pfeiler unsrer christlichen Staaten und ihrer Verfassung wäre. Der Erfahrung gemäß giebt es keinen wahrhaft menschlichen Staat ohne die Grundlage der Sittlichkeit, keine ächte Sittlichkeit ohne die Grundlage der Religion, und keine lebendige Religion ohne die Grundlage des Christenthums.“

Ferrers Weltgeschichte für Kinder, Schlossers Weltgeschichte, Beckers Geschichte für die Jugend u. a. m. ziehen die Schöpfungsgeschichte und Wunder des alten und neuen Testaments gänzlich in Zweifel. Letzter heist Jesum und Johannes Feuerköpfe, und sieht in den Evangelien viele offenbare Erdichtungen, bei der Erweckungsgeschichte des Lazarus geheime Verabredungen u. s. w.

So wird Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Welterlöser, von protestantischen Jugendlehrern geschildert, und sein Wort des Lebens zu einem bloß menschlichen Buch herabgewürdigt! — Vergeblich würde man uns hier einwenden, daß solch wilde Auswüchse des Rationalismus, zum weit größern Theil, nicht unserm gegenwärtigen Menschenalter angehören, sondern als antiquirt — veraltet — zu betrachten seien. — Was einmal war, ja noch unlängst geschah, kann und wird, — dem Hauptgrundsatz und Wesen des Protestantismus gemäß —, noch oft wieder geschehen! —

So spannen die neuen Vernunftlehrer — Rationalisten — die Bibel ganz eigentlich auf die Folter, um die albernsten Ungeheimtheiten aus ihr herauszuzwängen. Sie lehren Vergötterung des menschlichen Geistes, den sie für Gottes Geist selbst halten. — Wahrlich die Gefahr dieser Freigeisterei, des häßlichsten Krebses, der je an der Gesundheit eines Staates nagen kann, läßt sich nicht eindringend genug darstellen! Noch in keinem Jahrhundert erreichte dieß neuumgestaltete — modernisirte — Heidenthum einen solch

furchtbaren Grad. Die frechsten, spottvollsten Angriffe auf die göttliche Offenbarung, auf die Wunder und Person Christi, und die heiligsten Lehren des Christenthums werden geflissentlich überallhin verbreitet, und nicht etwa bloß in gelehrten Sprachen, sondern unter dem lockenden Titel von Unterrichtsbüchern für den gemeinen Mann (*callide vulgata, temere credita*, wie schon Tacitus sagte). Kann ein christlicher Staat gefährlichere und schädlichere Bürger haben, als diese starken Geister, Rationalisten, Naturalisten, Latitudinärer u. s. w., welche die Offenbarung der Gottheit für Pfaffenbetrug, die Wunder Christi für Gaukelspiel und Blendwerk ausgeben, alle Grundwahrheiten der Religion bespotten, und so dem Christen seinen höchsten Trost, seine beste Stütze im Leben und Sterben — das Christenthum — rauben!?

Und in solcher Kirche sollte der Geist der — ewig unwandelbaren — Wahrheit walten? Und solche Leute können nie müde werden, den Katholizismus zu verdächtigen, zu verunglimpfen, zu lästern! — ... Mit diesem verhält sich's freilich ganz anders. Wer auch nur gegen Einen Punkt der Glaubenslehre sich sperrt, ist kein Katholik. Wer dem, in und von Christo gesetzten, Fundamente noch seine Subjectivität zur Unterlage geben zu müssen glaubt, hat sich selbst, an Christi und der Kirche Stelle, zum Fundament gesetzt. Als die erste Grundlage gilt entweder Gott, oder aber die Privatvernunft. Wer der letztern theoretisch oder practisch huldigt, ist dem, mit dem Offenbarungsglauben durchaus unverträglichen, Rationalismus verfallen. Dieser schließt die Gottesverläugnung und Selbstvergötterung in sich, wie sehr man auch ihn zu bemänteln versuchen mag. Der Gegner des Rationalismus — oder vielmehr Irrationalismus — haßt und fürchtet die Vernunft keineswegs, sondern erkennt in ihr Gottes Abganz; er gebraucht sie weit mehr und besser, als der Pseudorationalist. Der wahre Supernaturalist glaubt nicht blind, sondern denkt gläubig; der Glaubende denkt und weiß immer tiefer und heller, der Nichtglaubende aber lernt und weiß nichts. Sehr treffend sagt Bretschneider in s. Handb. der Dogm.: „Man kann nicht einwenden, daß der Glaube an Geheimnisse ein blinder sei; denn ein blinder Glaube beruht auf keinen Gründen. Der Glaube an Religionsgeheimnisse hingegen beruht auf der, hinlänglich zu begründenden Ueberzeugung von der Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung.“

Das Uebervernünftige ist von dem Unvernünftigen himmelweit verschieden.“ (Vergl. Abthl. 1. S. 18.) Nicht glauben kann auch das Thier; glaubend in die göttliche Offenbarung einzudringen ist nur Sache des Geistes.

* * *

Bei aller Manigfaltigkeit ihrer Ansichten stimmen indessen doch die meisten protestantischen Schriftsteller in Einem Punkt ganz wunderbar überein, nämlich in der Abneigung und dem Groll gegen den Katholizismus, — wie schon Fr. v. Schiller in s. Gesch. des 30jähr. Krieges, Bd. I. S. 22, sehr treffend bemerkte. In die Wette eifern sie, ihre Verachtung gegen diesen ihren, unbesiegbaren und unbesiegbaren, Gegner an den Tag zu legen; hier finden wir wohl den einzigen Vereinigungspunkt der protestantischen Parteien. Eine nähere Beleuchtung dieses Gegenstandes wird ihnen jedoch zu wenig Ehre und Ruhm gereichen; sie wird Herdern rechtfertigen, wenn er — in seinem Briefe an S. Falk — in den Klageruf ausbrach: „O wie ich den niedrigen Eifergeist im Protestantismus gegen die katholische Kirche, in welcher die edelsten und frömmsten Gemüther uns begegnen, hasse und verachte! über allen Ausdruck!“

Und in der That wird die katholische Kirche nur allzugewöhnlich, von den protestantischen Scriblern mit liebloser Härte, ja mit der leidenschaftlichsten Bitterkeit beurtheilt, ihr Cultus von ihnen entstellt; ihre Dogmen und Disciplinargesetze werden von ihnen gelästert; es werden ihr die ungereimtesten Lehrsätze angelastet, welche sie selbst tief verabscheut. Allein dieser feindselige Hohn der meisten — auch gebildeten — Protestanten, und ihre Vorurtheile gegen die katholische Kirche, können einzig daher entspringen, weil sie solche in ganz falschem Lichte betrachten, und durch unrichtige, oft ganz verkehrte, Begriffe von ihren Lehren und Glaubenssätzen geleitet, das Unwesentliche mit dem Wesentlichen vermischen, und oft bei der äußern Hülle stehen bleiben, ohne tiefer in das Wesen selbst einzudringen, und ohne sich nur mit einer nähern, gründlichen Prüfung bemühen zu wollen.

Von solchen Leuten gilt, was schon im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ein berühmter Schriftsteller der lateinischen Kirche, Tertullian, Aeltester von Carthago, sagte: „Sie hassen, was sie nicht kennen, und hassen es nur, weil sie es

nicht kennen; was ist aber ungerechter, als dasjenige zu hassen, was man nicht kennt. Ihr wollt nicht kennen lernen, was ihr hasset, als wüßtet ihr im voraus, daß ihr es nicht hassen könntet, wenn ihr es besser kennen lerntet.“

Sa es giebt sogar, — kaum sollte man's möglich glauben —, in protestantischen Ländern, welche auf den Ruhm einer vorzüglichen Bildung Anspruch machen, theologische Lehranstalten, wo der Unterricht in der Kirchengeschichte überhaupt nicht nur nicht begünstigt, sondern geffentlich vernachlässigt, ja wohl gänzlich hintangesetzt wird. Und doch ist seit Jahrhunderten, — wie der gelehrte Alterthumsforscher, Abt Gerbert, sagt —, die Geschichte der alten Kirche, nach übereinstimmendem Urtheil der Katholiken und Protestanten, als die beste Lehrmeisterin für die neue Kirche angesehen worden, da man, in Lehre und Gebräuchen, keine bessere Muster zu finden wußte, als in den ersten fünf oder sechs Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung.

So legte noch unlängst, ein angesehener Schriftsteller und Theologe in Zürich — (dem vermeint schweizerischen Athen, der Wiege des Zwinglianismus) —, das nachstehende „gewissenhafte“, öffentliche Geständniß vor seiner eignen Regierung ab: „Wir wurden auf unserm Gymnasium so ziemlich vorbereitet für das Studium der Theologie; doch fehlte uns die hebräische Sprache. Nach Unterricht in der Kirchengeschichte suchten wir uns vergeblich; wir bekamen von der Reformation gar nie etwas zu hören! Die Helvetische Confession kannten wir nicht einmal dem Namen nach. Mehrere hatten nicht einmal eine hebräische Bibel, weil wir sie nicht brauchten. Wir hatten zwar Unterricht in der Pastoraltheologie; aber von Reinhard — dem berühmtesten damaligen Prediger — ward kein Wort gesprochen. Ueber Exegese ward nur ein Privatcollegium gelesen. Glaubte ich nicht, der Wahrheit in dieser wichtigen Stunde Zeugniß geben zu müssen, ich würde dieß bittre Gefühl gern ausdrücken“ u. s. w. Und solch' ernster Vorwurf konnte nicht Lügen gestraft werden! — !

Sechs Jahre früher schon ward am nämlichen „Lieblingsflügel der Musen“, in öffentlicher Synode, von dem fehlerhaften Zustande der theologischen Studien gesprochen, und die manigfaltigen Gebrechen derselben nachgewiesen, ohne daß irgend Jemand die Behaup-

tungen zu widerlegen vermochte, noch Abhülfe vorzuschlagen sich getraute! — !

Von christlicher Toleranz und Liebe machen die Protestanten immer viel Aufhebens; allein sobald es der katholischen Kirche gilt, dann wird in die Wette gelästert und verläumdert; dann geben sich die protestantischen Zeloten alle Mühe, die Vertheidiger von Wahrheiten, welche sie nicht zu widerlegen vermögen, niederzuspotten und niederzuschimpfen; vernunftlosen Thieren gleich lästern sie, was sie nicht verstehen. (2 Pet. II, 12.) Belege hiefür liefern jene vielen ihrer, bei Anlaß der jüngsten Säkularfeier verbreiteten Pasquille, und neuerlich noch eines „Fuchsen religiös polemischer (oder vielmehr blasphemischer) Federkampf“; welch elendes Geschreibsel, sowohl an giftigen Ausfällen, als an historischen und dogmatischen Unrichtigkeiten, auch die pöbelhaftesten Lästerschriften der neuern Zeit noch weit übertrifft.

Und dieß alles geschieht, während auf katholischen Kanzeln, das ganze Jahr hindurch, wenig oder gar keine Notiz vom Protestantismus, noch Judenthum genommen wird, sondern vielmehr der Prediger lediglich sich bemüht, seine Zuhörer über ihren Glauben zu belehren, und denselben in's practische Leben einzuführen. Wäre es daher nicht angemessener und würdiger, daß auch unsre protestantischen Prediger, auf ihren Kanzeln, die Katholiken in Ruhe ließen, und Gottes Wort nach ihrer Weise verkündigten, ohne den Zankapfel immer wieder von neuem hinzuwerfen, und dadurch die Katholiken in den Fall der Nothwehr zu versetzen? Möchten sie bedenken, daß Katholiken wie Protestanten, im Christenthum eine göttliche Anstalt zum Heil der Menschheit durch Jesum erkennen und verehren, und es daher beleidigender, kränkender Unverstand ist, wenn einer dem andern den christlichen Brudernamen versagen will! Möchten doch vielmehr diese selbstgefälligen Leute, ihre eignen Schwächen nicht so ganz aus den Augen verlieren, und die ernstn Rügen angesehener Schriftsteller ihrer eignen Confession beachten lernen! So klagt z. B. selbst der Gen.=Sup.=Int. und Prof. der Theol. Henke: „daß oft in protestantischen Kirchen Kanzelvorträge gehört werden, die solch' elendes Zeug enthalten, daß Kopf und Herz der Zuhörer leer ausgehen müssen, und wohl gar auch solch handgreiflichen Unsinn, daß schon der gemeinste Menschenverstand ihn entdecken und belachen, oder vielmehr —

berweinen muß.“ Etwas glimpflicher urtheilt ein Andreer, im homilet. liturg. Corr.-Blatt 1830, Nr. 16., nach dessen Meinung übrigens doch gar viele Predigten, — selbst von Superintendenten, Generalsuperintendenten, Hof- und Oberhofpredigern —, so allgemein abgefaßt, und so wenig auf besondere Glaubensbedürfnisse berechnet sind, daß sie ganz füglich auch in Judensynagogen und Türkenmoscheen gehalten werden dürften, wobei nur, — statt der hie und da Ehrenhalber vorkommenden Worte: Christenthum, Christus —, die von den Verfassern eigentlich im Sinne gehabten: Vernunftslehren, Mendelssohn, Muhamed u. s. w. zu setzen wären. In gleichem Sinne klagt Wohlfahrt: „Seit der Ausbildung der rationalistischen Denkart treten Predigten, selbst von berühmten Verfassern, ans Licht, nach welchen man schließen möchte, daß das Christenthum als Offenbarung nicht mehr vorhanden sei. Zwar athmen jene Vorträge einen christlichen Geist, aber von der heil. Schrift, als Richtschnur und Glaubensregel des Protestantismus, ist, außer dem, oft als bloßes Motto dastehenden Texte, und dessen, meist möglichstkurzer Erklärung, entweder gar nicht die Rede, oder die etwelchen Stellen, welche aus derselben allegirt werden, werden wie Autoritäten jedes namhaften Profanscribenten behandelt, ja es lassen sich selbst Predigten aufweisen, in welchen nicht einmal von der, so unübertrefflichen Bibelsprache Gebrauch gemacht wird.“ Und Goeß in der A. R.-Z. von 1830 gesteht unverholen, „daß man heutzutage in gar vielen katholischen Kirchen, den evangelischen Geist, nicht selten, in größrer Lauterkeit und mit mehr Salbung aussprechen höre, als in mancher protestantischen Kirche.“

Noch immer ist der kleinliche Haß unsrer Theologen, gegen den Katholicismus und die römische Hierarchie, bei den protestantischen Predigern in der That Mode geblieben. Viele dieser Herren, und namentlich viele Mitarbeiter an der Darmst. Kirchen-Zeitung, machen es zu ihrem wichtigen Geschäfte, den riesigen Leichnam der römischen Kirche von allen Seiten zu betasten, und von Zeit zu Zeit seine gräuliche Verwesung zu verkünden. Aber, ob sie gleich emsig über den Fortschritt dieser Verwesung Bericht erstatten, so können sie sich doch immer noch nicht der Furcht erwehren, der Riese dürfte noch einmal wieder lebendig werden, und durch ein Niesen die Liliputer in alle Lüfte schleudern. Deshalb versichern

sie noch stets ihren werthen Amtsbrüdern, der Alte sei wirklich todt, und machen sich dadurch in den Augen des unbefangenen Weltbeobachters unendlich lächerlich. Sollte man denn dieser unaufhörlichen Wiederholung, dieses einförmigen Feldgeschreis in hundert langweiligen Büchern und Zeitschriften, nicht endlich überdrüssig werden? (Blätter für litt. Unterh. 1835.)

Feinerer Kunstgriffe bedienen sich dagegen auch viele protestantische Journalisten, Recensenten und Schriftsteller der neuesten Zeit; und wer ihre Blätter aufmerksam durchliest, dem kann ihre Arglist, rücksichtlich der, im Gebiete der katholischen Litteratur erscheinenden Schriften, unmöglich entgehen. Erscheint nämlich von katholischer Seite, ein mittelmäßiges oder offenbar schlechtes Buch, so wird es gewiß — und gewöhnlich auch sehr schnell — angezeigt, um der Welt gleichsam im Triumph verkündigen zu können, daß auf katholischem Boden, schon wieder eine Maculatur aufgetaucht sei. Wird von einem katholischen Schriftsteller ein Werk zu Tage gefördert, das der protestantische Recensent doch nicht schlechtweg zu tadeln sich getraut, so übergeht er es entweder gänzlich mit Stillschweigen, um dessen Erscheinen ja nicht Fund werden zu lassen, oder er macht davon höchstens beiläufig eine trockene Anzeige, ohne über dessen Werth oder Unwerth auch nur ein Wort fallen zu lassen. Äußert aber ein katholischer Scribent irgendwo protestantische Ansichten, so wird er — mag es übrigens mit ihm noch so bedenklich aussehen — als ein höchst aufgeklärter, freisinniger Kopf gepriesen, welcher sich der alten Vorurtheile seiner Partei entledigt habe. (Einen auffallenden Beweis hievon lieferte noch unlängst die Schw. Evangel. Kirch.-Z. bei Ankündigung des, von dem berühmten Ercapuziner Sebast. Ammann zusammengestoppelten „Morgensterns“, welcher jedoch, kurz nach seiner Erscheinung, jämmerlich erlosch und alsbald der Maculatur anheimfiel.) — Wahrlich, es bedarf nur wenig Scharfsinn, um solch abgenützter Krieglisl auf die Spur zu kommen. —

Nur wer den Katholizismus nicht gründlich, in seinem innersten Wesen und Zusammenhang, sondern bloß oberflächlich ins Auge faßt, kann und mag ihn vielleicht hassen, oder verachten. Die strenge Abgeschlossenheit seines Lehrbegriffs, seine Begründung auf Autorität und geschichtliche Ueberlieferung, mit Verwerfung aller Speculation, können — wie ein neuerer Schriftsteller

richtig bemerkt — leicht zu dem irrigen Argwohn verleiten, als wäre er ein Feind wahrer, wissenschaftlicher Aufklärung, und als wolle er seinen Autoritätsglauben in jedes Gebiet der Erkenntniß einführen. (Suldigen aber nicht vielmehr diejenigen dem, von ihnen selbst so hoch verpönten und gelästerten Autoritätsglauben, welche sich überall auf die Meinungen ihrer Neander, Paulus, Schleiermacher, Bretschneider, Schultheß u. s. w. als auf Orakelsprüche berufen?) Das für die Gegner Fremdartige seiner Gebräuche und Symbolik, stoßt die, nicht daran Gewöhnten zurück; die Heiligkeit und Ehrfurcht, in welcher dieselben stehen, erregen den Wahn, sie seien dem Katholiken die Hauptsache, und seine Religion beruhe hauptsächlich auf einer Etiquette zwischen Gott und ihm. Wer aber den Katholizismus in seinem innersten eigentlichen Wesen kennt, wird ihn nicht hassen, wird ihn nur hochschätzen, und in ihm nur die „allgemeine, durch Offenbarung gebildete, gläubige Menschen- und Christenvernunft“ erblicken können; freilich darf man ihn nicht aus den Pamphlets und Schmähschriften protestantischer Klopffechter kennen lernen wollen; man muß nicht Volksglauben für wahren Kirchenglauben, d. h. ächten Katholizismus halten; man darf nicht vergessen, daß Mißbräuche unter dem Pöbel, in jedem Jahrhundert, durch bischöfliche Verordnungen und selbst Concilien = Schlüsse mißbilligt wurden. Es ist in der That höchst befremdend, daß selbst protestantische Theologen, so ganz und gar unbewandert in der katholischen Litteratur sind, und meistens die kirchlichen Schriftsteller der Katholiken gar nicht lesen! (Selbst Dr. Feßler — nach seinem Uebertritt zum Protestantismus — wirft seinen neuen Glaubensbrüdern „Unwissenheit und Unkenntniß des katholischen Glaubenssystems“ vor; er gesteht, daß sie gar manchmal den Feind da angreifen, wo er nicht steht und auch niemals stand, daß sie mit ungerechten Beschuldigungen den Streit beginnen, und das abscheuliche calumniare audacter als Hauptgrundsatz der treulosen Tactik benutzen.) Wie bald würden sie sonst einsehen müssen, daß der vermeinte Kbhlerglaube des Katholiken, gar und ganz nichts Antibiblisches in sich begreife, sondern vielmehr gerade in den heiligen Schriften seine vollständigste Begründung finde; daß jede Lehre, jeder Gebrauch in der katholischen Kirche, nicht nur einen tiefen, heiligen Grund, sondern auch einflußreichen, wohlthätigen Zweck zur Belehrung,

Besserung und Veredlung des Herzens habe; daß jede Sylbe, dem Boden der Offenbarung entsprossen, hier gepflanzt, und mit heiliger Sorgfalt gepflegt worden sei, und daß daher der Katholik sich getrost auf die Worte seines göttlichen Lehrers berufen dürfe: „So jemand meine Lehre befolgt, der wird es selbst inne werden, daß sie aus Gott ist.“

Sehr viele angesehene protestantische Schriftsteller der neuern Zeit sind übrigens mit dieser unsrer Behauptung einverstanden. Vernehmen wir hier das Urtheil einiger der gewichtigsten aus ihnen!

„Wir Protestanten, wenn wir mit Einem Blicke das wunderbare Gebäude des Katholizismus, vom Fundament aus bis zu seinem Gipfel, betrachten, gestehen, daß uns nie ein Lehrgebäude vorgekommen ist, das, nach einmal gelegtem Fundament, mit solcher Gewissheit und Sicherheit aufgebaut, und dessen Aufbau mit so viel Kunst, Scharfsinn und Consequenz durch alle, auch die kleinsten Theile durchgeführt worden wäre, und daß das System selbst, die strengste Critik, einer noch so gründlichen Wissenschaft nicht scheuen dürfe.“ Der nämliche Theolog (Marheineke) erklärt in einer andern Stelle seiner Symbolik: „Es ist unbezweifelbar, daß ein innrer Gegensatz des Katholizismus und der Vernunft weder historisch, noch dogmatisch, noch überhaupt nur möglich ist.“ Und: „Der Glaube des Katholiken ist deswegen, weil er die Gefangennehmung der Vernunft fordert, keineswegs unvernünftig, sondern wird durch die vernünftigsten Gründe gerechtfertigt. Er ist die gläubige, unter göttlicher Autorität stehende Vernunft.“ Zugleich beklagt er die „heillose Verzerrung, mit welcher die Protestanten — und selbst neuere wissenschaftliche Theologen und Canonisten — das katholische Lehrsystem, an welchem sie Alles nur von der Außenseite zu erfassen gewohnt seien, ganz gräulich und jämmerlich entstellen.“

„Die Consequenz, deren die protestantischen Supernaturalisten sich rühmen, ist gar keine, ist vielmehr die größte Inconsequenz; denn die heilige Schrift, auf welche man sich immer beruft, ist so manigfaltiger Auslegungen fähig, daß nicht nur die verschiedenen Kirchen und Religionsparteien, sondern auch die einzelnen Schriftgelehrten, selbst die supernaturalistischen, über den

Sinn derselben nicht einig sind, und auch zuverlässig nie darüber einig sein werden.“

„Ohne Supernaturalismus keine Kirche. Es giebt aber nur einen einzigen, durchaus consequenten Supernaturalismus, und das ist der römisch-katholische. Dieser beschränkt sich nicht bloß auf die Schrift, wie der protestantische, und giebt auch deren Erklärung nicht frei, sondern er nimmt, neben der Schrift, noch eine kirchliche Ueberlieferung, eine kirchliche Uebersetzung der Schrift und eine fortwährende, unmittelbare und übernatürliche Einwirkung des heiligen Geistes auf die Kirche und ihr Oberhaupt an, so daß diese gar nicht irren könne, mithin jedes Kirchenmitglied sich, wenn je noch ein zweifelhafter Fall übrig bliebe, dem Ausspruch derselben augenblicklich, und ohne erst mit der Vernunft zu Rathe zu gehen, unterwerfen muß. Das ist die wahre, streng logische Consequenz; denn es folgt Eines aus dem Andern mit absoluter Nothwendigkeit, wenn man nur die erste Prämisse zugiebt, daß nämlich der Mensch mit seiner Vernunft den Weg des Heils nicht finden könne, sondern dazu eines untrüglichen Führers von Außen bedürfe. Der katholische Glaube ist, wenn man ihm sein erstes, — weder von Lutheranern noch Reformirten, noch selbst Socinianern bestrittenes —, Axiom zugiebt, so folgerichtig als die Bücher Euklids. Die ganze römische Religion ist auf den Einen Satz, einer übernatürlichen, für das ganze Menschengeschlecht berechneten Offenbarung gegründet, die eben, weil sie alle Generationen umfaßt, nie unterbrochen sein kann, da sonst das erhabne, von einem Gottmenschen gegründete und durch seinen Tod besiegelte Werk, durch Ueberantwortung an bloße Sterbliche, schnell allen Nachtheilen menschlicher Schwächen und Irrthümer ausgesetzt, und dadurch vernichtet wäre. Diese Folgerungen aus dem obersten Grundsatz sind unabweisbar, und es giebt keinen Artikel der katholischen Dogmatik, welcher nicht aus jenem Grundsatz aufs bündigste gerechtfertigt werden könnte.“ (Mit Recht beschuldigt daher Dörmer die Protestanten einer unerhörten Inconsequenz, indem sie sagen, die katholische Kirche sei voll Irrthümer und Verderbens, und dennoch zugeben, daß ihre Glieder selig werden können.)

„Alles deutet ein höheres Bedürfniß an, als der bisherige Protestantismus erfüllt hat; derselbe wird, je mehr er sich selbst

versteht, sich immer herzlicher mit dem tiefen Sinne der alten Kirche verständigen.“

„Der Katholik ist ruhiger, unweltlicher, in sich selbst zufriedener, und mit sich selbst ausgeföhnter, als der Protestant.“

„Der geläuterte Katholizismus sagt den Geistes- und Herzensbedürfnissen des Volkes weit angemessener zu, als die protestantischen Abstractionen. In dem katholischen Religionsystem ist unstreitig der Fond der Religion unangetastet vorhanden. Der Sturz der katholischen Kirche, würde den Umsturz alles positiven Christenthums zur Folge haben.“

„Die katholische Religion ist gewissermaßen schon angewandte christliche Religion. Dieses Glaubens Gestalt, als Glaube an Christus, an seine Mutter und an die Heiligen, — seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine men'schenfreundliche Mittheilbarkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar.“

„Kann eine Religion, die so augenscheinlich, und auf eine so dauerhafte und bewundernswürdige Weise zum Glück der Menschen beiträgt, in allen ihren Geboten, anders als eine göttliche Religion sein? Wie sehr erstaunen wir nicht, wenn wir das Alterthum dieser erhabnen, römischen Kirche, ihre ungeheure Ausdehnung, ihre Majestät, ihre unvergleichbare Disciplin, — die von einer übernatürlichen Weisheit entworfen zu sein scheint, — wenn wir ihre unerschütterliche Standhaftigkeit gegen alle, von ihr erlittenen Verfolgungen, und die Ohnmacht ihrer Gegner, trotz aller von ihnen angewandten Schmähungen und Verfolgungen, betrachten!“ —

„Eine religiöse Anstalt, die — aller Angriffe ungeachtet — sich so viele Jahrhunderte behauptete, und noch immer Heil und Segen verbreitet, muß schon an sich interessiren, und den Menschen zum nähern Nachdenken, zur ernsten, gründlichen Prüfung reizen. Es geziemt aber denen, welche ihrer mehr wissenschaftlichen Richtung, und ihrer geistigen Ueberlegenheit in christlicher Erkenntniß sich rühmen, ihr Urtheil über die Mutterkirche nicht nach den Leidenschaften des, einst gegen sie geführten Freiheitskampfes, sondern nach den Grundsätzen der Wissenschaft zu fällen. Dieß Grundgesetz gebietet, „Wahrheit zu lieben und zu suchen.“

„Die wahre und rechte Kirche Christi war vorhanden, mußte es sein, von den Apostelzeiten an, vor und bis zur Zeit der Reformation. Nun stellen die Katholiken die Frage: wo denn, vor der protestantischen, die wahre gewesen sei?“

„Blicken wir rückwärts und vorwärts über die Zeiten, und sehen wir, wie die Institution des Papstthums alle andern Institutionen überdauert, wie sie alle Staaten werden und untergehen sah, wie in dem endlosen Wechsel menschlicher Dinge, sie allein unwandelbar denselben Geist stets bewahrt und behauptet hat; dürfen wir uns dann wundern, wenn so viele Millionen gläubig froh zu ihr hinausschauen, als zu dem Felsen, der aus den rauschenden Wogen der Zeit unentwegt sich emporhebt?“ (Seltsam contrastirt freilich mit diesem Ausspruch eines der größten protestantischen Theologen Deutschlands, derjenige der N. Kirch.-Z. für die ref. Schweiz, „daß die katholische Kirche einem Baume gleiche, an dessen fast abgestorbener Wurzel die Axt schon gelegt sei“!)

„Der Ursprung und die Fortdauer der päpstlichen Gewalt durch die ganze Geschichte, ist von solcher Wichtigkeit und Auszeichnung, daß die Katholiken mit allem Rechte diese historische Thatfache, als einen vollgültigen Beweis für die Wahrheit ihrer Religion ansehen können.“

„Die katholische Kirche tritt uns in geschlossener Einheit entgegen. Diese Einigkeit und Uebereinstimmung sind ein charakteristischer Zug der Religion Jesu; wir Protestanten aber können solche Einheit nicht haben.“

Protestantische Lehr- und Glaubensfreiheit, oder Rückkehr zum Prinzip des Katholicismus; ein drittes giebt es nicht.“

„Wer immer die Sache reif und nüchtern betrachtet, der kann keinen Widerspruch finden zwischen der katholischen Religion und der gesunden Vernunft, er mag auf historischem, oder dogmatischem Wege die Untersuchung anstellen.“

„Der schimmernde Vorwand, welchen der Mensch, um den katholischen Glauben von sich abzulehnen, zu Hilfe nimmt, ist: das Ansehen und die Würde der Vernunft. Ist aber die Vernunft ein so gewaltiges Vermögen, daß sie das Recht besäße, in letzter Instanz anzunehmen oder zu verwerfen, was ihr in Sachen der Religion annehmbar scheint oder nicht? Wenn von Vernunft gesprochen wird, meint man damit diejenige eines Einzelnen, einer

Minderheit, Mehrheit oder der Gesamtheit? Meint man, die Vernunft eines Individuums könne die höchste Vorschrift der socialen Verhältnisse, die religiöse Vorschrift bestimmen, so wird dieses Individuum zu einer Art von Gottheit erhoben, und — da die Menschengötter keiner langen Dauer sich zu getrösten haben — die religiöse Vorschrift jeden Augenblick der Abänderung preisgegeben. Versteht man darunter die Vernunft einer Minderheit, einer Mehrheit, der Gesamtheit: immer gelangt man an das Ungereimte. Befrage man die Vernunft nur über eine höchst einfache Sache: immer und immer wird sie adweichende Antworten ertheilen. Prüft man sie nach ihrem innern Werth, wie vieles fehlt ihr zu derjenigen Ueberlegenheit, die man ihr zugestehen möchte. Fragt sie, wie jenes Insekt sei gebildet worden, welches über die Rinde einer Eiche kriecht; sie weiß es nicht. Fragt sie, woher jene Pflanze komme, welche da blüht, wo man sie sonst nie sah; sie weiß es nicht. Fragt sie, warum die Magnetnadel sich nach Norden neige; sie wird euch die Antwort schuldig bleiben. Ist daher die Vernunft so wenig durchdringend, daß sie selbst über die objective Welt beinahe nichts weiß, wie soll man größere Tüchtigkeit zum Entscheide der schwierigsten Fragen, welche das Subjective berühren, von ihr erwarten? Wahrlich, die Vernunft genügt dem Menschen so wenig, als dem Schiffer, der ein Fahrzeug durch den Sturm zu retten hätte, ein zerrissnes Segel genügen könnte.“

(Wir fügen bei: Ist nicht die Vernunft eines jeden Menschen mehr oder weniger verschieden von derjenigen Andreer? Ja, lehrt uns nicht unsre eigne Vernunft oft heute ganz anders als morgens?)

„An einer wahren und allgemeinen Kenntniß der katholischen Dogmen fehlt es bei uns Protestanten nur gar zu häufig, selbst unter unsern gebildeten Klassen, — ja unter diesen weit mehr, als sie selbst wissen und glauben.“

„Bei unsrer protestantischen Kirchenpartei herrscht große Unkunde über die eigentlichen Streitpunkte. Wie oft kommt es nicht vor, daß eifrige Protestanten, selbst Geistliche, die in andern Stücken gut unterrichtet sind, z. B. bei Controversen über die Lehre vom Werthe des Glaubens und der Tugend, das, was ihre eigene Kirche als Hauptwahrheit lehrt, der andern als Grundirrtum zum Vorwurf machen; aus welcher Unkunde dann auch der größte Theil der Erbitterung fließt.“

„Gegen die unwürdige Sprache, durch welche, in unsrer Zeit, die Gegner des Katholizismus, gereizt und geblendet durch Kleinigkeiten, durch blinden Haß wie durch Modesucht, gegen ihn den tödtlichen Hieb führen zu müssen meinen, erklärt sich der Minderbefangene und Bessergefinnte laut und unverholen. Solche Stimmen dienen nie der Wahrheit; sie suchen nur das Ihrige, und können deßhalb nicht entscheidend sein.“

„Was soll doch der, mit dem Geiste und Wesen seiner Religion vertraute Katholik, von der Redlichkeit oder Gelehrsamkeit jener protestantischen Theologen denken, welche sich nicht scheuen, in unsern Tagen in die Welt hinaus zu schreiben, daß die Katholiken ein sichtbares Oberhaupt, welches Dogmen vorschreiben könne, anerkennen müssen, und daß sie annehmen müssen, der Papst sei der höchste Glaubensrichter, und gelte mehr als die Bibel selbst. Solche Wortführer des Sectengeistes verdienen durch den nächsten besten Catechismus Lügen gestraft zu werden.“ (Merke sich dieses die N. Kirchenztg. für die ref. Schweiz, welche noch in einem ihrer neuesten Blätter fabelt, „daß die Aussprüche des Papstes, selbst wenn es ganz neue Glaubenslehren seien, als göttliche Wahrheit gelten!“)

„Der Vorwurf ist wahrhaftig ungerecht, den man der katholisch-kirchlichen Dogmatik schon so oft gemacht hat, daß sie das Wesen der Religion nicht sowohl in innere Besserung des Herzens und der Gesinnungen, als vielmehr nur in äußere Handlungen, setze, die man in einer religiösen Absicht zu verrichten habe. Dieß fließt keineswegs aus den Grundideen ihrer eigentlichen Religionstheorie, und sie hat auch selbst oft genug dagegen protestirt. Unstreitig dringt die katholische Dogmatik auch, bei allen, die sich zu dem Glauben ihrer Kirche bekennen, auf ächte Sittlichkeit und Reinheit der Gesinnungen, ja sie muß — nach allen ihren Grundbegriffen — darauf dringen. Sie scheint sogar noch stärker als unsre Dogmatik darauf zu dringen, denn sie macht wenigstens förmlicher als die unsrige, die innere Besserung des unmoralischen Menschen zur Bedingung, unter welcher für ihn Befeligung und Vergnügung von Seite Gottes allein möglich sei.“

Leicht wäre es uns, noch mehrere solcher, zu Gunsten unsrer Ansicht sprechender, Belege aus neuern protestantischen Schrift-

stellern anzuführen, dürften wir nicht voraussetzen, daß unbefangne Leser sich mit obigen, aus unverdächtigen Gewährsmännern, — einem Herder, Menzel, Plank, Joh. v. Müller, Marheineke, Senisch, Tschirner —, gezogenen Beweisstellen gern begnügen werden.

Daß alle Vorwürfe und Beschuldigungen gegen die katholische Kirche lediglich auf Unwissenheit, oder auf Entstellung und schamloser Verläumdung beruhen, wird jede unbefangene Prüfung alsbald außer Zweifel setzen. So geben z. B. die Protestanten, wenn gleich Abkömmlinge der Katholiken, vor: Der Papst sei der Grundstein der ganzen katholischen Kirche, er sei unfehlbar, und ihm stehe die Gewalt der Sündenvergebung nach freier Willkühr zu; die katholische Kirche aber kennt keinen andern Grund und Eckstein, als Jesum Christum, nach Eph. I, 21. 22. II, 20—22. Hebr. VIII, 1. Er ist ihr Haupt und Hohepriester. Der Papst ist nur sein, von ihm selbst angeordneter Stellvertreter, um vorzüglich die Einheit — den Hauptcharakter der wahren christlichen Kirche — gegen Spaltungen und Irrlehren zu erhalten. Der Papst ist — gleich jedem andern Sterblichen — dem Irrthum unterworfen; nur die Kirche kann — laut Matth. XVI, 18. XXVIII, 20, u. Joh. XIV, 26. XVI, 13. u. s. w. — nie irren und sich betrügen. Daß der Papst die Sünden nach Willkühr und für Geld erlassen könne, wird schon jedes katholische Schulkind als schändliche Lüge erklären. Man wirft ferner den Katholiken vor, daß sie eine Hostie statt Gott anbeten, folglich Abgötterei treiben, während sie einzig und allein dem dreieinigen Gott göttliche Ehre erweisen. Man beschuldigt sie, daß sie die Heiligen — besonders die Mutter des Erlösers — wie Götter anbeten; und doch glaubt der Katholik nur, daß es gut und nützlich — nicht aber, daß es nothwendig — sei, die Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott anzusprechen, und sie als Freunde Gottes zu ehren. Man wirft ihnen vor, daß ihr Gottesdienst in leerem Wortgepräng und sinnlosen Ceremonien bestehe, daß sie die Beichtanstalt als einen Freibrief der Sündhaftigkeit betrachten u. s. w. Auch hinsichtlich der Tradition thut man ihnen Unrecht, indem sie darunter keineswegs jene abgeschmackten Legenden und Märchen verstehen, deren Glauben man ihnen aufbürdet; nie ward von ihnen das Wort Gottes unter die Tradition herabgesetzt; dasselbe ward vielmehr von der katholischen Kirche als Haupt-Glaubens-

Princip jederzeit feierlich erklärt, auf welches sich alle ihre Dogmen gründen; es ward von ihr eifrigst bis zur Stunde gegen alle Häresen vertheidigt, und rein und unverfälscht von ihr an Luther, Calvin u. a. übergeben. Auch der selbsteigne Bibelunterricht wird, wie wir in der Folge deutlicher sehen werden, ganz und gar nicht, — je länger je weniger —, hintangesezt. Daß der Katholik hölzerne und steinerne Bilder und Reliquien von Heiligen anbete, oder Vertrauen auf sie seze, — wie die Schw. Ev. R.-Z. hin und wieder faselt —, ist nicht nur unwahr, sondern er wird vielmehr in jedem Catechismus schon belehrt, daß die Kirche solches als verdammungswürdig erklärt. (Conc. Trid. Sess. XXV.) Der wahre Katholik ehrt die Bilder der Heiligen, und besonders unsers gekreuzigten Erlösers, als theure Denkmäler, wie wir etwa das Bild eines trauten Freundes und Lehrers, der nicht mehr auf Erden weilt, ehren, worin doch wahrlich keine Unvernunft oder Abgötterei liegt.

Hier können wir uns nicht enthalten, auch noch insbesondere des, von Zacharias Ursinus, (vergl. dessen Charakterschilderung von Th. Erastus in Baden an Musculus, Pfarrer in Bern, 1577, in Balthasars Helv. 1. 650.) in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verfaßten, Heidelberger-Catechismus zu erwähnen. Dieses, im J. 1826 bei Seidel in Sulzbach neu aufgelegte, nach des Herausgebers Versicherung „allerwichtigste und vornehmste Lehrbuch für alle reformirte Kirchen und Schulen, auf welches die Prediger vielfach bis in die neueren Zeiten eidlich verpflichtet werden“, enthält S. 57 auf die 80. Frage: Was ist für ein Unterschied zwischen dem Abendmahl des Herrn, und der päpstlichen Messe? die erbauliche Antwort: „Die Messe ist im Grunde nichts Anderes als eine Verläugnung des einigen Opfers und Leidens Jesu Christi, und eine vermaledeite Abgötterei.“ Und zwar steht dieß in einer, dem Religionsunterricht der Jugend zum Grunde liegenden Schrift! (Ebendieselbe Wortformel kommt auch in dem Bernerschen Catechismus von 1785 vor.) Wie schändlich! Möge der Gegner alle Catechismen des katholischen Deutschlands durchsuchen, und wenn er in einem einzigen eine Stelle findet, die an Härte gegen die Protestanten, und in handgreiflicher Unwahrheit, der angeführten auch nur von ferne gleichkommt, dann möge er die katholische Kirche nach Gefallen der Unduldsamkeit beschuldigen! — !

Dabei ist es noch charakteristisch, daß der Herausgeber, in der Vorrede S. IX, ganz naiv versichert, er und seine Glaubensgenossen seien weit davon entfernt, dadurch „ihre katholischen Mitbrüder“ beleidigen zu wollen; wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß die „katholischen Mitbrüder“ durch vielfache, sonstige Proben brüderlicher Gesinnung, schon allzuabgehärtet seien, um über einen solchen Unfall noch besondere Entrüstung zu empfinden.

Eine, wo möglich noch ärgerlichere, Bewandniß hat es mit dem „Catechismus für die chr. ref. Jugend, Bern 1822“, welcher von den schamlosesten Lügen und Verdrehungen stroht, während in einem kirchlichen Unterrichtsbuch für die Jugend, nur die schlichte Glaubenslehre, einfach und faßlich vorgetragen werden soll, und Unwahrheiten in einem Catechismus, bei den Katholiken als der frevelhafteste Hochverrath bestraft würden. So z. B. erdreistet sich der geistliche Verfasser, zu behaupten: daß alles, was der Papst aus sich selbst sage, als göttliche Wahrheit anzunehmen sei, — daß nach katholischer Lehre, der Papst die Bibel ändern, vermehren und vermindern könne, — daß die Lehre des Papstes höher geachtet werde, als die Gebote des lebendigen Gottes (dies würde schon jedes katholische Schulkind als Gotteslästerung erklären!), — daß der Papst dem Volke das Bibellesen verbiete, — daß dem Papst, wie Christo selbst, göttliche Ehre erwiesen werden müsse, — daß die Priester den Ablass um Geld verkaufen, — daß der Katholik die heilige Jungfrau höher achte als Christum, — und andre solch' hirnlose Fabeln mehr.

Und so kommt es dann, daß nicht etwa nur das ungebildete, rohe Volk, oder hie und da ein toller Scribler sich solch' dreister, plumper Unwahrheiten, solch' frevelhafter Verläumdungen schuldig macht; nein, selbst angesehene protestantische Kanzelredner in unserm, mit Aufklärung und religiöser Toleranz sich brüstenden Zeitalter, Leute, welche auf wissenschaftliche Bildung und Humanität nicht geringen Anspruch machen, erröthen nicht, durch solch' eine Sprache ihre „heiligen Stätten“ zu entweihen. So wagte noch unlängst ein Prediger der reformirten Schweiz, dessen wir auch früher schon (S. 200, 218. erster Abth.) gedachten, im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit seiner Zuhörer, in Rede und Schrift zu behaupten: „Bis zur Reformationszeit habe das Neue Testament Nichts, die Tradition Alles gegolten, und diese letztre stehe in

auffallendstem Widerspruch mit den unzweifelhaftesten Aussprüchen Christi; — in eine Unzahl von Wesen habe sich bei den Katholiken die, Christo gebührende Verehrung getheilt; — von einem Jahrzehend zum andern, habe sich die Zahl der sogenannten Heiligen vermehrt; — ob der Heiligenverehrung sei der Hinblick auf Christum vergessen worden; — noch jetzt lehren die Katholiken, daß durch Fürsprache der gnadenreichen Mutter Gottes Gewährungen erlangt werden, die man weder bei Christo, noch bei Gott dem Vater allein finde; — über der menschlichen Mutter sei der göttliche Sohn immer mehr vergessen worden; — durch Ablass könne man ewige, wie zeitliche Straflosigkeit erkaufen; — durch die Reformation sei Christus in die, ihm seit Jahrhunderten streitig gemachten, Rechte der Verehrung wieder eingesetzt worden; — zwischen Anbetung und Verehrung sei kein Unterschied; — die Beichtanstalt sei in ihrem Ursprung unlauter, in ihren Folgen für Staat und Familien verderblich; — die katholische Kirche stelle Behauptungen auf, die der wahren Frömmigkeit und Tugend die größte Gefahr drohen; — die Transsubstantiationslehre sei dem Zeugniß der Sinne, den Aussprüchen der Vernunft, und dem Worte Gottes gleich stark widersprechend.“ (Also wären alle Millionen Katholiken, Kaiser, Könige, Fürsten, die größten Theologen und Philosophen, wie Erasmus, Fenelon, Bossuet u. s. w. sinnlose, unvernünftige, gottlose Wesen!?) Der gute Mann bedachte wohl nicht, daß, nach den Gesetzen seines eignen Landes, die Befenner dieser, von ihm zum schmachvollen Zerrbilde herabgewürdigten Religion, zu Bekleidung der höchsten Staatsämter befähigt sind, — und daß seine eigene Regierung, die Errichtung einer Facultät der katholischen Theologie an ihrer Landesuniversität beabsichtigte, folglich die Geistlichkeit ihrer katholischen Bundesgenossen, in eben dieser, so verlästerten Religion heranzubilden, sich bereit erklärte? — Und ein solches Pasquill konnte aus Mund und Feder eines Mannes fließen, der von sich selbst mit prunkvoller Bescheidenheit in der nämlichen Schrift sagt, daß er „so glücklich gewesen sei, sich schon früherhin das Lob der Mäßigung zu erwerben“, und dabei erklärt, „daß er diese Ueberzeugung in seiner evangelischen Vaterstadt so wenig verläugnen werde, als in der katholischen Kaiserstadt“ (Hört! Hört!); während er zugleich einen Blick des Mitleidens und Bedauerns, jenen „Ununterrichteten unter uns“ zuwendet, „die den

Unterschied zwischen dem protestantischen und dem katholischen Lehrbegriff nicht kennen“, und welche „in unsern Tagen, so manche verkehrte Behauptung früherer Zeiten, mit unbegreiflicher Dreistigkeit wiederholen!“

Dieser letzte Vorwurf mag dann auch, und zwar in einem nicht geringen Grade, einen andern schweizerischen Theologen, Gefßner, treffen, welcher unlängst noch, ebenfalls von sogenannter „heiliger Stätte“ herab, die Reformatoren „geistig große und wahrhaft fromme Männer“ hieß, welche „der Herr mit ebendemselben Geist ausgerüstet hatte, durch den er die ersten Boten seines Reichs bildete, erleuchtete und kräftigte“, — und zu behaupten sich nicht entblödete, „daß bis zum Zeitpunkt der Reformation, sogenannte Heilige anstatt des einigen Gottes und Christi seien angerufen worden (welch grelle Unwahrheit!), — daß die Bilderverehrung ganz heidnischen Ursprungs war, — daß die Reformatoren fest sich an die Lehre Jesu hielten und unsre Väter zum Gotteswort zurückführten, — daß ihr Werk eigentlich Gottes Werk war, — daß man vor der Reformation eine Schaar menschlicher Fürbitter bedurfte, die man selbst höher achtete, als den, der allein ins wahrhafte Heiligthum eingegangen war, Jesum Christum (welche Verläumdung!), — daß man sich selbst Sodabrunnen gegraben, den Brunnen des lebendigen Wassers aber verlassen hatte“, u. s. w. Die Schlußstelle seiner Anrede hätte der Fabulist füglich an sich selbst, statt an die Zuhörer gerichtet: „O christlicher Lehrer! welche Vorwürfe wirfst du dir machen müssen, wenn einst der Herr prüft und richtet die Gelegenheit, die dir doch war angeboten worden, zur Erkenntniß des Haltbaren und des Unhaltbaren, wenn er richten wird die in dich gelegten Fähigkeiten und Kräfte, die es dir möglich gemacht hätten, zu richtiger Erkenntniß zu gelangen!“ u. s. w.

Ein andrer protestantischer Schriftsteller neuerer Zeit, Amthor in s. lib. singul. de apostas., erlaubt sich ähnliche Verläumdungen, indem er vorgiebt: „Der Ablass werde um Geld verkauft, — der Papst schreibe sich Unfehlbarkeit zu, — der Katholicismus gebiete, die Katholiken mit Feuer und Schwert zu vertilgen“ u. dergl. (während vielmehr in jeder katholischen Kirche, am Erinnerungsfeste des Versöhnungstodes Christi, ganz ausdrücklich auch für die Nichtkatholiken gebetet wird). Eben so ist's auch nur baarer Unsinn,

wenn Marheineke behauptet, „daß — wie bei den Protestanten der Sohn Gottes — so bei den Katholiken die Mutter Gottes Gegenstand der höchsten Verehrung sei“; und wenn Röhr — ein General-Superintendent und Oberhofprediger! — noch jüngst hin das Oberhaupt der katholischen Kirche den „Fürsten der Finsterniß“, den „Antichrist“ heißt, — der katholischen Lehre selbst aber andichtet, „daß sie allen religiösen Irrthümern und Vorurtheilen das Wort rede, die Verehrung Gottes in die Vollziehung abergläubischer Gebräuche setze, die christliche Frömmigkeit in kirchlichen Priesterspenden und sittlich-gefährlichen Bußwerken suche, die Reinigung von Sünde und Laster um den Preis von Gold und Silber zum Auskauf stelle, zur Verletzung alles bürgerlichen Gehorsams anreize“ u. s. w. Eine Sprache der gehässigsten Unduldsamkeit und Härte, welche übrigens von den geachteten Organen der öffentlichen Meinung, in Deutschland und Oestreich, nach Verdienst gewürdigt, und höchst mißfällig aufgenommen ward. —

Nichts kann aber ungerechter und für den gutgesinnten Katholiken empörender sein, als die Unschuldigung, daß seine Religion nicht veredle, nicht zur Sittlichkeit, Tugend und Vollkommenheit, sondern im Gegentheil zur Verschlimmerung und Verwilderung führe, — während die Katholiken so viele rühmliche Muster von untadelhafter Reinigkeit der Sitten, von einer Alles aufopfernden Menschenliebe, Muster heroischer Tugenden aller Art und aus jedem Zeitalter aufweisen können, welchen selbst Protestanten ihre Hochachtung und Bewunderung nicht versagen konnten. So predigte der berühmte prof. Theolog J. C. Häfeli noch im Jahr 1804, „daß die Dogmen der katholischen Kirche alle wahre Sinnesänderung verdrängen, daß sie jeden Ueberrest von gesundem Menschenverstand und edlem Zugendeifer verschlungen und alles natürliche Wahrheitsgefühl unterdrückt haben“. Hätte nicht jeder Katholik volles Recht, einen solchen Verläumder gerichtlich zu belangen? Selbst der Rez. in der N. Z. B. S. 263. findet diese Aeußerung „zu grell“. Nein! nicht „grell“ allein, sondern eine wahre Lästung ist sie. Jedes katholische Unterrichtsbuch fordert Sinnesänderung, ohne welche keine Losspredung Statt haben kann; jedes schärft uneigennütigen Tugend ein; (Gott, seiner selbst wegen, über Alles lieben, und den Nächsten, Gottes wegen, wie sich selbst lieben, ist der kurze Inbegriff der katholischen Moral); das natürliche Wahrheitsgefühl

darf sich in dem unermesslichen Felde alles bloß menschlichen Wissens äußern, wie bei den Protestanten; und selbst in Glaubenssachen ist das Untersuchen erlaubt, ehe die Kirche — d. h. die Versammlung mehrerer hundert gelehrter, oft ausgezeichneten Bischöfe und Lehrer — nach reiflichster und feierlichster Prüfung — gesprochen hat. Wem alsdann solcher Ausspruch nicht behagt, der mag austreten; niemand hindert ihn, und somit ist auch sein Wahrheitsgefühl keineswegs unterdrückt. —

Eben so abgeschmackte und frevelhafte Entstellungen, Verdrehungen und Unwahrheiten werden der leichtgläubigen Lesewelt in Schuderofs Journal V. Jahrg. 1 B., in Jungs Briefen über Katholic. und Prot. S. 189., in Jahns Volksthum S. 153. anschaulich zu machen versucht.

Auf solch' bedauerliche Abwege, zu solch' leidenschaftlicher Verblendung kann unbedachtsamer Eifer, und die Gewalt vorgefaßter Meinungen, eine, sonst gesunde Urtheilskraft verleiten! So werden, — wie wir weiter unten noch deutlicher zu zeigen gedenken —, alle Glaubenslehren und Gebräuche der katholischen Kirche entstellt und verläumdete, bald aus grober Unwissenheit, oft wohl aber auch aus feindseliger Absicht und Unredlichkeit. So wenig wird das, von Göthe und Lavater ausgesprochene, ernste Wort beherzigt: „Verrucht ist, wer einen Cultus lästert, und Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Jesus Christus ist.“

Und in der That, wer kann läugnen, daß alle und jede Heilsanstalten der protestantischen Confessionen sich auch in der katholischen Kirche, und zwar ganz vollständig und in weit höherm Grade, vorfinden? Fest und einig steht diese, nun schon seit achtzehn Jahrhunderten da, immer zwar die Zielscheibe des Hasses, der Verläumdung, und oft schon der bittersten Verfolgung, aber dennoch sich immer gleich, auf unerschüttertem Felsen. Ihre Lehr- und Glaubenssätze sind keineswegs die Frucht späterer Jahrhunderte, nicht menschliche Erfindungen um Sagen, alle sind göttlichen Ursprungs. Fälschlich ward von jenen arglistigen Aufwieglern das Gegentheil behauptet, um durch solche Verunglimpfung ihrem Werke mehr Eingang zu verschaffen. Ganz albern ist auch das Vorgeben von Sal. Heß: „daß die Vorwürfe gegen die römische Kirche nur der ältern, nicht der jetzigen gelten“, sowie der Ausspruch Gelzers u. a. m.: „daß der jetzigen katho-

lischen Kirche großes Unrecht geschehe, wenn man sie von der vormaligen nicht unterscheiden wollte.“ Die guten Leute wußten also nicht, daß die römische Kirche, vor und seit der Reformation, von ihrer Lehre auch nicht in Einem Punkte, auch nur um Ein Sota abgewichen ist, noch je bis zum Ende der Zeiten abweichen kann und wird. Begründet auf ihren Eckstein Jesus Christus, wird sie nie aufhören, so lange die Erde besteht, gegen Indifferentismus und Rationalismus immer herrlicher und glänzender ihr Haupt emporzurichten, und dadurch zu beweisen, daß — nach ihres Stifters unwandelbarem Machtgebote — selbst die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen.

Eine gründliche Vergliederung und Erörterung einzelner Beschuldigungen können wir übrigens um so weniger uns versagen, als es allgemein angenommen und anerkannt ist, daß die römisch-katholische die wahre christliche Kirche wäre, wenn man jene Abweichungspunkte, welche sie von den akatholischen Confessionen unterscheiden, beseitigen könnte. Auch die, gegen den Katholicismus sonst noch so erbitterten Protestanten, müssen dennoch über dessen Einigkeit, Geschlossenheit und Festigkeit erstaunen, und können gar nicht in Abrede stellen, daß in demselben keine Heilsanstalt vermißt werde. Gebildete Protestanten finden es daher mit Recht höchst ungereimt, eine Religionsgesellschaft mit Verachtung zu behandeln und zu lästern, von welcher alle christlichen Religionsparteien ihren mittel- oder unmittelbaren Ursprung ableiten müssen, zu welcher der weit größte Theil der Christenheit sich bekennt, welche selbst in den entferntesten Weltgegenden immer weiter sich verbreitet, und welcher unsre eignen Vorältern während fünfzehn Jahrhunderten, — wie auch im Verfolg ein Erasmus, Bossuet, Fenelon und Millionen edler Menschen —, innigst zugehan waren und noch sind. Unbefangene Protestanten gestehen, daß die katholische Kirche schon deswegen eine gewisse Ehrfurcht einflöße, weil sie sich in ihrem alterthümlichen Ansehen, — trotz der härtesten Verfolgungen und endloser Angriffe, von Außen und Innen —, immer gleich geblieben, und dadurch ihren unzerstörbaren Bau beurfundet habe. (Dieß bestätigt auch Marheineke, Doctor und Prof. der Theologie in Berlin, in f. system. Entwickl. des Katholicismus, welches Werk sonst so viele Verunglimpfungen des katholischen Lehrgebäudes enthält.) — Wie lächerlich ist es dagegen,

mit einem dreihundertjährigen Fortbestand des Protestantismus sich zu brüsten; — als hätten nicht Heidenthum und Muhamedismus noch länger gedauert, ohne daß man ihnen deswegen göttlichen Ursprung zuschreiben möchte! —

Ehe wir indessen zur Erörterung jener Divergenzpunkte schreiten, sprechen wir noch ein Wort von der, so oft der katholischen Kirche aufgeblühdeten Bekehrungssucht.

Allerdings besteht diese Kirche, Gott zu bitten, daß er alle Irrgläubige auf die Bahn der Wahrheit zurückführen möge. Wie kann es aber den Protestanten unbekannt sein, daß auch die Apostel schon solch' grausamer Handlung sich schuldig machten? und fällt nicht etwa vielmehr den Anhängern, hauptsächlich und namentlich aber den Urhebern der Reformation selbst, statt Bekehrungssucht, weit eher noch ein Verfolgungsgeist der schlimmsten Art, gegen Katholiken und gegen die katholische Kirche zur Last? Lehre an sich verfolgt keineswegs. Ohne Besorgniß für die Festigkeit ihres Glaubens, huldigt sie freudig der allgemeinen Menschenliebe. Mögen auch Einzelne bisweilen, in ihrem Eifer, die Gränzen der Besonnenheit überschreiten, so kann dieß nur beweisen, daß es auch in der katholischen Kirche fehlbare Menschen giebt. (Und macht etwa der Rationalismus weniger Ansprüche auf alleinbeglückende Lehre, als der Katholicismus? Macht nicht solche, — und in ebenso hohem Grad —, auch das Judenthum und der Muhamedismus?) Wenn aber Katholiken ungerechte Anschuldigungen der Protestanten mit Entrüstung zurückweisen, wenn sie die Angriffe boshafter Verläumdung, mit der Entlarvung des Protestantismus oder Rationalismus, in seiner dünnen, nackten Gehaltlosigkeit erwiedern, — wenn auch sie, ohne List und Ueberredungskünste, auf dem Wege gründlicher, überzeugender Belehrung, solche Mitschriften in ihre Gemeinschaft aufnehmen, welche in derselben richtigere Begriffe, in Betreff der Religion und des ewigen Seelenheils finden, als in ihrer bisherigen Confession; — nach welchem Sprachgebrauch, mit welchem Recht kann man dieß Bekehrungsgeschäft Bekehrungssucht heißen? Wer müßte nicht vielmehr nach Vernunft, Gewissen und der heiligen Schrift, sowohl das Recht als die Pflicht einer solchen Handlung anerkennen? Sandte nicht Jesus selbst seine Apostel in die Welt, mit dem ausdrücklichen Befehl, recht viele Profelyten zu machen? und war es nicht sein Wille, daß alle

Menschen Profelyten seiner Religion werden möchten? Wehe den Aposteln und den ersten Christen, wenn sie keine Profelyten gemacht hätten! Weh' allen Kirchenvätern und Concilien, wenn sie nicht diesem schönen Beispiel gefolgt wären! Weh' endlich der ganzen christlichen Kirche, wenn sie nicht aus Freunden des Profelytismus besteht! (Vergl. die sehr anziehende, bündige Schrift: „Der Profelytismus kein Vorwurf, sondern heilige Pflicht für eine christliche Kirche, Leipzig 1828.“ Eine klare Darstellung, welche der Leser gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.)

Der berühmte Doctor und Oberconsistorialrath Plank in Göttingen, dessen ausgezeichnete Verdienste um die Geschichte der Reformation allgemein anerkannt werden, sagt ganz richtig: „Unser protestantische Kirche mag zum Voraus rechnen, daß sie viele ihrer Mitglieder verlieren wird. Wir müssen den Katholiken die Befugniß, Andern ihren Glauben beizubringen, allerdings zugestehen, sowie auch sie es uns nicht zum Vergehen anrechnen können, wenn ihre Gläubigen sich von uns überzeugen lassen.“ Und mit eben so edelmüthiger Unbefangenheit gesteht Göthe (aus m. Leben): „Ich sehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und einer ewigen Seligkeit versichert, getrost sterben läßt.“ Und in der That, wer kann läugnen, daß jene protestantischen Theologen mit sich selbst in den seltsamsten Widerspruch gerathen, welche — wie so gar oft geschieht — die Glaubensfreiheit zwar höchlich preisen und in Schutz nehmen, dieselbe aber dennoch in ihren unausweichlichen natürlichen Consequenzen verschmähen und tadeln! Ist es nicht höchst albern, wenn Theologen, welche ihr eignes Urtheil nicht für untrüglich halten, noch halten können und dürfen, — die protestantischen nämlich —, sich eines solchen Sekten- und Parteigeistes schuldig machen, als ob sie sich wirklich für unfehlbar hielten?! (In grellem Widerspruche mit dieser gesunden, nüchternen Ansicht Planks steht freilich die tolle Aeußerung des Schweiz. Theol. Schultheß: „Eher bricht der ehrliebende Protestant ein Bein, als daß er in das hinter ihm liegende Stadium dreier Jahrhunderte zurückkehre, um da zu stehen, wo Luthers und Zwinglis Vater stand.“)

Wer dann übrigens die Intoleranz der reformirten Kirche und ihre Ansprüche auf „allein seligmachende“ Lehre

in Abrede stellen möchte, den verweisen wir auf die confessio helvetica, auf die formula consensus, und auf den Heidelberger Catechismus — (das in der angesehenen Republik Bern einzig anerkannte Religions-Lehrbuch). Dieser letztere wird selbst von dem prot. Betoten J. M. Schuler in s. Vertheid. d. Ref.-Feier 1820 „die Frucht eines fremden Landes und dunkler Zeit“ geheißen, da er viele „scholastische, finstre Fragen, und Ausdrücke eines lieblosen Eifers“ enthalte; während hingegen freilich die Schw. Evang. Kirch.=Z. in diesem herüchtigten Catechismus und in der Helv. Confession „herrliche Zeugnisse des Glaubens, aus den Zeiten der glorreichen Reformation“ erblickt. Welche von diesen zwei entgegengesetzten Ansichten soll nun die richtige sein? — Eine, nicht viel bessere Bewandniß hat es wohl auch mit dem Zürcherischen Catechismus, von welchem in den prot. Synodalverhandlungen St. Gallens noch unlängst behauptet ward, „daß er, seiner polemischen Haltung wegen, nur Intoleranz erzeuge, daß er ein Brandmahl unsrer Zeit sei, daß er einige hyperorthodoxe Fragen enthalte, welche jeden Vernünftigen entrüsten, und die abgeschmacktesten, unpassendsten Zeugnisse“ u. s. w. Wir fügen hinzu, daß noch im Jahr 1787 die Regierung des Bernerschen Freistaates jeden Angehörigen, welcher eine katholische Weibsperson heirathete, mit Verstoßung aus dem Vaterland und Einziehung seines Vermögens zu bestrafen drohte, — ja daß schon zur Zeit der Glaubensänderung, die Oberländer (Unterthanen jenes sogenannten Freistaats) durch Zwang waren bekehrt worden, indem man sie als Rebellen oder Ketzer, durch Eisen und Feuer, für den neuen Glauben gewann, und bei diesem Anlaß ihrer wichtigsten Freiheiten beraubte (während nach Vorschrift der Zwinglischen Lehre gegen Seele und Gewissen durchaus keinerlei Zwang durfte angewendet werden). Wir bemerken ferner, daß nach einem Gesetze der landesväterlichen Regierung von Zürich vom Jahr 1755, jeder die reformirte Religion abschwörende und zur katholischen Religion übertretende, oder auch nur mit einer katholischen Weibsperson sich verehlichende Angehörige, sein Bürger- und Landrecht verlor, und von allen damit verbundenen Freiheiten, Gerechtigkeiten u. s. w. ausgeschlossen ward! — Zwanzig Jahre später machte der, in Zürich damals sehr angesehene Theologe, J. J. Ulrich, bei einer besonders feierlichen Gelegenheit, den Antrag zu Wiederherstellung der

Excommunication, als „einer Anstalt, welche — zwar außer Uebung gekommen — dennoch aber ein trefflich geeignetes Mittel sein dürfte, die in kläglichen Verfall gerathene Zucht und Ehrbarkeit wieder in Aufnahme zu bringen, zu befestigen und zu vermehren.“ Ja es ward auch unter dem Bernerschen Clerus noch im Jahr 1839 — und seitdem aufs neue — die Einführung der Excommunication ganz ernstlich zur Sprache gebracht und vertheidigt.

Manchen unsrer protestantischen Brüder mag's vielleicht auch unbekannt sein, daß die strengen Sätze des Heidelberger-Catechismus und der Dordrechter-Synode immer noch nicht aufgehoben und ungültig erklärt sind, denen zufolge die Katholiken „den einzigen Heiland verläugnen, und eine verruchte Abgötterei treiben sollen“; — daß in unsern symbolischen Büchern noch nicht ausgestrichen ist, was die Smalkaldischen Artikel enthalten: „daß der Papsi der wahre Antichrist sei“; obgleich viele Protestanten solche Albernheiten verwerfen, und — nach Johannes — nur denjenigen für den Antichrist halten, „welcher nicht glaubt und bekennt, daß Jesus Christus im Fleische erschienen sei.“ Gab es nicht im achtzehnten Jahrhundert noch, lutherische Theologen, welche der Augsburger-Confession eine, der heiligen Schrift ähnliche Autorität beilegen? wird nicht in dieser symbolischen Urkunde der Protestanten die Infallibilitätslehre, die Verdammung Andersdenkender ausgesprochen? Ja, es steckt der Glaube, daß Andersdenkende verdammt seien, gerade im Lutherthum und im Calvinismus, viel tiefer als im Katholicismus; nicht selten gieng er sogar in den fürchterlichsten Fanatismus über, und in eine Verfolgungswuth, welche in der Geschichte kaum ihres Gleichen findet, — wie selbst der freisinnige Gillkany im Athenäum von 1839 aufs Gründlichste nachweist, und sich dabei noch besonders auf J. A. Menzels „Gesch. der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte“ bezieht. (Vergl. Luthers Urtheil über die ausschließliche Beseeligungskraft seiner eignen Lehre in der 1. Abthl. S. 98.) Und wie können wir uns mit Toleranz brüsten, wenn in protestantischen Ländern den Katholiken, — ja sogar in lutherischen Ländern den Reformirten —, Thurm und Glocke verweigert werden, während in einem erkatholischen Lande, den Evangelischen nicht nur Thurm und Glocke, sondern auch Schul- und andre geistliche Gebäude zugestanden wurden! — Wer die Wahrheit unsrer obigen Behaup-

tung zu bestreiten, oder zu bezweifeln, sich versucht fühlen möchte, dem halten wir die gewichtige Autorität *Theremins* entgegen, eines Namens, der in Deutschlands theologischer Litteratur guten Klang hat. In seiner Predigt — vom Jahr 1819 — über die Gottheit Christi erklärt sich der Herr Hofprediger ganz unumwunden: „Wir sind allerdings berechtigt, Andersdenkende zu verdammen. Warum sollten wir nicht diejenigen verdammen, die Gott selbst verdammt?“ Und wenn *Hengstenberg* in *f. Kirchenztg.* 1829 No. 40 sagt, „daß durch die Stunden der Andacht, die Menschen hier um ihren Frieden, dort um ihre Seligkeit betrogen würden“; was Anders wird dadurch ausgesprochen, als: „wer nicht zu Herrn *Hengstenberg's* Ansichten sich bekennt, nicht dem streng Augustinischen System des orthodoxen Protestantismus huldigt, der ist verdammt? — In einem, unter den französischen Protestanten in neuerer Zeit stark verbreiteten Erbauungsbuch heißt es: Die Methodisten haben in ihrer letzten Pastoralkonferenz beschlossen: 1) ihre Lehre sei die allein wahre und führe allein zur Seligkeit; 2) dieser Lehre widersprechen, sei Gotteslästerung; 3) die Absicht der methodistischen Prediger und der evangelischen Gesellschaft sei, alle Prediger, die diese Lehre nicht annehmen, aus den reformirten Kirchen zu verdrängen; und 4) dieses mit, oder ohne, oder selbst gegen die protestantischen Consistorien zu thun. —

Solche Bewandniß hatte es, noch in neuern Zeiten, mit der Toleranz, in protestantischen Staaten, welche sich selbst so gern zu den gebildeteren rechnen! —

Noch bemerken wir, daß die katholische Kirche für Ausrottung der Irrlehren und Secten, schon längst vor der Reformation, zu beten befohl, folglich keineswegs um der neuentstandenen Lehren von Luther, Calvin und Zwingli willen; sie benennt auch bei diesem Gebet keine einzelne Confession, sondern hat nur die Spaltung, — den Irrthum selbst —, im Auge. Wenn sie sich für die wahre, von dem Gottmenschen Jesu Christo gestiftete, Kirche hält, — und folglich jede andere, nicht mit ihr übereinstimmende Lehre als irrig und verwerflich erkennen muß; so kann sie ja vernünftiger Weise nichts sehnlicher wünschen, als daß jene Lehre immer mehr verbreitet und allgemein angenommen werde, folglich die falschen, vom Heile abführenden, Lehren von der Erde verschwinden möchten.

Mit dem feierlichsten Ernste bittet Jesus Christus, in dem

hohenpriesterlichen Gebet, kurz vor seinem Kreuzestod, den Vater: daß Alle, welche durch der Apostel Lehre an ihn glauben werden, auch einig in diesem Glauben sein mögen. (Joh. XVII, 20—24. Vergl. mit Eph. IV, 3—6. und 13—16., wo auf Einheit des Glaubens und der Erkenntniß so kräftig gedrungen wird.) Wer dächte aber wohl so verkehrt, um jenes Gebet der katholischen Kirche auf Personen, statt auf die Lehre zu beziehen.“ „Liebevoll gegen Irrende und Fehlende“, sagt eben so einfach als richtig und schön der heil. Augustinus, „aber unerbittlich strenge gegen Irrthum und Sünde; das ist der Charakter der ächten, christlichen Toleranz.“ Wenn, in älterer und neuerer Zeit, anmaßende Idioten es versuchten, diese Wahrheit, durch Hinweisung auf die spanische Inquisition, auf die Bartholomäusnacht und die Dragonaden, zu bestreiten; so wußten sie nicht, oder wollten nicht wissen, daß jene Ereignisse das Werk der weltlichen Gewalt waren, folglich keineswegs die Kirche hiefür verantwortlich sein kann, und die Katholiken kein Interesse haben, sie zu vertheidigen oder zu entschuldigen. —

Mit Recht verdammt die katholische Kirche den Irrthum, nicht aber jeden Irrenden; sie hält ganz und gar nicht jeden Katholiken für einen Häretiker, sondern nur denjenigen, welcher mit Hartnäckigkeit in dem erkannten Irrthum beharrt. (*Hæreticus est, qui agnitum cum pertinacia errorem tuetur.*) Wenn aber auch die unverschuldete Unwissenheit, der unwillkürliche Irrthum, in der moralischen Welt allerdings nicht zugerechnet werden können, und die bloß subjective Wahrheit die Stelle der objectiven vertritt, so verliert deswegen die letztere keineswegs ihre Rechte; die Verbindlichkeit des Menschen zum redlichen, eifrigen Streben nach derselben hört nicht auf; die Pflicht, der einmal erkannten Wahrheit Zeugniß zu geben und nach Möglichkeit ihr heilbringendes Reich unter der Menschheit auszubreiten, dagegen die Macht der Unwissenheit und des Irrthums immer mehr von dem Erdboden zu verdrängen, fällt nicht hinweg. Hiemit wird sich auch der gute und edle Mensch, der Freund der Wahrheit und der Tugend immer freuen, wenn ein unwissender oder irrender Bruder zur Erkenntniß der erhabensten, trostvollsten und folgenreichsten Wahrheiten durch zweckmäßige Mittel gebracht werden kann.

Gewiß ist es doch wohl allerdings, daß man mit der Religion, diesem ehrwürdigsten und heiligsten Gute des Menschen, das auf

seinen sittlichen Zustand, auf die Ruhe seines Herzens, und auf seine ewige Bestimmung solch' entschiednen Einfluß hat, nicht leichtsinnig verfahren dürfe, daß man vielmehr hier vorzüglich auf die Gründe der Wahrheit, und nicht auf vorübergehende Vortheile, zu sehen habe. Allein, daß man in einem Zeitalter, welches man so gern und so allgemein als das Zeitalter der Aufklärung preist, in welchem man so viel und so oft, von Verbannung der Unwissenheit, von Unterdrückung der Vorurtheile und Irrthümer, von allgemeiner Verbreitung der reinen Wahrheit gesprochen hat und noch spricht, — daß man in einem solchen Zeitalter, gerade gegen die erhabensten und folgenreichsten Wahrheiten, welche die eigentliche Grundlage wahrer Tugend hiernieden und bleibender Seligkeit jenseits sind, so ganz gleichgültig sein könne, daß man jede Veränderung religiöser Ansichten mißbilligt, die Annahme besserer und wahr befundener Grundsätze tadelt, und behauptet, man solle lediglich bei jenem Religionsbekenntniß verbleiben, in welchem man erzogen worden, selbst dann noch, nachdem man das Falsche, Grundlose und Unzureichende seines bisherigen Glaubensbekenntnisses einsehen gelernt habe, — das hätte man doch wahrlich in unserm, mit Aufklärung sich brüstenden, Zeitalter nicht erwarten sollen. —

Ist es ja doch die höchste Aufgabe und Pflicht der Vernunft, sich zu entwickeln und auszubilden, Unwissenheit, Irrthum und Vorurtheile von sich zu entfernen, nach richtiger und gründlicher Erkenntniß der Wahrheit zu streben, und darin immer vorwärts zu schreiten; — und gerade bei dem allerwichtigsten Gegenstand, bei den für Zeit und Ewigkeit folgereichsten Lehren, sollte diese Regel eine Ausnahme leiden? Gerade da sollte man mit dem zufrieden sein und bleiben, woran man sich in der Jugend gewöhnte, und es sogar dann noch beibehalten, wenn man das Irrige und Grundlose des frühern Religionsunterrichts zu erkennen und zu fühlen anfängt, und mit bessern Ansichten und Grundsätzen bekannt geworden ist, — bloß deswegen, weil unserm Zeitalter jede Veränderung des Religionsbekenntnisses mißfällt. — ?

Wäre diese Maxime richtig, könnte man vor Gott und seinem eignen Gewissen damit auslangen, daß man ruhig bei jener Religion bleiben könne und solle, in welcher man geboren und erzogen worden, daß jeder Uebertritt zu einem andern Religionsbekenntniß eher Tadel als Billigung verdiene, — dann wäre doch wahrlich zugleich auch

der Indifferentismus laut ausgesprochen, — dann hätte man aber auch niemals Ursache gehabt, die religiöse Unwissenheit zu verbannen, den Aberglauben zu bekämpfen, und religiösen Irrthümern entgegenzuarbeiten; dann hätte Moses Unrecht gehabt, gegen Vielgötterei und Götzendienst zu eifern, — die Propheten hätten Unrecht gehabt, die Thorheiten und Ausschweifungen des Heidenthums zu bekämpfen, — ja selbst der Heiland und seine Apostel hätten nicht wohl daran gethan, den Pharisäismus und Saducäismus zu verdrängen, und Juden und Heiden aus Unwissenheit, Irrthum und Thorheit zu reißen, um sie für die neue Lehre des göttlichen Christenthums zu gewinnen, weil auch alle bei den Ansichten und Grundsätzen hätten verbleiben sollen, in welchen sie geboren und erzogen wurden! — Nicht eindringend genug läßt sich wahrlich die Gefahr schildern, welche der Indifferentismus, unter dem lockenden Aushängeschild der christbrüderlichen Toleranz, so vielen unerfahrenen, sorglosen Gemüthern bereitet; und sehr treffend nannte schon der große Weltweise Baco diese falsche Toleranz, welcher alles gleichgültig ist, oder bald gleichgültig wird, „die Thüre zum Atheismus“. Unsere Pflicht ist und bleibt es immerhin, nach Erkenntniß des wahren Glaubens eifrigst zu streben, und wenn wir ihn erkannt und erfaßt haben, ihn sorgsam zu bewahren. Dieß läßt sich erreichen, ohne feindselige Gesinnungen gegen diejenigen zu hegen, welche anderer Meinung sind als wir; wenn wir gleich fühlen müssen, daß es die Klugheit unerläßlich gebietet, jeden Schein eines Verlangens nach religiöser Gemeinschaft mit ihnen zu vermeiden. Die Liebe und Eintracht, welche im Evangelium empfohlen wird, besteht nicht in der Gleichgültigkeit hinsichtlich dieses oder jenes Glaubens; was Noth thut, ist die Einheit der Religionsmeinung im Geiste der apostolischen Ermahnung: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe.“ Diese Einheit wird aber keineswegs dadurch bewirkt, daß man in Beziehung auf den Glauben Anderer sich einer gänzlichen Gleichgültigkeit rühmt, und das vorgebliche Gefühl dieser sogenannten Toleranz dient nur dazu, der Lauigkeit das Wort zu reden und den höchst verderblichen Einfluß des religiösen Stumpfsinnes zu verbreiten. Wir erinnern uns hier der schönen Stelle bei Jac. V.: „Liebe Brüder! so jemand von euch irren würde von der Wahrheit, und jemand belehrte ihn, der soll wissen, daß, wer den Sünder bekehrt von dem Irrthume

feines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden.“

Wenn übrigens bei den Protestanten im Gebiete der Religion wirklich Freiheit herrscht; wenn sie an keine höhere Autorität gebunden sind, sondern jeder sich nach seinen eignen Einsichten, unabhängig und selbstständig, bewegen kann und soll; wenn es jedem frei steht, die heilige Schrift nach seinem eignen Ermessen zu lesen und auszulegen, und nun jemand zur Ueberzeugung gelangt, daß die heilige Schrift allein zu seiner Beruhigung nicht hinreiche, daß es in der protestantischen Kirche weder Einheit, noch Consequenz, noch Festigkeit gebe, daß das positive Christenthum sich daselbst immer mehr zur gänzlichen Auflösung hinneige, — daß aber die katholische Kirche in jeder Beziehung weit mehr Sicherheit darbiete; — warum rechnet man es dann einem solchen als Vergehen an, wenn er seiner eignen bessern Einsicht und Ueberzeugung, in dieser allerwichtigsten Angelegenheit, redlich folgt, und zum Glauben seiner Väter zurückkehrt, welcher ihm ja keineswegs schlaffere, der Sinnlichkeit mehr zusagende, sondern vielmehr strengere und lästigere Forderungen entgegenstellt? Wer diesen Vorwurf leidenschaftlicher Intoleranz von unsern protestantischen Glaubensbrüdern abzuwälzen versuchen möchte, den erinnern wir an so viele auffallende Beispiele der neuern Zeit, wo solche Convertiten (Stolberg, Haller u. a. m.) doch wahrlich nicht heftiger hätten geschmäht und gelästert werden können, wenn sie zum Koran, statt zur alten Mutterkirche, übergetreten wären! — Wie kommt es dann, wird so oft gefragt, — daß, wenn ein Katholik zu einer der beiden protestantischen Kirchengemeinden hinübertritt, von seinen bisherigen Glaubensgenossen gar kein Lärm erhoben wird? Wahrlich, nicht auf religiöser Unempfindlichkeit beruht solches Stillschweigen; wohl aber auf dem lebhaften Bewußtsein der guten Sache, welche durch solch einen Abfall nicht die mindeste Gefahr leidet, indem die Kirche sich mit dem Ausspruch bei 1 Joh. II. beruhigt: „Sie waren nicht von den Unsrigen; denn wären sie von den Unsrigen gewesen, so wären sie bei uns geblieben.“ Wohl mag der Katholik den unglücklichen Bruder bemitleiden, der seine Ueberzeugung und Gewissensruhe etwa zeitlichen Vortheilen zum Opfer bringt; aber einen solchen — nach protestantischer Sitte — vor den Augen der ganzen Welt beschimpfen, seine

Persönlichkeit auf jede Weise verdächtigen und ihn moralisch zu vernichten suchen, dieß hätte wahrlich zu jeder Zeit, der Katholik tief unter seiner Würde gehalten.

Ein besondrer, oben bereits angedeuteter Umstand verdient hier, an geeigneter Stelle, noch eine nähere Beachtung. Nie fand aus rein weltlichen Gründen ein Uebertritt zur katholischen Kirche statt. Wo ist der Protestant, welcher nicht einige zeitliche Vortheile, oder die Freundschaft seiner Bekannten, oder die Liebe seiner Anverwandten einbüßte? Nie hören wir, daß der Convertit durch seinen Uebertritt seine zeitliche und weltliche Lage verbessert habe. Der Protestant, welcher zur katholischen Kirche zurückkehrt, verzichtet auf die Freiheit, die Bequemlichkeit und die individuelle Unabhängigkeit des Protestantismus. Er nimmt eine Religion an, die von ihm Fasten, Demuth, Entsagung fordert, die verlangt, daß er in geistlichen Dingen seinen Verstand ganz der Autorität der Kirche unterordne. — Dieser wesentliche Unterschied ist sorgfältigst ins Auge zu fassen. Wenn der Katholik zu einer akatholischen Confession übertritt, so verliert er unläugbar viele wichtige Hülfsmittel der Tugend, aber seine Sinnlichkeit gewinnt in eben dem Maße, als sein edlerer Theil verliert; umgekehrt aber, wenn ein Akatholik zum Katholicismus übertritt, verliert er an sinnlichen Vortheilen eben so bedeutend, als er zum Heile seiner Seele, bei seinem Uebertritt, beschwerliche Bedingungen eingehen muß. (Redlichen, unbefangnen Wahrheitsforschern empfehlen wir zu ernster Beherzigung die überaus lehrreiche, treffliche Schrift des k. Hof- und Burgpfarrers Frint, Gedanken über das Convertiren, Wien und Triest, 1822.)

Am Schlusse dieses Abschnittes über die Befehrungsangelegenheit, mögen nun füglich auch einige Aphorismen über Glaubenswechsel Platz finden.

Ein geistvoller Schriftsteller sagt: „Die meisten Menschen sind in Beziehung auf Confession das, wozu Geburt und Erziehung sie bestimmt haben. Fast auf alle paßt, was Sophocles von Jocasta erzählte. Als diese einst zum Iyrischen Apoll betete, sprach sie in ihrer Herzensesfalt: sie sei deswegen in seinen Tempel gekommen, weil er der nächste war. — Freilich ein, für die Gottheit nicht sehr zartes Compliment! Nicht viel anders ist es aber wohl, wenn man schlechtweg bei der Lehre und dem Glauben bleibt, in welchem man erzogen ward, bloß um sich die Mühe weiterer Nachforschungen

zu ersparen. Der Glaube, auf's bloße Fürwahrhalten beschränkt, ist bei den meisten nur angelernt, und die wenigsten sind im Stande, hierüber Rechenschaft zu geben. Der Lehrbegriff, welchem sie huldigen, war schon von ihren Vätern festgehalten worden; mehr bedarf es nicht, um das nämliche zu thun; ihr Glaube ist ihr väterliches Erbe; sie glauben, ohne oft recht zu wissen was? und warum?"

„Es haftet“, sprach Burdett in einer der jüngsten englischen Parlamentssitungen, „an dem Meinungswechsel eines Menschen, keine moralische Schändlichkeit, vorausgesetzt, daß derselbe immer das thut, was er, ehrenhaft und aufrichtig, für das Rechte hält. Die moralische Schmach knüpft sich nicht an den Meinungswechsel an und für sich, sondern an den Meinungswechsel aus schlechten Motiven, aus Selbstsucht und Eigennuß.“ (Jede redliche Ueberzeugung — ruft der geniale F. E. J. Werner aus — ist subjective Wahrheit; und wer hat die objective? Wer will und darf sich unterfangen, in Dingen des Glaubens von Wahn zu sprechen?)

In gleichem Sinne läßt sich J. G. Müller in s. Reliquien alter Z., S. u. M. vernehmen: „Ferne sei es von uns, die Ueberzeugung eines andern zu richten! Wenn sie auch der unsrigen ganz entgegengesetzt ist, und gehe er ihr zu lieb herüber, von welcher Seite er wolle, — wenn sie nur wahre, wirkliche Ueberzeugung, — nicht Selbstbetrug ist! Denn, die Wahrheit zu sagen, so sollte in unserm Zeitalter, wo, bei der herrschenden Neigung zur Hypothese und den daraus herrührenden zahllosen Widersprüchen der Lehrer, der Werth der Erkenntniß der Wahrheit und der Gewißheit über die heiligste Angelegenheit des Menschen so gering gehalten, wo lehtre so selten gefunden wird, — da sollte, sage ich, jeder schon darum uns ehrwürdig sein, der es für Pflicht hält, eine feste Ueberzeugung von seiner Religion zu suchen, und, hat er sie gefunden, stark genug ist, mit Hinwegsetzung über alles menschliche Urtheil, selbst mit Aufopferungen, sie öffentlich zu bekennen und ihr fest und treu zu folgen.“

Elaufen, in s. Lehre und Cultus des Katholizismus und Protestantismus, erklärt „den Uebertritt von einer Kirche zur andern, insofern dadurch eine Uebereinstimmung des äußern Bekenntnisses

Beleuchtung I. Thl. zweites Heft. 12

und innern Glaubens, die bisher mangelten, bewirkt wird, für rechtmäßig und achtungswerth.“

Noch bestimmter spricht sich über diese Angelegenheit der berühmte Marheineke, dessen wir schon öfters zu erwähnen im Falle waren, aus. „Ich kann wohl sagen“, schreibt er an Plank, „daß mir die Rohheit in der Seele zuwider ist, welche bei solchen Erscheinungen (von Religionsänderungen) zum Durchbruch gekommen ist, und ich ehre weit mehr jenes heilige Ringen nach Wahrheit und Festigkeit des Sinnes, selbst mit Aufopferung der äußern Opinion, als jene fatale Sicherheit, die sich in der härtesten Einseitigkeit wohlgefällt und tief unter dem rastlosen Streben derjenigen steht, welche die Wahrheit auch von der andern Seite versuchen.“

Und eben so entschieden äußert sich der angesehene englische Schriftsteller Dallas: „Wenn der Eifer, Proselyten zu machen, nicht mit Intoleranz, Verfolgungsgeist, Treulosigkeit, Verrätherie und den übrigen Lastern verbunden ist, deren man die Katholiken eben so ungerecht als unverständlich beschuldigt, dann ist er ein natürliches, ja nothwendiges und höchst lobenswerthes Streben jedes, vom Geiste der Religion ganz ergriffnen Christen. Ist es nicht das gebieterische Gesetz eines jeden edlen Herzens, wenn es sich von einer großen Wahrheit überzeugt fühlt, und zugleich in dieser Ueberzeugung die Quelle unaussprechbarer Seligkeit gefunden hat, daß es auf allen, von Vernunft und wahrer Menschenliebe ihm vorgezeichneten Wegen dahin wirke, auch andre seiner Brüder eines gleichen Glückes mit ihm theilhaft zu machen? Uebrigens ist es eine schreiende Ungerechtigkeit, die Katholiken allein der Proselytenmacherei zu beschuldigen. Alle getrennten Confessionen, ja alle nur je entstandenen Secten, verdienen, — wenigstens in gleichem, wo nicht in größerm Maße —, eben diesen Vorwurf, und besonders war in unserm England dieß Streben der Protestanten wirklich mit unverkennbaren Symptomen von Aufruhr und Königsmord verbunden.“

Mehrere ausgezeichnete protestantische Theologen und Kanzelredner Deutschlands klagten über auffallende Hinneigung ihrer Religionsgenossen unsrer Zeit zur römisch-katholischen Kirche. So wenig wahr ist, was Bretschneider und Schultzeß fasseln, „daß gegenwärtig die Zeichen der Zeit überall das Zusammenstürzen des Katholizismus verkünden, und daß die Katholiken eben jetzt aller-

meist nach einer rein christlichen, ganz protestantischen Kirche schmachten, daß sie aber in unsrer Confession noch zu viel alten Sauerteig und Ueberbleibsel des barbarischen Zeitalters finden, und wir ihnen nicht protestantisch genug seien.“ Diese Blöße ist um so merkwürdiger, da eigentlich gerade die Protestanten selbst, durch ihre zerstörende Behandlungsweise des Evangeliums, solche Rücktritte, bei Männern von Einsicht und Liebe zur positiven Christus-Religion, veranlassen und befördern. Die eifrigsten Profelytenmacher für die katholische Kirche sind, — ohne ihr Wissen und ihren Willen —, eben die protestantischen, das Christenthum segenden Philosophen und Theologen selbst. Daher gesteht auch der berühmte Hofprediger Stark (welcher in der wohlgemeinten Absicht, an der Vereinigung der christlichen Kirchen zu arbeiten, die Stelle eines Generalsuperintendenten der reformirten Kirchen in Preußen übernommen, und da sein berühmtes Werk „Theoduls Gastmahl“ herausgegeben hatte, welches in einem Zeitraum weniger Jahre bereits sieben Auflagen erlebte): „Ich halte den Katholizismus, — voraus so wie man jetzt die Mißbräuche in dieser Kirche abzustellen sich angelegen sein läßt —, für unvergleichbar besser, als die Lehren der neuen Aufklärer und Zionswächter, welche unter uns Protestanten aufgetreten sind, und pflichte hierin dem würdigen Superintendent de Marees in Dessau gänzlich bei; denn zwischen jenen, welche Christum bekennen, verehren und anbeten, und den arglistigen Zernagern des Christenthums, — den Feinden Christi —, kann wohl unmöglich ein Vergleich angestellt werden, welche von beiden den andern vorzuziehen wären.“

Uebrigens scheinen jene protestantischen Zeloten, die so eifrig wider ihre zurücktretenden Brüder losziehen, vergessen zu haben, daß ja sie selbst auch noch dem Schooße der allgemeinen Kirche angehörten, wenn nicht eben auch ihre Väter des Religionswechsels sich schuldig gemacht hätten. Als der berühmte Graf Stolberg zur katholischen Religion übergetreten war, und ihm ein großer protestantischer Fürst (der Herzog von Sachsen-Weimar) bemerkte: „daß er denjenigen nicht hold sei, welche ihre Religion verlassen“, entgegnete ihm daher Stolberg sehr treffend: „Ich ebensowenig; denn wenn nicht unsre Voreltern sie vor dreihundert Jahren verlassen hätten, so würde ich nicht genöthigt gewesen sein, es jetzt zu thun.“ Ueberhaupt spricht die Maxime, „daß ein Ehren-

mann seinen Glauben nicht wechseln dürfe“, ihr selbst das Urtheil. Ist sie richtig, so müssen wir die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts alle aus der Liste der Ehrenmänner streichen; und wollte man nicht voraussetzen, daß diese Maxime nur auf christliche Confessionen beschränkt werde, so wären selbst Christus und die Apostel, als Abtrünnige des Mosaismus, ebenfalls schuldig. — Dahin führt diese Maxime! —

Immer predigt der protestantische Clerus „Geistes- und Gewissensfreiheit“ als heiligstes Recht, und will doch Andern den Gebrauch dieses nämlichen, so gepriesnen Rechtes nicht gestatten. Welch ein Widerspruch, wenn derselbe diejenigen seiner Confession beschilt und tadelt, welche sich eben dieses Rechts zu bedienen, in ihrem Gewissen sich gedrungen fühlen! Er macht ihnen die Thüre auf, damit sie hinausgehen mögen, und wenn sie hinausgehen, so tadelt er sie als Meineidige und Ungetreue; — statt zu beherzigen, was Christus bei Luc. XI, 17. weissagt. Die katholische Mutterkirche hingegen, welche nach Völkerschaften und Jahrhunderten, — nicht nach einzelnen Individuen und vorübergehenden Zeitverhältnissen —, rechnet, tröstet sich, hinsichtlich ihrer Apostaten, mit dem bereits angeführten Ausspruch bei 1. Joh. II.: sie sind von uns abgewichen, — aber sie waren nicht von den Unsrigen; denn wenn sie von den Unsrigen gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber auf daß offenbar würde, daß sie nicht alle von uns sind.

Zur Bestätigung dessen, was wir oben wegen auffallender Hineigung unsers Zeitalters zur Glaubensänderung bemerkten, fügen wir noch bei, daß (nach Rose Zustand der prot. Relig. in Deutschl., Leipzig 1826.) nur in den Jahren 1813 und 1814 mehr als dreihundert gebildete Männer protest. Confession zur kath. Kirche übergetreten sind; auch in dem tableau gen. des princip. conversions, Paris 1827. wird eine Menge ausgezeichnete Convertiten, Gelehrter und anderer Männer aus England, Holland, Rußland, Amerika u. s. w. angeführt; angesehene Personen, welche in der protestantischen Kirche geboren und erzogen, stets nur von Irrthümern, abergläubischen Gebräuchen und Abgötterei der römischen Kirche faseln und lästern hörten, durch besondere Umstände aber veranlaßt wurden, die Lehren, Grundsätze und Cultus derselben gründlicher zu prüfen, — dann allmählig nicht nur ihre Reinheit und

Uebereinstimmung mit dem Glauben und den Religionsübungen der ursprünglichen Zeiten erkannten, sondern allem Haß und alle Vorurtheilen entsagten, und sich an alle ihre übrigen Kinder anschlossen, um sie zu vertheidigen, und gegen alle Lasterungen der Bosheit und des Unverständs in Schutz zu nehmen. — Wahrlich, nicht Schwärmerei, nicht Blödsinn, vielweniger Weiber- oder Habsucht, nur wahre innere Ueberzeugung war es, was die Befehrung solcher Männer zu bewirken vermochte. Wie ganz anders verhält es sich mit dem Uebertritte katholischer Geistlicher — vorzüglich in neuerer Zeit! Wie oft ist nur Befriedigung der Fleischeslust (*mulierositas*) und eine ökonomisch vortheilhafte Heirath der wahre Beweggrund; und wie viele derselben, — hätte man ihnen nur Weiber gelassen —, wären gar zu gerne der Mutterkirche treu geblieben! —

Den meisten unsrer Leser dürfte es wohl nicht unangenehm sein, hier einen Blick auf die merkwürdigeren Uebertritte zur katholischen Kirche, sowohl in früherer als späterer Zeit, mit uns zu werfen.

Wir werden da, gleich anfänglich, mit Erstaunen, an der Spitze dieser Männer, den Churfürsten Johann von Sachsen, das Haupt der Protestanten bei dem Reichstag in Augsburg, den eifrigsten Gönner und Beschützer Luthers, erblicken, welcher im Jahre 1532 seinen Irrthümern entsagte, alle Neuerungen in seinen Ländern tief bereute und aufhob, und seinem Sohn, dem nachherigen Churfürsten Johann Friedrich, ebenfalls die Rückkehr in den Schooß der mißkannten Mutterkirche dringendst an's Herz legte. (Der höchst merkwürdige Brief des Lektorn an seinen Oheim, den Herzog von Baiern, vom 24. Aug. 1532, worin er dieß Ereigniß umständlich berichtet, findet sich im Archiv zu München aufbewahrt. Seltsam genug, daß Amthor in *f. lib. sing. de apost.* gerade dieses wichtigste Beispiel anzuführen unterließ!) Wir erwähnen ferner aus dem XVI. Jahrhundert: von Regenten und Staatsmännern: Johann III., König von Schweden, Sohn des großen Gustavs Wasa; Heinrich II. von Bourbon, Prinz von Condé; Philipp und Eduard, Markgrafen von Baden; Heinrich IV., König von Frankreich, — nach sorgfältigster Berathung der gelehrtesten Theologen jener Zeit, und langem Glaubenskampfe; Thomas Cromwell, Graf von Essex, des Königs von England Groß-

kämmerer; Jakob, Markgraf von Baden, nebst dessen Leibarzt Pistorius, und dem Hofprediger Zehender — nach vorheriger Disputation mit den angesehensten Tübinger Theologen; mehrere Fürsten von Lichtenstein. Von Gelehrten: Georg Wigel, Rath der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian, eifriger Anhänger Luthers, von Melancthon gewöhnlich mustela, oder Wiesel, genannt; Staphylus oder Staffel, berühmt durch seinen thätigsten Antheil an dem Religionsgespräch in Worms, Schüler Luthers und Melanctons; der Arzt und Naturforscher Dalechamp in Lyon, vertrauter Freund des eben so berühmten Naturforschers Conrad Gesner (vergl. Mus. helv. I, 133 — 150.); Veit Amerbach, Professor in Ingolstadt, Schüler Luthers; der gelehrte Professor Franz Balduin, Calvins und Beza's heftiger und gefürchteter Gegner; Lorenz Surius; der Historiograph Justus Lipsius; Barthold Nibsius, bekannt durch seine Controversen mit den Helmstädtischen Theologen Horneus und Calixt; der in London 1581, unter der Regierung Elisabeths, hingerichtete Ed. Campian; Joh. und Augustin Casaubonus, Söhne Isaacs, u. a. m.

Aus dem XVII. Jahrhundert: Von Regenten: Die Könige von England, Carl II. und Jacob II.; die Gemahlin des Letztern, Mutter der Königinnen Maria und Anna; die große, unübertroffene Königin von Schweden, Christine, Tochter des um Schweden so hochverdienten Gustav Adolphs, welche ihre Krone dem Pfalzgrafen von Zweibrücken — Schwestersohn ihres Vaters — überließ, um sich nach Rom zu begeben, wo sie im Schooße der katholischen Kirche starb; der als großer Feldherr und trefflicher König berühmte August II. von Polen; Christian August, Herzog von Sachsen-Weiz; der rechtschaffne, biedre, durch sein öffentliches und Privatleben gleich ausgezeichnete, Vicomte de Turenne, Sohn des Herzogs von Bouillon (und zwar nach jahrelanger, sorgfältigster und gewissenhafter Prüfung); der Herzog Albert von Sachsen-Weissenfels, und dessen Tochter Anna Christina; mehrere Herzoge von Sachsen-Hildburghausen, Saalfeld und Lauenburg; der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, dieser von Leibnitz und Reimann hochgepriesene, treffliche Feldherr und Staatsmann (nach vielen sorgfältigen Berathungen mit den größten damaligen Theologen, Calixt, Haberkorn u. a.); mehrere Landgrafen von Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt und Hessen-Homburg; Joh. Friedrich, Herzog

von Hannover; die Prinzessin Elise Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, nachherige deutsche Kaiserin (in Folge Gutachtens der prot. theol. Facultät in Helmstädt); der berühmte Wallenstein, Herzog von Friedland; Graf Gottfr. Heinrich von Pappenheim, nebst einigen seiner Verwandten; mehrere Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken, Fürsten von Salm, Herzoge von Baden-Durlach und Württemberg, auch aus dem Hause Schleswig-Holstein; viele Reichsgrafen u. s. w. Von Gelehrten: Wilhelm Rowland, bekannt unter seinem schriftstellerischen Namen Rolandus Palingenius; Andr. Mich. von Ramsay, ein eifriger Verehrer Fenelons, in der alten und neuen Geschichte sehr bewandert, früher Großkanzler der Freimaurer in Frankreich; Andreas Dacier, Secrétaire der franz. Akademie, nebst seiner, an Geist und Herz ausgezeichneten Gattin, bekannt durch ihre Bearbeitung mehrerer Classiker, und gründliches Studium ältrer und neuerer Sprachen; der Rechtsgelehrte und Gen. Adv. zu Paris, Pithou; Papin, vorher ein berühmter Prediger des Calvinismus; der Prediger zu Leyden, Arn. Corvinus; die, durch ihre irenischen Versuche zu hohem Ansehen gelangten, Gebrüder Andr. und Pet. Walenburg; der scharfsinnige Philosoph und Naturforscher Lukas Holstein, und dessen eben so berühmter Nefte Lambert, Prof. der Gesch. und Rektor des Gymn. in Hamburg, nachher kaiserl. Rath und Bibliothekar in Wien; der Dichter Joh. Scheffler; Christ. Besold, Prof. in Tübingen, nach Spittlers — Mohnikes — und J. G. Müllers Geständniß, ein Mann von tiefen Einsichten, aufrichtiger Frömmigkeit, und stillem, durchaus unbescholtnem Charakter, — selbst von Amthor in f. lib. sing. de apostasia als ein ungemein belesener, gelehrter, mit acht Sprachen wohlvertrauter, dabei anspruchloser, besonnener und gemäßigter Mann geschildert; der Marburgische Rechtsgelehrte Helfr. Ulr. Hunnius; die eben so gelehrten als rechtschaffnen, Graf Christ. von Ranzau, Graf Erhard zu Weßhausen, und Freiherr von Voineburg; der Conistorialrath Andr. Fromm in Berlin, später Decan in Leitmeritz; die reform. Prediger Barthol. Nigrinus, Moriz Gudenus, Diakon in Marburg; Math. Prätorius, Pfarrer zu Niebußden, ein in der vaterländischen Geschichte sehr bewandeter Mann, Verfasser des irenischen Werks *tuba pacis*, Col. 1685. 20 B.; Gaudenz Paganinus aus Graubünden, vormalß reformirter Prediger,

dann Prof. der Gesch. und Beredtsamkeit und Doct. der Theol. in Pisa (daselbst gest. 1649. — Jonsius de script. hist. Phil. III. 29. § 1.); der große Theol. und Philol. Hofprediger Pfeifer in Königsberg, und dessen Schwiegersohn, der Arzt Christian Helwig; — meistens Männer von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, unsträflichem Charakter, und allgemein gutem Ruf, — selbst nach ihrer eignen Feinde Zeugniß —, deren Uebertritt daher auch unter ihren Zeitgenossen nicht geringes Aufsehen erregte.

Aus dem XVIII. Jahrhundert: Von Regenten und andern angesehenen Personen: Friedrich August III., König von Polen, einziger Sohn des, unter den obigen Convertiten erwähnten, Königs Fr. Aug. II.; der mit Leibniz genau befreundete, als frommer, milder und gelehrter Fürst allgemein geachtete Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, vorher ein überaus eifriger Protestant (erst nach mehrjähriger Prüfung und Berathung übergetreten); dessen Tochter, Henriette Christine; Imhof, sein Minister, ein Mann von Geist und allgemein anerkannter Rechtschaffenheit; der Feldmarschall Carl Alexander, Prinz von Württemberg; mehrere Herzoge von Holstein; Christian Ulrich, Herzog von Württemberg; Prinz Friedrich, und Prinzessin Maria Elisabeth von Pfalz-Zweibrücken; Landgraf Friedrich von Hessen-Cassel; mehrere Grafen von Leiningen, Erbach, Schönburg, Solms und Wurmbrand; Ernst Freiherr von Metternich; der, von Gellert sehr geschätzte und belobte, östreichische Feldmarschall Gedeon Ernst, Freiherr von Loudon; Freiherr von Moltke, Hannoverscher Minister; der durch seine juridischen, cameralistischen und politischen Schriften als einsichtsvoller und thätiger Mann bekannte, in all' seinen öffentlichen und Privatverhältnissen ungemein beliebte, östr. Reg.-Rath Friedr. Wilh. von Taube, ein vertrauter Freund Büschings; Herzog Wilhelm von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld; Erbprinz Friedrich von Hessen; der in hohem Ansehen gestandne Reichshofrath von Schleinitz; der Geh. und Staatsrath von Binder, — des Fürsten von Kauniz rechter Arm genannt —; der Freiherr von Röder, — welche beide, wie Moser in s. patr. Archiv bezeugt, ihr Bekenntniß mit unsträflichem Leben und Wandel zierten; der Bernersche Patrizier, M. J. A. von Dießbach, angesehener Militair in Sardinischen Diensten, welcher nach dem Tode seiner Gattin in den Jesuitenorden trat, dann als Missionär sich ausgezeichnete

Verdienste erwarb, einige treffliche Schriften herausgab, und beim Ausbruch der französischen Revolution in Wien starb. Von Gelehrten: Der Doctor der Philos. und Theol. von Räsow in Helmstädt, jugenamt Pessel, welchen Fabritius als einen „Mann von tiefer Gelehrsamkeit, und umfassender Kenntniß des Rechts, der Politik, der schönen Wissenschaften, der Philosophie und Theologie, als einen Feind aller Ausschweifungen, der Verschwendung und des Geizes, einen strengen Richter der Bösen, als Freund und Verehrer jeder Tugend, als Mann von alter Treu und Biederkeit“ bezeichnet; der Commerzienrath Joh. Justus Herwig, und der Historiograph, Hofrath und Professor Eckhardt, beide in Würzburg; der Mathematiker Jos. Saurin; der geniale Freiherr von Eckstein; Prof. G. Zoega, Mitglied der Akademien von Berlin, Copenhagen, Florenz, Siena, Göttingen u. s. w., einer der berühmtesten Archäologen neuerer Zeit; der bekannte Schriftsteller J. G. H. Justi; der Freiherr Georg von Spangenberg, Bruder des ehrwürdigen Bischofs der von Jizendorf gesammelten Gemeinde, dessen Leben in Mosers Arch. VII. geschildert wird, und welcher ebenfalls aus den reinsten Beweggründen vom Protestantismus zur Religion seiner Urbäter zurückkehrte; die geistvolle und liebenswürdige Elis. Carol. Clementine, Tochter des königl. Hofraths von Ammon, nachherige Reichsgräfin von Schwerin; der von Göthe hochgefeierte Jo. Joach. Winkelmann; der vormalige Generalsuperintendent der reformirten Kirchen in Preußen, Starke, Verfasser von „Theoduls Gastmahl“ (7te Aufl. 1828); u. a. m.

Als bemerkenswerthe Beispiele aus den jüngsten Decennien führen wir, nach ihrer ungefähren Zeitordnung, noch folgende an:

Von fürstlichen Personen: Prinz Friedrich August von Hessen-Darmstadt; der reg. Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha; Herzog Fr. Ad. von Mecklenburg-Schwerin; Prinz Heinr. Ed. von Schönburg-Waldenburg; Herzog Ferdinand von Sachsen-Coburg-Cohary, Vater des jetzigen Königs in Portugal; Prinz Heinrich, Graf von Angenheim, Halbbruder des Königs von Preußen; die Herzogin Sulkie von Anhalt-Cöthen, geb. Gräfin von Brandenburg, und ihr trefflicher Gemahl selbst; die Prinzessin Charlotte Friederike von Dänemark; Prinzessin Mathilde, Tochter des Herzogs von Susex, Nichte des verst. Königs von England; der Fürst und die Fürstin von Gallizien; die Fürstin Sagarin; die Gräfin Rostopschin, Gemahlin

des Gouverneurs von Moskau; die Gräfinnen Tolstoy, Schuwalow und Braniska; Lord Fitzgerald; Lady Arundell, Schwester Lord Grenvilles; die Gräfin von Choiseul, die Marquise von Montalembert, Gemahlin des französischen Pairs u. a. m. (S. Recueil des conversions remarquables, par Nagot, und l'ami de la religion, wo eine außerordentliche Zahl namhafter Convertiten, hauptsächlich aus Nordamerika, Holland, Frankreich und England umständlich angeführt wird.) Dann von andern ausgezeichneten Personen: Der Engländer Nath. Thayer, vorher Prediger der Puritaner in Boston, welcher als Glaubensprediger in der neuen Welt mit ausgezeichnetem und unermüdetem Eifer für Ausbreitung der katholischen Lehre bis an sein, im J. 1816 zu Zimmerik erfolgtes Lebensende arbeitete; Elis. Pitt, eine Unverwandte des großen Ministers (In einem, nach Ablegung ihres Gelübdes im Salesianerkloster zu Abbeville, von ihr geschriebnen Briefe kommt folgende gehaltvolle Stelle vor: „Ich beschwöre meine protestantischen Brüder, deren Seligkeit mir nahe am Herzen liegt, doch ja nicht leichtsinnig und ohne gründliche Untersuchung jene Zweifel zu verwerfen, welche unausbleiblich in ihnen erwachen müssen, wenn sie vor Gott reiflich nachdenken über die Neuheit ihres Glaubens und seine zahllosen Wechsel, in Vergleich mit dem hohen Alter und der Einheit der katholischen Kirche; denn der wahre Glaube ist einig.“); der von Joh. v. Müller hochverehrte, berühmte Schriftsteller und Dichter, Regierungs-Consistorial- und Kammerpräsident, Graf Friedrich von Stolberg, Verfasser des, in mehrere Sprachen übersetzten Meisterwerks: „Geschichte der Religion Jesu Christi“, nebst seiner Gemahlin und vierzehn Söhnen; der geistreiche Publicist, Adam Müller in Berlin, Freund und Schüler des Grafen v. Bonald; Freiherr Carl von Hardenberg; der als Historiker und Philosoph ausgezeichnete östr. Legationsrath Friedrich v. Schlegel, seine Gattin — die Tochter Moses Mendelsohns — und ihre Söhne, Schwester, Nichte, nebst verschiedenen Freunden und Freundinnen; Freiherr v. Rumohr in Lübeck; der bekannte Schriftsteller Wilhelm v. Schüz; der in der litterarischen Welt rühmlich bekannte Minister Ed. v. Schenk; der berühmte Theolog und Kanzelredner Joh. Em. Veith in Wien; der geistvolle, originelle Fr. Lud. Zach. Werner, ein trauter Freund Joh. v. Müllers, Verfasser der „Söhne des Thals“, der „Mutter der Maffa-

bäer“, des „24. Februars“ u. s. w. (Als nach seinem, im Jahr 1811 erfolgten Glaubenswechsel, die Festigkeit seines Entschlusses bezweifelt ward, schrieb er einem seiner engern Freunde die merkwürdigen Worte: „Dreiste Lügner haben von mir erzählt, daß ich wieder Protestant geworden sei. Ich betheure dir aber vor dem Gott, der sich meiner erbarmet hat, daß, wenn er mir sein Gnadenlicht je so entzöge, daß ich aufhörte, Katholik zu sein, ich tausendmal eher zum Judenthum, oder zu den Braminen am Ganges, aber nie — nie — nie zu der schalsten, schlechtesten, niedrigsten Wichtigkeit des Protestantismus übergehen könnte.“) Die bekannten Schriftsteller und Publicisten, Gebrüder Dr. Friedrich und Ehr. Schloffer in Bonn; Prediger Bolz in Karlsruhe, nachher Professor in Freiburg; der würdige Subprior, nunmehrige Custos und Archivar zu St. Urban, H. Michel aus Zürich; der berühmte Direktor W. Schadow; Prof. Fr. Müller in Cassel; der königl. sächs. Cabinetsminister und Botschafter an verschiedenen Höfen, Graf Friedr. Ludw. v. Senft-Pilsach, nebst seiner Gemahlin und einzigen Tochter; der Graf von Hochberg; Prof. Carl Vogel in Dresden; Dr. B. Freudenfeld, Professor der Philosophie an der Universität in Bonn, nun ein treffliches Mitglied der Gesellschaft Jesu in Freiburg; der geistvolle Prof. Dr. Sarke in Berlin; der berühmte schweizerische Schriftsteller Carl Ludw. v. Haller, in angesehenen Zeitschriften Deutschlands als „der große politische Reformator“, als „der Vater aller bessern, staatsrechtlichen und politischen Richtungen der neuesten Zeit“ hochgepriesen; Doctor und Prof. Durst; Dr. Carl Baldamus; der königl. preuß. geh. Oberregierungsrath und königl. Commissär an der Universität Berlin, Dr. Beckedorf; der königl. preuß. Regierungsrath Kiedel in Erfurt; der gelehrte Prof. Dr. Philipps in Berlin; der Prediger Sarrafin in Genf; Graf von Hohenenthal in Dresden; Major Bernoulli und seine Schwester; General Ernst; Huber von Basel, nachheriger Jesuit, Sohn eines der heftigsten, schweizerischen Revolutionärs; mehrere angesehene Waadtländer; der protestant. Pfarrer Latour in Toulouse; der gelehrte Decan de Just aus Genf, Verfasser der lettres sur l'Italie; der Oberst May, allié de Saisselles; der Oberst von Gising von Esclapens, beide Mitglieder des Großen Raths; der Oberst Gaudard, der Artillerie-Oberst von Lentulus, nebst

vielen andern Bernern beiderlei Geschlechts, aus den angesehensten Familien der Hauptstadt; der 1825 in seinem hohen Greisenalter übergetretene, ehrwürdige Balth. von Castenberg, während 55 Jahren Decan und Antistes des obern Bundes in Rhätien, ein anerkannt trefflicher — auch in sieben Sprachen wohlbewandter — Theologe (nachdem er diesen ernstn Schritt zwanzig Jahre hindurch reiflichst geprüft hatte. S. dessen „Gedanken über den Rücktritt der Protestanten zur kath. Kirche“, 1825). Als Jüngling, Mann und Greis wegen ausgezeichneter Eigenschaften des Geistes und Herzens allgemein hochgeschätzt, blieb er, auch nach seiner Conversion und bis an seinen — unlängst im 88sten Lebensjahr erfolgten — freudigen und vertrauensvollen Hinscheid, bei seiner Gemeinde, deren unbegränzte Anhänglichkeit er sich durch musterhafte, vierzigjährige Amtsführung erworben hatte, in dankbar liebevollem Andenken. (Daß Schultheß in s. theol. Annalen diesen, ihm in jeder Beziehung unendlich überlegenen, hochverdienten Mann, mit der ihm eigenthümlichen Gehässigkeit verunglimpfte und lästerte, kann wohl auch nur als ein vollgültiger Lobspruch angesehen werden.) Ferner: der berühmte Schriftsteller, Dr. Julius v. Hönninghaus, der ref. Prediger Sabo in Erlau; Dr. G. E. Remy, Prof. der Rechte und Bibliothekar in Gran; Graf Wilh. B. Styrum von Limburg; der prot. Prediger Laval in Noirmont; der angesehene, schottische Edelmann Th. Stewart, nachheriges Mitglied des Benediktinerordens; Dr. Bramston; Lord Craven in England; die geistreiche und fromme Julie von Scheel, Hofdame der Curfürstin von Hessen; der berühmte Schriftsteller und Professor Dr. Fr. W. v. Schmidt in Berlin; W. A. Arendt, Doct. der Philosophie an der ev. theol. Facultät in Bonn, jetzt Prof. der Archäologie in Mecheln; Ritter Louis Constant de Rebeque, Bruder des bekannten Benjamin Constant; Dr. Heinr. Ferd. Eisenbach, Professor an der Universität Tübingen (S. dessen eigne, überaus gelassne, gründliche, in Rheinwalds Repertor. sehr belobte Darstellung, Tübingen 1834, 2te verm. Aufl.); der protestant. Consistorialpräsident Kolb, nebst Gattin und Töchtern, in Lille; der in Deutschland sehr bekannte F. Herschel in Eöln; Lord Spencer (Althorp), Schatzkanzler unter dem vorigen Ministerium in England, so wie auch einige Jahre früher dessen Bruder Georg, Diakon der anglicanischen Kirche; Dr. Carl Wilhelm Büniger, prot. Prediger in

Dresden und Bauken (In Preussisch-Schlesien waren von 1830 bis 1832 von der protestant. Kirche 34 und vom Judaismus 23 Personen zur katholischen Kirche übergetreten.); S. Probst, Professor in Disentis, dermal Rector in Rorschach, Verfasser der gehaltvollen Schrift: „Ansichten über die protestantische und katholische Kirche“; der in sittlicher und geistiger Beziehung rühmlichst ausgezeichnete Graf Joh. v. Salis-Soglio, in frühern Jahren Haupt des Gotteshausbundes in Rhätien, und erster Standesdeputirter an der schweizerischen Tagsatzung, dermal k. östreich. geh. Rath und Oberhofmeister in Parma, nebst zweien seiner Anverwandten; der, mit den seltensten Vorzügen des Geistes und Herzens reichbegabte, Zürchersehe Geistliche, S. G. Eßlinger, Mitarbeiter an mehreren der vorzüglichsten, theologischen Zeitschriften, nachheriger Feldprediger und Ritter des heil. Gregorordens, Verfasser der höchst lesenswerthen „freundschaftlichen Gespräche eines, zur katholischen Kirche übergetretenen, protestantischen Geistlichen, mit einem seiner frühern Glaubensgenossen“, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von M. Zürcher, Soloth. 1841; der, in gerader Linie von dem sächsischen Reformator abstammende Jos. Carl Luther in Erfurt, Sohn des dortigen Arztes Joh. Melch. Luther; die wegen ihres trefflichen moralischen Charakters sehr belobte Mathilde von Eßlinger v. Wildegg, Nichte des verst. Schultheiß v. Müllinen; Graf Bristol in London, früher ein heftiger Gegner der kathol. Confession; die treffliche, in der englischen, französ. und italienischen Sprache wohlbewanderte Gattin des k. bairischen Universitätsprof. Dr. Sendner, geb. Wolf, Uebersetzerin der „Geraldine“ von Miss Agnew und des „Lebens der heil. Maria“ von Orsini, fleißige Mitarbeiterin an verschiednen neuern, angesehenern Zeitschriften; Dr. Friedr. Herbst. (S. dessen Schrift: „die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten, eine kathol. Bekenntnisschrift“ 1832, wo der Verfasser, ein rühmlichst bekannter Schriftsteller, jetzt Domherr in München, treuherzig erklärt: „Der Schritt, den ich gethan habe, ist das Resultat meiner Studien und Erfahrung; nun will ich aber auch, was ich bin, ganz sein, will Alles opfernd nur der Kirche leben, die doch das Einzige, wahrhaft Positive im Leben ist.“)

In diesen lehtverflossnen Jahren stieg die Zahl der Convertiten, aus allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft, in den verschiednen

Ländern Europa's, in einer bisher unerhörten Progression. Wir erwähnen hier nur einen Theil der merkwürdigern. Baudoïn, französischer Freigeist, Priester und Anhänger der sogenannten französischen Kirche von Chatel; der Standesherr von und zu Schütz, Graf v. Görz, berühmt durch seine musicalischen Compositionen, und von seinen Unterthanen als weiser, väterlicher Regent sehr geliebt; der Doct. der Philosophie, Moriz Müglic, vorher während siebenzehn Jahren protestantischer Pfarrer in Sachsen; der Abbé Uzou, Chef der vorgeblich reformirten, genannt evangel. französischen Kirche (S. dessen höchst bedeutsamen Widerruf, in der Allg. Ausg. 3. vom 10. Sept. 1839.); die Prinzessin von Capua, ehemalige Miß Penelope Smyth, aus einer angesehenen irisch-protestantischen Familie; die Gemahlin des Grafen Felix Zichy, geborne Gräfin Reichenbach-Lessonitz (Tochter des Kurfürsten von Hessen); Miß Cockburn, Nichte des Admirals gleichen Namens und des Decans der Cathedral von York, eine sehr gebildete Engländerin von fünf und zwanzig Jahren, legte zu St. Louis d'Antin das katholische Glaubensbekenntniß ab, nachdem sie, vor dem entscheidenden Schritte, mehrere Berathungen mit protestantischen sowohl als katholischen Geistlichen gepflogen hatte; Miß Agnew, Verfasserin der, ins Deutsche und Französische übersetzten Erzählung „Geraldine“, begab sich mit ihrer Freundin Mißtreß Mac'Nulan nach London, um in der Gegend von White-Chapel ein Kloster der „Schwestern von der Erbarmung“ zu stiften; Fürst Gallizin und Graf Staßelberg, beide bei der russischen Gesandtschaft in Rom angestellt, hochgebildete, allgemein geschätzte Männer, nach reiflichster Ueberlegung eines Schrittes, durch welchen sie sich der Ungnade ihres, die Katholiken in seinem Reiche so hart verfolgenden Kaisers, und der Gefahr des Verlustes all' ihrer beträchtlichen Güter bloßstellten; die Marquise von Wellesley, Schwiegertochter des Herzogs von Wellington; der lutherische Geistliche, J. J. M. Dertel (S. dessen gehaltvolle Motive in Sügens Zeitschrift für historische Theol., 1840, 3s Hft.); die Wittve des berühmten sächsischen Generals v. Thielemann; Lord und Lady Holland, welche sich für den gefangenen Napoleon auf St. Helena einst so warm und muthig verwendet hatten; der hochwürdige R. W. Sibthorp zu Limerick in Irland — Bruder des hochtoryistischen Parlamentsmitglieds für Lincoln —, und zwar in der Absicht, um katholischer

Priester zu werden; Wakenbarth, ein hochkirchlicher Geistlicher Englands, Verfasser der *Tuba concordia*; die Professoren in Oxford, Renouf und Douglas; der durch treffliche Geistesgaben ausgezeichnete, treuherzige, mit Glücksgütern reichlich gesegnete Israelite, Alphons Ratisbonne von Straßburg; Miß Tyler, Schwester des Präsidenten der vereinigten nordamerikanischen Staaten, in Washington, u. s. w.

Nicht minder merkwürdig, als die Erscheinung des Uebertritts vieler angesehenen Geistlicher von der englischen Hochkirche zum Katholicismus, ist die große Zahl von Convertiten in Holland; die Rhein- und Moselzeitung giebt nämlich ihre Zahl im letztverflossenen Jahr auf 792 an, welche größtentheils dem Jansenismus angehangen hatten. (In Amsterdam ereignen sich jährlich im Durchschnitte 100 Conversionen.)

Im französischen Sprengel von La Rochelle, wo der geistreiche Bischof Clemens wirkt, haben binnen Jahresfrist 13 Personen männlichen und 16 Personen weiblichen Geschlechtes, dem Protestantismus abgeschworen und mehrere andre bereiteten sich zum nämlichen Schritte vor.

In Oestreich traten im J. 1840. 585 Personen von verschiedenen Confessionen zum Katholicismus über. Auch in Ungarn fanden im J. 1842 viele und ausgezeichnete Befehrungen Statt, — nämlich von protestantischen Predigern, Aerzten, Gelehrten, Staatsmännern und Adelichen. In Wien selbst ereignen sich jährlich im Durchschnitte 50 Conversionen.

Im preussischen Antheil von Polen kommen die Uebertritte zur katholischen Kirche je länger je häufiger vor; nach einer statistischen, amtlichen Bekanntmachung belauft sich ihre Zahl während des letztverflossenen Jahres auf 98 Personen. Merkwürdiger Weise vermehrt sich auch in Schlesien die Zahl der, von der evangelischen zur katholischen Religion Uebertretenden, in auffallend steigendem Verhältniß. Vor dem Jahr 1817 war es höchst selten, daß ein Uebertritt vorkam; jetzt rechnet man in einem Jahr mehr Convertirte, als früherhin während zehn Jahren. In Preußen selbst scheint ebenfalls große Regsamkeit im religiösen Gebiete einzutreten. Oeffentliche Stimmen von dorthier beklagen sehr „die Hinneigung des Königs zum Katholicismus, welche die protestantischen Preußen in nicht geringen Schrecken setze“. Sicherem Vernehmen nach soll,

vor allen andern kirchlichen Gegenständen, die Reconciliations- (Wiederausöhnungs-) Frage, welcher die bekannten Bossuet- Leibnizischen Verhandlungen zu Grunde liegen, einen großen Anklang finden. Der Staatsminister von Savigny — dessen Gemahlin bekanntlich der katholischen Kirche angehört — wird als derjenige genannt, welcher diesem Gegenstand die lebhafteste Aufmerksamkeit widmet.

Daß auch die Schweiz einen, nicht unerheblichen Beitrag lieferte, ward bereits oben dargethan. In Bern kehrten, seit Herrn von Hallers Uebertritt, mehr als dreißig Personen, beiderlei Geschlechts, meist aus den höhern Ständen, zum katholischen Glauben zurück; von diesen entschlossen sich die beiden, allgemein geschätzten, Fräulein Mathilde von Erlach und Mathilde von Effinger, sogar zum Klostergeklüßde; in der Diözese Lausanne — jetzt Freiburg —, welche auch die protestantischen Kantone Bern, Waadt und Neuenburg umfaßt —, werden jährlich im Durchschnitte nicht weniger als dreißig Conversionen gerechnet.

Hauptsächlich aber ist es das freisinnige, opulente, in den wichtigsten, weltbürgerlichen Beziehungen mächtig hervorragende England, welches im dermaligen Zeitpunkt die Aufmerksamkeit und regste Theilnahme jedes wahren Menschenfreundes in höchstem Grade fesseln muß. Nachdem bereits im verflossnen Jahre die zahlreichen Uebertritte protestantischer Individuen und Familien, aus den höhern und gebildeten Ständen jener Nation, als eine bemerkenswerthe Erscheinung, von den dortigen öffentlichen Blättern waren verkündigt und dieß Ereigniß nur als „der Anfang sehr vieler, einflußreicher, baldiger Uebertritte“ war in Aussicht gestellt worden; — nachdem die englischen Blätter und Zeitschriften von jeder politischen Farbe, aus der Conversion so vieler, „im Rufe ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Religiosität stehender, auf die einträglichsten Aemter freudig Verzicht leistender, muthvoller Theologen“, neue glänzende Triumphe für die katholische Kirche mit Zuversicht prognosticirten; — nachdem ein Mitglied der weltberühmten Universität Oxford unlängst, Namens mehr als einhundert Amtsgenossen, an den Papst zu schreiben sich getraute, „wie sehr sich England nach der Rückkehr zur Einheit der Kirche sehne“; — nach all diesen Vorgängen versichern nun angesehene, öffentliche Stimmen von dort her, daß neuerdings zahlreiche, protestantische Familien aus den gebildeten Ständen zur katholischen Kirche

übertreten, und daß „die baldige Rekatolisirung Englands zu erwarten stehe“. Ja, der Londoner M. Advertiser meldet, in einem seiner jüngsten Blätter, ganz entschieden: „Der Puseyismus breitet sich immer mehr aus; er schleicht sich in das ganze Getriebe des gesellschaftlichen Lebens ein, und arbeitet unermüdlich, — wenn auch nicht ganz offen —, in mehrern Theilen der Welt, in Nordamerika, in Ost- und Westindien; überall macht er reißende Fortschritte. In England darf diese neue Häresie, — wenn man sie so nennen kann —, als siegreich betrachtet werden; drei Vierteltheile der Geistlichkeit stehen auf Seite des Puseyismus, und seine Reihen vergrößern sich mit jedem Tage. Diese Kirche ist jetzt wesentlich päpstlich, und in kurzer Zeit wird sie es eben so ohne Rückhalt sein, wie sie es jetzt noch insgeheim ist. Kein gewissenhafter Geistlicher kann sich länger in den Kreisen der protestantischen Staatskirche bewegen.“ Wir erachten es übrigens nicht als undienlich, hier zu bemerken, daß namentlich die Universität Oxford es ist, welche durch ihre Entschlossenheit sich in neuester Zeit am meisten bemerklich machte. Die gelehrten Männer dieser Anstalt, — für einen großen Theil der gebildeten Engländer ein traulicher Leitstern —, haben ganz entschieden und muthvoll vor aller Welt ihr Bedauern ausgesprochen, daß die Trennung von der römisch-katholischen Kirche jemals eingetreten sei. „Wir wollen“, sagen sie, „die katholische Kirche nicht mit den vielen Secten verwechseln, welche unser England vergiften. Die Katholiken haben eine sichtbare Kirche erhalten, welche die Sacramente bewahrt; sie haben also um ein Mittel mehr, das den Bedürfnissen des Menschen entspricht, und an welches Christus seine Gnade und seinen Segen geknüpft hat. Wir sehen selbst, welche gute Wirkungen sie in ihrem Eifer davon erhalten. Das Alterthum, die Allgemeinheit, die Einheit ihrer Kirche erhebt sie über die Wechselfälle dieser Welt und über die Neuerungen des Tages in Sachen der Religion. Beim Anblick eines so schönen und wohlgeordneten Systems, können wir nur bedauern, daß wir uns je von ihr getrennt haben.“ Die Professoren Pusey, Newman und Keble wünschen die alte Liturgie, Brevier, Klöster und andre religiöse Anordnungen aus der römisch-katholischen Kirche zurück; sie zeigen selbst, daß die Bibel als Glaubensregel nicht genügt, daß die Tradition und die Entscheidungen einer Kirchenbehörde nothwendig seien; sie aner-

kennen die reelle Gegenwart in der Eucharistie, die Gebete für die Verstorbenen, die Bilder, die Gewalt der Priester zur Losprechung, das Opfer der Eucharistie, die Verehrung Mariens und andre Theile der katholischen Doctrin. In der *British Critik*, — einer sehr geachteten und stark verbreiteten Zeitschrift —, wird die lutherische Lehre von der Erlösung durch den Glauben eine „pestilenzartige Keckerei“ genannt, und alle Punkte der römischen Lehre gutgeheißen und angepriesen. In Wolverhampton traten neulich auf einmal etliche und dreißig Personen zur römischen Kirche über; ebenso unlängst mehrere anglicanische Geistliche, darunter einer, dessen merkwürdige Bekehrung sehr großes Aufsehen erregte, nämlich der Rektor von Leadenham, Bernard Smith, welcher auf großmüthige Art einem jährlichen Einkommen von 900 Pf. Sterl. (22,500 franz. Franken) entsagte, um das ewige Erbtheil damit einzutauschen.

Von den bereits erwähnten, berühmtesten Professoren Pusey und Newman hat Ersterer — nach den neuesten, vielseitigen Berichten — sich ganz offen für die römisch-katholische Glaubenslehre vom heiligen Abendmahl und für die Wiedereinführung der Messe ausgesprochen, worüber die Universität in große Bewegung gerieth; Letzterer, ein ausgezeichnete Gelehrter und Schriftsteller — noch vor wenigen Jahren ein heftiger Gegner der katholischen Kirche, hat nun in öffentlichen Blättern, auf die feierlichste und unzweideutigste Weise, alles zurückgenommen, was er je gegen die katholische Kirche geschrieben; er theilt mit dem Dr. Pusey den Ruhm, zur Entwicklung der katholischen Lehre in England am meisten beigetragen zu haben.

Ueber die außerordentliche Verbreitung des Katholicismus in England lieferte schon *Baily's Directory* für 1839 sehr gehaltvolle Nachrichten. Während nämlich noch im J. 1824 nur 357 katholische Kirchen vorhanden waren, beträgt ihre Zahl gegenwärtig 453 (in Lancashire allein 90): Namentlich wird in jener Schrift der große Zuwachs vom letzten Jahr 1838 hervorgehoben, wo unter der Leitung des, zur katholischen Kirche übergegangenen, talentvollen Architekten Pugin, allein 8 katholische Kirchen in Wexford erbaut wurden. (Noch beträchtlicher ist die Ausbreitung des Katholicismus in den brittischen Colonien.) Eine englische Zeitschrift vom Jenner 1839 schätzt die Zahl der in dem protestantischen England befindlichen Katholiken auf nahe an zwei Millionen, Irland nicht

mitgerechnet, — und spricht von häufigen Belehrungen zum katholischen Glauben, aus den verschiedensten Classen der bürgerlichen Gesellschaft, vom Arbeitsmann und Handwerker hinauf bis zum Rechtsgelehrten, reichen Gutsbesitzer und den höhern Ständen. Im westlichen Theile Londons ward unlängst eine prachtvolle Cathedral, in gothischem Style und mit reichem Kunstwerk im Innern, erbaut, welche zehntausend Personen fassen kann, und wovon die Baukosten auf 150,000 Pf. St. — ungefähr $1\frac{3}{4}$ Millionen rhein. Gulden — angeschlagen werden. Die Zahl der in London befindlichen Katholiken beläuft sich auf 200,000, und übersteigt folglich die Bevölkerung Roms. Das kürzlich in London erschienene Catholic Directory für 1843 liefert folgende authentische Statistik der römisch-katholischen Kirche in Großbritannien: 1) Kirchen und Kapellen in England und Wales 493, in Schottland 72; 27 Stationen nicht gerechnet, wo katholischer Gottesdienst gehalten wird. 2) Römisch-katholische Collegien in England 8, Schottland 1. 3) Priester in England 624, in Schottland 86; außerdem 62 französische Priester, über deren Zweck und Beruf in England nichts verlautet. 4) Apostolische Vicare: 9 in England, 5 in Schottland, 27 in den protestantischen Colonien und auswärtigen Besitzungen. 5) Klöster: 25 in England, 1 in Schottland; das vor drei Jahren gestiftete Catholic Institut zählt überhaupt dermal nicht weniger als 116 Hilfsvereine, oder Zweige, wovon 91 in England selbst, 5 in Schottland, 2 in Africa, 1 in Van-Diemens-Land u. s. w. In der Versammlung der Gesellschaft, vom Juni vorigen Jahres, sprach der begeisterte Hauptredner die Hoffnung aus, daß die Zeit nicht mehr ferne sein werde, wo das Volk von England wieder eine Heerde, unter einem, ewigen Hirten sein und die Hochmesse in der Westminster-Abtei werde gefeiert werden. Martineau und Marryat, — letzterer ein Hochtory und anglicanischer Hochkirchmann —, erklären, daß die katholische Bevölkerung in America sich hundertfach vermehre, und sagen entschieden voraus, daß in sehr kurzer Zeit ganz America dem katholischen Glauben huldigen werde. Im Gebiete der amerikanischen Union zählte man zu Anfang des Jahres 1843 (vergl. Heft 1. S. 84.) nicht weniger als anderthalbe Million Katholiken mit 656 Kirchen und Kapellen; die Anzahl der Priester steigt auf 572. Im verfloßnen Jahre wurden 34 neue katholische Kirchen erbaut; davon 14 in dem einzigen Staate New-York.

Noch dürfen hier schließlich ein paar große Männer früherer Zeit auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Leibniz, von welchem im Verfolg noch bisweilen die Rede sein wird, der größte Philosoph seines Zeitalters, dessen die Nachwelt mit Stauen und Ehrfurcht gedenkt, dessen durchdringender Geist das ganze menschliche Wissen umfaßte, ein Mann, wie oft ganze Jahrhunderte nicht hervorbringen —, dieser hat sich, obwohl nicht äußerlich von der protestantischen Kirche getrennt, doch ganz rein römisch-katholisch ausgesprochen. Aus Ueberzeugung den Protestantismus verlassend, huldigte er ganz den Dogmen der römischen Kirche. (Vergl. s. Erst. der Theol.) Der berühmte englische Bischof Montague dachte in allen Stücken nach der Lehre der katholischen Kirche, in deren Schooß er übergetreten wäre, wenn nicht sein, 1641 erfolgter Tod ihn an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert hätte. Vier Jahre später, zernichtete ebenfalls der Tod das nämliche Vorhaben, bei einem Mann, welcher durch seine Wissenschaft und durch sein Genie sich zu noch weit höherm Ruhm emporgeschwungen hatte. Grotius nämlich hatte, bei seiner Abreise von Paris, seinen gelehrten und würdigen Freund Bignon im Vertrauen versichert, daß er bei seiner Rückkunft aus Schweden, wo er nur seine Angelegenheiten beenden wollte, sich ferner mit keiner andern, als jener seines Seelenheils beschäftigen, und mit der katholischen Kirche vereinigen werde. Er kam zurück; als er aber in Rostock landete, ergriff ihn die Krankheit, welche ihm das Leben, — der Kirche eine kostbare Erwerbung, — und der Welt ein ewig merkwürdiges Beispiel raubte. Diese Umstände werden von Arnould, welcher sie aus Bignons Mund selbst vernahm, auf's genaueste bestätigt.

Hier erlauben wir uns, die ernste Frage an unsre protestantischen Brüder zu richten: Ist diese — gewiß noch sehr unvollständige — Uebersicht nicht in hohem Grade geeignet, so manche Vorurtheile zu beseitigen, welche bisher diese wichtigste aller Angelegenheiten umhüllten? Wer dürfte wohl auch nur von Ferne sich erheben, die Uneigennützigkeit, die Reinheit und Gründlichkeit der Beweggründe der meisten jener, durch Stand, Charakter, Gelehrsamkeit und frommen, musterhaften Lebenswandel, rühmlichst ausgezeichneten Convertiten in Zweifel zu ziehen? — Welcher Unbefangne sollte nicht vielmehr diese Erscheinung, als merkwürdigen

Beweis des, in unsrem Zeitalter neu erwachenden, religiösen Bewußtseins, mit Ehrfurcht und ruhigem Ernste begrüßen? — Wer sollte nicht dem Gedanken freien Raum zu geben sich gedrungen fühlen, daß all diese muthvollen Wahrheitsforscher nur zum Glauben ihrer selbsteignen Väter zurückkehrten, welcher — nach dem einstimmigen Geständnisse unsrer protestantischen Theologen — alle Mittel und Erfordernisse zur Seligkeit in sich schließt —, folglich schon deswegen jede Trennung unnütz machte? — Wer dürfte und sollte sich nicht hiebei der Worte des sterbenden Melanctons an seine bekümmerte Mutter erinnern, „daß der neue Glaube zwar den meisten Schein, der alte jedoch die meiste Sicherheit für sich habe, — daß jener zwar mehr Genuß im Leben, dieser aber mehr Freude im Tode gewähre?

Noch können wir uns nicht enthalten, aus einem Briefe des berühmten Staatsministers, Grafen von Maistre, unsren protestantischen Glaubensbrüdern eine Stelle mitzutheilen, gegen deren Gründlichkeit sie wohl nicht Vieles einzuwenden finden dürften. „Wir Katholiken“ — so schreibt er an eine protestantische Dame — „besitzen Namensverzeichnisse von Männern, ausgezeichnet durch Rang und Würde, durch Geist und Talente, welche, — allen Vorurtheilen der Secten und der Erziehung zum Truze —, die Wahrheit anerkannt, und sich in den Schooß der Kirche zurückgeflüchtet haben; und diese sind so zahlreich, daß sie den Inhalt ganzer Bücher bilden. Versuchen Sie es dagegen auf meine Bitte, eine Liste aller derer zu verfertigen, welche dem Katholicismus abgeschworen haben, um zu einer Secte überzutreten. Gewiß Sie werden im Allgemeinen nur Wüßlinge, unruhige Köpfe, oder verdorbene Menschen finden!“ Nicht weniger trüftig hat sich das Englische Journal „the Correspondent“ in einem seiner jüngsten Blätter, bei Anlaß der oberwähnten Conversion des angesehenen Rectors von Leadenham, über diesen Gegenstand ausgesprochen. „Welch ein Unterschied“, heißt es daselbst, „ist nicht zwischen einer solchen Befehrung und einem sogenannten Uebergang eines katholischen Priesters zum Protestantismus, womit man da und dort in den Meetings der reformirten Gesellschaft so viel Aufsehen macht! Kühn fordern wir die Mitglieder dieser Gesellschaft auf, uns auch nur ein einziges Beispiel eines katholischen Priesters anzuführen, der seinen Pflichten getreu, dieselbe mit Eifer und Frömmigkeit erfüllend, als Beispiel christlicher Tugenden glänzend, und seinen

anvertrauten Schäflein mehr durch seine Tugenden und durch seine Liebe, als durch seinen Unterricht vorleuchtend, — wir fordern, sagen wir, unsre Gegner auf, uns ein einziges Beispiel eines solchen Priesters aufzuweisen, der dem Katholicismus abgeschworen hat, um Protestant zu werden. Katholiken aber, sowohl als Protestanten, alle, welche den hochwürdigen Herrn Bernard Smith gekannt haben, geben ihm das Zeugniß, daß er stets ein Mann von eben einem solchen Charakter gewesen, und daß wir seine Bekehrung vom Irrthum zur Wahrheit nur seinen Tugenden und seiner aufrichtigen Gesinnung zuschreiben dürfen. Er studirt nun im Collegium von Oscott, um sich zu den heiligen Weihen vorzubereiten.“

Was dann übrigens noch den, der katholischen Kirche angedichteten, erwiesener Maßen untergeschobnen, Convertiten-Eid betrifft, welchen, nach der Behauptung des dreisten Schultheß und andrer, so unwissender als boshafter Scribler, die zur katholischen Kirche Uebertretenden ablegen sollen, mögen dießfalls wenige Worte genügen. Diese abentheuerliche, furchtbare, mit Verfluchung ihrer nächsten Blutsverwandten und Angehörigen verbundene, Abschwörungsformel war nämlich in d. litt. Mon. Ber. für Baierrische Staatsm. 1818 erschienen, und dann in Wachlers Annalen und Schröters Zeitschrift übergegangen; allein bald hernach ward, von den geistlichen Oberbehörden in Augsburg und Würzburg, hierüber bei der Königlichen Regierung Beschwerde geführt, auch von der in Preßburg 1822 gehaltenen Ungarschen National-Synode gegen solch „grobe Verläumdung“ feierlich protestirt; worauf dann mehrere Zeitschriften Widerruf leisteten und jene sogenannte Urkunde als unächt und erdichtet erklärt wurde. (Vergl. Illgen Zeitschr. für histor. Theol. 1842 1s Heft.) Die Schrift, aus welcher diese Verläumdung geschöpft war, heißt „Papistischer Catechismus“, und erschien zum ersten mal im J. 1676 ohne Druckort; ob sie gleich damals schon außs entschiedenste war widerlegt worden, ließ dennoch der Sectengeist sie auf das zweite Jubeljahr, unter dem falschen Druckort „Cöln“, 1717, nochmals auflegen. Der Urheber des schändlichen Machwerks — J. Fr. Mayer, Luth. Pred. in Hamburg — ward aber entdeckt, und nach Verdienst, selbst von den berühmten protestantischen Schriftstellern, Dr. Ph. J. Spener, J. M. Stenger, Thomassius u. a. gebrandmarkt. Wohl nicht mit Unrecht bemerkte erstער, daß dieses Bubenstück den Protestan-

ten, in den Augen aller Vernünftigen und Redlichen, mehr geschadet habe, als die Streitschriften der Katholiken; Thomasius nannte deswegen Mayern einen Diener und ein Kind des Satans; Stenger ließ ihm seine Widerlegung durch einen Hentersknecht in's Haus tragen, und der Domprediger Heidelberger in Augsburg setzte ihm seinen Parallelkatechismus, Augsburg 1796, entgegen. So bürden die protestantischen Bibellisten und Pamphletisten — wie Weißlinger sagt — den Katholiken oft Glaubensbekenntnisse auf, die so gräßlich sind, daß selbst der leidige Satan sie nicht beschwören würde. Uebrigens ist auch diese Tactik bereits ziemlich abgenützt, da schon Augustinus in s. lib. conf. C. 4. gestund, nichts habe ihn so lange bei den Manichäern festgehalten, als das Vorurtheil, daß man bei den Katholiken die widersinnigsten Dinge glauben müsse. Solche Waffen gereichen wahrlich denjenigen weit mehr zur Unehre, welche sie gebrauchen, als denjenigen, gegen welche sie gebraucht werden; und wer, um seinen Gegner anzugreifen, zur Verläumdung seine Zuflucht zu nehmen genöthigt ist, bedenkt wohl nicht, daß er gerade dadurch der Rechtschaffenheit und Tugend des Gegners das schönste Zeugniß giebt, — das Zeugniß nämlich, daß er an ihm keine wirkliche Gebrechen finde, weil er sonst keine Ursache hätte, ihm einige anzudichten, sondern sich an die wirklichen halten und nicht bis zum Verläumden herabwürdigen würde.

* * *

Wir schreiten nun zur umständlichen Erörterung der verschiedenen, gegen den Katholicismus, sowohl in Betreff der Disciplin und gottesdienstlichen Uebungen, als auch der eigentlichen Dogmen, erhobnen Beschuldigungen, welche zugleich die, in der Einleitung berührten Divergenz- oder

Abweichungs-Punkte

unsrer verschiedenen Confessionen bilden, und sprechen zuerst vom Verbote des

Selbstunterrichts durch die Bibel.

Wahr ist es allerdings, daß bei unsern katholischen Brüdern die heil. Schrift nicht als ein allgemeines Lesebuch für Kinder, oder die Schulsjugend, betrachtet und angewendet wird; wohl aber wird in der katholischen Kirche und ihren Schulen, der heran-

wachsenden Jugend ein zweckmäßiger Auszug aus den heiligen Schriften des alten und neuen Bundes in die Hände gegeben, worin die nothwendigen, ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft angemessenen, Glaubens- und Sittenlehren sich zusammengestellt finden, um theils als Leitfaden beim Religionsunterricht, theils als Lesebuch, — und somit als Grundlage zu dienen, auf welche dann in der Folge, bei zunehmenden Jahren, erweiterter Fassungskraft und steigenden Bedürfnissen, fester fortgebaut werden kann. Und in der That, wer wollte je zu behaupten sich getrauen, daß die heiligen Schriftsteller die Bibel in ihrem ganzen Zusammenhang, zum Zwecke des Jugendunterrichts verfaßt haben!?

Was dann die Erwachsenen betrifft, so war von einem unbeschränkten Bibelverbot für Laien, in der katholischen Kirche, — wie so viele protestantische Bücherschreiber zu faheln nicht müde werden, — durchaus niemals die Rede. Nur hat die Kirche, pflichtgemäß, den sorgfältigsten Bedacht genommen, jedem Mißbrauche vorzubiegen, „damit nicht“ — wie die reg. IV. Ind. sich sehr richtig ausdrückt, — „wenn das Lesen der heiligen Schriften in der Volkssprache, überall und unbedingt, gestattet würde, durch menschliche Unbedachtsamkeit oder Verwegenheit — wie die Erfahrung lehrt — mehr Nachtheil als Nutzen daraus entstehe.“ Die Bibel wird daher in dem, 1549 zum ersten Mal vom Legaten della Casa in Venedig kundgemachten, päpstlichen Index, unter den (*libris non promiscue legendis*) nicht ohne Unterschied, allgemein und ganz unbedingt, zu lesen erlaubten Büchern aufgezählt; und wohlbedächtlich verordnet die Kirche, daß ihre Gläubigen die heilige Schrift, die geistige Nahrung, aus den Händen ihrer väterlichen Seelsorger erhalten, und daß sie mit dem Lesen hauptsächlich auch — der so dringenden Ermahnung des großen Weltapostels, Röm. X, 14. 17. gemäß — das Hören des Gottesworts verbinden (was in der 4. Regel des gedachten Index auf's faßlichste und klarste dargethan wird).

Dieß Verfahren ist wohl um so angemessener, da — wie wir im Verfolg auf's einleuchtendste sehen werden — nur auf der ganz unerlässlichen, unumgänglich nothwendigen Verbindung des geschriebenen mit dem traditionellen (ungeschriebenen, überlieferten) Gottesworte das richtige, gründliche Verständniß desselben beruhen kann, und da, zufolge der ursprünglichen, vom Erlöser selbst festge-

setzten Heilsordnung, das lebendige, auf den Beistand des heiligen Geistes gestützte, Lehr- und Predigtamt zum ersten und höchsten, zum wirksamsten und allumfassendsten Erhaltungs- und Ausbreitungsmittel seiner heiligen Lehre war bestimmt worden. Wer sollte es dann tadelnswerth finden können, daß die katholische Kirche das allgemeine Bibellesen, ohne Anleitung schriftkundiger Lehrer, undienlich erachtet? Wird solches nicht auch von einigen der angesehensten protestantischen Theologen, einem Clausen u. a. m., als gefährlich und verwerflich erklärt? Haben jene Splitterrichter, welche so gerne auf Schriftstellen sich berufen, die in Act. VIII, 31. enthaltene übersehen, wo der, den Propheten Jesaias lesende Schatzmeister der Königin von Aethiopien, — welcher wohl kein ungebildeter Mann sein mochte, — dem Philippus, auf die Frage: verstehst du auch, was du liest? die treuherzige Antwort giebt: wie könnte ich dieß, wenn niemand mir's erklärt!

Die katholische Kirche trachtet demnach nur, jene bedauerlichen Verirrungen des Fanatismus zu verhüten; sie nimmt Bedacht, daß kein unächtes Gotteswort in die Hände der gläubigen Menge komme, daß diese nicht durch vorwitziges Grübeln, eigenmächtiges Klügeln und willkürliches Auslegen, sich an demselben versündige (vergl. die schlagende Schriftstelle 2 Pet. III, 16.), daß nicht die Christen selbst in Parteien sich theilen, und dadurch Spaltungen im Glauben entstehen, welche dem ausdrücklichen Nachtgebote des Welserlösers und seiner Apostel so sehr zuwiderlaufen. Oder hat nicht oft schon in protestantischen Ländern, der bloße Hang zum Bibellesen, von Seite des ununterrichteten Volkes, ohne Beihülfe kundiger Lehrer, die verderblichsten Spaltungen, ja selbst die wildesten Ausbrüche des Fanatismus herbeigeführt? Wir denken, daß sich klägliche Beispiele hievon, aus protestantischen Gegenden Deutschlands und der Schweiz, noch aus den letzten Jahrzehnden, finden ließen.

Das Urtheil mehrerer Schriftsteller der neuern Zeit, deren Name in der protestantischen Litteratur guten Klang hat, mag unsre Ansicht bekräftigen. Wir berufen uns vorzüglich auf Krug, Nie-meier, Hase, Schuderof, Wip, Müller u. a. m. Diese sprechen ihre Ueberzeugung unverholen dahin aus, daß Manches in der Bibel — sowohl im alten als neuen Testament — zu dunkel und selbst für Gelehrte zu unverständlich sei, um nicht, vom gemeinen

Manne gelesen, sein Gemüth, statt zu erbauen, nur zu verwirren; daß einzelne Theile der Schrift in dieser Beziehung weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet haben und immer mehr stiften werden, je mehr die Bibelgesellschaften diese Schriften unter dem Volke verbreiten, indem sie der Schwärmerei und dem Uberglauben zur Nahrung dienen, und dadurch eine Menge von phantastischen Träumern und apocalyptischen Schwärmern erzeugt werde; — daß die Bibel in den Händen des Volkes immer ein mißliches Geschenk bleibe, so lange nicht auch zugleich das rechte Verständniß derselben mitgetheilt werde; — daß es weit verdienstlicher sei, das Mißverstehen der Bibel zu verhüten, oder das richtige Verstehen derselben zu befördern, als aber ein Gut zu verschenken, welches der Empfänger oft gar nicht, oft auch nur verkehrt anzuwenden weiß. Ein andrer protestantischer Schriftsteller erklärt sich ganz einverstanden mit jenen katholischen Theologen, welche das Lesen der Bibel nur mit Einschränkung für den gemeinen Mann geeignet finden, weil darin für jede Secte, jede Leidenschaft, Beweise, Rechtfertigungen und Waffen enthalten seien. „Unstreitig muß man“, gesteht Wieland im 1. Thl. seiner verm. Aufsätze, „sehr viel hebräisch und griechisch wissen, sehr viele andre Bücher gelesen haben, und eine unendliche Menge historischer, critischer, antiquarischer, chronologischer, geographischer, physcalischer und andrer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um die Bibel mit Verstand zu lesen; und dessen ungeachtet enthält sie, selbst für Leser, welche mit all diesen Kenntnissen ausgerüstet sind, beinahe auf jedem Blatte solche Stellen, die von verschiednen Personen auch verschieden verstanden und ausgelegt werden.“ Ebenderselbe geistvolle Gelehrte schreibt in einer andern Stelle des nämlichen Werks: „Es konnte bei dem allmählig zunehmenden Tage nicht fehlen, daß man früher oder später gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens sein möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es, wie die Elemente der Geometrie, so beschaffen wäre, daß alle Menschen, die es läsen und verstünden, nicht nur vollkommen einerlei dabei dächten, sondern auch von der Wahrheit seines, allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder

über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stelle verschiedener Meinung zu sein. Ob ein solches Buch möglich sei, ist eine Frage, die ich unbeantwortet lasse; aber dieß wird doch wohl Niemand zu läugnem begehren, daß die Bibel dieses Buch nicht ist.“

Der berühmte Planck, auf welchen wir uns schon mehrmal zu berufen im Falle waren, sagt in s. „Worten des Friedens“: „Unbillig und feindselig ist die Beschuldigung, welche man noch immer hört und liest, daß die Katholiken dem Volke die Lesung der Bibel entziehen. Nur zur Zeit der Reformation sah man es als eine Vorsichtsmaßregel an, daß die Uebersetzungen in der Volkssprache dem gemeinen Volke nicht preisgegeben würden, weil man viele derselben für unächt hielt. Da, wo dieß Bedenken wegfiel und solche Uebersetzungen, die von der Kirchenbehörde gutgeheißen sind, gebraucht werden, wird die Lesung der heiligen Schrift auch in der Muttersprache von den Katholiken mit Eifer betrieben.“

Ähnliche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen. Wir berühren indessen nur noch dasjenige eines der vorzüglichern Theologen der ref. Schweiz, welcher vor wenigen Jahren ernste Klage öffentlich darüber führte, daß bei seinen Glaubensgenossen aus der ungezähmten, regellosen Bibelverbreitung sich ein förmlicher, neuer Nahrungszweig gebildet habe, daß man „das Heilige den Hunden, und die Perle den Schweinen“ vorwerfe, daß man eine Unzahl von Bibeln unter das Allerleivolk verschwende, unbekümmert, ob sie auch wohl geprüft und wohl verstanden werden u. s. w.“ Die protestantischen Missionäre glauben nämlich, — wie Hislop meldet, — daß durch Austheilung des Evangeliums ihre Absicht hinlänglich erreicht sei; und da sie diese Bücher an die englischen Agenten und Magistrate in verschiedenen Gegenden senden, so berechnen sie die Zahl ihrer Neubekehrten nach dem Verhältnisse ihrer ausgetheilten Exemplare. Und in einem andern, neuern Werke lesen wir folgendes, naive Geständniß: „Es ist bekannt, daß rohe, aber schlaue Völker unsre Bibeln mit vielem Eifer aufgenommen, nachher aber in ganzen Ladungen in benachbarte christliche Länder gebracht haben, um sie gegen Taschenmesser, Branntwein u. dgl. zu vertauschen. Die von Morisson ins Chinesische übersetzten, und nach China versandten Bibeln wurden öffentlich versteigert, und sind größtentheils von Schuftern angekauft worden, um sich derselben zum Futter von Pantoffeln zu bedienen.“ Auch

aus Lissabon ward zu Ende des Jahres 1840 berichtet, daß die dortige protestantische Mission immer mehr zusammensinke, — daß ihre Bibeln und neuen Testamente, in portugiesischer Uebersetzung, duzendweise wie altes Papier verkauft werden, und der an der Spitze der Mission stehende spanische Apostat zufrieden sei, aus England seinen ansehnlichen Gehalt richtig zu beziehen.

Und in der That überschreitet die Freigebigkeit, mit welcher dießfalls hin und wieder zu Werke gegangen wird, bald alle Schranken der Mäßigung und Klugheit. So z. B. verbreitete nur die Berliner-Gesellschaft im J. 1834. 10,924 deutsche Bibeln, die Filialgesellschaften in Preußen 17,210 Bibeln und 9445 neue Testamente; seit ihrer Stiftung aber die Berliner-Gesellschaft 152,664 Bibeln, 56,362 N. Test., die Filialgesellschaften 256,952 Bibeln, 234,270 N. T.; sämmtliche preussische Gesellschaften seit ihrer Entstehung bis Ende 1834 nicht weniger als 700,248 Exemplare der heiligen Schriften. (Rheinw. Repert. Berlin 1836. Jenner.) Und doch verschlimmerte sich der Zustand der Moralität in Preussen laut amtlicher Zeugnisse!! Diese Thatsache spricht doch wohl für sich selbst. —

Hiezu kommen noch die bedenklichen, und zwar documentirten Anschuldigungen über Verfälschung protestantischer Bibelübersetzungen. So z. B. hat Dr. Arthur Perceval, Hofkaplan des verstorbenen Königs von England, in seiner Schrift: „Gründe, warum ich nicht Mitglied einer Bibelgesellschaft bin“, vor aller Welt die maßlosen Verfälschungen aufgedeckt, welche die Protestanten sich bei den Uebersetzungen der Bibel, die über Land und Meer hingeschleppt werden, zu Schulden kommen lassen, und die „jeden rechtschaffnen Mann empören“. Ein Unterfangen, das zwar auf der einen Seite als höchst gewagt und gefährvoll, dann aber auf der andern auch wieder als sehr begreiflich und verzeihlich erscheint, wenn man bedenkt, daß nach protestantischem Lehrbegriff — wie Zwingli und seine Gehülften überall sich buchstäblich ausdrückten — „das klare Wort Gottes, die Bibel, durch sich selbst und durch den Privatgeist eines jeden erklärt, die oberste und einzige Regel des Glaubens ausmacht.“ (In letztrer Hinsicht darf es dann auch in der That befremden, wenn die Schwyz. Evang. Kirchenztg. unlängst noch mißbilligte, „daß von einzelnen protestant. Geistlichen, ohne kirchliche Vollmacht, in der Bibelübersetzung beliebige

Abänderungen vorgenommen, und diese veränderten Uebersetzungen in Kirchen und Schulen gebraucht werden!“)

Auch in den officiellen Sammlungen der Verhandlungen des Directoriums der französisch-lutherischen Confession, erschien eine, vom 19. Febr. 1840 datirte Erklärung, worin die protestantischen Pfarrer auf die, in starken Umlauf gesetzten, verschiednen Erbauungsbücher und Bibeln aufmerksam gemacht und zugleich aufgefordert werden, ihre Gläubigen davor zu warnen, indem erstere als gefährlich und schädlich, letztere aber als verstümmelt erfunden wurden.

Lächerlich ist übrigens auch die Behauptung Pütters u. a. m., daß man Lutheru für seine Bibelübersetzung unsterblichen Dank schuldig sei, durch welche jedem Deutschen der Zutritt zur Quelle der christlichen Religion möglich geworden; als wären nicht, vor ihm schon, mehrere deutsche Uebersetzungen vorhanden gewesen, die er bei seiner Arbeit benutzen konnte, und zum Theil wirklich benutzt hat. Die ältesten derselben zwar tragen keine Jahrzahl; aber es giebt solche, die schon im Jahr 1477 zu Augsburg und Nürnberg gedruckt sind. Lange vor Luther hatte man Bibelübersetzungen in äthiopischer, persischer, aramäischer, syrischer Sprache; vor Luther hatte der Camaldulenser, Niclaus Malermi, eine in italienischer Sprache verfaßt, welche im J. 1471 zu Venedig erschien; schon im zwölften Jahrhundert hatte Peter Waldus, der Waldenserhäuptling, eine solche in französischer Sprache, und am Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Priester Guyard des Moulins eine andre gefertigt, welche im J. 1488 zu Paris im Druck erschien. Selbst nach dem Geständniß verschiedner protestantischer Schriftsteller hatte man bis zum Jahr 1500 bereits wenigstens 14 Bibelübersetzungen in der hochdeutschen und 3 in der plattdeutschen Sprache. Freilich wird denselben ängstliche Buchstäblichkeit, Unverständlichkeit, Verfehlung des Sinnes und die treue Anhänglichkeit an der Vulgata zum Vorwurf gemacht; allein sie werden doch selbst von Meyer „in etlichen Stücken wenigstens“ die Grundlage und Vorbereitung der lutherischen Uebersetzung genannt; es wird zugegeben, daß ihre Unverständlichkeit nicht den Uebersetzern, sondern vielmehr der damaligen Sprache zuzuschreiben sei, in welcher noch manche Wörter und Redensarten gebräuchlich waren, die nach und nach veraltet sind, — daß die Lübecker Uebersetzung schon von nicht gemeinen Fortschritten in der Schrifterklärung zeuge, und selbst in der Halberstädtischen, welche

jener in manchen Rücksichten nachstehe, es nicht an einzelnen bessern Versuchen fehle, den wahren Sinn richtig auszudrücken, — daß beide sich durch richtige Auffassung des Sinnes in einzelnen Stellen, wie durch angemessnern und verständlichern Ausdruck, vor den oberdeutschen auszeichnen, — kurz daß sie Vorarbeiten für die folgenden Uebersetzer waren, denen sie sehr brauchbar werden konnten, um ihre Fehler zu vermeiden und das, hin und wieder darin enthaltene Gute zu benutzen.

Auch Gelzer spricht albernere Weise Luthern „das unsterbliche Verdienst“ zu, das Christenthum in reinerer Gestalt, als es seit den ersten Jahrhunderten bestanden, hergestellt, und „die wahre Religion wieder entdeckt zu haben“. Wo hatte dann Luther die Bibel anders hergenommen, als eben von der katholischen Kirche? Daß er seine Uebersetzung allen Laien hastig in die Hände spielte, mit einem Triumphgelärm, als ob die Bibel selbst von ihm gleichsam wäre neu entdeckt worden, war eine bedauerliche Veranlassung zu vielen tumultuarischen Ausritten, weckte den Fanatismus, und beförderte die Trennung ungemein. Wie aber Luther die heilige Schrift bisweilen zu drehen und seiner eignen, vorgefaßten Meinung anzupassen verstand, liegt klar genug am Tage. Und ganz anders, als die ungemessnen Lobeserhebungen Pütters, Amthors, J. G. Müllers (welcher Luthers Uebersetzung ein Meisterstück hieß, wodurch er nicht bloß um die Religion, sondern auch um die Sprache seines Vaterlandes unsterbliche Verdienste erworben habe) u. A. m. lauten die nüchternen, besonnenen Urtheile eines Horstig, Niemeyer, Struensee. Diese halten die blinde Verehrung der lutherischen Uebersetzung, als wäre sie aus einer unmittelbaren, göttlichen Eingebung geflossen, für eine bedenkliche Verirrung. Nach ihrer Meinung ist Luthers altes, und hin und wieder auch das neue Testament den Laien völlig unverständlich, und besonders soll es den apostolischen Briefen an Deutlichkeit fehlen, so daß das Bedürfniß einer fehlerfreien und verständlichen Uebersetzung, — selbst nach Erscheinen der von Meierschen Berichtigung des lutherischen Werks, — allgemein gefühlt werde. Ähnliche Urtheile haben wir bereits im frühern Hefte S. 108 angeführt. So z. B. entdeckte der gelehrte Emser in Leipzig mehr als eintausend Unrichtigkeiten in jener Uebersetzung; andre Schriftsteller jener Zeit waren gleicher Meinung; Zwingli erklärte, nach vorgenommener Prüfung,

öffentlich: „sie verderbe das göttliche Wort.“ Dieß behauptete auch Buzer. Der gelehrte Niederländer P. Marnix bewies, daß keine andre Uebersetzung so weit von dem Urtext abgewichen sei, als die lutherische, und daß aus dieser fehlerhaften, deutschen Uebersetzung die belgische noch fehlerhafter hervorgegangen sei.

Wer dann übrigens die, sich immer mehrende Verbreitung der heiligen Schrift unter den Katholiken in neuerer Zeit, beharrlich in Abrede stellen möchte, den verweisen wir auf die Jahresberichte der brittischen Bibelgesellschaften von 1831 und 1832, welche hierüber die befriedigendsten Aufschlüsse enthalten. Die frühern Leistungen der katholischen Theologen Leander und Carl van Es sind bekannt genug. Die rühmlichste Erwähnung aber gebührt der neuen, mit den gediegensten Erläuterungen versehenen, Ausgabe der „heiligen Schriften des alten und neuen Testaments von Dr. J. Fr. Alzioli, k. bair. geistl. Rath und Domcapitular in Regensburg“, nunmehrigen Domprobst in Augsburg, welche von mehr als dreißig geistlichen Oberhirten vorzugsweise empfohlen, und die einzige Bibelausgabe ist, welcher die unmittelbare päpstliche Guttheilung zu Theil ward; daher auch wirklich in ganz kurzer Zeit bereits die fünfte Auflage davon erschien. Ueberhaupt ist die Auslegung der Bibel jedem, dazu befähigten Katholiken erlaubt, wie aus so vielen katholischen Commentaren zu entnehmen ist; in streitigen Fällen aber, wo es ein Dogma betrifft, steht die authentische Auslegung bei der Kirche; eine Gewalt, welche sie keineswegs sich selbst annahm, sondern von demjenigen erhielt, der sie zur Säule und Grundfeste der Wahrheit aufstellte und das Nachtgebot aussprach: „Wer die Kirche nicht höret, — ihren Vorschriften den Gehorsam verweigert, — soll den Heiden und öffentlichen Sündern gleichgeachtet werden.“

Niemand wird aber wohl in Abrede stellen können, daß gerade die Protestanten es sind, welche, bei aller scheinbaren Hochachtung für die Bibel, sie am ärgsten mißhandeln! Wie viele protestantische Schriftsteller haben, den Werth der heiligen Bücher für religiöse Erbauung und Belehrung herabzusetzen, ihr Ansehen als Religionsquelle zu entkräften, und die ihnen erwiesene Verehrung, als eine Bibliolatrie — Abgötterei — verächtlich zu machen gestrebt! Haben nicht große, protestantische Theologen in vollem Ernst darauf angetragen, sie als Hinderniß der Aufklärung, als Hemmkette der Vernunft, wo nicht ganz, doch größtentheils, dem kirchlichen und

häuslichen Gebrauch, — und besonders auch dem Jugendunterricht zu entziehen? Hat etwa nur zum Scherze, Sintonis in seinen theol. Briefen kurzweg den Vorschlag gemacht, das alte Testament ohne Gnade ganz aus dem Wege zu räumen, und von dem neuen nur einen Auszug aus den Briefen der Apostel und den Evangelien beizubehalten? Wird nicht von diesen Ultrareformatoren die heilige Schrift gewissermaßen zu einem Koran herabgewürdigt? Behandeln sie solche nicht als eine Art von Waarenlager, aus welchem jeder nach Belieben eine Auswahl treffen könne; während andre ihres Gelichters, sich zu Schriftauslegern und eigenmächtigen Richtern aufwerfen, als hätte Gott sein Wort des ewigen Heils, zum Spielball und Zankapfel unter die Menschen geworfen, und ihrer Willkühr preisgegeben; — und während noch andre, an der „classischen Stätte für die Kirchengeschichte“, und „Mutterstätte der Aufklärung für die Christenheit“, — starke Geister, welche sich allen Gottesgelehrten, der ältern und neuern Zeit, weit überlegen fühlen, — Herren, nicht Diener des göttlichen Wortes, die kirchlich eingeführten Catechismen ihrer eignen Confession, als „unevangelisch“ und „in der Zeit der Finsterniß und des Bruderkriegs erzeugt“, als „untauglich nach Form und Inhalt“, als einen „Gräuel für die Mehrzahl der Gläubigen, wegen der darin enthaltenen Dogmen von der Trinität und von der Gottheit Christi“, für immer aus ihrer, sich evangelisch nennenden Kirche verbannt wissen wollen! —

Wer kann unter solchen Umständen noch bestreiten, daß gerade die dermaligen Wortführer des Protestantismus es sind, welche sich der auffallendsten Geringschätzung des Gottesworts schuldig machen, es selten oder gar nicht anhören, und daß hingegen die Katholiken nie unterließen, dasselbe in all seinen Theilen, mit der größten Ehrfurcht zu behandeln! —

Sa wahrlich, der gebildete redliche Katholik erkennt und verehrt, mit freudigem Dankgefühl, die Bibel als das Buch der Bücher, an göttlicher Hoheit und kindlicher Einfalt mit keinem Erzeugnisse menschlichen Geistes vergleichbar, — als hehren, freundlichen Leitstern für alle Zeiten und Geschlechter, als Inbegriff und Fülle aller Lebensweisheit. Er besitzt die heiligen Schriften des A. und N. Bundes ganz und vollständig, wie sie die Kirche durch alle Jahrhunderte, unverfälscht und unverstümmelt aufbewahrt

hat, und wie sie die Protestanten selbst auch aus ihrer Hand erhalten haben. Er verehrt die heiligen Bücher, als eine Hauptquelle zur Erkenntniß der göttlichen Offenbarung, als Urkunden, welche, — unter unmittelbarem Beistand des heiligen Geistes verfaßt —, keinen, weder historischen und doctrinellen, Irrthum enthalten. Er weiß aber auch, daß diese heiligen Bücher weder das erste und ursprüngliche, noch auch das höchste und letzte, oder wohl gar ausschließliche Mittel zur Gründung, Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums, oder die einzige Erkenntniß- und Beweisquelle seiner Lehren und Heilsanstalten sind, indem während des ersten christlichen Jahrhunderts, — ehe noch die Schriften des N. Bundes vollendet waren —, die Apostel schon unzählige Gemeinden, in allen Theilen der damals bekannten Welt, durch mündlichen Unterricht gestiftet und mit Lehrern versehen hatten, folglich die christliche Lehre und Kirche älteren Ursprungs, als jene Bücher der heiligen Schriftsteller sein mußte. Die katholische Kirche wird daher, bei aller Achtung, Ehrfurcht und Anhänglichkeit, welche sie zu jeder Zeit gegen die heiligen Schriften bewiesen hat und auch fortan standhaft beweisen wird, — dennoch nie das, von Jesus Christus selbst ursprünglich angeordnete, lebendige Lehramt sinken lassen; nie wird sie die heiligen Schriften als die einzige Erkenntniß- und Beweisquelle der christlichen Heilsanstalt erklären, nie die Behauptung zugeben, daß bloß aus der heiligen Schrift, und sogar bei einer willkürlichen Deutung derselben, auch ohne Einfluß und Mitwirkung des lebendigen Lehramts, der wahre, richtige und vollständige Inhalt der christlichen Heilsordnung erlernt werden könne. „Der Glaube kommt aus dem Hören“, schrieb Paulus den Römern, „wie werden sie aber hören, ohne einen Prediger?“ Ueberall dringen die Apostel auf die Belehrung durch das lebendige (gesprochene) Wort, mit ganz besonderm Nachdruck. Wenn Paulus sich auf sein Evangelium beruft, so war unter demselben sein gegebener Unterricht verstanden, sein Evangelium, welches er nicht mit der Dinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Wortes, nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens geschrieben hatte.“ Selbst Petrus sprach sich entschieden gegen das allgemeine und unbedingte Bibellesen aus. Er warnt die Gläubigen, in f. 2. Briefe III, 16. — 17., vor den Verfälschern

Beleuchtung I. Thl. zweites Heft.

des Glaubens sehr nachdrucksam, und bemerkt selbst, daß in den Schriften seines geliebten Bruders Paulus, manche Dinge schwer zu verstehen seien, welche — wie andre Schriftstellen — von ungelehrten und leichtfertigen Leuten, zu ihrem eignen Verderben, verdreht werden; ja er legt ihnen — im nämlichen Briefe I, 20., ernstlich ans Herz, daß niemand die Weissagungen der Schrift nach eigener Willkühr auszulegen sich unterfange. Und somit hat dann die Bibel in der katholischen Kirche unverändert die nämliche Stellung fortbehauptet, welche sie schon in den Tagen der Apostel inne hatte, da die ersten Christen mit gleicher Ehrfurcht dem mündlichen wie dem schriftlichen Unterricht derselben offnes Ohr liehen, und in beiden die gleiche Stimme und Führung des heiligen Geistes erkannten. (Vergl. unsre Erörterungen über „Tradition“ im nächstfolgenden Hefte.)

* * *

Nun laßt uns das

Fastengebot

der katholischen Kirche näher betrachten, und wir werden mit leichter Mühe uns überzeugen, daß auch dießfalls die seltsamsten Vorurtheile bei den Protestanten obwalten.

Schon die *confessio helvetica* spricht sich hierüber sehr gelind aus; im Cap. XIX. heißt es nämlich: „Die kirch christi beflcht uns gar heftig das christenlich Fasten; dann das Fasten ist anders nüt dann der abbruch und die mäßigkeit gottseliger menschen, item ein Züchtigung, Huth oder Verwahrung und fasteyen unsers Fleisches, damit wir uns vor Gott demüßigen, und dem fleisch sein anreizung zum bösen entziehen, auf daß es desto ringer und lieber dem geist gehorsame und willfahre.“

Und in der That gründet sich dieß Fastengebot hauptsächlich auf die Pflicht der Selbstverläugnung, als wesentliche Bedingung der Nachfolge Christi, nach Math. X, 38. XVI, 24.; (und den Parallestellen Marc. VIII, 34. Luc. IX, 23.) Hierzu gehört also, vor Allem aus, die Bekämpfung seiner sinnlichen Neigungen und Lüste. Da nämlich die Sinnlichkeit in dem Menschen eine Hauptquelle seiner Sünden ist, — nach Jac. I, 14. —, so kommt alles darauf an, daß er dieselbe beherrschen und dem heiligen Geheße, wie schwer es ihm auch fallen mag, unterordnen lerne, auch

in diesem Kampf sich fleißig übe, damit die geistigen Kräfte in ihm erstarken, und jenen regellosen Lüsten den Sieg abgewinnen. Eine gar zu seltne Übung aber kann keine Fertigkeit erzeugen; darum hat die Kirche sie auf das ganze Jahr, mit Rücksicht auf Zeit und Umstände so vertheilt, daß auch nicht eine Woche ohne alle Übung in dieser Beherrschung vorübergeht; hiebei mußte zugleich ein Zweig der Sinnlichkeit gewählt werden, bei welchem eine allgemeine Übung anwendbar war, wie solches bei dem, allen Menschen inwohnenden Nahrungstrieb der Fall ist. Es versteht sich aber doch wohl von selbst, daß diese Beschränkung desselben nicht in der bloßen Mäßigkeit bestehen könne, — als welche schon, dem natürlichen Geseze gemäß, zu allen Zeiten und ohne Ausnahme, Statt finden soll —, sondern daß sie etwas Positives enthalten müsse, wodurch sie eben zu einem eigentlichen Übungsmittel wird. Dieß nennt die Schrift: Kreuz tragen, und Gal. V, 24.: das Fleisch mit seinen Leidenschaften und Begierden kreuzigen. Offenbar hat dieß auf den Körper Bezug, dessen Bezähmung mit der Selbstverläugnung in enger Verbindung steht, daher die Enthaltensamkeit in der Nahrung doch wohl eine, ganz und gar nicht gleichgültige Sache bleibt. Um Essen und Nichtessen, sowohl quantitativ als qualitativ, hat sich wahrlich von jeher die Sinnlichkeit des Menschen nicht wenig bekümmert. Soll aber der Sinnlichkeit wehe, oder Abbruch gethan werden, so muß man doch nothwendig mit etwas, an sich Erlaubtem den Anfang machen, sonst wäre man auch schwerlich je geneigt, sich von Unerlaubtem zu enthalten. In diesem Geschäfte der Selbstverläugnung, — folglich der stillen Vervollkommnung —, kommt nun die Kirche, zu allen, für das Heil ihrer Gläubigen erspriesslichen Anordnungen bevollmächtigt, ihnen zu Hülfe, und erleichtert ihren Kampf. Daß das Fastengebot der Sinnlichkeit nahe trete (denn nitimur in vetitum semper, cupimusque negata), und somit seinem Zweck entspreche, geht schon aus dem Unwillen hervor, welchen die Welt hierüber so laut werden läßt. Uebrigens richtet sich diese kirchliche Disciplinavorschrift, hinsichtlich der Art der Speisen, auch ganz nach der Verschiedenheit der Länder; ein klarer Beweis, daß es keineswegs um die Speisen selbst, sondern um einen Zügel der Sinnlichkeit zu thun war und noch ist. Wer sollte aber nicht einsehen, daß der Begriff eines Fastengebots weit älter, als das Christenthum, —

ja so alt als die Menschheit selbst ist?! Schon den ersten Menschen war von Jehova selbst befohlen worden, sich unter den, ihnen zum Genuße überlassenen Speisen, einer einzelnen zu enthalten.

Und sollten die Protestanten, — diese emsigen Bibelforscher —, nicht wissen, daß ja gerade die heiligen Urkunden, an unzähligen Stellen, das Fasten als ein Gott wohlgefälliges Werk, den Menschen an's Herz legen? Schon den Israeliten befahl Gott selbst — bei Levit. XXIII, 27. — jährlich an dem großen Versöhnungstag den Leib zu fasten. Und welchen Werth legte David auf das Fasten, um sich vor Gott zu demüthigen! (2 Kön. XII, 16. Ps. 35, 69, 109.) In vielen andern Stellen, z. B. 2 Paral. XX, 3. 1 Esdr. VIII, 21. Jud. IV, 8. Joel I, 14. II, 12. u. s. w., wird ebenfalls auf Fasten der höchste Werth gesetzt. Bei allen Völkern des Alterthums finden wir das Fasten schon in Uebung; allgemein galt es, als Mittel zur Befänstigung der beleidigten Götter, und zur Abwendung ihrer Strafen. Bei Griechen und Römern fand kein hohes Fest, keine Befragung der Orakel, keine Einweihung in die Mysterien der Götter Statt, ohne daß, sowohl Priester als Volk, sich durch Fasten dazu vorbereitet hätten.

Noch wichtiger aber erscheint vollends im Neuen Bund das Fasten, als wesentliches Hülfsmittel moralischer Vervollkommnung. Bei Luc. II, 37. wird eine hochbetagte Wittve gelobt ihres Fastens wegen. Das Fasten der Johannes-Jünger ward von unserm Erlöser nicht nur nicht mißbilligt, sondern er sagt vielmehr seinen eignen Jüngern voraus, bei Math. IX, 14—15. (Marc. II, 18—20. Luc. V, 33—35.), „daß auch sie fasten würden, wenn der Bräutigam von ihnen werde weggenommen sein“ (welches dann auch allerdings geschah, laut Act. XIII, 2—3. XIV, 23. 2 Cor. VI, 5. und XI, 27.); und der Erlöser selbst gieng ja mit seinem erhabnen Beispiele, durch eine vierzig tägige Fasten voran.

Welche Spitzfindigkeiten unsrer protestantischen Criticaſter wären je vermögend, solch' vollgültige Beweisstellen zu entkräften?!

Wohl hatten freilich im Verfolg mancherlei irrige Vorstellungen überhand genommen. So wissen wir z. B. aus der Kirchengeschichte, daß die Simonianer, Saturnianer, Manichäer und andre ihres Gelichters, das Fleisch der Thiere deswegen nicht genießen wollten, weil sie glaubten und lehrten, daß solches an und für sich selbst untein, und teuflischen Ursprungs sei. (Augustinus, de mor.

Manich. passim et Hæres. 46., und Leo der Gr. Serm. 4. Quadreges.) Dieser verkehrte Begriff schrieb sich aber schon von den Zeiten des Urchristenthums her, und veranlaßte jene kräftige Widerlegung des Weltapostels, indem dieser — 1 Tim. IV — erklärte, daß alles, was Gott erschuf, gut und unverwerflich sei, wenn es mit Dankssagung genossen werde.

Dem verständigen Katholiken ist übrigens der Sinn und die Meinung seiner Kirche, rücksichtlich dieser Disciplin, recht wohl bekannt; er weiß recht gut, daß das Fasten von der Kirche nicht um des Fastens an sich, sondern um der Buße willen geboten wird. Und wie wäre es möglich, eine Anordnung für unchristlich und unbiblisch zu halten, zufolge welcher einmal wöchentlich, — und zwar eben an jenem Tage, an welchem der Bräutigam hinweggenommen ward —, die Gläubigen an ihr Heilsgeschäft ganz besonders erinnert werden? eine Anordnung, durch welche in jedem Jahr vor Ostern eine eigene, strengere Fasten, oder Bußezeit, dem besondern Andenken an Christi Leiden und Opfertod vorzüglich gewidmet bleibt, wo die Gläubigen, — von geräuschvollen Zerstreuungen entfernt —, sich sammeln, in sich einkehren, mit sich Rechenschaft halten, und für jene Angelegenheit, welche einzig Noth thut, eifrigst Sorge tragen sollen?

Nur da, wo das Fasten sich nicht als Beförderungsmittel zur Tugend, sondern als Tugend selbst geltend machte, ward es von Gott als verwerflich erklärt. (Jes. LVIII, 4. 5. Matth. VI, 16 — 18.

Und was anders, als nur das Seelenheil ihrer Gläubigen, sollte von jeher den Vorstehern der Kirche dießfalls zur Richtschnur gedient haben? Wie könnten sie je aus Eigennuß, oder andern zeitlichen Gründen, einen Einfluß auf das Essen oder Nichtessen der Gläubigen sich angemacht haben, wenn nicht höhere, heilige Rücksichten sie dabei geleitet hätten? Die von der bekannten Schriftstelle, „was von außen durch den Mund eingeht, verunreinigt den Menschen nicht“, entlehnte Einwendung der Protestanten ist ganz und gar unpassend. Oder wann kam doch je der katholischen Kirche zu Sinn, irgend eine Speise als unrein zu erklären? Solche Albernheiten können wahrlich nur hirnlose Idioten ihr andichten. Wäre dem also, wie könnte sie dann ebendieselbe Speise an andern Tagen zum Genuß gestatten? Nein, auch der Katholik

hält, gleichwie der Protestant, jede Speise an sich für erlaubt; wohl aber ist's der Ungehorsam gegen die Gebote der Kirche, die verkehrte Gesinnung, und das Vergerniß der Schwachen, — was alles, wie Jesus sagt, aus bösem Herzen kommt, — dieß ist's, was die Gläubigen verunreinigt. Und so wurden auch die ersten Menschen nicht deswegen, weil die Frucht durch den Mund in sie einging, verunreinigt, sondern weil sie des Ungehorsams sich, durch den Genuß der verbotnen Frucht, schuldig gemacht hatten.

Es ist in Wahrheit eben bedenklich genug, und ein arges, unrühmliches Zeichen der Zeit, daß protestantische Christen ihre katholischen Brüder wegen einer Disciplin anfeinden, welche einzig und allein Bekämpfung der Sinnlichkeit zum Zwecke hat. Der zürcherische Theologe Lavater, Swalters Nachfolger, in s. Werke de ritibus Eccl. Tig. 1559. bedauerte, wohl nicht mit Unrecht, daß das Fasten unter seinen Glaubensgenossen fast ganz in Vergessenheit gerathen sei. (Doch feierte, selbst unlängst noch, die zürcherische Kirche alljährlich einen Bet-, Buß-, Dank- und Fasttag!) Freilich, jeder — auch der moralische — Zügel, ist dem Freiheitsinn unsrer aufgeklärten, protestantischen, sogenannten Gottesgelehrten zu lästig, daher auch unablässig neue Versuche ins Werk gesetzt werden, um denselben immer schlaffer zu machen. Wer dieß zu widersprechen geneigt sein möchte, den verweisen wir auf die, unter der Rubrik der neologischen Verirrungen angeführten, erbaulichen Beweisstellen, vorzüglich aus Canabichs Critik der protestant. christl. Religionslehre, S. 185, und Henkes Mag. 2. Thl. 1. und 5. St.

* * *

Eben so ungegründet sind die Vorurtheile der protestantischen Zeloten, hinsichtlich des

Reinigungsortes,

oder sogeheißnen Fegfeuers. Vernehmen wir hierüber zuvorderst die Meinung und Vorschrift der Kirche selbst; sie findet sich in Conc. Trid. Sess. XXV. ganz klar ausgesprochen: „Da die katholische Kirche, in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift und den alten Ueberlieferungen der Väter, in frühern Concilien, und zuletzt noch in der gegenwärtigen allgemeinen Synode, gelehrt hat, daß ein Reinigungsort sei, und daß den darin aufbewahrten Seelen,

durch die Fürbitte der Gläubigen, hauptsächlich aber durch das, Gott wohlgefällige Altarsopfer, Hülfe geleistet werde; so befehlt der heilige Kirchenrath den Bischöfen, Sorge zu tragen, daß eine unverfälschte Lehre vom Reinigungsort, — wie sie von den heiligen Vätern und Concilien übergeben ist —, von den Angehörigen der Kirche geglaubt, gehalten, gelehrt, und überall gepredigt werde. Schwerere und tiefsinnigere Fragen darüber, die weder zur Erbauung etwas beitragen, noch die wahre Frömmigkeit befördern, sollen von dem Volksunterrichte gänzlich ausgeschlossen werden. Dergleichen sollen sie alles Ungewisse, und was nur einen Schein des Unwahren hat, nicht vortragen lassen. Was aber bloß die Neugierde reizen, oder den Uberglauben nähren könnte, wie auch alles, was das Gepräge häßlicher Gewinnsucht an sich trägt, sollen die Bischöfe, als Aergernisse und Störungen der Gläubigen verbieten.“

Es war und ist ganz und gar nicht Lehre der Kirche, daß diese Reinigung durch (materielles) Feuer geschehe; sie spricht nur von einem Purgatorio, d. h. von einem Reinigungszustand im andern Leben, wobei sie jedes nähern Urtheils sich enthält, und die Art dieser Reinigung lediglich der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes anheimstellt (auch Grotius in v. p. pace sagt: „Auf welche Weise diese Reinigung vor sich geht, haben wir nicht nöthig zu wissen“); sie versteht daher auch die, zwar gewöhnliche aber uneigentliche Benennung „Fegfeuer“ nur sinnbildlich, weil die Schrift selbst das Feuer als ein Mittel, um von Schlacken oder Mängeln zu reinigen (zu fegen), bezeichnet; sie beschränkt sich darauf, einen Zwischenzustand zwischen dem irdischen und himmlischen Leben, einen Zustand der Läuterung oder Reinigung festzusetzen, und hat auch diesen Begriff nie anders, als durch den Namen Purgatorium — Reinigungsort — ausgedrückt. Das Wort „Fegfeuer“ schreibt sich lediglich von besondern Vorstellungen der Reinigungsarten her, und ist nicht zweckmäßig gewählt.

Hätten indessen die protestantischen Aufklärer, auch nur etwelchen Sinn für diejenige Achtung, welche jedem großen Kirchenverein an sich schon gebührt, — während sie doch für ihre eignen Aussprüche unbegrenzte Huldigung fordern —, so würden sie der, von den Vätern auf den Concilien zu Florenz und Trient, für das Purgatorium vorgetragenen Lehre, wohl nicht solch' grobsinn-

liche Vorstellung unterscheiden, sondern vielmehr, — zu näherer, unbefangener Prüfung angetrieben —, bald einsehen lernen, daß schon das ganze christliche Alterthum, wie selbst Lessing gesteht, dieser, im reinern Sinne gedachten Lehre, das Wort spreche, und daß nur den Schismatikern des XVI. Jahrhunderts der traurige Ruhm vorbehalten war, auch diesen Glauben der Väter in Zweifel zu ziehen und zu erschüttern.

Und in der That finden wir schon in der grauen Vorzeit, bei Egyptiern und Juden sowohl, als bei griechischen und römischen Dichtern, — freilich noch ungeläuterte — Begriffe, welche auf die Lehre vom Fegfeuer führten, und im Verfolg bekanntlich von Plato zu einem System geordnet wurden. Nach der Meinung der Alten mußte nämlich die Mehrzahl der Seelen, die noch nicht rein genug waren, um unter die Himmelsbewohner versetzt, auf der andern Seite aber auch nicht verdienten, auf ewig in den Tartarus gestürzt zu werden, in der Unterwelt, oder um ihre Gräber schwebend, je nach Verhältniß ihrer begangenen Sünden, büßen. Bei den Griechen und Römern wurden Sühnopfer für sie dargebracht. Clemens von Alexandrien sagt uns in s. Stromat. V. p. 549, daß die stoischen Weltweisen einen Läuterungszustand nach diesem Leben behauptet und denselben *ἐμπύρουν* genannt haben. Bei der Pythagoräischen Lehre von der Seelenwanderung lag eben so die Idee zum Grund, daß die menschlichen Geister erst gereinigt werden müßten, ehe sie zur vollkommenen Glückseligkeit in dem jenseitigen Leben gelangen könnten. In diese Kategorie gehört auch unstreitig, was — nach Eusebius in s. præpar. evang. — Zoroaster, von der Wanderung der Seelen, durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, bevor sie zur Seligkeit des Himmels gelangen könnten, gelehrt hatte. Die, welche die Götter und Menschen bestrafen, sagt Plato im Gorgias, damit die Strafe ihnen nützlich sei, sind die Unglücklichen, welche heilbare Sünden begangen haben; der Schmerz und die Qual sind eine Wohlthat für sie; denn es giebt kein andres Mittel, um von den Sünden gereinigt zu werden. Aber die, welche das Aeußerste, Aergste begangen haben, und ganz unheilbar sind, werden verdammt zu den schrecklichsten Qualen. Vgl. Hom. Il. III. 278. Cic. somn. Scip. C. IX. Plato de rep. L. XI. u. s. w. In dem VI. Buche der Aeneide Virgils wird ebenfalls, bei Gelegenheit des Herabsteigens des Aeneas zum Orcus,

die Lehre von einem jenseitigen Läuterungszustande sehr umständlich vorgetragen. Ja auch die Hindus behaupten denselben und sind der Meinung, daß man den Verstorbenen durch Opfer und Fürbitte zu Hülfe kommen müsse, und sie dadurch Gnade erlangen können. (S. Hafners Reisen T. 2. S. 29.)

Als der Welterlöser diese Lehre, den Glauben an einen Mittelort zwischen Himmel und Hölle, bei seinen israelitischen Zeitgenossen festgewurzelt fand, war er weit entfernt, sie als Irrthum zu erklären, und — gleich andern ihrer Vorurtheile — zu bekämpfen. Elemeus von Alexandrien und Origenes, die Kirchenschriftsteller des ersten Zeitalters, trugen die Lehre vom Fegfeuer ganz deutlich vor; Tertullian, de Monog. c. 10., und Augustinus, Serm. 32. c. 2., geben sich noch besondere Mühe, die Platonischen Ideen durch biblische Beweise zu verstärken. Bei Dionysius Areopag. im zweiten Jahrhundert, dann bei Cyprian im dritten, bei Cyrill von Jerusalem Catech. Mystagog. 4., Ambrosius, Eusebius u. a. m. ist von dieser Lehre ganz ausdrücklich die Rede, Chrysostomus, das Licht der Kirche des Orients, ein unverwerflicher Zeuge der apostolischen Lehre und Praxis, sagt ausdrücklich: „Nicht ohne Grund haben die Apostel verordnet, daß der Verstorbene in den, Ehrfurcht gebietenden Geheimnissen des Messopfers gedacht werde, weil sie wohl wußten, daß dieses denselben sehr nützlich sein würde.“ Alle Kirchenväter stimmen darin überein, daß nach diesem Leben, die Seelen der Abgeschiedenen, obschon von Gott in Gnaden durch Christum aufgenommen, und nach Erlaß der ewigen Strafen zu Erben des ewigen Lebens erhoben, doch, nach dem Maße ihrer Sünden, noch eine väterliche Züchtigung, oder Reinigung zu erstehen haben. Diese ihre Uebereinstimmung mag sich wohl auf klare Beweisstellen sowohl des alten als neuen Testaments gegründet haben. Sene finden wir in den Büchern der Machabäer, diese beim Evangelisten Lucas, und in Briefen der Apostel Petrus und Paulus. Dort wird erzählt, daß, als der syrische König Antiochus, die Juden sehr hart bedrängte, und sogar zum heidnischen Götzendienste zwingen wollte, sich der Kriegsheld Judas, der Machabäer, erhob und in mehrern Schlachten die Kriegsheere des Antiochus überwand; daß er hierauf eine Geldsammlung veranstaltete, und zwölftausend Drachmen als Opfer für die Sünden seiner, in der Schlacht gebliebenen Krieger nach Jerusalem sandte. Nach

dieser Erzählung schließt der, von Gott begeisterte Schriftsteller mit den Worten: „Es ist mithin ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, auf daß sie von ihren Sünden erlöst werden.“ (2 Mach. XII.) Daß aber die Gebete für die Verstorbenen nothwendig auch den Glauben an einen Zwischenzustand der Seelen voraussetzen, ist doch wohl klar genug, da es offenbar unnöthig wäre, für die Heiligen im Himmel, und vergeblich, für die Verworfenen in der Hölle zu beten. Mögen nun auch die Protestanten zwar den Büchern der Machabäer kein canonesches Ansehen beilegen, so wurden solche doch von ihnen stets als authentische Geschichtsurkunden verehrt; als solche aber liefern diese Bücher ein bündiges Zeugniß von dem Glauben des auserwählten Volkes über diesen Gegenstand, einhundert fünfzig Jahre vor Christus. Und daß die Juden vor Beginn des Christenthums verschiedne, religiöse Gebräuche, zur Erleichterung des Zustandes der Abgestorbenen, zu verrichten pflegten, erhellt auch aus dem ersten Sendschreiben des Westapostels an die Cor. XV, wo er solcher erwähnt, ohne den mindesten Tadel darüber auszusprechen. Daß aber dieß Volk, noch heutzutage, fortwährend für seine abgeschiednen Brüder betet, kann man von jedem lebenden Juden bestätigt hören. Und nicht nur die Juden, sondern auch die Muhamedaner nehmen noch gegenwärtig einen solchen Zwischen- oder Läuterungszustand an, und glauben, daß man durch das Gebet, — bei den Erstern Kadisch, auch das „Gedächtniß der Seelen“, und bei den Letztern El-Kathme genannt—, den Abgeschiednen Hilfe und Erleichterung verschaffen könne. —

Aus dem neuen Testament führen wir Luc. XVI, 22. an, wo der Erlöser von Abrahams Schooße spricht, in welchem die Seele des Lazarus ruhte, bis er durch sein heiliges Leiden ihr Lösegeld bezahlt hatte. Dieß war aber doch wohl offenbar ein Zwischenzustand, — wie auch Augustinus lehrt, — und nicht der Himmel, da sonst der Reiche sich an Gott selbst, nicht an Abraham würde gewendet haben. Und wie anders könnte die Stelle bei 1 Pet. III, 18 — 19. und IV, 6. zu verstehen sein? Spricht hier nicht der Apostelfürst ganz augenscheinlich von dem nämlichen Orte, dessen in dem apostolischen Glaubensbekenntniß gedacht wird: „Christus ist hinabgestiegen zur Hölle“? nicht von der Hölle der Verworfenen, zum deren Qualen zu leiden, — wie Calvin Inst. II, 16. gotteslästerlich behauptet, — sondern von dem Verwahrungs-

ort (*φυλακή*) der Abgeschiednen, von Abrahams Schooß, von jenem Zwischenzustand. Auf diesen Verwahrungsort bezieht sich auch — nach der Lehre der Kirchenväter — Christi Ausspruch bei Luc. XII.: „Ich sage dir, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast.“ Und welch' anderer, als der von den Kirchenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte angenommene, Sinn ließe sich jenen Stellen 1 Cor. III, 13 — 15. und Matth. XII, 32. beilegen?

Selbst die Häretiker des XIV. und XV. Jahrhunderts, Wiclef und Hus, sprechen einem Läuterungszustand nach diesem Leben das Wort. Ja, der Hauptstifter der Reformation — Luther selbst — nahm diesen Glauben eifrigst in Schutz; und Calvin — Inst. III, 5. — behauptet ebenfalls: Die Seelen aller Gerechten bleiben in Abrahams Schooß bis zum Tag des Gerichts. In Luthers Unterricht 1519 heißt es: „Vom Fegfeuer soll man fest glauben, und ich weiß, daß es wahr ist, daß die armen Seelen unsägliche Pein leiden, und man ihnen zu helfen schuldig ist mit Beten, — Fasten, — Almosen, und was man vermag; was aber die Pein von einer Art sei, und ob sie allein zur Genugthuung, oder auch zur Besserung diene, weiß ich nicht, und sag auch, daß niemand dieß genugsam weiß; dieß soll man lediglich Gott befehlen.“ In einer andern Stelle sagt er: „Ich rathe und empfehle jedermann, an einen Reinigungsort zu glauben, doch soll niemand dazu gezwungen werden.“ Ferner: „Ich glaube ganz zuversichtlich, ja ich dürfte sogar sagen, ich weiß bestimmt, daß es einen Reinigungsort giebt, und getraue mir auch, solches klar mit der Schrift zu beweisen.“ (S. Luth. de purgatorio.) So urtheilt über das, von den protestantischen Dunsen so sehr belachte und bekritelte Fegfeuer, jener Mann, welchem selbst Zwingli das Lob ertheilt, daß seit tausend Jahren vor ihm, kein solch' fleißiger Bibelforscher erschienen war. Freilich hat ebenderfelbe hocheleuchtete Mann Gottes diese Lehren, an andern Stellen, wieder als „Lügenwerk und Pfaffentrug“ verworfen. Seine Anhänger werden daher die erstere, frühere Meinung als Ueberbleibsel aus seiner vorigen Kirche erklären, von welchen er nur allmählig sich loswinden konnte. Durch solch' triviale Ausflucht wird aber dem Patriarchen wenig Ehre erwiesen; denn wenn er mit sich selbst hierüber noch nicht im Reinen war, noch keinen festen Standpunkt hatte, so war er wahrlich zu einem Refor-

mator auch ganz und gar nicht geeignet. Uebrigens entgegen wir zudem noch, daß er obige Behauptung auf der Disputation in Leipzig — resol. prop. 15 et 19. und in Assert. art. 37. — aufstellte, zu welch' letztrer Zeit er schon als Abtrünniger der Kirche und Aufrührer behandelt ward, folglich nicht aus Unterwürfigkeit, oder Furcht vor dem Papst, andersf schrieb als er dachte, sondern nachdem er bereits öffentlich die heftigsten Lasterungen wider den Papst ausgestoßen hatte.

Und wie konnten in der That die sogenannten Reformatoren des XVI. Jahrhunderts, eine Lehre so blindlings verwerfen, die nicht nur im christlichen Alterthum so unwidersprechlich begründet, sondern auch überhaupt der Vernunft so einleuchtend, — dem Gefühl so ansprechend, — dem Herzen so wohlthuend, — dem Geiste des Christenthums so angemessen ist!?

Muß nicht jeder Protestant als ausgemacht und unbestreitbar zugeben, daß in den Himmel nichts unvollendet Gutes eingehen kann, zur Hölle hingegen nur das vollendet Böse (eine Gesinnung, welche gegen das Gute wahrhaft feindselig ist, und das Böse um des Bösen willen liebt; eine ganz eigentlich teuflische Gesinnung) verurtheilt ist, — daß es aber Menschen giebt, und wohl gewiß sehr viele, deren moralischer Zustand in der Mitte sich hält, und welche auch häufig in diesem Zustande aus der Welt scheiden, — daß endlich zwischen Zeit und Ewigkeit Zusammenhang herrscht, und welchem gemäß die Menschen mit ebenderselben Gesinnung dort eintreten, wie sie hier ausgetreten sind? —!

Gäbe es nun keinen Mittelzustand (welchen die katholische Kirche eben jenen Reinigungsort nennt), so würde nothwendig der Mensch entweder in seinem unvollendet gebliebenen, moralischen Zustande in den Himmel eingehen, dessen er jedoch noch nicht würdig ist, oder er wäre zur Hölle verurtheilt, die er doch bei weitem noch nicht verwirkt hat! Und wie sollte der Gott der Liebe das zerknickte Rohr vollends brechen, statt es wieder emporzurichten, den glimmenden Docht vollends auslöschen, statt ihn wieder zur Flamme anzufachen? Wie sollte er die, noch aufkeimende Liebe, die verspätete, vom Tod übereilte Buße ohne Erbarmen zurückstoßen, statt sie zu vervollkommen, und sie für den Himmel tauglicher zu machen? Unmöglich kann man diese Lehre von einem Mittelzustand verwerfen, ohne Gott einestheils Heiligkeit und Gerechtigkeit, an-

dernthet's Güte und Erbarmen abzusprechen; und es bedurfte wahrlich jener heftigen, bitteren Feindseligkeit gegen die katholische Kirche, welche die Reformatoren aller Besonnenheit beraubte, und sich auch auf ihre Nachfolger ungeschmälert forterbte, um solch ein Verwerfungssystem aufzustellen und zu verfechten.

Wenn dem Protestanten ein geliebter Gegenstand, — Eltern, Kinder — durch den Tod entzissen werden, die zwar manche gute Eigenschaften, aber auch manche Gebrechen an sich trugen, und in diesem Zustande vom Tode überreift wurden; sollte er da nicht Beruhigung suchen und finden, in dem Gedanken: der Geliebte befindet sich nun in der Ewigkeit, in der Hand des gütigen und gerechten Gottes; dieser wird seine Huld ihm nicht entziehen, er wird das Unvollkommene vollenden und für die ewige Seligkeit tauglich machen, ob wir gleich nicht wissen, auf welche Art und Weise dies geschehen werde. Solche und ähnliche Empfindungen, deuten sie aber nicht eben auf jenen Mittelzustand hin, und drücken sie nicht aus, wie wünschbar derselbe sowohl der Vernunft, als dem Gemüthe des Sterblichen sei?

Daß aber auch die Fürbitte des katholischen Christen für seine abgeschiednen, im Reinigungsorte sich befindlichen Brüder vernunftmäßig, und mit dem Geiste des Christenthums übereinstimmend sei, wird sich ebenfalls unschwer darthun lassen.

Wie es überhaupt in der katholischen Kirche auch nicht ein einziges Dogma giebt, welches nicht seine Wurzeln in dem tiefsten Grunde der menschlichen Natur, seine Analogie in den Gebräuchen aller Völker hätte, welche Dogmen, als allgemeine Gesetze, vorzugsweise in unmittelbarem Bezug auf das Wohl des Menschen stehen, und daher allen Zeiten und Nationen gemein sind; so giebt es auch bei ihr nicht einmal eine, zur höhern Kirchenzucht gehörige, Uebung oder Anstalt, welche nicht ihren Grund in einer allgemeinen Anerkennung hätte.

Grotius, der bei den Protestanten in verdienter Achtung stehende, gelehrte und berühmte Mann, gründet diese Lehre vom Gebet für die Abgestorbenen erstens auf die geschichtliche Thatsache, daß, schon seit der Zeit der Propheten und Esdra's, dieser Gebrauch bei den Israeliten allgemein eingeführt war; zweitens darauf, daß der, von Gott zur Ausrottung der eingerissnen Irrthümer in die Welt gesandte Erlöser, diese beim Volke überall vorgefundne Sitte.

nirgends gerügt habe; und endlich auf den wichtigen Umstand, daß, nach dem Zeugniß von Tertullian, die Gebete für die Abgestorbenen in allen Kirchen eingeführt waren und in allen Liturgien enthalten sind, auch nicht ein einziger christlicher Schriftsteller, der damaligen und spätern Zeit, diese Uebung je bestritten habe. Dieß Urtheil eines der angesehensten, protestantischen Theologen werden wahrlich keine Trugschlüsse unsrer neueren Illuminaten je zu entkräften vermögen.

Auch Calvin schon — Instit. L. 3. C. 5. N. 10 — hatte eingeräumt, daß die Gebete für die Verstorbenen ein alter und frommer Gebrauch seien; und Melancton — Ed. Grossii p. 274, 275. — gestund ebenfalls, daß die Fürbitte für die Abgestorbenen schon im christlichen Alterthum sei verrichtet worden, daher er sie auch keineswegs für verwerflich halte. — Was sollte aber ein Gebet für die Verstorbenen noch zu erzwecken vermögen, wenn es — nach der Ansicht der Protestanten — keinen Reinigungsort giebt? Für die Seelen im Himmel, und für die Verworfenen in der Hölle zu beten, wäre doch wohl — wie schon oben bemerkt — gleich zwecklos und ungemein paradox! —

Unstreitig geht ja, schon aus der menschenfreundlichen und erquickenden Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, auch der wohlthätige Einfluß hervor, welchen wir auf unsre abgeschiednen, dem Reinigungszustand unterworfenen, Brüder ausüben können und sollen? Nicht als abgeschnittne Glieder des Leibes, dessen Haupt Christus ist, haben wir diese Seelen zu betrachten, sondern als Glieder am Leibe, die aber noch — um uns eines biblischen Ausdruckes zu bedienen — einer Läuterung, wie das Gold durch's Feuer, bedürfen, um der Theilnahme an der Seligkeit der triumphirenden Kirche Christi gewürdigt zu werden; sie sind also in der Gemeinschaft, und wenn sich eine Gemeinschaft der Glieder nicht ohne thätigen Einfluß denken läßt, wie könnte dann die Lehre befremden, daß wir durch Gebet wohlthätig auf sie einzuwirken vermögen? Finden wir es vernünftig, schon auf Erde, wo ebenfalls ein Zustand der Läuterung und Tauglichmachung zum Reich der Seligkeit ist, für einander zu bitten, und durch Gebet einander zu Hülfe zu kommen, in der ganz vernunftmäßigen Zuversicht, daß das Gebet, oder die Fürbitte aus Liebe, dem Gott der Liebe wohlgefällig sei (1 Tim. II, 1 — 4. Jak. V. 16.),

wie könnte diese Fürbitte aufhören, vernünftig zu sein, wenn sie auf die Glieder des Leibs Christi im Reinigungsstande ausgedehnt wird, da es doch dieselbe Gemeinschaft, — derselbe Beweggrund ist? Sollten sie etwa zu entfernt für uns sein? ist Gott, dem wir sie empfehlen, nicht überall zugegen?

Auch liegt doch wohl schon in der moralischen Natur des Menschen, ein Antrieb zur Fürbitte für die Abgeschiednen. Welches fühlende Herz wünscht nicht, dem bedrängten Mitbruder zu helfen? Kann es auch nicht unmittelbar zur Linderung beitragen, so wird es sich doch gern an vermögende Menschenfreunde, — und wie viel lieber noch an Gott, den mächtigsten und gütigsten aller Menschenfreunde —, wenden, daß er erbarmend helfe, rette, tröste! Und gerade dieß thun ja eben die katholischen Christen, indem sie für die Verstorbnen im Reinigungsorte beten. Mag immerhin — wer hartherzig genug ist — diese Handlung der reinsten Brudersliebe verwerfen, der Gott der Liebe, der nicht das Verderben, sondern die Rettung des Sünders will, kann und wird sie nicht ver-
schmähen.

Noch bemerken wir, daß die *confessio helvetica* — diese Haupturkunde der Zwinglischen Lehrmeinung — wohl den Glauben an Teufel und Hölle vorschreibt, hingegen der trostvollen Lehre vom Reinigungsort keineswegs Raum giebt. Im Cap. VII. begründet sie den Glauben an den Teufel mit vielen Schriftstellen; im Cap. XI. behauptet sie „das Hinabfahren der Ungläubigen oder Gottlosen mit den Teufeln in der Hölle Abgrund, um ewig da zu brennen“; und im Cap. XXVI. bestätigt sie: daß die Ungläubigen richtig auf ihr Absterben in die Hölle versenkt werden, mit dem Beisatz: „daß ihnen durch keine Dienste und Nachthun der Lebenden daraus möge geholfen werden.“ Während 1 Petr. III, 19. IV, 6. ausdrücklich gesagt wird, daß „Christus nach seinem Tode den Geistern im Gefängnisse gepredigt habe“, und daß auch „den Todten das Evangelium sei verkündet worden“, — während, von den ersten Zeiten der Kirche an, Christi Heimsuchung der Gestorbnen geglaubt, und daher auch in's apostolische Symbol war aufgenommen worden (unter Hölle, hebr. Scheol. gr. Hades, ward nach altem Sprachgebrauch: Unterwelt, — Grab, — Schattenreich, — Aufenthaltsort der Abgestorbnen verstanden) —, während schon häufig davon in den alten Prophezeiungen, sowie bei den Kirchenvätern Ignaz,

Justin, Irenäus, Hieronimus, Joh. Chrysostomus und so vielen andern mehr die Rede war, — behaupteten dagegen unsre afterweisen Reformatoren: durch die Hinabsteigung Christi zur Hölle werde nur der Tod Christi verstanden, denn Christus sei nicht wahrhaftig zur Hölle gestiegen. (S. Decolampad l. I. Ep. p. 4; Bucer ad Math. 27; Bullinger sup. Ep. Petri; Zwingli's Pred. in Bern gehalten 1528, und libr. ep. 3. p. 1226.)

Wir können die Erörterung dieses Gegenstandes nicht schließen, ohne einige Urtheile angesehener, protestantischer Schriftsteller noch anzuführen, mit welchen unsre unbefangnen Ansichten in erfreulichem Einklang stehen. So erklärt sich der gelehrte Professor Köppen im 2. Theil s. Philos. des Christenthums, dießfalls ganz entschieden zu Gunsten der katholischen Lehre. „Die Mehrzahl der Menschen“, sind seine Worte, „ist weder des Himmels, noch der Hölle würdig. Sehr natürlich wird die christliche Dogmatik von dieser Seite, zur Annahme eines Mittelzustandes hingetrieben, in welchem weder die Seligkeit des Himmels, noch die Qual der Hölle herrscht; ein Fegfeuer, dessen Bevölkerung, aus den angegebenen Ursachen, sehr groß sein muß, und in welchem alle Hoffnung eines bessern Schicksals nicht verschwunden ist. Auch das Ansehn der ältesten Kirche spricht für die Annahme eines solchen Mittelzustandes. Wenn im protestantischen Lehrbegriff von Graden der Seligkeit und der Verdammniß die Rede ist, so sucht man sich dadurch in der Verlegenheit zu helfen.“ Auch Doctor und Kirchenrath Horst, in seiner Mysteriorophie, findet in dieser Lehre eine große, wahre Wohlthat, und die Ausweichung eines ungeheuren Sprungs in der Natur. Der Göttingische Theologe, Dr. Less, in seiner christlichen Religionstheorie, Jung in seiner Theorie der Geisterkunde, Menzel, v. Meier u. a. m. gestehen ebenfalls, daß der Reinigungszustand nach dem Tode, sowie das Gebet für die Verstorbenen, ganz bestimmt von der Schrift gelehrt werden, und daß, ohne diese, die Lehre von Seligkeit und Verdammniß den größten Widersprüchen unterliegen würde. Dr. Eschirner, de sacris Eccl. nostræ publ. caute emendandis, wünscht, daß am letzten Tage des Jahres, in allen Kirchen, zum Andenken für die Abgestorbenen, ein Gottesdienst gehalten werde, wo die Gläubigen, durch Gebete, ihre abgestorbenen Eltern und Freunde der Gnade Gottes empfehlen sollen. Superintend. Rebe ermahnt seine Gläubigen, in ihren Gebeten derjenigen

zu gedenken, welche nicht Zeit hatten, sich zum Austritt aus dieser Welt vorzubereiten. Hauptsächlich aber wählen wir hier noch den großen Leibniz zu unserm Wortführer. „Es war“, sagt er in f. syst. theol. „von jeher die Lehre der Kirche, daß man für die Verstorbenen beten solle, daß ihnen durch unser Gebet geholfen werde, und daß jene, welche aus diesem Leben geschieden sind, zuweilen noch, — obschon von Gott in Gnaden durch Christum aufgenommen, und des ewigen Lebens theilhaft geworden, — für ihre Sünden eine natürliche Züchtigung oder Reinigung leiden, besonders wenn sie sich von diesen Flecken auf Erden nicht genugsam gereinigt haben. — Die heiligen Väter sind zwar nicht einig über die Art der Reinigung, aber alle beinahe kommen darin überein, daß nach diesem Leben eine väterliche Züchtigung oder Reinigung, wie sie auch beschaffen sein mag, Statt finde, welche die Seelen, — nach ihrem Hinscheiden aus dem Körper erleuchtet, und dann durch die Einsicht der Unvollkommenheit des verfloßnen Lebens und der Schändlichkeit der Sünde, von der größten Traurigkeit gerührt, — selbst sich wünschen, und nicht anders zur höchsten Seligkeit gelangen wollten. Viele Männer haben sehr schön bemerkt, daß diese reinigende Trübsal der, über ihre Handlungen nachdenkenden Seele freiwillig sei.“ Also auch Leibniz, dieser über das gemeine Loos der Menschen erhabne Geist, — wie die Acta Eruditor. in Leipzig ihn nennen —, findet in der geschilderten Lehre der katholischen Kirche nichts Unphilosophisches, nichts Ungöttliches! —

Und wie gemüthlich äußert sich hierüber Collier in f. Rechtf. der Gr. d. Theol. „Das Gebet für die Verstorbenen“, sagt er, „ist eine der ältesten und bewährtesten Uebungen der christlichen Religion. Diese Sitte belebt den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, zieht den schwarzen Schleier vom Grabe zurück, und eröffnet eine Verbindung zwischen dieser und jener Welt. Wäre sie beibehalten worden, so würden wir wahrscheinlich nie so viel Scepticismus und Unglauben unter uns gehabt haben. Ich kann keinen Grund finden, warum von einer Partikularkirche, die keine Ansprüche auf übernatürliche Gaben machen kann, und so entfernt von der ersten Zeit des Christenthums ist, ein Gebrauch, der nicht verdammt ist, der vielmehr, — wie wir nach der heiligen Schrift zu glauben Ursache haben —, früher Statt fand, — der in dem apostolischen Zeitalter, in den Zeiten der Wunder und Offenbarungen, geübt wurde, —

der in den Glaubensartikeln nicht vergessen und niemals für unbedeutend erklärt worden ist, der offenbar zu den Zeiten des heiligen Augustinus in der Kirche gebräuchlich war, und bis zum sechszehnten Jahrhundert geliebt worden ist, aufgegeben, oder vernachlässigt werden könne. Wenn wir von unsrer Seite nichts für unsre Verstorbenen thun, wenn wir für sie zu beten unterlassen, wenn wir ihrer nicht mehr, wie früher geschah, beim heiligen Abendmahl gedenken, so wird von unsrer Seite der Verkehr, den die Gemeinschaft der Heiligen, wie jeder Verein, voraussetzt, vernachlässigt, und wie kann man also sagen, daß wir in der Gemeinschaft der Heiligen verbleiben? Und wenn wir uns also auf diese Weise von dem edelsten Theile der allgemeinen Kirche entfernt halten, kann man dann nicht von uns sagen, daß wir unsern Glauben verstimmen, und die Hälfte eines Artikels des christlichen Glaubens von uns stoßen?“ Auch Forbes, der gelehrte Bischof von Edinburg, sagt sehr schön: „Das Gebet für die Verstorbenen war schon von den Zeiten der Apostel her üblich, und sollte von den Protestanten nicht als unnütz verworfen werden; sie sollten das Urtheil der ursprünglichen Kirche ehren, und eine Uebung annehmen, die durch den ununterbrochenen Glauben so vieler Jahrhunderte bestärkt ist. Wir können mit Zuversicht behaupten, daß die Gebete für die Verstorbenen nicht unnütz, sondern vielmehr heilsam sind“ (wozu auch das englische Rituale von 1549 eine schöne Vorschrift enthält).

So möge dann die Gottheit Verzeihung jenen Irrlehrern angedeihen lassen, welche, aus bloßem Starrsinn und Rechthaberei, dem Sterbenden den unaussprechlichen Trost rauben, den die Kirche in diesem Augenblick ihren Kindern reicht, indem sie dieselben auf einen Reinigungszustand hinweist, und sie an die Verheißung Gottes erinnert, daß er das geknickte Rohr nicht zerbrechen, noch den rauchenden Docht vollends auslöschen werde; — indem sie ihn ferner durch die Versicherung beruhigt, daß in die Hölle ebenfalls nichts eingehe, was nicht vollendet böse ist; — daß es demnach einen Mittelzustand gebe, in welchem das unvollendete Gute durch die Gnade Gottes vollendet wird, wo, der Gemeinschaft der Heiligen wegen, alle Seligen im Himmel und alle Christen auf Erde, einstimmig hiefür zu Gott beten, in der freudigen Zuversicht, daß er dieß Gebet der Liebe nicht verschmähen werde, besonders wenn wir es da verrichten, wo wir ihm das Versöhnungsoffer seines geliebten Sohnes darbringen!

A n h a n g.

Erläuterung der, in dieser zweiten Abtheilung vorkommenden, aus fremden Sprachen eingefloßenen, Wörter.

Abstraction, die, bloß in Gedanken geschehende Absonderung, oder Unterscheidung.

Akatholik, Nichtkatholik.

Allegorie, verblümmte Rede; Gleichnißrede.

Anabaptist, Wiedertäufer.

Anonym, siehe 1te Abtheilung.

Aphorismen, kurze Aussprüche; Lehrsätze.

Apokalypse, Enthüllung; Offenbarung.

Apostat, Abtrünniger; vom bisherigen Glauben Abgefallener.

Archäolog, Alterthumsforscher.

Archiv, Urkunden-Aufbewahrungsort.

Argument, Beweisgrund.

Arianismus, Name einer Secte des vierten Jahrhunderts, welche die Gottheit Christi läugnete.

Atheismus, Gottesverachtung; Gottesläugnung.

Attribut, Eigenschaft, Kennzeichen.

Axiom, unwidersprechlicher Lehrsatz; unlängbarer Ausspruch.

Bigotterie, Heuchelei; Scheinheiligkeit; Undächtelei.

Blasphemie, Lästerung; Hoheitslästerung.

Catastrophe, Wendung; schlimmer Ausgang.

Cathegorie, Begriffs-, Gedankenfach; Classe.

Caustisch, beißend; ätzend; scharf.

Cölibat, s. 1. Abth.

Colloquium, s. 1. Abth.

Commentarien, s. 1. Abth.

Compilirt, s. 1. Abth.

Confession, s. 1. Abth.

Congregation, Versammlung; Verbindung.

Controversen, s. 1. Abth.

Convertit, der von einer Partei zur andern übertritt; Befehrter.

Corсар, Raubschiffer; Seeräuber.

Dedication, Zueignung.

Deformation, s. 1. Abth.

Deismus, Glaube an Gott, ohne äußern Dienst.

Decennium, Zeitraum von zehn Jahren.

Diatribе, gelehrte Abhandlung, in Rede oder Schrift.

Disciplin, s. 1. Abth.

Divergenz, das Auseinanderlaufen; Verschiedenheit; Unterscheidung.

Dogmen, s. 1. Abth.

Doctrin,

Documentirt, mit Urkunden belegt.

- Duns, ein aufgeblasener, einbildischer Schwachkopf.
 Edict, s. 1. Abth.
 Effektiker, die von den übrigen Secten nur das Beste wählen und annehmen.
 Epikuräer, Anhänger des Epikurs; Leute, die das sinnliche Vergnügen für das höchste Gut halten.
 Epitaph, Grabschrift.
 Eucharistie, s. 1. Abth.
 Excommunication, Ausschließung; Verstoßung; Kirchenbann.
 Exegetik, s. 1. Abth.
 Fabulist, Märchendichter; Schwärzer.
 Generation, s. 1. Abth.
 Gigant, Erdensohn; ungeheurer Riese.
 Gnostiker, Secte des zweiten Jahrhunderts; Leute von eingebildeter, höherer Einsicht.
 Gordischer Knoten, sehr verwickelter, unauflöslicher Knoten.
 Häretiker, s. 1. Abth.
 Hierarchie, „
 Hierophant, Oberpriester bei den Atheniensern.
 Historiograph, Geschichtschreiber.
 Hostie, die Oblate im heil. Abendmahl.
 Hugenotten, die Anhänger Calvins in Frankreich.
 Humanität, s. 1. Abth.
 Humanistisch, was sich auf die schönen Wissenschaften bezieht.
 Hyperorthodoxie, überspannte Rechtgläubigkeit.
 Ideal, was nur in der Einbildung besteht.
 Idiot, einfältig; ungelehrt; Nichtkenner.
 Illuminaten, Erleuchtete; Aufklärlinge.
 Implaciren, miteinschließen.
 Indifferentismus, s. 1. Abth.
 Infallibilität, s. 1. Abth.
 Intellectualisten, Verstandesmenschen.
 Interpretation, Uebersetzung; Auslegung.
 Intoleranz, Unduldsamkeit.
 Intriguen, heimliche Anschläge; List; Ränke.
 Irenisch, auf Frieden, Versöhnung abziweckend.
 Ironie, Verstellung, da man anders spricht, als denkt.
 Jurisprudenz, Rechtswissenschaft; Rechtsgelehrsamkeit.
 Koran, Religions- und Gesetzbuch der Türken.
 Koryphäe, Haupt; Anführer, der an der Spitze steht.
 Kritiker, böswilliger Beurtheiler.
 Latitudinärer, s. 1. Abth.
 Lar, schlaff; weit.
 Libellist, der Schmähschriften verfaßt.
 Liliputer, märchenhafte Zwerge.
 Litterator, s. 1. Abth.
 Liturgie, „
 Lyäus, „Gorgenlöser“, — Beinamen des Bacchus.
 Mäzen, Name eines römischen Ritters, welcher den Künsten und Wissenschaften sehr gewogen war.

- Metapher, verblüimte Rede; uneigentliche Redart.
- Methodisten, eine neuere enthusiastische Religionsgesellschaft, im J. 1730 zu Orford in England gestiftet, welche auf strengste Beobachtung der Vorschriften des Christenthums dringt.
- Missionär, Abgesandter für das Befehrungsgeschäft; Glaubensprediger in den Ländern der Ungläubigen.
- Monogamie, Einweiberei (im Gegensatz mit Vielweiberei).
- Motto, Denkpruch; Sinnspruch.
- Mysterien, s. 1. Abth.
- Mytiker, welche das Geheimnißvolle lieben.
- Mythe, s. 1. Abth.
- Negation, Verneinung; Verläugnung.
- Neolog, einer neuen Lehre zugethan.
- Nihilist, der in Religionsachen nichts glaubt.
- Nimbus, s. 1. Abth.
- Notabilität, Auszeichnung; vorzügliches Ansehen.
- Obscurant, Finsterling; das Dunkle liebend; Feind der Aufklärung.
- Oecumenisch, s. 1. Abth.
- Oppugnant, Angreifer; Gegner; Feind.
- Opulent, reich; ansehnlich; mächtig.
- Orakel, geheimnißvoller, räthselhafter Götterauspruch.
- Pamphlet, Schmähschrift; Flugschrift.
- Pantheist, s. 1. Abth.
- Parabel, Gleichniß.
- Paradox, seltsam; auffallend; dem gemeinen Wahn zuwiderlaufend.
- Paraphrase, Umschreibung; umständliche Erklärung.
- Paritätisch, aus zweierlei Religionsparteien bestehend, welche gleiche Rechte genießen.
- Paschah, das jüdische Osterfest, Uebertrittsfest.
- Pasquill, s. 1. Abth.
- Pastoraltheologie, Unterricht zu Führung des Predigtamtes, der Seelsorge.
- Pathetisch, gerührt; bewegt; leidenschaftlich.
- Patristik, s. 1. Abth.
- Perfectibilismus, s. 1. Abth.
- Perhorrescieren, als unzulässig erklären, verwerfen.
- Periodisch, was zu bestimmter Zeit wiederkehrt.
- Phantast, s. 1. Abth.
- Pönitentiar, Beichtvater; Bußpriester.
- Polemik, s. 1. Abth.
- Polygamie, s. 1. Abth.
- Prädicat, Eigenschaft.
- Privilegirt, bevorrechtet.
- Prognosticiren, vorher einsehen; vorher bestimmen.
- Proselyt, Uebergangener; Ankömmling; Neubefehrter.
- Pygmäe, eine Faust lang; Zwerg.
- Phlades, Freund des Orestes; zärtlicher Freund.
- Pyrrhonisch, zweifelsüchtig.

Qualitativ, was auf die Beschaffenheit einer Sache sich bezieht.
Quantitativ, was auf die Größe, oder Menge einer Sache sich bezieht.

Rabulisterei, s. 1. Abth.

Rationalismus, s. 1. Abth.

Repertorium, Sachregister; Verzeichniß.

Rhapsodie, s. 1. Abth.

Ritual, Kirchenordnung.

Romantisch, reizend; malerisch; fabelhaft.

Sacrilegium, s. 1. Abth.

Sanctioniren, s. 1. Abth.

Schiboleth, Erkennungs- oder Lösungswort.

Schisma, s. 1. Abth.

Scholastisch, spitzfindig; wortklauberisch; schulsucherisch.

Scurralität, übertriebener Scherz; Possenreißerei.

Sinecur, Amt mit Einkünften, ohne Geschäfte.

Scepticismus, Zweifelsucht.

Scizze, Entwurf; Umriss; Grundlinien.

Scribler, schlechter Schreiber; Schmierer.

Sophisterei, s. 1. Abth.

Sorbonisten, Mitglieder des, im Rufe großer Orthodoxie stehenden, von N. von Sorbon gestifteten, Hauptcollegiums der theologischen Facultät in Paris.

Socinianer, s. 1. Abth.

Strategisch, zur Kriegskunst gehörig.

Subjectivität, Persönlichkeit; das in unserm Erkenntniß- und Vorstellungsvermögen Vorhandene.

Sublimiren, durchs Feuer in die Höhe treiben; verflüchtigen.

Substanz, Wesenheit.

Supernaturalist, Offenbarungsgläubiger.

Suprematie, s. 1. Abth.

Symbol, s. 1. Abth.

Synoptisch, übersichtlich; kurzgefaßt.

Taktik, Geschicklichkeit; Gewandtheit; Kriegskunst.

Temporifiren, zögern; aufschieben; bessere Gelegenheit abwarten.

Territoriallasten, Abgaben, die auf dem Grundbesitz lasten.

Thesen, Sätze; Lehrsätze.

Traditionell, s. 1. Abth.

Transsubstantiation, Verwandlung der Wesenheit.

Trinität, Dreieinigkeit.

Trivial, gemein; niedrig; abgedroschen.

Tropus, Bild; Gleichniß; verblüumte Rede.

Urbanität, s. 1. Abth.

Vaganten, Herumschweifende; Landstreicher.

Virginität, Jungfräulichkeit; Reinheit.

Vulgata, die gemeine lateinische, von dem Concilium in Trient anerkannte, Bibelübersetzung.

Zelot, s. 1. Abth.

Inhalts-Verzeichniß

der zweiten Abtheilung.

	Seite.
Desiderius Erasmus, von Rotterdam; der Pharos unter den Zwischen, der Gigant unter den Hygmaen. Seine eigenthümlichen Verdienste um die Reformation. Zeugnisse von Zwingli	1.
Von Melancthon, Hauschein, Luther	3.
Von Amerbach, Froben, Bischof, Glarean	4.
Von neuern protestant. Schriftstellern	—.
Erasmus, von Luther beurtheilt.	7.
Benchmen seiner Gegner	9.
Seine Beharrlichkeit in der Freundschaft	10.
Seine Vorschläge zu kirchlichen Reformen	—.
Sein Verhältniß zum Magistrat in Basel	11.
Notizen über Pirckheimer, Casander, Sadolet und Th. Morus	12.
Urtheile gelehrter Zeitgenossen über Erasmus.	13.
Desgleichen neuerer angesehener Schriftsteller: J. G. Müller, Marx, Wachler, Füßlin, Schröth	16.
Nähere Darstellung seiner literarischen Wirksamkeit.	17.
Schilderung seiner Gemüthsart; Selbstgeständnisse	20.
Entwicklung des Reformationswerks; Urtheil Friedrichs II.	26.
Abriß der Reformationsgeschichte Englands; Apostasie Heinrichs VIII.; Grammer; Anna von Boleyn	27.
Eduard VI.; Rückkehr zum alten Glauben unter Maria	29.
Regierung der Königin Elisabeth; Herstellung der Reform; Folgen; Anzahl der Sekten	30.
Verhältniß der Lutherischen Lehre zur Zwinglischen in England beim Beginn der Glaubensstrennung	32.
Luthers Reformationswerk in Sachsen	33.
Abweichung der Lutherischen Glaubenslehre von der Zwinglischen im Punkt von der Eucharistie	—.
Begründung des Lutherischen Dogma	—.
Formliche Trennung der Lutheraner und Zwinglianer	36.
Berufung der Lutheraner auf Zeugnisse der Kirchenväter	—.
Luthers Aussprüche üb. Geheimnißlehren	37.
Urtheil von Leibnitz und Newton.	38.
Vergleichung des Osterlamms im alten mit dem Abendmahl im neuen Bunde.	39.
Cregetischer Hauptbeweis für den Lutherischen Lehrbegriff von der Eucharistie.	—.
Geschichtliche Umstände, die Einführung der Lutherischen Lehre betreffend.	41.
Luther und Zwingli auf der Disputation in Marburg	45.
Urtheil des sächs. Theolog. Justus Jonas	46.
Streit zwischen Luther und Zwingli über den frühern Beginn ihres Reformationswerks.	—.
Glaubensabfall in der Schweiz	47.
Colloquium in Baden 1526.	48.
Zusammenberufungsschreiben der Eidgenossen, Beschuldigungen gegen Zwingli	49.
Fortgang der Verhandlungen; Zwingli's indirekter Antheil.	51.
Dr. v. Eck, Zwingli's Hauptgegner.	54.
Dr. Faber, desgl.	—.
Deffen Zergliederung der Zwinglischen Lehmeinung	55.
Th. Murners Schlusssätze gegen Zwingli	56.
Nähere Notizen über Murner.	59.
Schluß der Disputation; Abstimmung	60.
Zuschrift von Erasmus an die schweizerische Tagsatzung, betreffend die neue Glaubenslehre	61.

	Seite.
Entscheid sämmtlicher 12 Stände, Verwerfung der neuen Lehre	62.
Grundlosigkeit des Verdachts gegen die Aechtheit der gedruckten Disputationen-Alten	63.
Fabers gründliche Erläuterung der Einsetzungsworte Christi zum Abendmahl.	64.
Vorgang der Reform; Berns Wankelmuth	67.
Klagen der Mittstände gegen Bern.	68.
Disputation in Bern 1528.	—.
Verbreitung der Reform; Fortschritte in Zürich.	69.
Wirren, Zerrwürnisse	—.
Zürchs Benehmen gegen die Altgläubigen	71.
Einheimische Kriege; Zwingli als Urheber	72.
Zeugniß von Eschschy.	73.
Kappeler Krieg von 1531.	—.
Nähere Umstände; Wirkung desselben; allgemeine Verwirrung in Kirche und Staat	76.
Urtheile der Reformatoren über ihr eigenes Werk	82.
Merkwürdige Geständnisse Luthers	86.
Urtheile von Hugo Grotius, Schlußselberg u. a.	89.
Ueberhandnehmende Sittenverderbniß	90.
Zeugnisse der Zürcherischen Synode unter Zwingli, über seine nächsten Amtsbrüder	—.
Zeugnisse von Gwalter, Bullinger, Leo Juda u. a.	91.
Klagen protestantischer Schriftsteller neuerer Zeit	93.
Fruchtlosigkeit der protestant. Synoden und Colloquien	95.
Raub der Kirchen- und Klostergüter, als Hauptreizmittel zur Reform	—.
Ungerechtigkeit solcher Handlung, von angesehenen Juristen und Geschichtschreibern dargethan	96.
Bauernkriege in Deutschland	97.
Thomas Münzer in Thüringen; Nikolaus Storch	98.
Luthers Widerseßlichkeit gegen diese Sekte	99.
Joh. Bokolt in Westphalen	100.
Hugenottenkriege in Frankreich	102.
Zerstörungswuth in England	—.
Plünderungen in Schweden und Dänemark; Verwüstungen in Deutschland	103.
Die Schismatiker unterhandeln eine Vereinigung mit der griechischen Kirche	104.
Bekümmerniß und Reue Melanchthons	—.
Frenische Versuche Molans mit Leibnitz und Bossuet	105.
Folgen der Reformation in der Schweiz, im Allgemeinen.	106.
Benehmen der römischen Päpste beim Beginne der Kirchentrennung	107.

	Seite
Paul III.; Concilium von Trident	107.
Dermaße Gestalt des Protestantismus in Folge der Reform.	108.
Glaubens- und Gewissensfreiheit; willkürliche Schriftauslegung.	—.
Verschiedene Definitionen des Protestantismus.	109.
Merkwürdige Geständnisse und Klagen angesehener protestant. Schriftsteller über den jetzigen Zustand des Protestantismus	110.
Pustkuchen, Reinhard, Roje	111.
Joh. v. Müller	112.
C. F. v. Ammon; Schleiermachers u. a. m.	115.
Der in Deutschland auf die Bahn gebrachten Vereinigung zwischen Lutheranern und Reformirten liegt Indifferentismus zum Grunde.	118.
Perfectionismus. Luthers Mißgriffe beim Beginne der Reform	119.
Analogie der neuern mit den ältern Häresen	120.
Anzahl der Sekten; Mangel an Uebereinstimmung.	—.
Urtheil Möhlers hierüber	121.
Abirrungen von den kirchlichen Grundsätzen, reformirter und katholischer Seite	—.
Urtheil Augustins über willkürliche Schriftauslegung	122.
Geständnisse reformirter Theologen über die Mangelhaftigkeit ihres Kultus und dessen öftere Umgestaltung.	123.
Urtheil von M. Schweizer im Widerspruch von C. F. v. Ammon	—.
Nähere Betrachtung des Protestantismus; authentische Belege; Ausgebirten der Neologen	124.
Christenthum nach den Ansichten von Superintend. Cludius.	126.
Die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums, bestritten von Breischneider, Schultheß u. a. m., vertheidigt von andern Theologen	—.
Die Evangelien, beurtheilt von Michaeis und Bertholdt.	127.
Aussprüche anderer Neologen. Hofmann, Bredow, Krug	128.
Jäntsch, Eckermann, Eichhorn.	129.
Paulus, Fr. Fischer, Geise, Nauvilon, Wegscheider	130.
Schleiermachers Meinung von der Auferstehung Christi; Widerlegung; Fichtes Todesurtheil über die christliche Religion; Feuerbach; Bruno Bauer	131.
Gottseit Christi als Grundlage des Christenthums	132.
Zeugnisse der Kirchenväter: Ignatius, Irenäus, Clemens von Alexandrien	133.
Origenes, Gregor, Cyprian	134.
Daß die Urschriften Jesum als Gott	—.

erkannten, bezeugen auch heidnische Schriftsteller	135.
Die Gottheit Christi, geläugnet und bestritten von den neuern Rationalisten	136.
Aussprüche von Laufen und Cannabich	138.
Schultheß, der dreiste Vernunftsritter	139.
Solche Verwirrungen ergeben sich aus dem Wesen und gehören zu dem Vorrecht des Protestantismus	142.
Einfluß auf die Erziehung der Jugend	143.
Urtheile befugter Fachmänner: Gaf, Hupfeld, Krummacher	144.
Gefahr solcher Freigeisterei	145.
Rationalismus ist Selbstvergötterung	146.
Groll gegen den Katholizismus, als einziger Vereinigungspunkt zwischen den protestantischen Parteien.	147.
Die Ursache hiervon beruht nur auf verkehrten Begriffen	—
Rästerungen der Protestanten, bald aus Unkenntniß, bald aus bösem Willen	149.
Sie vergessen dabei ihre eigenen Schwächen; letztere von berühmten protestantischen Gelehrten eingestanden; Zeugnisse von Wohlfahrt, Henke, Goeß	150.
Kunstgriffe der Protestanten bei neuen Erzeugnissen der kathol. Litteratur	151.
Berichtigung der Begriffe über Katholizismus	151.
Bekräftigende Urtheile angesehener, aber unbefangener protestantischer Schriftsteller: Herder, Planck, Marheinecke, Menzel, Joh. v. Müller, Tschirner u. a. m.	153—159.
Auffallende Intoleranz von protestantischer Seite; der Heidelberger Catechismus	160.
Der Bernerische Catechismus	161.
Angesehene protestantische Theologen machen sich greller Verläumdungen schuldig; Fäsi	—
Gesner; Amthor	163.
Marheinecke; Röhr; Häfeli u. A.	164.
Urtheil von Göthe und Lavater über solche Rästerungen	165.
Unrichtige Vorstellungen vom Befeh- rungsgehalt der Katholiken	167.
Professianismus; Urtheil von Planck und Göthe	168.
Noch ein Wort über Intoleranz; Heidelberger Catechismus; Zürcher Catechismus; gesetzliche Strenge Berns und Zürichs.	169.
Urtheil eines angesehenen protestant. Theologen über Herstellung der Excommunication	—
Intoleranz der Lutherischen Confession insbesondere.	170.
Berichtigung der Begriffe von wahrer und falscher Toleranz.	172.

Gefahr einer Ausartung der Toleranz in Indifferentismus	174.
Unterschied der Beweggründe zum Uebertritt der Katholiken und Pro- testanten	176.
Aphorismen über Glaubenswechsel; Stimmen berühmter Schriftsteller: Burdett, J. G. Müller, Clausen	177.
Marheinecke, Dallas.	178.
Treffende Replik des Grafen v. Stol- berg an den Herzog von Weimar	179.
Namensverzeichnis der merkwürdigen Convertiten in älterer und neuerer Zeit; im XVI. Jahrhundert	181.
Im XVII. Jahrhundert	182.
Im XVIII. Jahrhundert.	184.
In den jüngsten Decennien.	185—190.
Allgemeine Uebersicht der neuern Con- vertiten in Holland, Oestreich, Un- garn, Polen, Schlessen, Preußen	191.
In der Schweiz; höchst bedeutame Vor- fälle in England	192—195.
Schlußbemerkungen hierüber	196.
Der den Katholiken fälschlich aufge- bildete Convertiten-Eid; Widerle- gung dieser ruchlosen Anschuldigung	198.
Nähere Prüfung einzelner Abwei- chungspunkte zwischen beiden christlichen Hauptconfessionen; grundle- sende Beschuldigungen gegen den Ka- tholizismus hinsichtlich des Bibel- verbots	199.
Kluge Behutbarkeit der katholischen Kirche.	200.
Mißgriffe der Protestanten.	201.
Bestätigendes Urtheil berühmter Schrift- steller ihrer eignen Confession	—
Bibelverbreitung; Bibelgesellschaften; Bibelversetzungen	204.
Luthers Bibelübersetzung	205.
Bibelverbreitung unter den Katholiken	207.
Schlußbemerkungen hierüber	208.
Fastengebot; Erläuterung; Aus- spruch der helvetischen Confession	210.
Ueber Selbstverläugnung und Enthalt- samkeit	211.
Geschichtliche Begründung; Beweis- stellen aus dem alten und neuen Te- stamente. Jesu eignes, vorleuchtendes Beispiel.	212.
Schon bei den Völkern des Alterthums war das Fasten in Übung.	—
Wahrer Sinn und Zweck des Fasten- gebots; Absicht der Kirche	213.
Reinigungsort (Fegfeuer); Vor- schrift des Concils von Trident.	214.
Frühe Begriffe der Protestanten.	215.
Meinungen der Griechen und Römer	216.
Zeugnisse der Kirchenväter.	217.
Erörterung der betreffenden Schrift- stellen	218.
Urtheile Luthers und Calvins.	219.

	Seite.		Seite.
Vernunftmäßigkeit und Wohlthätigkeit dieser Lehre.	220.	Fürbitte unter den Gläubigen auf Erden.	222.
Fürbitte des katholischen Christen für seine hingeschiedenen Brüder; Urtheile von Grotius.	221.	Moralischer Antrieb hiezu.	223.
Von Calvin und Melancthon.	222.	Ausspruch der helvetischen Confession — Stimmen angesehener protestantischer Schriftsteller: Köppen, Horst, Less, Tschirner, Nebe u. A.	224.
Verbindung der Gläubigen in der streitenden Kirche mit ihren abgeschiedenen Gliedern im Reinigungsort. —		Leibnitz, Gollter	225.
		Forbes; Schlußbemerkung.	226.









THE ARCHIVE

